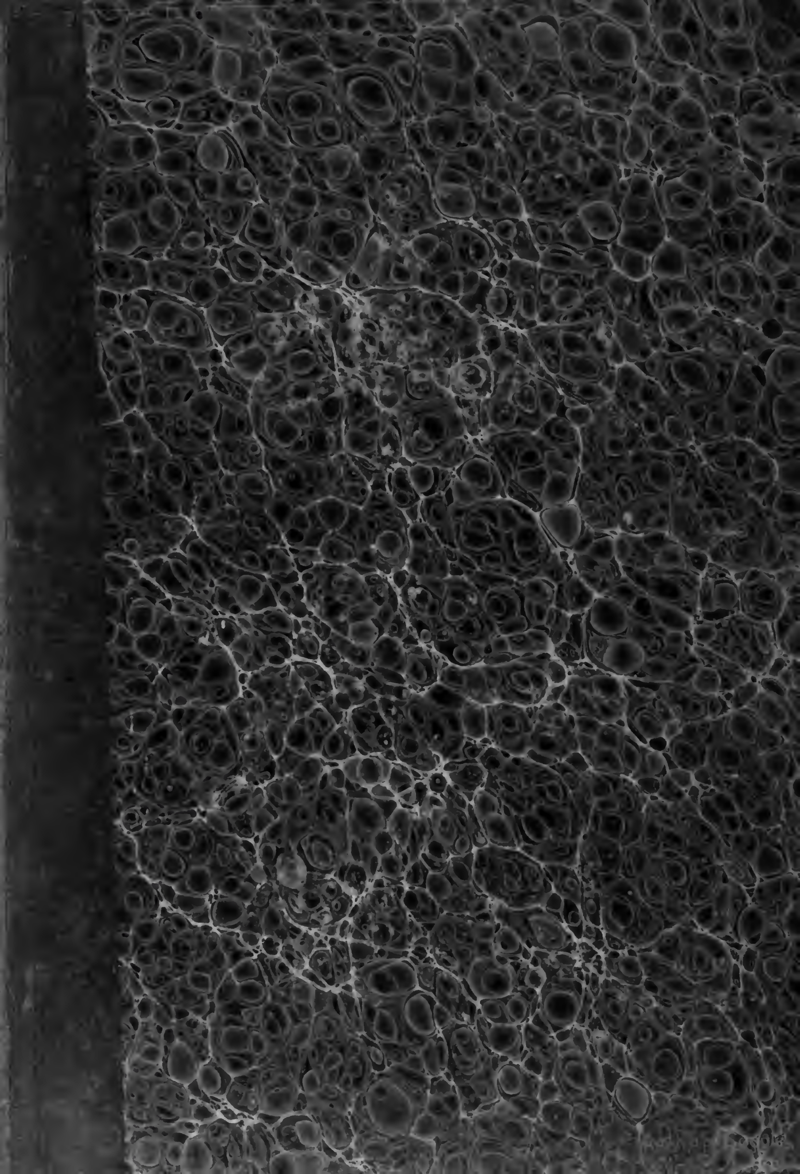
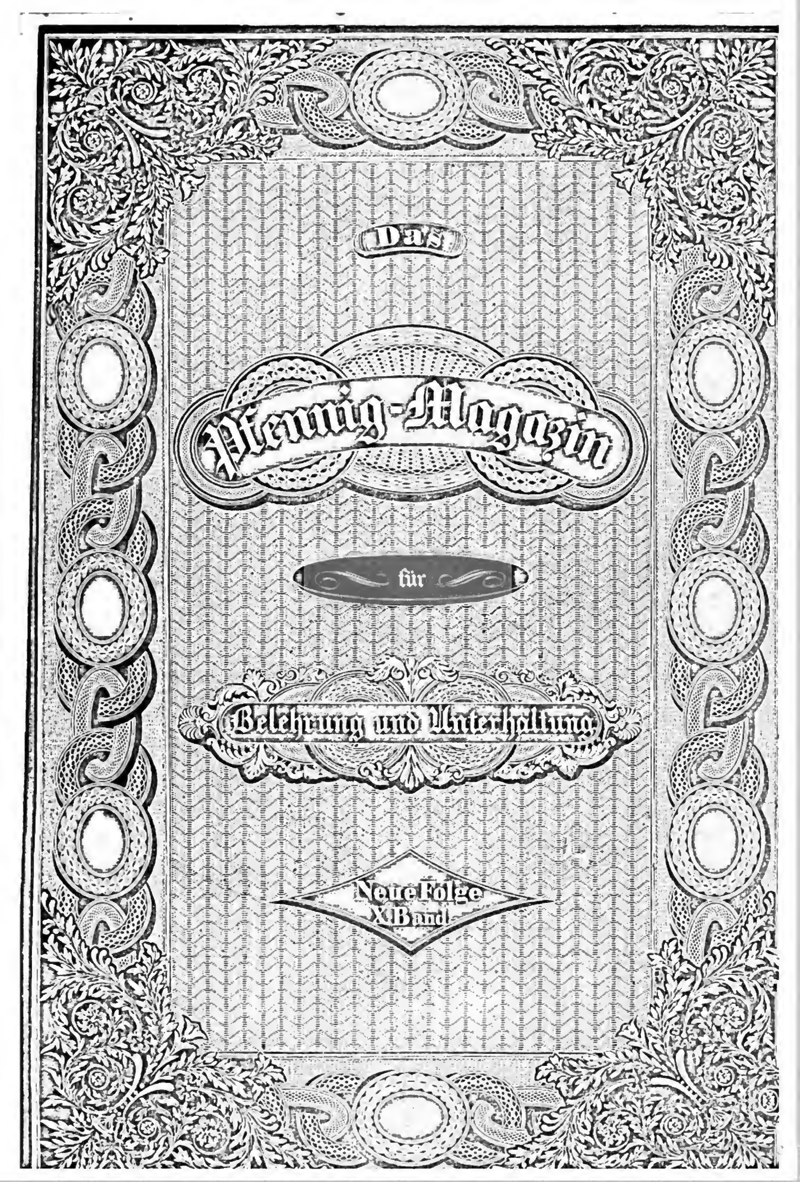





Das
Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung
Neue Folge
X Band

Das
Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang.

Nr. 470—521.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.

Inhaltsverzeichniß.

Zur bequemen Übersicht der mit Abbildungen versehenen Aufsätze sind die Titel derselben mit gesperrter Schrift gedruckt; die mit [ ] versehenen Ziffern weisen die Nummer des Stücks nach, die am Ende der Zeilen stehenden die Seitenzahl.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 470.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [3. Januar 1852.

Flucht nach Ägypten.



Macht der Kindesliebe.

Am 7. August 1834 kam der Marquis von Louvois am Fuße der Pyrenäen an. Auf dem Bocke seines Wagens saß ein junger Bedienter, dessen ganze frühere Lebensgeschichte sich in wenige Worte zusammenfassen läßt. Paul war der Sohn eines armen Viehhändlers, welcher außer ihm noch neun Kinder zu ernähren hatte; Paul hatte sich daher sehr glücklich geschätzt, bei Herrn von Louvois in Dienst zu kommen.

Der Wagen rollte auf der ungleichen Straße dahin, die zur Rechten das lachende Thal von Argelez beherrscht, und wo das Auge freudig hinausschweift, den Lauf des Wassers aufwärts verfolgend durch die dichten Baumgruppen, aus denen hier und dort die Trümmer eines alten Thurms, die in der Regel ebenso interessant und denkwürdig als malerisch sind, hervortreten. Über dem dunkeln, bewegten Meere ragen einzelne beschneite Gipfel aus den Wolken hervor — eine Thurmspitze zieht den Blick auf sich, und bald entdeckt man ein Dörfchen, das fast ganz verhüllt ist von der Waldung und wie in einer Wiege von frischem Grün steckt. Unter dem Peitschengeknall des Postillons fuhr der Wagen des Marquis an einem alten Manne vor-

über, der desselben Wegs ritt und sich alle Mühe zu geben schien, in der Nähe des Wagens zu bleiben. Dem Marquis war an diesem Wetteifer durchaus nichts gelegen; endlich mußte der Alte zurückbleiben, und ohne daß Mann und Roß sich wieder blicken ließen, kam Herr von Louvois auf der Station Pierrefitte an. Froh, des unheimlichen Gefühls wegen dieses Wettkampfs enthoben zu sein, verlangte er sogleich Pferde zum Weiterfahren. An diesen fehlt es selten in Pierrefitte, aber desto öfter sind die Wege unfahrbar, und auch am 4. August 1834 hatten die Gebirgswasser die Ebene dergestalt überschwemmt, daß nicht durchzukommen war. Herr von Louvois mußte sich daher entschließen, in Pierrefitte auf der Post zu übernachten; es kam ihm sauer genug an, denn der Ort ist ein so langweiliges Nest, als irgend eins auf der ganzen Strecke von den Ufern des Tet bis zur Rivette sein kann.

Herr von Louvois setzte sich an den langen Tisch, um zu speisen. Plötzlich wurde am Ende desselben ein zweites Couvert aufgelegt; ein alter Mann trat herein und nahm mit höflichem Gruße Platz. Es war dies kein Anderer als der Reiter, welcher den Wagen des Marquis eine Zeitlang so eifrig begleitet hatte. Zuerst warf Herr von Louvois nur einen flüchtigen Blick der Neugier auf ihn; als er ihn aber öfter und aufmerksamer betrachtete, fing der Greis an ihm interessant zu werden und er konnte sich einer gewissen Anziehung zu ihm nicht erwehren. Das Gesicht des alten Mannes war von edlem und sanftem Ausdruck; gleichsam wie beschattend lag das weiße aber volle Haar um sein ehrwürdiges Haupt und sein Blick schien von nicht gewöhnlicher Empfindung beseelt; die Thränen, welche unwillkürlich dann und wann hervortraten, verriethen einen Sturm seines Innern, der sich nur mit Mühe beschwichtigen ließ und sich Luft zu machen strebte. Bald war ein Gespräch im Gange.

Sie werden sich gewundert haben, mein Herr, über meinen Eifer von vorhin, wie ich mich abgemüht, mit Ihrem Wagen gleichen Schritt zu halten. Dies für mein Alter durchaus unpassende Bestreben mag Ihnen wol keine sonderliche Meinung von meinem Verstande beigebracht haben!

Ganz und gar nicht, versetzte Herr Louvois. Es hat mir einzig und allein die Vermuthung aufgedrängt, das Zusammentreffen mit mir, Sie mögen mich nun erwartet haben oder nicht, sei Ihnen nicht ganz gleichgültig und Sie hätten mir vielleicht etwas mitzutheilen.

Es wird wol nicht anders werden, zumal da Sie selbst mir die Zunge lösen, erwiderte der Greis. Aber wie fange ich's an, Das zu sagen? Meine ganze Absicht ging darauf, die Aufmerksamkeit eines jungen Bedienten auf mich zu ziehen, der auf Ihrem Wagen vorn auf dem Bocke saß. Darf ich fragen, seit wie lange er in Ihren Diensten ist?

Seit zwei Jahren, sagte Herr von Louvois, und ich kenne ihn von seiner Kindheit an; aus seiner Familie ist er direct zu mir gekommen.

Aus seiner Familie! wiederholte der Greis. Er sah dabei gen Himmel und die Thränen strömten ihm aus den Augen.

Reden Sie, reden Sie um Alles in der Welt, rief Herr von Louvois. Ich verstehe kein Wort von Ihrem räthselhaften Auftreten. Aber ich bitte um Aufklärung und verspreche Ihnen Trost und Hülfe, wenn es in meinen Kräften steht.

Ein Seufzer des Zweifels und ein Verneigen des Hauptes als Zeichen seines Dankes waren seine erste Antwort. Endlich begann er: „Sie erlauben mir also? Ich aber habe Sie im voraus um Verzeihung zu bitten, wenn Sie in meinen Worten etwas Irrsinniges finden sollten. Die Verwirrung, die Aufregung, in die mich die Eindrücke der letzten Zeit versetzt haben, lassen mir bisweilen nicht die Kraft, mich zu entscheiden, was ich glauben und was ich verwerfen soll. Ich heiße Despin und bin Maire des Städtchens Gaujac. Noch vor vier Monaten war ich ein so glücklicher Mensch, wie einer auf der Welt nur gefunden werden mag. Wir, meine Frau und ich, haben viel mehr im Vermögen, als man bei mäßigen Ansprüchen zum behaglichen Leben und zur Linderung mancher fremden Noth gebraucht. Unser Wunsch und unsere Hoffnung war, dies Vermögen mit dem Vortheil der glücklichen Unabhängigkeit, deren wir uns selbst dadurch zu erfreuen gehabt, und mit einem guten Namen unserm einzigen Sohne zu hinterlassen, der unsere Sorge für ihn durch die besten Eigenschaften und mit der zärtlichsten Liebe rechtfertigte und erwiderte. Da entriß uns denselben, 22 Jahre alt, der Tod und unser Glück war aus. Wir hatten zu lange gelebt!"

Hier unterbrachen ihn die strömenden Thränen von neuem. Nach einer Pause fuhr er fort: „Ein Stein mit einem Kreuz daneben, das ist Alles, was uns von ihm geblieben ist. Von meinem trostlosen Schmerze, mein Herr, können Sie auf den der Mutter schließen. Oft, wenn der Himmel einmal ein Stündchen Schlummer auf meine müden Augen senkte, stahl sich die Alte von meiner Seite fort hinaus auf den Kirchhof, um dort zu weinen am Grabe ihres Sohnes. Neulich in einer kalten feuchten Nacht gewahrte ich, als ich plötzlich erwachte, ihre Abwesenheit und stand auf, sie zu suchen oder vielmehr zu finden, denn ich wußte wol, wo sie war. Ich komme auf den Kirchhof, ich rufe, sie antwortet nicht; ich eile zum Grabe, sehe sie nicht — da entdecke ich sie, am Boden liegend, regungslos und ohne Bewußtsein. Gott! Schon dachte ich, daß der Tod auch sie mir genommen. Mein Weggehen aus dem Hause hatte ein paar meiner Leute munter gemacht; sie waren mir von fern gefolgt und eilten nun herbei. Sie trugen meine Frau nach Hause, ich wurde nachgeführt. Noch hatte ich nicht Alles verloren, sie kam wieder zu sich. Die Leute gingen — wir blieben miteinander allein.

Ich las in den Mienen meiner armen Frau eine ungemeine Aufregung ihres Innern. Ihre Augen leuchteten mit einem so eigenthümlichen Glanze, wie ich nie an ihr wahrgenommen.

Unser Sohn ist vielleicht nicht todt, sagte sie, indem sie mir die Hand drückte. Vielleicht ist sein Grab leer.

Diese Worte erfüllten mich mit neuer Unruhe; ich fürchtete, die Verzweiflung könne ihren Verstand verrückt haben.

Höre, fuhr sie mir fester Stimme fort wie Jemand, der den Andern zum Glauben zwingen will, du weißt, wie ich stets die heilige Jungfrau verehrt und Alles beständig vermieden habe, was sie mir hätte ungeneigt machen können. Nun! An sie habe ich mich gewendet in dem Unglück, das uns betroffen, und nach allen Anzeichen hat ihre himmlische Gnade meine Hoffnung nicht unerfüllt gelassen. Ich habe sie schon zwei mal gesehen.

Heiliger Gott! rief ich, wen denkst du gesehen zu haben?

Sie selber, versetzte sie mit höchster Ruhe, und von dem Glanze, der sie umgab, sind mir die Sinne ver-

gangen; daher rührte der Zustand, in welchem du mich eben auf dem Kirchhofe gefunden. Aber ihre Worte klingen mir noch vor meinen Ohren, als wenn ich sie in diesem Moment erst vernähme. Du hast mich angefleht, sprach sie zu mir, und ich bin nahe Denen, die zu mir kommen mit reinem Herzen. Schicke deinen Mann auf den Weg ins Gebirge, dort wird er das Kind wiedersehen, das ihr verloren habt. — Was würden Sie gethan haben an meiner Stelle, mein Herr?

Dennoch war ich anfangs unschlüssig, denn meine Erziehung, der Umgang mit gebildeten Menschen und Lecture hatten mich von den Vorurtheilen des großen Haufens frei gemacht. Aber die Erscheinung wiederholte sich nach den Betheuerungen meiner Frau mehre male an demselben Orte und unter denselben Umständen. Ich kannte die Herzenseinfalt, die strenge Gewissenhaftigkeit meiner Frau und wußte, daß sie auch nicht der kleinsten Lüge fähig sei; auch stand diese Erscheinung ganz allein in ihrer Seele, ohne die geringste Störung ihres Gemüths oder Verstandes; im Gegentheil ihre Verzweiflung, durch diese himmlische Verheißung beschwichtigt, ließ nach und sie gewann zu meiner großen Freude von Tag zu Tag mehr und mehr die Heiterkeit der Seele wieder, seit ihr diese überirdische Offenbarung, in der Sie wahrscheinlich nichts als eine Thorheit sehen, geworden war. Was soll ich Ihnen sagen? Ihr Traum schuf ihr doch einen Trost, wie ihn alle Weisheit der Menschen ihr nicht zu geben vermochte, und ich ließ mir angelegen sein, in ihre Hoffnungen einzustimmen und dieselben auf alle Weise zu unterstützen, mehr allerdings dabei auf die lindernde Macht der Zeit als auf die wirkliche Erfüllung des Wunders vertrauend. Auch ich bedurfte des Wunders, und welcher Mensch bedürfte desselben nicht, um sich mit dem Leben zu versöhnen? Aber ich rechnete nicht darauf. Doch brach ich auf, als der durch die Erscheinung bezeichnete Zeitpunkt da war, und heuchelte beim Abschied selber eine Überzeugung, die in meiner Seele doch nichts weniger als einen festen Boden hatte. Von dieser Zeit an bin ich unaufhörlich im Gebirge umhergeirrt, vergeblich, wie ich mir es vorher gedacht hatte, und schon wollte ich morgen nach Hause zurück, der Unglücklichen, die voll Hoffnung daheim jede Minute bis zu meiner Rückkunft zählt, vielleicht den Tod zu bringen, als heute früh ...

Nun, Herr Despin, als heute früh? ...

Als ich heute früh meinen Sohn auf dem Bocke Ihres Wagens sitzen sah, aber er hat mich nicht erkannt.

Paul, Ihr Sohn, sagen Sie?

Ja, so ist der Name meines Sohnes, ja es muß auch mein Sohn sein, aber er hat mich nicht erkannt. Ich habe ihn während des ganzen Wegs genau betrachtet und beobachtet. Eben habe ich ihn wieder gesehen und mit ihm gesprochen unten im Hofe — es ist mein Sohn. Ich habe mich nach seinem Alter erkundigt, er ist genau so alt wie mein Sohn. Er hat seine Züge, er hat den Ton seiner Stimme. Mein Sohn hat ein Mahl auf der Wange, auch er. Wenn er nach Gaujac käme, Jedermann würde meinen Sohn in ihm wiedererkennen. Erkenne ich ihn doch wieder, ich, der sich hierin nicht täuschen kann, ich, der ich sein Vater bin! Aber er erkennt mich nicht!

Despin's Thränen flossen von neuem und er versank in ein düsteres Stillschweigen, den Kopf in die Hände gestützt.

Herr von Louvois war aufs tiefste bewegt. „Glauben Sie mir", sagte er zu dem Greise, „daß ich von Herzen gern den Irrthum verlängern wollte, der Ihren Kummer für den Augenblick gehoben hat, wenn es von mir abhinge, ihn zu unterhalten, ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen. Ein unglaublicher Zufall hat diesen Irrthum hervorgerufen, und ich weiß nicht, ob er nicht mehr geeignet sein möchte, Ihren Schmerz zu vermehren als ihn zu lindern." Und in theilnehmendster Weise suchte er ihn von seiner Täuschung, seiner Sinnesverwirrung zu bekehren.

Es hängt von Ihnen ab, Sie sind es im Stande, mein Herr, mehr als Sie denken, diesen Zufall, diesen Schein zur Wirklichkeit zu erheben, versetzte Despin und sah Herrn von Louvois mit flehendem Blicke an. Sie verwundern sich über meine Worte, und ich finde Ihre Verwunderung begreiflich, aber hören Sie, worin meine letzte Hoffnung besteht. Paul's Familie ist offenbar nicht wohlhabend, da er hat in Dienst ziehen müssen. Er ist nicht mein Sohn, ich muß es jetzt glauben; aber seine Ähnlichkeit mit meinem Sohne hat mich getäuscht und würde die nämliche Wirkung in noch höherm Grade auf die Mutter ausüben. Ist er nicht der Sohn, den ihr die Gnade des Himmels gibt? Ich biete ihm eine Mutter, einen Vater, die beide nur seinem Glücke leben wollen; ich biete ihm mein ganzes Vermögen; der Jüngling soll nur sich selber angehören, nur sich leben, keine andern Pflichten übernehmen als die, welche unsere Neigung ihm auferlegt und die nichts Anderes wieder fodert als Neigung. Er war arm, er soll reich sein; er diente, er soll bedient werden; Ihre Güte hat sicher sein Glück im Auge gehabt, wir wollen es machen und für immer begründen durch unsere Zärtlichkeit für ihn; er wird uns dafür lieben, ich bin dessen gewiß, denn wir haben ihn ja schon früher, schon längst geliebt in einem Andern. Alles verbürgt mir, es hat jenem Vorgefühle, jener Verheißung ein Sinn zum Grunde gelegen, dessen Wahrhaftigkeit sich gestern meinen Augen offenbart hat. Dergleichen Wunder läßt der Himmel nicht umsonst geschehen; an Paul hat er ein Unrecht des Zufalls, an uns ein Unrecht der erbarmungslosen Natur, die uns unsern Paul entrissen, ausgleichen wollen. Der Arme soll einmal reich werden, das trauernde Älternpaar wieder einen Sohn haben. O, versagen Sie mir nicht, ich beschwöre Sie, Ihren Beistand und Ihre Vermittelung. Ich bringe meiner unglücklichen Frau den Tod, wenn ich ihr den Sohn nicht zurückführe." Bei diesen Worten ergriff Despin die Hände des Herrn von Louvois und benetzte sie mit seinen Thränen.

(Beschluß folgt.)

Die Banane.

Eine bessere Frucht als die Banane (Musa paradisiaca) trägt schwerlich ein Baum auf der Erde. Was jetzt die Kartoffel den Europäern geworden ist, das ist und bleibt die Banane dem Klima von Indien, da sie mit Wohlfeilheit Nahrhaftigkeit und erfrischende Kraft vereinigt. Das Fleisch der besten ist süß, breiartig, mild und kühlend; auch roh und unreif können sie gegessen werden, überdies gekocht, geröstet, getrocknet und eingemacht. Die Blätter der Banane werden oft zwölf Fuß lang und eine Elle breit, sodaß sich ein erwach-

sener Mensch mit einem Blatte vollkommen bedecken kann. Auch werden diese Blätter zu Kleidern, Tischtüchern, zum Einpacken der Waaren und zum Decken der Häuser benutzt.

Fruchtkolben der Banane.

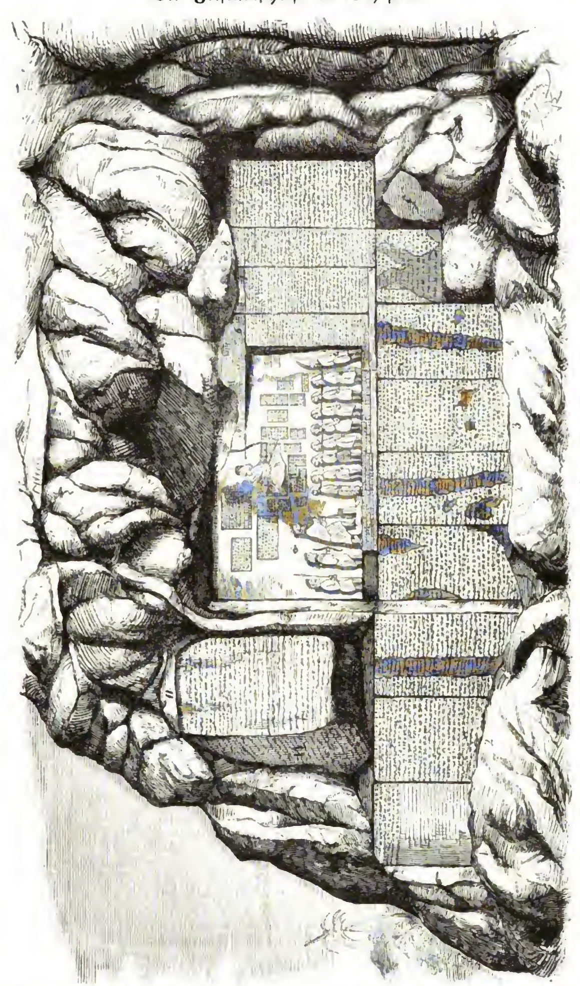


Blütenkolbe der Banane.



Frucht der Banane und dergleichen Querdurchschnitt.

Die Felseninschrift in Behistun.



Wenn mächtige rohe Völker und ihre Fürsten sich bis zu einem gewissen Grade der Cultur erhoben haben, so suchen sie ihre Thaten, Macht und Herrlichkeit durch Denkmäler zu verewigen, die sich dann nicht

sowol durch edle Formen und Schönheit, als vielmehr durch Masse, Größe und lange Dauer auszeichnen. Ägypten legt noch heute durch seine Obelisken, Pyramiden, Tempel, Sphinxe und die ungeheure Größe einiger Bildsäulen von den Herrschern Zeugniß ab, die sie bauten. Die noch ältern Bauwerke in Hindostan zeigen uns große Felsen, zu Tempeln ausgehauen. In ähnlicher Art haben auch die Könige Mediens, Assyriens und Persiens ihr Andenken für alle kommenden Geschlechter aufzubewahren gesucht, und unter so vielen Überresten dieser uralten Zeit zeichnet sich besonders ein Felsen an der Grenze von Persien nahe bei dem Dorfe Behistun oder Bisutun unfern der Stadt Kirmansatak am obern Tigris aus. Die ganze eine Felsenfläche ist mit dreifacher Keilschrift, d. h. mit der Schreibart bedeckt, welche die Assyrer, Meder und Babylonier für ihre Sprache anwendeten und welche bei der größten Ähnlichkeit doch in dreierlei Formen existirte. Da der Felsen sehr hoch und die Schrift zum Theil im Laufe der Jahrhunderte verwittert ist, von den Sprachen selbst aber auch nichts übrigblieb, so hat erst die neueste Zeit den Sinn solcher Inschriften theils zu lesen, theils zu deuten begonnen. Denjenigen der Inschriften zu Behistun kann man am leichtesten errathen. Sie fallen in die Zeit, wo der persische Monarch bereits siegreich der Herrschaft in Medien und Babylon ein Ende gemacht hatte. Die Gefangenen werden vor ihn gebracht, grausam gefesselt. Ob er Cyrus, Darius oder Artaxerxes heißt, kann uns gleichgültig sein. Oben sitzt die Gottheit, Ormuzd, der seinen Waffen Glück verlieh und welchem die Gefangenen am Ende gar zu Opfern bestimmt sind. Schon scheint er ihnen dies Schicksal selbst zu verkünden. Wer die vielen mit Zahlen bezeichneten Felseninschriften vollkommen lesen könnte, würde sicher über den orientalischen Schwulst staunen, mit welchem die Thaten des persischen Königs beschrieben sein mögen.

Friedrich der Große.

Es wird den Lesern dieser Blätter ein Dienst geschehen, wenn wir ihnen einige Stellen aus Friedrich's des Großen Werken mittheilen, damit sie den königlichen Philosophen und den philosophischen König aus seinen eigenen Worten kennen lernen.

Daß Friedrich der Große seine sämmtlichen Werke in französischer Sprache geschrieben hat, ist allbekannt. Er war französisch unterrichtet worden, sprach von Jugend auf fast nur Französisch und ging auch als Mann und als Greis wissenschaftlich beinahe nur mit französischen Gelehrten um. Wir erinnern z. B. an den bekannten Voltaire, dessen Zimmer jeder Besuchende von Sanssouci neben dem Friedrich's des Großen noch heute sehen kann. Aus dem Grunde haben wir die Citate aus seinen Werken hier in deutscher Übersetzung zu geben. Damit aber der Leser ersehe, wie schlimm es um den deutschen Stil und um die deutsche Schriftsprache des großen Königs stand, wollen wir auch einige Proben davon bringen.

Bevor er den Thron seiner Väter bestieg, war seine Sorge Tag und Nacht, sich auf sein Regentenamt auf das beste vorzubereiten. Mit unermüdlichem Eifer studirte er und erwarb sich über die schweren Pflichten, die ihm als Regenten obliegen würden, eine möglichst vollständige Klarheit, allezeit bemüht, seinen Blick rein und von äußern Einflüssen ungetrübt zu erhalten. Schon als Kronprinz schreibt er: „Der Fürst muß sich erinnern, daß er ein Mensch ist wie der geringste seiner Unterthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der erste Minister der Gesellschaft ist, so soll er dies Alles nicht blos vorstellen, sondern alle damit verbundenen Pflichten erfüllen. Er ist nichts als der erste Diener des Staats und ist verbunden, mit aller Rechtschaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte."

Seine ganze Zeit und seine ganze Thätigkeit war seinem großen Berufe gewidmet. Selten hat ein Fürst seine Geschäfte so gewissenhaft und regelmäßig abgewickelt und sich so wenig Stunden zur Erholung gegönnt als Friedrich der Große. Er war jeden Morgen um 4 Uhr bei der Arbeit und hätte sich lieber des Schlafs gänzlich enthalten. „Sie haben Recht", schreibt er einem Freunde, „wenn Sie sagen, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben; denn nichts hat mehr Ähnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang."

Wie er rastlos in seinem Cabinet arbeitete, so war er auch seiner Pflichten unausgesetzt eingedenk, wenn er reiste. Er benutzte jede Gelegenheit, mit seinen Unterthanen, selbst den niedrigsten Bauern, zu sprechen. Die Ortsrichter fragte er aus, wie die Unterthanen von den Edelleuten und Beamten behandelt würden; Landräthe und höhere obrigkeitliche Personen mußten sich da einstellen, wo er eben auf einer Reise hinkam.

Vornehmlich sorgte er dafür, daß in seinem Lande eine gleichmäßige Justiz geübt wurde. So war es z. B. vormals Sitte, Wilddiebstähle besonders hart zu bestrafen. Einst war ein Wilddieb zu sechs Jahren Festungsstrafe verurtheilt worden. Als das Urtel zur Kenntniß des Königs kam, schrieb er eigenhändig folgende Worte an die Behörde: „Dieweil ich keine Proportion zwischen einem Verbrechen von Wilddieberei und dieser Strafe finde, und zwar um so weniger, als ich zeither angemerkt habe, daß, wenn sonsten in Pflichten stehende Kassenbediente wegen verübten Betrugs und Vergreifung der ihnen anvertrauten Kassengelder zur Inquisition gebracht und wider sie hat erkannt werden müssen, man selbigeu nicht mehr als eine einjährige Strafe zum Festungsarrest zuerkannt hat, welches pflichtlose Betragen demnach mit einer Wilddieberei und der deshalb erkannten Strafe in keiner Proportion stehet: so ist mein Wille, daß ihr die Strafe in nähere Erwägung nehmen und anderweitig darüber erkennen lassen sollet, daß unter den Verbrechen und deren Bestrafung eine rechte und billige Proportion gehalten werde und leichte Verbrechen nicht so hart, hingegen große nicht so gelind bestraft werden."

In seinen Werken finden wir einst den Satz aufgestellt: „Es ist kein Mensch geboren, um der Sklave seines Gleichen zu sein." Dieser Wahrheit ganz gemäß handelte er und verordnete, daß diesem Grundsatze in seinem Lande nachgekommen würde. Bald nach seiner Thronbesteigung heißt es in einer Verordnung: „Da verschiedene Beamte die Bauern mit Stockschlägen tractiren, Seine Majestät dergleichen Tyrannei gegen dero Unterthanen durchaus nicht gestatten wollen, so wollen Höchstdieselben, daß wenn hinfort Einem bewiesen werden kann, daß er einen Bauer mit dem Stocke geschlagen habe, Ersterer sodann deshalb alsofort und ohne Gnade auf sechs Jahre zur Festung gebracht werden soll."

Die geistige und namentlich die sittliche Veredlung seines Volkes lag ihm sehr am Herzen. Eigenhändig schreibt er im Jahre 1771 über die schlechten Lehrer

auf den Dörfern: „Die schlechten Schulmeisters seind Schneiders die meisten", und verordnet, „man müßte sehen, ob man sie in kleinen Städten könnte schneidern lassen, oder wie man sie sonsten unterbringet, damit die Schulen desto eher in guten Stande kommen können, was eine interessante Sache ist." Und als sein Minister meldete, daß der der Frömmelei zugeneigte Abt Hähn in Kloster-Bergen bei Magdeburg die früher blühende Anstalt herabkommen lasse, schrieb er an den Rand der Eingabe: „Der Abt tauget Nichts. Man muß einen andern in der Stelle haben. Kein Mensch will jetzt seine Kinder dahin schicken, weil der Kerrel ein übertriebener pietistischer Narr ist."

Was er als recht und gut erkannt hatte, das behielt er unverrückt im Auge, das erstrebte er mit allem Eifer, unbekümmert um Das, was Lüge, Verleumdung, Spott und Hohn dazu sagen mochten. „Ich denke", schreibt er an einen Freund, „sagt man etwas Böses von dir, und es ist wahr, so bessere dich; sind es Lügen, so lache darüber. Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um die Bullenbeißer, die auf der Landstraße bellen."

Wem fällt hierbei nicht ein, wie er einst, als man ein jämmerliches Spottlied auf seine Person in einer berliner Straße angeklebt hatte, seinen Begleitern zurief: „Hängt doch das Bild niedriger; die Leute müssen sich ja die Hälse ausrecken!"

Von keiner Seite her ist Friedrich der Große heftiger angegriffen und härter und ungerechter beurtheilt worden als von Seiten der Theologen. Es ist ihm Unglaube, Gleichgültigkeit, sogar Haß gegen die Religion, das Heiligste im Menschen, Schuld gegeben worden. Verdient das der große König? Und wenn nicht, woher die schwere Anklage?

Wer, wie er, sein Volk tugendhaft zu machen, sich sein Leben lang bestrebte; wer in der Übung der Tugend selbst die größte Ehre suchte, der kann nicht gottlos, nicht irreligiös sein. Die Religiosität Friedrich's bestand aber nicht in prunkhafter Übung äußerer Kirchengebräuche, nicht in starrem Festhalten streitiger und bestrittener Satzungen. Solche Religion war ihm im höchsten Grade zuwider, und schonungslos geht er über Die her, die das Christenthum in solchen unwesentlichen, oft sogar verwerflichen Sachen suchen.

Leider traf er damit die meisten Theologen seiner Zeit. „Was die Theologen betrifft", schreibt er, „so scheint es, daß sie sich im Allgemeinen alle gleich, von welcher Religion und Nation sie sein mögen; ihr Zweck ist stets, sich eine despotische Herrschaft über die Gewissen anzumaßen; dies reicht hin, sie zu eifrigen Verfolgern aller Derjenigen zu machen, deren edle Kühnheit es wagt, die Wahrheit zu entschleiern. Ihre Hände sind immer mit dem Blitze des Anathems bewaffnet, um das Hirngespinst der Irreligiosität zu zerschmettern, welches sie unaufhörlich bekämpfen. Indeß predigen sie Euch die Demuth, eine Tugend, die sie nie ausgeübt haben, und nennen sich Diener eines Gottes des Friedens, dem sie mit einem Herzen voll Haß und Ehrgeiz dienen. Ihr Betragen, das ihrer Moral so wenig entspricht, würde meiner Ansicht nach allein schon fähig sein, ihre Lehre in Miscredit zu bringen."

Besonders konnte er sich in seinem Zorne kaum mäßigen, wenn er auf den Päpst und die höhere katholische Geistlichkeit zu sprechen kam. Zu seiner Zeit gab es in Deutschland mehre geistliche Fürsten, die, in kaiserlichem Aufwande und in üppiger Verschwendung lebend, ihre Länder aussaugten. Diese hat er offenbar im Auge, wenn er im „Antimacchiavel" sagt: „Die Gesetze von Sparta untersagten den Gebrauch des Geldes; die Prälaten machen es ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß sie dasselbe für sich behalten, nachdem sie es dem Volke genommen. Selig, rufen sie aus, sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihrer! und da sie wünschen, daß alle Welt selig werde, so sorgen sie zunächst dafür, daß alle Welt arm wird."

Leicht zu erklären ist es daher, wenn er, wie wir oben erwähnten, sich so derb über den Abt Hähn in Kloster-Bergen ausdrückte. Als des Abts Stelle durch einen Andern besetzt werden sollte, den das Ministerium dringend empfahl, schrieb er wörtlich: „Guht, wo er nuhr kein Muker ist", und als einst die halleschen Theologen durch unsinniges Eifern seinen Zorn rege machten, so resolvirte er eigenhändig Folgendes, was wir bis auf den Buchstaben als Beispiel seiner deutschen Ortographie wiedergeben:

„Die Halischen Pfafen müssen kurz gehalten werden; Es Seindt Evangelische Jesuiter, und mus man Sie bei alle Gelegenheiten nicht die Mindeste Autoritet einräumen. Ins künftige werden die Herrn Pfafen wohl vernünftiger werden, und nicht gedenken, das Directorium und mihr Nasen anzudrehen."

Friedrich's Religiosität war eine ganz andere als die, welche jene zelotischen Theologen foderten.

Wir erzählen ein einziges Beispiel, das dem denkenden, vorurtheilsfreien Leser ein Urtheil an die Hand geben kann.

Nach dem Siebenjährigen Kriege, der über sein Haupt und sein Volk schwere Sorgen und große Opfer gebracht hatte, feierte er sein Friedensfest nicht in Glanz und Pracht, nicht mit Glockengeläute und Trompeten und Pauken, sondern in folgender Weise. Er begab sich nach Charlottenburg, ließ den Organisten Bach kommen und befahl ihm, in der einsamen Schloßkapelle das Lied: „Herr Gott, dich loben wir!" zu spielen. Im heiligen Ernste, in tiefem Nachdenken hörte er, gestützt auf seinen Krückstock, dem Rauschen der Orgeltöne zu und helle Thränen des Dankes und des Schmerzes liefen über die Furchen seiner Wangen herab.

Brücke von St.-Maurice.



Mannichfaltiges.

Neujahrsgratulationen eigener Art ließ Friedrich der Große an sein Kriegsheer, das er regelmäßig beim Jahreswechsel zu beglückwünschen pflegte, ergehen. Der Befehl vom 31. December 1781 lautete: „Ihre Majestät der König lassen allen Herrn Offiziers zum neuen Jahre gratuliren und die nicht sind, wie sie sein sollen, möchten sich bessern." — Am 2. Januar 1783 lautete die Gratulation: „Ihre Majestät der König lassen allen guten Herren Offiziers vielmals zum neuen Jahre gratuliren und wünschen, daß sich die übrigen so betragen, daß Sie ihnen künftig auch gratuliren können." Gegengratulationen wurden verbeten.

Popocatepetl, der bekannte, noch thätige Vulkan in den Cordilleren, 16,781 pariser Fuß hoch über der Meeresfläche, im Jahre 1827 zum ersten male von den Briten Glennie und Taylor erstiegen, ist in jüngster Vergangenheit auch im Innern seines Kraters von einem jungen Gelehrten aus Luxemburg erstiegen worden. Aus einem Berichte über dieses Unternehmen an die Akademie der Wissenschaften in Brüssel theilen wir Folgendes mit: „Denken Sie sich ein Loch von ⅓ Lieues im Umkreise, mit einem Wall von Schnee und 500 Metres tief. Unten im Grunde herrscht ein Höllenlärm, etwa wie das Brüllen des Meers oder das Zischen von hundert Dampfmaschinen; in der Mitte ist ein Platz, geschlossen wie eine Citadelle, mit Bächen von heißem Wasser und rings umher ungeheure, 2—300 Metres hohe weiße Säulen von Schwefeldampf, die mit Wuth hervorbrechen, als ob ein Höllenfeuer sie triebe. Rings um diese Mündungen sind Bäche und Seen von Schwefel, Salzen, saurem Wasser und kochendem Schlamm. Die Schwefelseen gedenkt man nächstens auszubeuten."

Sprachencharakteristik.

Der Teufel hat Eva wälsch verführt,
Die Eva den Adam böhmisch überführt,
Der Herr Gott schalt sie deutsch; dann stieß
Der Engel sie ungrisch aus dem Paradies.

Der Dolada oder heilige Zahn Buddha's ist die am andächtigsten verehrte Reliquie der Bekenner des Buddhaismus. Er wird in einem kleinen Tempel von zierlicher Bauart aufbewahrt, der an den alten Palast der kandyschen Könige stößt und mit besonderer Sorgfalt bewacht, nicht allein aus Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Reliquie, sondern ebenso sehr aus Rücksicht auf die kostbaren Juwelen, welche das Gemach schmücken, in dem der kostbare Zahn eingeschlossen ist. Das Zimmer ist mit Stoffen von goldenem Gewebe behangen und ein Tisch von massivem Silber trägt den Schmuckkasten (Kurundu), in welchem der heilige Zahn unter goldenen Cocosnußblättern ruht. Die Freidenker unter den Buddhisten zweifeln an der Echtheit der Reliquie und behaupten, der etwa zwei Zoll lange Buddhazahn sei nichts als ein verfärbtes Stück Elfenbein, das nur an Gestalt und Größe Ähnlichkeit mit einem Eberzahne habe.

Die Uskoken bildeten sonst ein eigenes kleines Völkchen, das sich zu jener Zeit, als die Osmanen ihre Eroberungen bis nach Dalmatien ausdehnten, aus slawischen Flüchtlingen in die Gebirge von Kroatien und in die Kraine bildete. Sie beunruhigten als Seeräuber von Zengg aus die Türken und wurden bald als Raubgesindel verrufen; später zogen sie auch häufig auf Seeraub gegen Venedig aus, was von der östreichischen Regierung begünstigt wurde. Da sie inzwischen auch auf dem festen Lande zu rauben und zu plündern kein Bedenken trugen, bekriegte sie Kaiser Matthias im Jahre 1616 förmlich und machte ihrem Zusammenwohnen ein Ende. Die Uskoken wurden ins Innere abgeführt und unter die Militairgrenzer gesteckt, und von der Zeit an ist ihr Name als Volk verschollen. Im Kreise Laibach lebt er noch im Uskoker-Gebirgszuge fort.

Bananen. Wenn sich eine europäische Familie in Südamerika niederläßt, so ist das Erste, daß sie ein Bananenfeld pflanzt, das ihr Nahrung und andere Bedürfnisse liefere. Drei Dutzend Früchte genügen zum Unterhalt eines Mannes eine Woche hindurch und ersetzen das Brot, ja sie nähren mehr als dieses. Man röstet sie unter der Asche und ißt sie mit Fisch, Fleisch oder Mehl; in Stücke zerschnitten bäckt man sie in Oel oder Butter; auch kann man sie getrocknet essen. Läßt man sie im Wasser gähren, so geben sie ein geistiges Getränk, das mit Cider Aehnlichkeit hat. Die jungen Knospen der Pflanze werden als Gemüse verzehrt, das ebenso gesund als angenehm ist.

Bannwälder heißen in der Schweiz Waldungen, die sich oberhalb der Dörfer an den Bergwänden hinaufziehen und den Wohnungen der Menschen einige Sicherheit gegen herabrollende Lavinen bieten. Die Alpenbewohner haben vor den Bäumen, aus welchen sie bestehen, eine heilige Scheu. Oft haben sie in ihren Thälern nur Gestrüppe und wenige Büsche zum Brennen; aber einen Baum aus dem Bannwalde würden sie um alles Geld nicht umhauen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 471.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [10. Januar 1852.

Das Scherflein der Witwe.



Macht der Kindesliebe.

(Beschluß.)

Inzwischen war der Abend hereingebrochen und Herr von Louvois, den das Gespräch wahrhaft ergriffen, hatte keinen Zweifel über Meinung und Entschluß des Alten. Nach einigen Stunden ging er auf das Zimmer, wo Paul völlig angekleidet auf seinem Bett oder vielmehr einer Art von Pritsche ruhig lag und schlief.

Herr Despin saß am Fußende des Lagers, die Augen sehnsüchtig und unverwandt auf das lebende Bild seines verstorbenen Kindes gerichtet. Als Herr von Louvois eintrat, stand er auf, überreichte ihm eine förmliche Urkunde, worin Paul an Kindesstatt angenommen war und entfernte sich dann, ihm nochmals die Sache, an der sein Leben zu hängen schien, mit ehrfurchtsvoller Verneigung und flehendem Blicke empfehlend. Über das Geräusch im Zimmer erwachte Paul; als er seinen Herrn erblickte, fuhr er auf und wollte sich entschuldigen, nicht aufmerksamer gewesen zu sein.

Bleib'! sagte Herr Louvois zu ihm, setze dich zu mir und höre mit aller Sammlung und Aufmerksamkeit, deren du fähig bist, auf Das, was ich dir mittheilen werde. Du hast wol noch nie, fuhr er lächelnd fort, die Geschichte von dem Manne gehört, dem das Glück über Nacht kam, den es im Bett überraschte, und denkst wol noch weniger daran, daß du der Mann bist. Und doch ist dem wirklich so. Ein Wort, Paul, und du vertauschest meine Livree gegen den Frack eines stattlichen Bürgers. Ein Wort — und du bist ein reicher Mann!

Ehrlich gesagt, Herr Marquis, versetzte Paul, das würde mich gar nicht Wunder nehmen. Von meiner Kindheit an ist mir das prophezeit worden, und erst vor einigen Tagen in Auvergne wieder. Der Herr Marquis werden sich erinnern, wie wir in dem armseligen Wirthshause im Gebirge anhielten, um zu frühstücken und eben Gendarmen ankamen mit einem Zigeunerweibe, die sie zur Stadt ins Gefängniß führten und deren Gesicht den Herrn Marquis so frappirte. Es war auch keine Hexe gewöhnlichen Schlags; sie hatte etwas Würdevolles in ihren Mienen und man sah es ihr an, daß sie selber an ihre Kunst glaubte. Auch mir kam eine Art Glaube daran in den Sinn, sodaß ich nicht wagte meine Hand zurückzuziehen, als sie mit ihrer dürren Faust danach griff und mit gebieterischem Blick mich gewissermaßen zwang, sie auszustrecken. Ich meinestheils sah unterdessen wo anders hin, so grausenerregend war mir ihr Anblick.

Oh! oh! was seh' ich, sprach sie mit heiserer Stimme und murmelte zwischen den Zähnen. Es wird nicht lange dauern, mein Sohn, so hast du Felder und Wiesen, Heerden, Haus und Garten. Hast du Lust, dann und wann einmal in der Stadt die Geschäfte der Wirthschaft zu vergessen, in einem schönen Lehnstuhle von Sammet, im ersten Stockwerk eines geräumigen wohleingerichteten Hauses, das dir ebenfalls gehören wird — auch das steht hier, sowie ein Balkon mit Blumen besetzt, der die Aussicht auf den großen Platz hat und auf dem du, wenn es dir sonst Spaß macht, zum behaglichen Mittagsschläfchen sitzen kannst.

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten; denn das Leben, das sie mir vormalte, gefiel mir ganz vortrefflich.

Kaum bis in die Pyrenäen wirst du sein, setzte sie hinzu, indem sie meine Hand zornig von sich stieß, so wird dir das Glück geboten werden und du wirst es von dir stoßen.

Ich verstand nicht, was sie meinte und gab im Grunde auch so wenig auf das ganze Geschwätz der alten Hexe, daß ich seitdem nicht wieder daran gedacht habe.

Das Zusammentreffen dieser beiden seltsamen Ereignisse machte Herrn von Louvois stutzig. Nach einem kurzen Besinnen theilte er, was sich zwischen ihm und Herrn Despin begeben, an Paul mit und legte ihm die Urkunde vor, auf der nur noch die Unterschrift fehlte. Er entfernte sich dann, um dem Jünglinge Zeit und Ruhe zu gönnen, die Sache zu überdenken. Es war wol der Mühe werth.

Es war Tag geworden. Die Wasser der Gave waren in ihr Bett zurückgekehrt, ungeduldig stampften die Pferde im Stall und Herr von Louvois schickte sich zur Weiterreise an. Nach Verlauf einer Viertelstunde trat Paul zu seinem Herrn ins Zimmer mit bescheidener, aber fester, entschlossener Miene.

Nun! rief Herr von Louvois ihm mit Lächeln entgegen, habe ich das Vergnügen, mit dem jungen Herrn Despin zu sprechen?

Nein, gnädiger Herr, antwortete Paul, sondern nur mit Paul, mit Dem, der Ihr Bedienter gestern war, der es heute ist und der keinen andern Wunsch hat, als es immerdar zu bleiben, insofern Sie mit ihm zufrieden sind.

Hast du gehörig nachgedacht? entgegnete ihm Herr von Louvois erstaunt.

Und wenn ich zehn Jahre darüber nachdächte, meine Entscheidung würde nie anders ausfallen.

Herr von Louvois sah ihn ernst, mit gespanntester Aufmerksamkeit an. Paul fuhr fort: „Ich bin aufs äußerste bewegt von dem Unglück jener Familie und Gott weiß es, wie gern ich zu ihrem Troste etwas beitragen möchte. Es sollte mir eine heilige Pflicht sein, die ich unbedingt erfüllen würde, wenn sie sich mit denjenigen vereinigen ließe, die mir einmal obliegen, ganz abgesehen von meinem Vortheil, dessen es wahrlich nicht erst bedürfte, um mich dazu zu bewegen. Aber, gnädiger Herr, was dieser gute alte Mann von mir fodert, bin ich einmal nicht im Stande, ihm zu leisten; er sucht einen Sohn und ich habe einen Vater. Meinem Vater gehört es, was von kindlicher Zärtlichkeit und Treue in mir ist, und das Herz eines Sohnes läßt sich weder verschenken noch erkaufen. Der achtbare Mann, der mich hat reich machen wollen, hat Ansprüche auf meine Dankbarkeit, und mehr als Dankbarkeit kann ich ihm nicht bieten. Die Empfindungen, die Regungen, die er von mir begehrt, gehören jenem andern Greise, der mich ernährt und erzogen hat von dem mühsamen Ertrage seiner Arbeit, mich an seinem Busen erwärmt hat, wenn ich fror, geweint hat an meiner Wiege, wenn ich krank war und der, jetzt alt, auf meine gute Aufführung und meine Dankbarkeit gegen ihn die ganze Hoffnung seiner letzten Lebenstage gebaut hat. Glauben Sie, er würde es überleben, wenn er erführe, daß ich seinen Namen für Geld verkauft, das Andenken an seine väterliche Pflege und seinen Rath von mir geschüttelt wie einen alten Rock, meine neun Geschwister verleugnet wie ein Verräther, um mich den Freuden eines üppigen Müssiggangs hinzugeben? Sie werden mir vielleicht sagen, gnädiger Herr, daß mich mein neues Verhältniß in den Stand setzen würde, ihm Gutes zu thun, daß Herr Despin selbst gewiß nichts gegen ein solches Mittheilen von meinem Überflusse haben und daß in Erwägung dieses Vortheils meine Undankbarkeit und Schlechtigkeit vor den Menschen Entschuldigung finden würde. Wer aber rechtfertigt mich vor mir selber, vor meinem eigenen Gewissen? Übrigens wäre es unbedingt nothwendig, daß mein Vater in diesen schmachvollen Ersatz einwilligen müßte, und ich kenne ihn zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, wie er ihn mit Unwillen von sich weisen würde. Ich höre ihn im Geiste. Wie, würde er ausrufen, wie kommt denn der junge Despin aus Gaujac, den ich gar nicht

kenne, dazu, mir sein Almosen anzubieten? Wer hat ihn denn darum ersucht, wer ihm von meiner Lage und meiner Armuth gesagt? Habe ich mich etwa in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, seine Hülfe in Anspruch zu nehmen für den Unterhalt meiner Kinder, für ihre Erziehung zur Gottesfurcht und zur Liebe ihrer Familie und ihres Vaterlandes? Wenn der junge Herr Despin zu viel Geld hat, wenn er nicht weiß, wo er damit hin soll, vielleicht diese oder jene Gewissensbisse empfindet, die ihn quälen urd mahnen, von seinem Überflusse zu spenden, warum sieht er sich nicht in der Nähe um, warum fängt er nicht in seinem Wohnorte damit an?

Wie meinem Vater würde ich gleichzeitig meinen Erinnerungen, meinen Jugendfreunden, meinem Vaterlande fremd geworden sein, würde ein neues Leben anfangen, das Leben eines Andern, der nichts geliebt hat von alle Dem, was ich liebe; und wenn es endlich vorüber wäre, verkürzt durch das Bewußtsein der Schande, durch nagenden Kummer, durch die Vergnügungen selber und die Lüste, in die ich mich stürzen würde, um die Stimme des Gewissens zu ersticken, würde ich den Schmerz und die Sehnsucht nach mir zurücklassen, wie ihn der Sohn des Herrn Despin hinter sich gelassen hat? Was meinen Sie, gnädiger Herr, würde mein Vater, mein wirklicher Vater, es mir vergessen, daß ich ihn in seinem Alter verlassen und auch das Gebirge durchstreifen, mein Ebenbild zu suchen? O, aus dem Wege gehen würde er mir vielmehr, wenn er mir begegnete! Nein, gnädiger Herr, ich vertausche meinen Stand nicht, vertausche meine Lage nicht, weil ich nicht meinen Namen, weil ich nicht meine Familie vertauschen will. Ich bleibe arm, aber bleibe meines Vaters Sohn und erhalte mir so das Recht, ihn ohne Erröthen an mein Herz drücken zu dürfen. Das ist mir mehr werth als Geld."

Bezahle die Rechnung, geh', mein Sohn, sagte Herr von Louvois und wandte sich um, seine Rührung vor dem Jüngling zu verbergen. Eine Viertelstunde darauf erknallte die Peitsche des Postillons. Ein Wagen rollte davon. Paul saß auf dem Bocke wie Tags vorher.

Ein Mann, der auf Alles, was im Hause vorging, aufmerksam war und bangen Herzens in seinem Zimmer auf und ab irrte, einmal über das Andere die Hülfe Gottes anrufend, flog bei dem Gerassel ans Fenster. Er sah es, daß Alles verloren war für ihn, Alles, auch die Hoffnung. Er hatte seinen Sohn zum zweiten male sterben sehen. Paul war fort.

Wie vom Donner gerührt sank der Greis aufs Bett, das noch unberührt dastand, und als ein Aufwärter ihm das Schreiben brachte, welches das Lebewohl des Herrn von Louvois enthielt, warf er nur einen Blick hinein, einen trostlosen Blick des Jammers, denn den Inhalt kannte er schon. O des Unglücklichen! Wo die Kraft hernehmen, nach Hause zurückzukehren, um — vor seine Frau hinzutreten, die mit einem Herzen voll Hoffnung auf seine Rückkunft wartete und, wie er wußte, des Erfolgs seiner Reise so sicher war! Wie ihr es beibringen diese Hoffnung weniger Stunden, die nun in ewige Trauer verwandelt war! Nur durch die Religion ist es erklärlich, wie das Herz nach solchen Prüfungen sich fassen und noch länger schlagen kann.

Haydn und der Musikalienhändler.

Als Haydn eines Tages in London spazieren ging, bemerkte er eine Musikalienhandlung mit einem, wie es schien, wohl versehenen Lager von Noten. Er trat in den Laden und fragte den Verkäufer, ob er eine Auswahl guter Sachen habe?

So viel als Sie wollen, versetzte dieser. Ich habe Haydn's Werke in allen Ausgaben.

Nach diesen frage ich nicht.

Wie? sagte der Musikalienhändler, Sie liebrn die Haydn'sche Musik nicht? Was haben Sie an ihr auszusetzen?

Vielerlei, sprach der von ihm ungekannte Meister; aber es genüge Ihnen, zu erfahren, daß ich sie nicht brauche. Zeigen Sie mir andere Compositionen!

Der Verkäufer, ein eifriger Verehrer der Haydn'schen Musik, versetzte kurz: So habe ich keine Musikalien nach Ihrem Geschmack.

In diesem Augenblick trat ein Herr in das Magazin, zu welchem der Besitzer desselben sagte: „Sehen Sie hier einen Fremden, der Haydn's Musik nicht liebt und nicht kaufen will."

Der Eintretende, welcher Haydn von Person kannte, brach in ein lautes Lachen aus und theilte dem Musikalienhändler mit, wer Derjenige sei, der die Haydn'sche Musik nicht erst kaufen mochte.

Ein indisches Boot auf dem Amazonenstrome.

Der größte Strom auf der Erde ist der Amazonenstrom, der sich mit einer fünf bis sechs Meilen weiten Mündung in den Atlantischen Ocean ergießt, nachdem er den ganzen amerikanischen Continent von Westen bis Osten durchlaufen, auf diesem Wege aber rechts und links Flüsse aufgenommen hat, welche ihrerseits schon 50, 100 und 200 Meilen zurückgelegt hatten. Es fehlt noch sehr viel daran, daß derselbe zu einer regelmäßigen Schiffahrt benutzt worden wäre. Durch noch nie gelichtete Urwälder strömend und von der hohen peruanischen Alpenkette unterm 16. Grade südlicher Breite herabstürzend, an seinen Ufern eine Menge unabhängiger kleiner und großer Indianerstämme beherbergend, ist sein Lauf von Felsen eingeengt, von Wasserfällen unterbrochen, von Stromschnellen gefährdet und so oft im Zickzack nach Nord oder Süd ausbeugend, daß schon deshalb eine regelmäßige Schiffahrt bis jetzt mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die erst besiegt werden können, wenn sich große Bevölkerung mit hinreichender Cultur angesiedelt haben wird. Erst wo er in Brasiliens grenzenloses nördliches Flachland eintritt, wird er ruhiger, bleibt aber doch wegen vieler Inseln und Sandbänke gefährlich, nicht der Meeresflut zu gedenken, welche wol 100 Meilen aufwärts seine Fluten stauet. Aus diesen Gründen bleibt selbst den europäischen Reisenden immer nur fast der Gebrauch eines von Indianern gebauten und geführten Kanoes übrig. Bekannt mit den Untiefen, Klippen und dem Grade der Stromschnellen, springen sie leicht aus dem leichten Fahrzeuge, ziehen es, stützen es mit den Schultern, schieben, heben und tragen es wol gar eine Strecke längs dem Ufer hin. Eine recht lebendige Scene der Art stellt unser Bild dar, wo gerudert, geschoben, gezogen und zu-

gleich gestützt wird. Der Erste, welcher das Wagstück bestand, den Strom in solcher Art, fast von der Quelle bis nach Guiana hinab, zu befahren, war vor länger als hundert Jahren Condamine.



Die Picquotiana.



Vor etwa zwei Jahren, 1849, brachte ein Franzose, Picquot, die hier abgebildete Pflanze aus Amerika nach seinem Vaterlande, um sie zum Anflanzen statt der auch dort oft krankhaft veränderten und dann meist

ungenießbaren Kartoffeln zu empfehlen, da sie, gleich diesen, sehr mehlreiche Knollen trägt. Bis jetzt ist in Deutschland davon so gut wie keine Rede gewesen und schwerlich dürfte ihr auch viel Empfehlenswerthes nachzurühmen sein. Sie soll allerdings über 33 Procent Mehlgehalt haben, also fast doppelt so viel als die Kartoffeln, allein noch weiß man nicht, wie viel Knollen eine Pflanze ansetzt und in welcher Größe. Überhaupt darf man von keinem solchen allerdings sehr zu wünschenden Ersatzmittel der Kartoffeln sanguinische Hoffnungen fassen, weil die Cultur einer solchen viele Erfahrungen voraussetzt, ehe man den besten Boden für sie und die Temperatur, die Benutzungsart, die beste Art, sie zu genießen, den Einfluß auf Gesundheit ermitteln kann. Ehe der Kartoffelbau die Ausdehnung gewann, welche er jetzt erreicht hat, sind gegen 80 Jahre in Deutschland vergangen, und am Ende werden wir genöthigt, ihn aufzugeben. Eine geraume Zeit wird also auch nothwendig sein, ehe eine andere Pflanze ähnlicher Art allgemein ins Leben tritt. Gut Ding will Weile haben, sagt das Sprüchwort.

Die nasse Witterung des Jahres 1851.

Es tritt nur selten der Fall ein, daß in unserm Vaterlande, wo in der Regel nur jedes vierte Jahr ein harter, anhaltender Winter zu erscheinen pflegt, zwei dergleichen hintereinander folgen. Gewöhnlich kommt nach einem strengen Winter ein gelinder, ja wol sogar einer, der von seinem unbarmherzigen Vorgänger das gerade Gegenstück ist. Je härter jener, desto gelinder dieser. In solcher freilich nicht feststehenden Art und Weise konnte man, je länger und heftiger sich der Winter von 1849 zu 1850 durch den allergrößten Theil Europas benommen hatte, schon vermuthen und hoffen, daß der von 1850 zu 1851 ein mäßiger, wol gar sehr gelinder sein würde; was man gewünscht oder gehofft hatte, ward in der That von der Wirklichkeit fast übertroffen. Der Januar, der eigentliche Wintermonat bei uns, er, der oft einen vorangegangenen gelinden December Lügen zu strafen und mit der zunehmenden Tageslänge auch vermehrte Kälte zu bringen pflegt, zeigte sich nicht allein äußerst mild, sondern auch in den ersten fünf Tagen ungewöhnlich hell. Man hatte kaum Nachtfrost, wol aber 6—7 Grad Wärme am Tage; manchmal glänzte der Himmel im schönsten Azurblau und ein erfrischender Zephyr durchströmte die Atmosphäre, daß es eine Wonne war, sich in ihr ergehen zu können. In den nächsten zehn Tagen, bis zum 16., ging die Luft schärfer; es ward winterlicher. Allein auch jetzt schien es, als ob die eingetretenen 4—5 Grad Kälte nur dasein, den im Sommer sonst fühlbaren Mangel an Eis zu decken, der bereits so groß war, daß selbst ein gewaltsamer Einbruch in eine leipziger Eisgrube stattgefunden hatte. Allein hiermit war auch die Januarkälte eigentlich abgethan; bis zu seinem trostreichen Ende blieb er nun fast immer mild, freundlich wie ein Greis, fast ohne Silberhaare; denn nur einmal, am 28. Abends, kam Schnee, jedoch kaum nennenswerth, und zwei Tage abgerechnet, wo 4—5 Grad Kälte früh herrschten, war diese nur in der Nacht zu spüren. Die Menschen schienen kaum sich eines so gelinden Januars erinnern zu können, und es war spaßhaft, in den Zeitungen auf den ihm angeblich ähnlichen von 1789 zurückzukommen. Ich dächte, daß wir es da näher haben könnten. Wie gelind war der Winter 1811 zu 1812! Die schönsten Kornblumen auf den Feldern in der Weihnachtswoche! Und dann, um nicht von 1814 zu 1815 und 1815 zu 1816 zu sprechen, 1841 zu 1842, sowie 1845 zu 1846, vornehmlich aber 1833 zu 1834! Was noch Tausenden im Gedächtnisse sein kann, ist doch wol von größerm Werthe als aus längst vergangener Zeit Stammendes. Übrigens fand man auch angegeben, daß in Spanien der Winter streng sei; denn auf den Guadaramas sei der Schnee fußhoch gewesen bei 4 Grad Kälte; aber da wird selten ein Jahr hingehen, wo in diesen Hochebenen und Bergen nicht ebenso viel Schnee und Kälte ist, denn sie erreichen eine ansehnliche Höhe. Mit einem Worte, es war ein so milder Januar gewesen, wie er selten vorzukommen pflegt, aber doch im 19. Jahrhundert, so weit ich es documentiren kann, bereits mindestens sechsmal dagewesen ist. Statt eine mäßige Kälte zu haben, hatten wir durchschnittlich einen Grad Wärme, welche in Italien zu 5—6 Grad stieg, allein allerdings auch eine ungewöhnlich weit verbreitete, nicht häufig tödtende, jedoch sehr angreifende und auch wol langwierige Grippe bewirkt zu haben scheint. In großen Städten wurden Tausende davon oft blitzschnell befallen. Wenn man in Leipzig 4—5000 solcher Kranken anzunehmen geneigt ist, so steht es noch unendlich weit hinter den Angaben von Wien, Berlin u. s. w. zurück.

Wie der Januar begonnen hatte, schien der Februar den Winter fortsetzen zu wollen. In den ersten fünf Tagen italienische Luft und Himmel; ja in Frankfurt a. M. am 3. Februar das seltene, übrigens in Hinsicht der Witterung nichts bedeutende Schauspiel von zwei durch den Dunstreflex erzeugten Nebensonnen, Nachmittags um 3 und 4 Uhr *); und um so merkwürdiger war dies, da gerade in der Schweiz, in ganz Oberitalien bis nach Mailands Ebene Schnee und Sturm wechselte, wie man ihn dort nur kennt, wenn die Tramontana der Alpen mit dem Sirocco aus Afrika sich einander begegnen. Man war nicht im Stande, die Alpenpässe fahrbar zu halten und Erdstöße mischten sich öfters den Lavinen bei, die Alles zu verschütten drohten. In Menge sah man auch rothgefärbten Schnee, in welchem man, im Widerspruche mit Andern, nur unorganische Stoffe fand, statt bei der mikroskopischen Untersuchung animalischen Infusionsstaub, vielleicht — vom Rothen Meere hergeführt — zu entdecken. Einige nebelvolle Tage wechselten dann mit hellen, und es kamen gelinde Fröste bis zum 13., wo auch der erste namhafte Schnee fiel; denn bis dahin hatte es nur meist Schneeflocken oder einen Hasenschnee gegeben. Indessen kam es doch zu keiner Schlittenbahn und der Thermometer sank, in der Nacht nur, auf 8 Grad. Auch in den nächsten Tagen hielt sich das Wetter so veränderlich, bis am 19. früh halb 5 Uhr ein Nordlicht kam, dem nach wenigen Stunden bereits Regen und heftiger Wind folgte. **) Der ganze übrige Monat hielt in veränderlicher, aber zum

*) In Leipzig eine ähnliche Erscheinung am 5. Februar halb 5 Uhr Nachmittags, wahrscheinlich also noch an vielen andern Orten sichtbar.

**) Wenn am 15. December 1850 früh gegen 7 Uhr ein solches war, worauf Sturm und Regen folgte, wie diesmal, so dürfte die Beobachtung Wilhelm Sturgeon's, daß nach Nordlichtern gewöhnlich nasse Witterung folge, überhaupt und diesmal insbesondere wieder Bestätigung gefunden haben; denn regnerig und veränderlich blieb es fast bis zu Ende, zunächst aber in den drei nächsten Tagen.

Theil sehr unfreundlicher Weise aus. Matthias fand eine leidliche Portion Eis. Der feuchte Südwestwind, welcher vom September 1850 in der Hauptsache fast ununterbrochen geherrscht hatte, schien hartnäckigem Nordwestwinde Raum machen zu wollen, und so schloß der Monat mit einem tüchtigen Schnee *), womit auch der März begann. Die Freude über den ungewöhnlich gelinden Winter schien ein Ende zu haben — —

Denn mit unsers Winters Mächten
Ist kein treuer Bund zu flechten,
Leicht mischt sich der Nord darein,
Brüllt in seinem Eispalaste:
„Soll ich nicht mehr Herr hier sein?
Daß kein Zephyr ihn antaste!
Ich bin Fürst zur Winterszeit
Und mein Reich geht himmelweit!"

Und er wußte seinem Worte Nachdruck zu geben. Schon am 2. März herrschte in ganz Deutschland eine Kälte von 9—10 Grad; denn selbst im mildern Wien und Schwaben herrschte sie, daß die Mittagssonne die große Schneemenge nicht verminderte, und tief nach Europas Süden drang sie. Auch am 3. früh machte sie sich mit tüchtigem neuen Schnee geltend, Nachmittags aber entstand ein Kampf zwischen Nord und Süd, der hier und da, z. B. bei Pirna, Menschenleben kostete **), die ganze Nacht fortging und mit einer Niederlage des erstern endigte, daß die Lust und Freude der Schlittenfahrt ebenso schnell endete, als sie gekommen war. Geschenkt ward uns deshalb noch nichts. Auch in den nächsten Tagen stürmte, schneite, regnete, fror es wechselsweise, daß man mehr den Christ- als Lenzmonat angetreten zu haben meinte.

Erst vom 10. an, nachdem es noch tüchtigen Schnee gegeben hatte, ohne daß er liegen geblieben wäre, gestaltete sich das Wetter schöner und heller, wenn auch von Nachtfröster begleitet, gerade von dem Tage an, wo im südlichen Deutschland, in der Schweiz, in Steiermark nicht unbedeutende Erdstöße gewesen waren. Allein bald darauf krächzten wieder die Nebelkrähen, was meist Schnee, regneriges, stürmisches Wetter verkündet und das ebenso richtig als anhaltend eintrat. Gar bald konnte ich meinem Nachbar scherzend zurufen:

Denkst du daran, was ich dir jüngst erst sagte?
Daß Nebelkrähen können prophezein?
Denkst du daran, wie bitter ich's beklagte,
Als du behauptetest, dies könnte nimmer sein?
Heut' hast du nun den Glauben in den Händen;
Es regnet hier und an viel andern Enden
Und wirst vielleicht nun auch der Meinung sein,
Daß Nebelkrähen Schnee und Regen prophezein. ***)

Das letzte Viertel des März war jedoch zwar veränderlich, im Ganzen aber doch sehr mild, obschon am 11. ein Nordlicht, wenigstens im südwestlichen Deutschland, unerschrocken mitten durch und unter dem Polarsterne und Großem Bär gegangen war. Der ganze Winter hatte sich, genau genommen, auf wenig mehr als 14 Tage beschränkt, wovon zwei Drittheile eigentlich auf den Anfang des März zu rechnen waren. Merkwürdigen Einfluß hatte der Winter auf die stets so fest gebliebenen Chausseen des sächsischen Voigtlandes geübt. Der Boden verlor seinen Halt; sie verschlangen die aufgeworfenen Steine, ohne fest zu werden, ließen wilde Quellen hervorrieseln und bildeten Lachen, in denen das schwere Fuhrwerk einsank. Selbst in den Städten sank das Straßenpflaster ein.

Allein jetzt kam nun freilich der veränderliche, launenhafte April, und die erste Hälfte desselben schien sich alle Tage an widrigem Wetter überbieten zu wollen. Nebel, Regen, trüber Himmel, Wind wechselte bis zum 14., und erst von da bis zum 24. konnte man denken, in ein frühlingsartiges Wetter versetzt zu sein. Wärme, Feuchtigkeit, warmer Regen, eine Folge ferner Gewitter, lockte allmälig die Blütenwelt heraus, daß am 25. dieselbe sich in voller Pracht entwickelt hatte, was aber allerdings nach einem so gelinden Winter spät genug war. In Folge der großen Wärme (16—18 Grad) kamen jedoch so viele und mit Hagel vermischte Gewitter, daß die Atmosphäre sich im letzten Fünftel des Monats aufs empfindlichste abkühlte und einen Mai nach sich zog, der in der ersten Hälfte eine wahre Satire auf Alles zu sein schien, was je die Dichter vom Mai, von Nachtigallen, von Baumblüten, vom Flüstern des Zephyrs, von duftendem Laube und allem solchen Frühlingsschmuck gesungen haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dagegen gab es auf der Insel Rhodus und der Küste Asiens gegenüber am nämlichen Abend des 28. Februar ein furchtbares Erdbeben, das sich auch in den folgenden Tagen noch bemerkbar machte. Ganze Ortschaften versanken, und es schienen die Berge hier und da übereinanderstürzen zu wollen.

**) In Steiermark rissen die Telegraphendrähte durch die sich anhängenden Schnee- und Eisgewichte. In einer Art aber hatte das Schneewetter gute Folgen. Der Rheinwasserstand zeigte über acht Fuß unter der mittlern Höhe, daß die Schiffahrt schon Schwierigkeiten fand und im Sommer ganz aufhören zu müssen schien, weil so wenig Schnee gewesen war.

***) Die Nebelkrähe gehört zu den besten Wetterpropheten des Thierreichs; so lange sie während des Winters in der Stadt sich aufhält, darf man auch nicht auf beständige Witterung rechnen. Wenn das heiterste Wetter im Winter herrscht und sie auf einem Baume krächzt, so mag man nur immer denken, daß in 24—48 Stunden dasselbe umschlagen wird. Gelegentlich hoffe ich über sie und ihre Schwestern besonders zu sprechen.

Waldkapelle bei Schwyz.



Mannichfaltiges.

Das neuentdeckte Goldlager in Australien wird mit glühenden Farben geschildert. Wöchentlich gelangen etwa 20,000 Pf. St. als Goldwerth in Sidney an. Nach dem Berichte eines deutschen Schiffscapitains an seinen Rheder in Köln findet man das Gold nicht blos in kleinen Stückchen, sondern in Stücken von einem halben Pfunde bis zu Hunderten von Pfunden. (?) „Vor ungefähr sieben Wochen — schreibt er — ward ein Stück Gold mit Quarz vermischt gefunden, von etwa 300 Pfund; nachdem dasselbe vom Quarz geläutert war, blieben noch 106 Pfund reines Gold, die zum Preise von 4104 Pf. St. verkauft wurden."

Adam's Fußstapfe. Nach den Sagen der Morgenländer ist noch jetzt auf dem Hommabill, einem der höchsten Punkte der Insel Ceylon, die Stelle erkenntlich, auf welche der Urvater der Menschen seinen Fuß setzte, als er sich von hier aus noch einmal nach dem Paradiese umsah, ihm auf ewig Lebewohl zu sagen. Diese Fußstapfe ist doppelt so groß als die eines jetzigen Menschen. Von Ceylon aus schritt Adam, wie die Sage will, zu Lande nach Indien, hinter ihm aber brach die Adamsbrücke in die See und dies raubte ihm alle Hoffnung zur Rückkehr in das Paradies. Auf jenem Gipfel, dem sogenannten Adamspic, feiern die Buddhisten jährlich im November, wenn Vollmond ist, ein großes Fest.

Toleranz. Als die Portugiesen zuerst in Japan festen Fuß faßten, Faktoreien gründeten und Missionare ins Innere des Landes zu entsenden anfingen, baten sie um die Erlaubniß zur Errichtung einer christlichen Kirche, die ihnen auch auf der Stelle gewährt ward. Die eingeborenen Priester mochten ihre neuen Nebenbuhler nicht und lagen den Kaiser an, die den weißen Fremden zugesagte Duldung wieder zurückzuziehen. Der Kaiser fragte die Priester, wie viel verschiedene Religionen es in Japan gebe? Sie antworteten: fünfunddreißig. „Gut", meinte der Kaiser, „wo fünfunddreißig Bekenntnisse gelitten sind, läßt es sich auch mit sechsunddreißig auskommen. Laßt die Fremden in Ruhe!"

Russische Schweiz nennt man eine Gegend zwischen Petersburg und Moskau, wo das in der Regel flache, größtentheils noch unbebaute Land einen schwachen Versuch macht, es zu einigen Hügeln zu bringen, was besonders um die auf Anhöhen freundlich gelegene Stadt Waldai der Fall ist. Es geht also der Russischen Schweiz ebenso wie mancher andern, z. B. der Mecklenburgischen, Pommerschen und Märkischen Schweiz, die sämmtlich anmuthige Gegenden sind, aber nichts weniger als den Namen einer der ungeheuersten Naturerscheinungen auf unserer Erde verdienen.

Das Gewitter nach grönländischer Vorstellung. Es wird — so berichtet uns Hans Egede, der als Missionar 15 Jahre in Grönland zubrachte — durch zwei Weiber verursacht, welche ein kleines Haus in der Luft bewohnen. Sie zanken und schlagen sich um eine getrocknete große Robbenhaut; mit Stöcken pauken sie um sich herum, und so oft sie auf die Haut treffen, donnert es. Dann stürzt das kleine Haus ein, die Lampen werden zerbrochen und das Feuer fällt aus ihnen auf die Erde herab; das ist der Blitz.

Ankündigungen.

In **C. A. Koch's** Verlagshandlung **(Th. Kunike)** in **Greifswald** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Feilitzsch, Prof. Dr. Freih. von, **Optische Untersuchungen, veranlasst durch die totale Sonnenfinsterniss** des 28. Juli 1851. Mit 3 colorirten Tafeln. Gr. 8. Eleg. broch. Preis $^3/_4$ Thlr.

Ebenso für das fachwissenschaftliche Publicum als auch für jeden gebildeten Mann verständlich und von grösstem Interesse.

Semisch, Prof. Dr. K., Ueber die **Unionsversuche** zwischen den protestantischen Kirchen, namentlich in Preussen.

Erschienen ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes.

Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend.

Von

M. Johann Ernst Volbeding.

Zwei Bändchen.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Früher erschien in demselben Verlage:

Jeder ist sich selbst der Nächste. Erzählung für die Jugend. Nach dem Englischen. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 472.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [17. Januar 1852.

Thierfeindschaft.



Der blaue Capitain.

Zu Anfange des 19. Jahrhunderts lebte in Besançon, einer alten bigoten und militairischen Stadt Frankreichs im Departement des Doubs, ein ehemaliger Offizier. Über seinen frühern Lebensgang war wenig bekannt und er zeigte sich in seinem ganzen Wesen als auffallenden Sonderling. Er war ein Mann in seinen besten Jahren; sein abgemagerter Körper war athletisch und sein Ansehen hatte etwas Unheimliches; seine Züge waren so unbeweglich wie er und seine Augen funkelten wie die eines von Blut berauschten Tigers. Man nannte ihn nur den blauen Capitain. Einige sagten, er habe diesen Spitznamen im Kriege in der Vendée erhalten, wo er einer der schrecklichsten Kämpfer im Heere des Generals Hoche gewesen sein soll; Andere leiteten diesen Namen von der Farbe seines Bartes her, der so dunkel war, daß seine Wangen wie mit Indigo marmorirt aussahen. Allein wahrscheinlicher war der Name durch seine Kleidung entstanden, denn zu jeder Jahreszeit trug er einen um den Körper schlotternden hellblauen langen Rock, eine

hellblaue sogenannte Polizeimütze, hellblaue Weste und eben solche Beinkleider. Die Wahl dieser auffallenden Farbe mußte einen besondern Grund haben; denn die Leidenschaft, die der Capitain zu ihr hatte, stieg bis zum Wahnsinn. Zwanzig mal hatte man versucht, ihn deshalb auszuforschen, allein nie war es gelungen. Eines Tages fragte man ihn: Weshalb lieben Sie so ausschließlich die blaue Farbe?

Mechanisch antwortete er: Aus Abscheu vor der rothen.

Dies war so ziemlich Alles, was man von dem blauen Capitain wußte. Er war in der Provinz geboren, wie man an seinem Accent hörte und nach dem französischen Feldzuge in Ägypten nach Besançon gekommen. Im Augenblicke, wo der militairische Ruhm Alle berauschte, hatte er seinen Abschied genommen, obgleich er, wie bemerkt, erst im besten Mannsalter stand. Er hatte in der Stadt, wo ihn Niemand kannte, eine kleine dunkle Wohnung in der Nähe vom Palast Granvello. Das einzige Fenster seines Zimmers ging auf einen Säulengang, der sich mit der Kirche Saint-Maurice vereinigte. Nie hatte Jemand den Fuß in das Zimmer des blauen Capitains gesetzt, den man jeden Abend in einem Kaffeehause fand, wo er die ganze Zeit damit zubrachte, aus einer langen blauen Pfeife von Porzellan dicke Rauchwolken in die Luft zu blasen und dann und wann einige einsilbige Worte zu sprechen, aus denen seine ganze Unterhaltung bestand. Um seiner Lieblingsleidenschaft zu schmeicheln, ließ ihm der Herr des Kaffeehauses eines Tages ein hellblaues Glas neben seinen Weinkrug stellen; allein der Capitain warf es wüthend vor die Füße des Kellners. Mit Ausnahme dieser unbedeutenden Aufregung hatte er sich stets als den friedfertigsten Menschen bewiesen. Er gehörte zu den Stammgästen des Kaffeehauses und jeder räumte ihm gern einen Platz ein. Er entfernte sich in der Regel frühzeitig, mit Ausnahme der Abende, wo Vollmond war; dann konnte man ihn noch lange in den Straßen umherirren sehen.

Dieses Kaffeehaus war seit langer Zeit der Versammlungsort der Offiziere und eines Abends, als sich zwei Regimenter in Besançon trafen, wovon das eine nach der Grenze marschirte, das andere daher kam, war es mit Militair von verschiedener Waffengattung angefüllt. Alte Freunde fanden und erkannten sich mitten in einer Wolke von Tabacksrauch. Man begrüßte sich, fragte und erzählte. Die Köpfe begannen heiß zu werden; kaum hörte man im allgemeinen Getümmel das Geräusch der Billardstöcke. Der blaue Capitain saß allein in einer Ecke mit gläsernen Augen, gesenktem Kopfe, melancholischem Gesicht und bemerkte in seinem Zustande nicht vier oder fünf Personen, die neben ihm an einem kleinem Tische saßen, leise sprachen und ihn aufmerksam betrachteten.

Was Sie mir da sagen, überrascht mich, sagte ein Escadronschef mit grauem Schnurrbarte. Solche Eigenheiten liegen nicht in dem Charakter des Mannes, den ich zu erkennen glaubte, und doch sind es seine Züge. Wo wohnt er?

Er nistet auf dem Dache eines Bogenganges, der an eine Kirche stößt. Man könnte ihm einen Marschallsstab anbieten, um dieses Nest zu verlassen, er würde nicht einwilligen.

Haben Sie gehört, ob er seit seinem Aufenthalte in Besançon Duelle gehabt?

Ich weiß nichts davon, und er zeigt sich im Gegentheil sehr friedfertig. Eines Tages machte ein junger Mensch sich über ihn lustig, spottete über seine blaue Kleidung und sein frommes Gesicht. Der Capitain erwiderte nichts; als aber der Andere heftig wurde, erbleichte er plötzlich und entfloh.

Der Commandant, darüber erstaunt, sagte: In dieser Schilderung erkenne ich meinen Waffengefährten Morisset, und doch ist er es in der That, nicht wieder. Sobald wir in eine Stadt kamen, suchte er die Fechtmeister auf und beleidigte sie, um sich aus unwiderstehlicher Leidenschaft mit ihnen zu duelliren. Er liebte das Duell gleich einem Castilier auf eine romantische und poetische Weise. Beim Anblick einer schönen Landschaft verlangte er Degen. Er hatte den Wahnsinn der Tapferkeit; sein Leben aufs Spiel zu setzen, war sein Glück, das Blut war sein Thau, das Metzeln sein Element, und daß er noch am Leben ist, kann er nur einer unerhörten Begünstigung des Schicksals verdanken. Übrigens war der Capitain ein guter Kamerad und lebte still hin; nur die Waffen reizten ihn, das Fließen des Bluts ergötzte seine Augen, sodaß er, dem Stiere ähnlich, die Farbe des Bluts liebte und die rothen Kleider suchte, die ihn, wie er sagte, berauschten. In der Schlacht trug er deshalb einen großen dunkelgrünen, mit Scharlach ausgeschlagenen Mantel.

Welcher Teufel!

Ich habe vergessen zu erwähnen, daß es außer der Waffe nur ein Wesen in der Welt gab, für welches er Alles, sogar seine Ehre würde geopfert haben. Es war dies sein Vetter, der gleich ihm Morisset hieß und den wir, um Beide besser zu unterscheiden, Morissot genannt hatten. Diese beiden Männer waren an einem und demselben Tage geboren, von einer und derselben Amme gesäugt und hatten sich nie verlassen, bis der Feldzug in Italien sie trennte. Ihr Charakter war ähnlich, ihre ritterliche Leidenschaft für die Waffen gleich und ihre gegenseitige Anhänglichkeit rührend. Ich weiß nicht, was aus Morissot geworden ist, der in seiner Jugend, so viel mir bekannt, einen Sohn hatte, den er ganz jung auf die Militairschule in Brienne schickte; das Kind führte den Namen seiner Mutter.

Hier wurde der Commandant von einem schönen und großen jungen Lieutenant abgezogen, der auf dem Billard mit einem andern jungen Lieutenant, Namens Daley, hoch spielte, obgleich er wenig Hoffnung auf Erfolg hatte.

Benjamin! sagte ihm der Escadronschef, schone deine Finanzen; wir haben noch acht Wochen, ehe wir ins Feld kommen!

Nun, erwiderte dieser, wenn ich auf dem Trockenen sitze, so ziehe ich einen Wechsel auf Daley — und Daley wird ihn nicht zurückweisen, rief er, mit Freundesstolz auf diesen blickend. Da wir einmal nur eine Börse und ein Herz haben, so ist es einerlei, ob wir Millionen von Geld gegeneinander verlieren!

Die beiden jungen Männer setzten ihre Partie fort.

Die zwei Offiziere, fuhr der Commandant lächelnd fort, sind die liebenswürdigsten jungen Männer. Sie lieben sich wie die beiden Morissot, wie Orestes und Pylades, Kastor und Pollux sich liebten. Übrigens ist es ein Glück, daß sie zusammen spielen; denn sie sind Beide so benebelt, daß sie in den Klauen eines Andern leicht den Rock verlieren möchten.

Während dieser Unterhaltung hatte der blaue Capitain den Mund nicht geöffnet, nur war er mit den Augen dem Lieutenant Benjamin gefolgt; sodann sah er den Commandanten starr an.

Dieser arme Morissot, ließ sich der Commandant

hören, macht mich ganz traurig. Er sah mich an, sieht mich noch an und erkennt mich nicht mehr, mich, einen seiner ältesten Kameraden. (Der Commandant wendete sich hier ab, um unbemerkt eine Thräne zu trocknen.) Ach! was sind wir doch für arme Teufel! Seht, was aus uns werden kann!

Leider scheint dieser Zustand des Capitains auch unheilbar zu sein.

Wer weiß. Ich will mit ihm reden, ihn an sich selbst erinnern und aus dieser Lethargie ziehen; man kann einen Menschen nicht langsam sterben und, was noch schlimmer ist, auf diese Weise hinsiechen lassen.

Der Commandant trat auf den blauen Capitain zu, faßte seine Hände und sagte: Morisset, erkennst du mich nicht?

Der Capitain zitterte, als er seinen Namen hörte und murmelte, ohne die Augen aufzuschlagen: Ich erkenne deine Stimme; denn seit einer Stunde dachte ich an dich und meine Vergangenheit.

Erinnerst du dich unserer schönen Tage, unserer ersten Feldzüge, unserer alten Waffenfreundschaft?

Das sind Dinge aus einer andern Zeit.

Nun, die Klingen werden nicht alt.

Alles nutzt sich ab auf dieser Welt, Alles nimmt ein Ende; in mir siehst du den Beweis.

Du bist kräftiger als du denkst.

In meinem Leben rühre ich keinen Degen mehr an; es gibt keine Zukunft für mich.

Du siehst Alles schwarz!

Du täuschest dich, denn ich sehe Alles blau; blau ist mein Leben.

Was zum Teufel sagst du und welches traurige Ereigniß konnte dich so verwirren?

Statt zu antworten, wandte sich der Capitain um, grüßte, um sich von seinen alten Kameraden zu verabschieden und ging nach der Thür zu.

Glaube nicht, sagte der Escadronchef, daß ich dich so gehen lasse, und hielt ihn am Arme fest. Nicht alle Tage findet man einen alten Freund, denn diese werden durch die Zeit und die Kriege immer seltener.

Wenn du mich liebtest, so würdest du mir erlauben, dich zu verlassen; denn dein Anblick macht mich noch kränker als ich schon bin, und nichts kann mich trösten.

Nein, du wirst uns nicht verlassen; du darfst so nicht gehen, und sollte ich mich auch mit dir schlagen, du bist jetzt mein Gefangener.

Der blaue Capitain lächelte traurig.

Ich würde, fuhr der Commandant fort, meine Brust gegen deinen verteufelten Degen riskiren, wenn ich dir Lust zum Kriege verschaffen könnte. Ich bin fast versucht, Streit mit dir anzufangen.

Das ist ein Recht, welches Jeder hier hat. Diese Herren werden dir sagen, daß ich Allen zur Zielscheibe ihres Spottes diene. Wenn ich diese Kneipe von diesem Gesindel noch nicht gereinigt habe, so kannst du wol nur auf ein Gelübde schließen, keinen Degen mehr anzurühren.

Eid eines Betrunkenen!

Ich betrinke mich nie. Laß uns aber dieses Gespräch abbrechen; wenn es möglich wäre, mich auf andere Gedanken zu bringen, so würden schon früher Manche meinen Widerstand besiegt haben. Pajol, Morand, Lecourbe haben Alles versucht und Oudet, der über mich stets viel vermocht, hat in seinem wohlgemeinten Eifer nichts Anderes erzielt, als daß wir auf immer miteinander zerfallen sind.

Der zurückgewiesene Commandant strich sich das Kinn und fragte nach einer kurzen Pause:

Was ist denn aus deinem Vetter Morissot geworden, hast du Nachricht von ihm?

Morissot! ... Weshalb redest du von Morissot? ... Was bezweckst du damit? unterbrach ihn der blaue Capitain mit veränderter Stimme.

Weil ich es sehr sonderbar finde, daß er dich in dem Zustande verlassen hat, in dem ich dich hier finde. Von eurer gegenseitigen Anhänglichkeit mußte man annehmen, daß sie nicht verlöschen würde.

Der blaue Capitain rief heftig bewegt: Du kannst mich ohne Gefahr beleidigen, denn ich habe keine Waffen mehr, um mich zu vertheidigen. Ehemals hätte man in meiner Gegenwart meinen Vetter nicht verdächtigt. Wenn Morissot da wäre, so würde ich Das nicht sein, was ich leider zu dieser Stunde bin.

Nach diesen Worten ließ der blaue Capitain den Kopf hängen, und ohne die Antwort zu hören, die der Commandant stammelte, blieb er in tiefes Nachdenken versunken. Als er den Kopf wieder erhob, fuhr Letzterer fort:

Wenn ich dich betrübt habe, so thut es mir sehr leid. Aber das Gerücht geht, Morissot sei verschwunden, Niemand wisse, was aus ihm geworden und alle Nachforschungeu nach ihm seien vergeblich gewesen. Ich wollte erfahren, ob du etwas von seinem Schicksale weißt.

Du legtest mir also einen Fallstrick? ... Erkläre dich, was bezwecktest du mit deiner Frage?

Mit diesen Worten schlug der Capitain heftig auf den Tisch, bedeckte seine Augen mit beiden Händen und rief:

Es ist wahr, Morissot ist verschwunden. Morissot! Er allein in der Welt war etwas für mich! Ich werde ihn nicht mehr sehen! ...

Die letzten Worte des Capitains verloren sich in einem heftigen Schluchzen; er verbarg seinen Kopf in beiden Händen, stützte sich auf den Tisch und weinte bitterlich.

Laß das, sagte der Commandant; Männer dürfen nie weinen.

Die Übrigen erhoben sich, stellten sich vor den Capitain, um ihn der Menge zu verbergen und nahmen den Schein an, als wenn sie mit Aufmerksamkeit der Billardpartie folgten.

Nach einigen Augenblicken faßte der blaue Capitain den Commandanten an der Uniform, zog ihn zu sich auf einen Sessel und sagte:

Hüte dich, Jemanden, wer es auch sein mag, von mir oder unserer Unterhaltung zu erzählen; die Erzählungen sind mir verhaßt und die Aufmerksamkeit Anderer ist mir unangenehm, wenn ich der Gegenstand derselben bin.

Der Capitain Morisset trank mehre Gläser Kirschwasser nacheinander, als wenn er das Bedürfniß gefühlt hätte, seine Kräfte wieder zu beleben, und nach und nach glänzten seine Augen gleich dem Lichte einer verlöschenden Lampe, auf welche man Öl gießt.

Wie ich sehe, fuhr der Capitain fort, sind die Rekruten des Regiments sehr schön. Gehören diese beiden Lieutenants, welche miteinander Billard spielen und sehr gute Freunde zu sein scheinen, auch zu deiner Escadron?

Ja, sie werden aber nicht lange mehr zu ihr gehören.

Wie so denn?

Weil sie sich bei der ersten Gelegenheit tödten lassen.

werden. Die Jünglinge sind tapfer, wie wir es waren, und sie lieben sich, wie ihr euch liebtet ... du weißt es wohl ... er und du ...

Wie glücklich sind sie! antwortete der Capitain.

Der größte von Beiden, Benjamin, hat leider einen Fehler.

Desto schlimmer, denn man würde ihn vorziehen, und ich fühle mich bei seinem Anblicke weicher. Das tapfere Gesicht!

Ohne Zweifel; denn er hat die Manie, sich stets zu duelliren, gerade wie wir früher gethan.

Und dies nennst du einen Fehler? Es ist mehr als ein Fehler, es ist ein Unglück, und meine Zuneigung verwandelt sich jetzt in Mitgefühl.

Dieses Gespräch wurde jetzt plötzlich unterbrochen. Einige Schritte von ihnen am Billard hatte sich ein Streit erhoben und mitten im Geräusch konnten sie die Urheber desselben nicht gleich unterscheiden. Der Escadronchef schritt darauf zu, um durch seine Autorität Frieden zu stiften und erkannte mit Kummer, daß der heftige Streit zwischen Benjamin und Dalcy geführt wurde, die beide vom Punsch erhitzt waren. Die Erbitterung der Streitenden hatte bereits den höchsten Grad erreicht und es waren auf beiden Seiten so verletzende Worte gefallen, daß eine Ausfoderung befürchtet werden mußte.

Bis dahin hatte der blaue Capitain Beide mit Wehmuth betrachtet und gemurmelt: Zwei Brüder! Zwei Freunde! Diese Unglücklichen, welchen Kummer bereiten sie sich!

Aber in demselben Augenblick, wo sie sich gegenseitig beleidigt hatten, erhielt er seine ehemalige Energie und sagte zum Commandanten:

Man muß sie auf der Stelle trennen, bevor sie durch eine schwere Beleidigung jede Versöhnung unmöglich gemacht haben. Versichere dich Dalcy's, ich nehme den Andern auf mich.

(Fortsetzung folgt.)

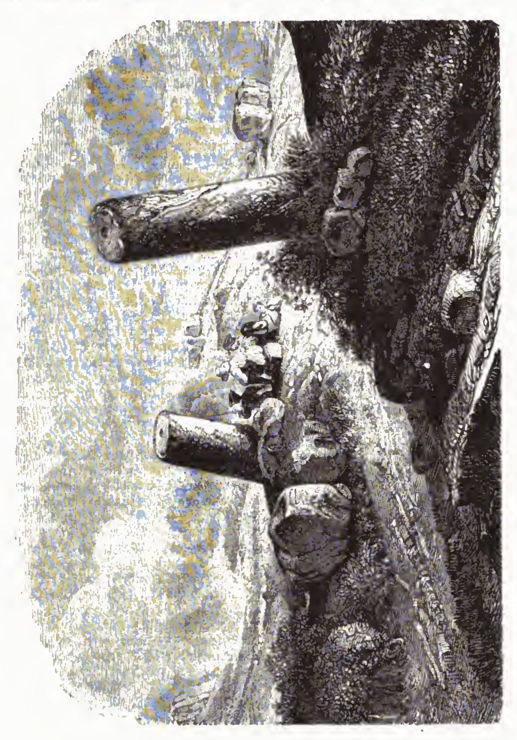
Lettische Trachten.



Der Juliusberg.

Der Julius- oder Julierberg in Graubündten ist ein wüster, aber nicht schroffer Felsenpaß, zu welchem ein sanft ansteigender Berghang hinaufführt; rechts und links am Wege sind frische, grüne Weideplätze, nur

oben auf dem Gipfel häuft sich wüstes Gestein und versperrt den Weg. Aus der Ferne stellt er sich als schroff und steil emporsteigender Felsgipfel dar. Auf seinem höchsten Kamme soll Julius Cäsar zwei riesenhafte Säulen, als ewig unvergängliche Denkmäler seines Übergangs, haben aufrichten lassen.



Die nasse Witterung des Jahres 1851.

(Fortsetzung.)

Kälte, Winde, kalte Strichregen, ferner, dumpfer Donner wechselten im Mai selten mit einem warmen Sonnenblick. Kaum gab es am frühen Morgen 4—5 Grad Wärme. Es schienen fortgehende Pankratius- und Servatiustage, die nichtsdestoweniger nach alter Art ihr Recht gar empfindlich geltend machten, besonders als ihnen noch am 14. der magere Christian zu Hülfe kam. Diesmal würde es selbst dem großen Friedrich II. nicht eingefallen sein, diesen wunderlichen Heiligen ihre Herrschaft streitig machen zu wollen und über sie zu lachen, wie er am 1. Mai 1780 that, wo das schönste, wärmste Wetter war und er dem Gärtner befahl, die Orangerie auf die Terrasse von Sanssouci zu bringen. Der Gärtner berief sich auf diese Heiligen, aber umsonst. Freilich, sie thun jetzt so wenig, wie sie vermuthlich im Leben gethan haben, wenn

sie je existirten. Aber im Mai, in der Mitte des Mai, vom 10.—25., wird sehr selten ein auffallend niedriger Standpunkt der Luftwärme ausbleiben, der vielleicht mit dem im Norden aufgehenden Eise und Schnee zusammenhängen mag, wodurch die im Süden entwickelte Wärme schnell aufgezehrt wird. Eben deshalb werden auch selten kalte Nord- und Nordwestwinde und Gewitter ausbleiben. Man glaubte mehr im October als im blütenreichen Mai zu sein, und Alles trug den winterlichen Überzieher oder Burnus früh wie Abends, sowie selbst häufig am Tage. In manchen Gegenden gestaltete sich dieser ewige Regen selbst fürchterlich, z. B. am 1. Mai in der Gegend von Charkow in Rußland, wo Menschen im Felde ertranken; am 6. Mai in Steiermark, wo bei Cilli eine furchtbare Überschwemmung die Landstraßen zerstörte und die Eisenbahn durchbrach. Viele Häuser standen unter Wasser, aus dem oft nur die Gipfel der Bäume hervorragten. Nicht besser mag es in Wien, in der Nähe und in den Vorstädten gewesen sein; beide Flüßchen, die Wien und die Alser, waren ausgetreten und richteten eine schreckliche Verwüstung an. Selbst die Schweiz und Frankreich litten durch solches Wetter und vielen Hagel. Nicht viel besser gestaltete es sich in den folgenden Tagen der zweiten Hälfte; jedem Sonnenblick folgte bald ein Regenschauer, bald ein Graupelwetter, bald ein kalter Nordwind. Und dessenungeachtet gab es eine so unendliche Menge Raupen, daß im leipziger Rosenthale wol einige hundert Eichen und Buchen kaum ein dürres Zweiglein von ihrem Frühlingsschmuck behalten hatten. Schon gestalteten sich durch diese ungewöhnliche Witterung, in deren Folge viele Felder nicht hatten mit Sommersaat bestellt werden können, da die immerwährende Nässe das Umpflügen, Säen und Eggen hinderte, die Ernteaussichten so trübe, daß die Getreidepreise in die Höhe gingen, besonders da auch das Wintergetreide an vielen Orten durch die viele Nässe gelitten und das Umpflügen nöthig gemacht hatte. Kurz, selten nur ist ein so anhaltend unfreundlicher Mai in unsern Gegenden vorgekommen, und ich weiß nur Einen seines Gleichen, im Anfange dieses Jahrhunderts, ohne daß ich jedoch das Jahr anzugeben vermöchte. Es ist mir nur erinnerlich, daß man ihn mit Spottliedern verfolgte.

Der Junius begann mit dem schönsten Sommerwetter, aber gleich so ungemein warm, daß schon am 4. Nachmittags ein heftiges Gewitter kam, welches in Leipzig um 4½ Uhr auf der letzten Abtheilung des innern Kirchhofs in einige Begräbnißplätze und eine Pappel einschlug und erstere in merkwürdiger Weise beschädigte. Indessen durften wir darüber so wenig wie über die nachfolgenden Regengüsse murren, denn fast zu derselben Stunde gab es in unserm Erzgebirge, in der Oberlausitz verheerende Hagelwetter, Wolkenbrüche und Feuersbrünste, vom Blitz veranlaßt, daß die Zeitungen nicht genug davon zu erzählen wußten. Von da an war wieder bis zum 18. die frühere rauhe, stürmische Witterung, und als sich am 22. ein recht heißer Tag eingefunden hatte, folgten ihm auch gleich neue Gewitter, die ihn ziemlich bis ans Ende begleiteten; denn nur die drei letzten Tage konnten als ausgezeichnet schön bezeichnet werden. Wir dürfen uns über solche seltene Unbeständigkeit dieses Juni keineswegs wundern. Außerordentliche Hagel- und Schloßenwetter in Siebenbürgen, Ungarn, Rußland, welche meilenweit Alles verheerten, würden die ungewöhnlich vorherrschende kühle Temperatur allein erklären.

Der Juli trat ziemlich heiß auf; allein auch ihn bezeichnete dann schon am 3. um 5 Uhr Nachmittags ein Gewitter, das in Leipzig durch einen Blitzstrahl auf der Tauchaer Straße trotz des nahen Blitzableiters die Bewohner eines Hintergebäudes in Schrecken setzte und theilweise betäubte. Veränderlich und kühler als der Sommer sein sollte, ging es dann auch wieder 14 Tage fort, und erst vom 18. an zeigte sich anhaltende Wärme mit wohlthätiger Trockenheit, die wenigstens im nördlichen Deutschland ziemlich bis zu Ende des August fortging und das Gedeihen der Feldfrüchte und das Einbringen derselben meist wunderbar begünstigte. Jedoch so gut sollte es nicht dem gesammten deutschen Lande werden; im Gegentheil endete der Juli und es begann der August im südlichen und besonders im südwestlichen Deutschland mit Regenfluten, daß man sich kaum erinnern konnte, die darauf folgenden Überschwemmungen und Verheerungen je in solchem Grade gesehen zu haben. Die Schleusen des Himmels und der Erde schienen von Nürnberg an südlich bis tief in die Schweiz, Tirol und Italien hinein und von München bis weithin nach Frankreich geöffnet zu sein; da widerstand fast kein Damm und keine Brücke. Der Regen, der Schnee auf den Bergen, die von der Wärme schmelzenden Gletscher vereinigten sich in furchtbarer Weise, die Felder zu verwüsten, die Straßen und Eisenbahnen zu zerstören. Hier und da mögen wolkenbruchartige und vielleicht selbst vulkanische Erscheinungen damit verbunden gewesen sein. Die Flüsse alle, der Rhein, die Isar, der Inn, der Neckar tobten, wie wenn alle ihre Götter erzürnt wären; es war ein Zischen und Rauschen, wie wenn sich Wasser mit Feuer mengt; alle Tiefen der Erde öffneten sich, die das ganze Land zu verschlingen drohten, wo die Saaten zu Grunde gingen, Thiere und Menschen in den Fluten umkamen, Hütten, Häuser, Flöße und Bäume fortgerissen wurden. In manchen Gegenden ereigneten sich gefährliche Erd- und Bergstürze, welche Bauerhöfe bedeckten mit Allem, was darin war. Namentlich kamen dergleichen in Baiern, Salzburg und der Schweiz vor.

Außerordentlich war Alles auf die große totale Sonnenfinsterniß am 28. Juli gespannt, die, wie sie um 3 Uhr Nachmittags zu erwarten stand, seit Jahren nicht gesehen worden war. „Die Sonnenscheibe — berichtete man — wird dann am Ende gänzlich verschwinden und als ein ganz schwarzes Gestirn erscheinen, umgeben von einem leuchtenden Strahlenkranze. Das Zittern der letzten Strahlen, ihr plötzliches Verschwinden, der rasche Übergang vom Licht zu einer durch den fernen Widerschein unserer Atmosphäre und die Regenbogenfarben des Strahlenglanzes gemäßigten Dunkelheit, die schwankende und ungewohnte Färbung des Himmels und der Gegenstände auf der Erde, das Sichtbarwerden einiger Sterne, endlich die plötzliche Rückkehr des Tageslichts — alle diese Details bei einer Erscheinung, die nicht länger als einige Minuten währt, verleihen der totalen Finsterniß einen so feierlichen Charakter, daß eine partiale gar nicht damit verglichen werden kann." Freilich war nur Island, Norwegen, Schweden und das nördliche Preußen ihr eigentliches Terrain; bei uns zeigte sie sich mehr partial; sie betrug 11 Zoll. Leider fehlte es nicht an albernen Vorstellungen, welche zeigen, wie tief in Deutschland noch die allgemeine Volksbildung steht. Von Wien schrieb man, daß sich die niedere Bevölkerung vor einer allgemeinen Ueberschwemmung und vor Hungersnoth fürchte, daß sich der Kahlenberg geöffnet habe und öffnen werde, ungeheure Wasserströme zu ergießen; ja selbst

in Leipzig gab es Leute, welche die beispiellose Witterung dieses Sommers der Sonnenfinsterniß in die Schuhe schoben, obschon die Witterung gar nicht so beispiellos war, wie Viele meinten; denn sonst hätte Voltaire nicht schon vor 100 Jahren sagen können, daß Deutschland ein Land sei, wo man acht Monate Winter und vier Monate schlecht Wetter hat. Ich könnte gleich fünf ähnliche „beispiellose" Sommer bringen, die hintereinander, 1828—32, kamen. Am 20. Juli 1832 wollten Manche gar Schneeflocken gesehen haben, so kühl war es fast durchgängig, und die Schwalben wurden häufig ein Opfer dieser Witterung. Spreche man nur nicht von Beispiellosem! Es ist Alles schon dagewesen, mit und ohne die Sonnenfinsterniß 1851, vor der sich alte Weiber hätten verkriechen mögen! Jedoch fehlte es allerdings nicht an manchen interessanten Phänomenen, da der Himmel während der ganzen Sonnenfinsterniß fast überall wolkenlos war. Zwar ließen sich weder Fledermäuse noch Abendschmetterlinge bemerken; die Vögel gingen ebenso wenig zur Ruhe und hell blieb es auch genug, um vollkommen lesen zu können. Dagegen zeigte sich manches Eigenthümliche in der Beleuchtung der von den noch vorhandenen Sonnenstrahlen getroffenen Gegenstände; namentlich stellten sich solche in einem gelblichen, orangefarbenen, grünlichen und, was die Menschen betraf, leichenfarbigen Lichte dar. Manche Blumen, z. B. die Mohnblumen, machten Miene, ihren Kelch zu schließen. Die Temperatur sank um einige Grade und es kam kühler Wind, indem auch mit dem Fernglase dieser und jener Stern sichtbar ward, der Mond aber selbst einige Eigenheiten seiner Kugel wahrnehmen ließ. Mehres der Art berichteten die Zeitungen von allen Orten her. Nil admirari! Ich habe drei ziemlich große totale Sonnenfinsternisse gesehen und Alles, was vorher gefabelt worden war, kaum bemerkbar gefunden. Eine im November 1819 blieb ganz unbemerkt, weil es ein finsterer Novembertag war. Eine in den zwanziger Jahren, im September, und noch eine im Sommer 1842 fand bei völlig hellem Himmel statt, ohne daß doch eine andere Verfinsterung erfolgte als etwa bei einem Gewitter, wo sich eine schwarze Wolke vor die Sonne legt, indem diese aber noch Raum hat, einen Theil ihres Lichtes zu verbreiten. Die Hühner gingen nicht zu Bette und die Sterne wurden ebenso wenig sichtbar. Ganz in solchem Sinne berichtete man auch aus Berlin von der diesmaligen: die Verfinsterung sei gewesen, als ob die Sonne im Herbste gegen die Untergangszeit zwischen schwerem Gewölk durchblitzt, und bei schwerem Regengewölk wird es oft viel dunkler; leicht hätte es Tausenden begegnen können, die ganze Sonnenfinsterniß zu übersehen. Ähnliche Berichte kamen auch aus andern Orten.

(Beschluß folgt.)

Abenteuer eines Offiziers in Ostindien.

Kein Zweifel — erzählt ein Offizier, welcher durch Zufall in einer trostlosen Gegend Indiens zu Fuß bei Nachtzeit wanderte, zuletzt, von Ermüdung überwältigt, sich niederwarf auf das trockene, dürre Gras, und als gerade im Osten der erste lichte Streifen anbrach, entschlummerte — ich schlief fest und süß; ich habe seitdem nie wieder unter freiem Himmel fest und süß geschlafen, denn mein Erwachen war grauenvoll. Bevor ich völlig erwachte, hatte ich eine Wahrnehmung von Gefahr, die mich an den Boden kettete und vor jeder Bewegung warnte. Ich wußte, daß ein Schatten über mich hinkrieche und daß es das beste Auskunftsmittel sei, in dumpfer Unthätigkeit liegen zu bleiben. Ich fühlte meine untern Extremitäten von den schweren Ringen einer lebenden Kette umschlungen; aber als wenn schützendes Opium mir eingeträufelt wäre, um jedes Regen der Muskeln zu verhüten, wußte ich nicht, bis ich hell aufwachte, daß eine ungeheure Schlange meine Beine bis zu den Knien aufwärts umwand.

Gott! Ich bin verloren! rief es in mir, und jeder Tropfen Blut in meinen Adern schien zu Eis zu gerinnen; alsbald zitterte ich wie ein Espenblatt, bis gerade die Furcht, mein plötzlicher Schrecken möchte das Gewürm aufscheuchen, Alles zurückdrängte und ich wieder wie gelähmt dalag. Das Reptil schlief oder blieb doch jedenfalls bewegungslos; wie lange es aber so blieb, weiß ich nicht, denn die Zeit ist für den Entsetzten gleich dem Ringe der Ewigkeit. Auf einmal klärte sich der Himmel — der Mond brach hervor — Sterne glänzten über mir; ich konnte sie alle sehen, da ich auf der Seite ausgestreckt lag, eine Hand unter dem Kopfe, wo ich sie nicht wegzuziehen wagte; ebenso wenig traute ich mir hinabzuschauen nach dem abscheulichen Schlafgenossen, den mein schlimmes Geschick mir gesandt hatte.

Unerwartet kam ein neuer Gegenstand des Schreckens hinzu: ein seltsam schnurrender Ton hinter mir, dem zwei scharfe kleine Schläge auf die Erde folgten, weckten die Schlange, denn sie regte sich und ich fühlte, daß sie aufwärts gegen meine Brust kroch. In diesem Augenblicke, wo mich unerträglicher Graus beinahe so wahnsinnig machte, aufzufahren und vielleicht sichere Zerstörung zu finden, sprang etwas auf meine Schulter — auf das Reptil! Ein greller Schrei des neuen Angreifers, ein lautes fürchterliches Zischen der Schlange ertönte. Für einen Moment konnte ich fühlen, wie sie miteinander kämpften, auf meinem Leibe kämpften; in der nächsten Minute waren sie neben mir auf dem Rasen, in der andern ein paar Schritte weg, ringend, umeinander sich drehend, ineinander geflochten, muthvoll streitend — ich sah sie — ein Mungus oder Ichneumon und eine Cobra de Cabelo!

Ich sprang auf, ich belauerte diesen höchst sonderbaren Kampf; denn Alles war jetzt taghell. Ich sah sie für einen Moment fern voneinander; die tiefe, giftige Fascination des Schlangenblicks machtlos vor den scharfen, behenden, ruhelosen Augen des Gegners. Ich sah diesen Zweikampf der Blicke noch einmal von neuem mit dem nähern Gefechte vertauscht, sah, daß das Mungus gebissen war, daß es wie ein Pfeil fortschoß, wahrscheinlich um die noch unbekannte Pflanze zu suchen, deren Saft man für ein Gegengift hält gegen den Schlangenzahn; sah das Thier mit frischer Kraft zu dem Angriffe wiederkehren, und dann — froher Anblick! — sah ich die Cobra de Cabelo, gelähmt vom bekappten Haupte bis zum schuppigen Schweife, leblos aus ihrer bisher halb emporgerichteten Stellung mit ächzendem Zischen hinfallen, indeß der bewundernswürdige Sieger sich mit einer Reihe von Sätzen über der Leiche seines Feindes ergötzte, umhertanzend und springend, schnurrend und spuckend, gleich einer rasenden Katze.

Mannichfaltiges.

Die Uhr des Münsters in Strasburg hat ihre eigene Geschichte. Die erste war unter dem Bischof Johann von Lichtenberg in den Jahren 1352—54 verfertigt, 1399 reparirt. Nach ihrem gänzlichen Verfall ward im Jahre 1547 von dem Domcapitel der Bau einer neuen beschlossen. Den Plan zu ihr entwarfen Michael Heercus und Nikolaus Brückener in Gemeinschaft mit Christian Herlin, einem der ausgezeichnetsten Mathematiker der damaligen Zeit. Nach Herlin's Tode trat 1570 Konrad Dasypodius ein; die mechanische Ausführung des Werks übernahmen die Gebrüder Isaak und Josias Habrecht aus Schaffhausen; die Ausführung der Maler- und Bildhauerarbeiten überkam Thomas Stimmer, ein strasburger Maler. Dasypodius nahm sich den breslauer Astronomen David Wolkenstein zum Gehülfen an. Am Johannistage 1574 konnte das Werk in Gang gebracht werden. Noch während der Arbeit mußte der jüngere der Gebrüder Habrecht, Josias, sich von der Arbeit zurückziehen, um für den Kurfürsten von Köln im Schlosse Kaiserswörth eine astronomische Uhr aufzustellen. Diese Reise und das Augenübel einer seiner Schwestern, die um dieselbe Zeit das Gesicht verlor, ist wahrscheinlich die Veranlassung zu der Volkssage geworden, daß der strasburger Magistrat dem Erbauer der Uhr die Augen habe ausstechen lassen, damit er kein ähnliches Werk anderswo ausführen könne. Im Jahre 1669 ward die Uhr von Michael Habrecht und im Jahre 1732 von Jakob Straubhaar ausgebessert, blieb aber seit dem Jahre 1789 stehen. Erst im Jahre 1836 beschloß der Magistrat zu Strasburg sie so wieder in Stand setzen zu lassen, daß sie allen Anfoderungen der Mechanik sowol als der Astronomie Genüge leisten könne, und die Ausführung dieses Beschlusses ward dem noch lebenden Uhrmacher in Strasburg, Johann Baptist Schwilgué, übertragen. Vom 31. December 1842 an ist sie wieder regelmäßig im Gange.

Das Riesengewächshaus des Herzogs von Devonshire in England auf seinem Landsitze Chatswort, 70,000 Quadratfuß Glasoberfläche enthaltend, brachte den Gartendirector Paxton bekanntlich auf die Idee, die Gewächshausform für das Ausstellungsgebäude in London vorzuschlagen. Was wird nun noch das Schicksal des „Treibhauses ohne Gleichen" sein?

Heilige Krokodile werden in Kuraschy in Indien, wo sich zahlreiche Gräber indischer Heiligen befinden, in einem Teiche gehalten. Es sind deren gegen 50, darunter mehre von 15—20 Fuß Länge. Sie werden von Fakirn, einer Art von Mönchen, gehütet und gezähmt. Der Reisende Orlich ließ sich dieselben zeigen, es kostete ihm einen den Krokodilen zu opfernden Ziegenbock. Ein Fakir rief in klagendem Tone: „Owh! owh!" (Komm, komm!) Gleich Hunden krochen einige dreißig Krokodile aus dem Wasser hervor und lagerten sich in einem Halbkreise vor die Füße ihres Gebieters. „Es war — so erzählt der Reisende — ein sonderbares Schauspiel, diese Thiere mit aufgesperrtem Rachen wenige Schritte vor sich zu sehen; sie waren aber so folgsam, daß sie bei der leisesten Berührung mit einem Stöckchen zurückkrochen. Mittlerweile war der Ziegenbock geschlachtet worden und ward den Bestien stückweise vorgeworfen. Gierig suchten sie sich die Bissen abzujagen und dabei rasselten sie mit ihren Schuppenkörpern so heftig aneinander, daß einzelne förmlich überschlugen und mit ihren kurzen Pfoten auf komische Art krabbelten und zuckten. Nach der Mahlzeit trieb der Fakir seine Pflegebefohlenen wieder in den Teich."

Ein Pferd ohne Haare ward unlängst als eine außerordentliche Naturerscheinung nach England gebracht. Es ist eine Stute, welche auf den Ebenen von Venezuela von einer Abtheilung amerikanischer Jäger unter dem bekannten Reisenden Juan Percy eingefangen wurde. Die Haut, an der auch nicht ein Härchen zu bemerken ist, sieht aus wie Kautschuk und fühlt sich fast so weich wie Sammet an.

Die Sperlinge stehen bei den Russen nicht gut angeschrieben und werden für verfluchte Vögel gehalten. Piepen sie am Donnerstag in der Charwoche, so bedeutet dies, daß sie sich zusammen mit den Juden über den Verrath am Heiland freuen. Die Sperlinge — so wird ihnen auch nachgeredet — hätten die Nägel zur Kreuzigung des Heilandes herbeigetragen, während die Schwalben sie wieder forttrugen; zur Strafe dafür trügen die Sperlinge unsichtbare Fesseln an den Füßen und könnten darum nicht gehen, sondern müßten immer hüpfen. Eine Sünde sei es, eine Schwalbe zu tödten und es entstehe daraus eine Viehseuche; dagegen sei es ein Verdienst, einen Sperling zu tödten. Auch sei es das sichere Vorzeichen eines Unglücks, wenn ein Sperling in ein Zimmer hineinflöge.

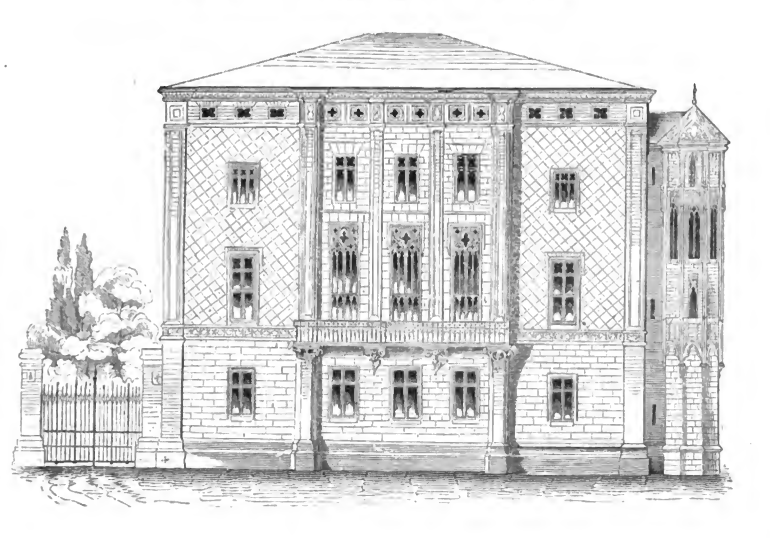
Meteorsteine in Amerika. Häufiger als in Europa scheinen in Amerika Meteorsteine zu sein. Etwa 20 Meilen von der Stadt Columbia war während eines heftigen Gewitters ein solcher Stein herabgefallen, den ein Neger 18 Zoll tief aus der Erde herausgrub und ihm dem Gutsherrn mit den Worten brachte: „Hier, Massa, ist ein Klumpen gediegenen Donners." Ein anderer am 31. October v. J. bei Concord in Nordcarolina heruntergefallener Meteorstein hatte die seltene Form eines Menschenfußes, der von einem Gummiüberschuh bedeckt ist.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 473.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [24. Januar 1852.

Generalmajor Heidegg's Palast in München.



Der blaue Capitain.

(Fortsetzung.)

Die Bewegung des Escadronschefs war so rasch, daß Dalcy, welcher auf Benjamin einzudringen suchte, plötzlich dem strengen und kalten Gesicht seines Chefs begegnete, der ihm den Befehl gab, sich sofort nach Hause zu verfügen und 24 Stunden in Arrest zu bleiben. Der Widerstand war um so unbedeutender, als der Commandant sich mit dem Lieutenant in keine Erörterung einließ und die soldatische Subordination seinen Ungestüm sogleich zähmte. Er wich langsam zurück, und als er eben aus der Thür treten wollte, rief er dem ehemaligen Freunde zu: „In zwei Tagen werden wir uns treffen."

Benjamin konnte nicht antworten, denn Capitain Morissot beschäftigte ihn hinlänglich. Da dieser fürchtete, daß noch ein einziges Wort den Zweikampf unvermeidlich machen würde, so hatte er den Wüthenden beim Arme ergriffen und drängte ihn in die Ecke des Saals. Als der blaue Capitain ihn auf diese Weise

abgesondert hatte, bemächtigte er sich seiner beiden Hände und hielt seinen Gefangenen unbeweglich wie ein Kind. Die Umstehenden, welche gewohnt waren, sich auf Kosten des blauen Capitains zu belustigen, standen erstaunt da und dieser sagte sehr ruhig zu dem vor Wuth schäumenden Benjamin:

Ruhig! Sie werden mir nicht entgehen, junger Mann, Sie werden fest und unbeweglich in dieser Position bleiben, wie ein hölzerner Heiliger in seiner Nische.

Vor Scham außer sich knirschte der junge Lieutenant:

Lassen Sie mich los, Herr! Ich werde keinen Versuch zur Flucht machen.

Hören Sie mich, junger Mann! Ich könnte Ihr Vater sein, und als solcher werde ich Ihr Betragen laut tadeln. Sie haben nur einen Freund und wollen ihn von sich stoßen?

Aber, mein Herr, ich kümmere mich nicht um Ihre Angelegenheiten ...

Aber ich kümmere mich um die Ihrigen, weil ich Lust dazu habe und weil Sie mir gefallen. Ihr Freund war betrunken, und wenn man wie Sie bei vollem Verstande ist, so muß man edelmüthiger und nicht so zornig sein.

Dieser Ton beruhigte den jungen Mann etwas; aber die Gäste des Kaffeehauses, welche gewohnt waren, auf Kosten des Capitains zu lachen, freuten sich sehr, ihn in einer neuen Rolle zu sehen. Der Lieutenant, der sehr ruhig geworden war, erwiderte:

Was geschehen ist, ist geschehen. Der Wein ist angezapft und man wird ihn übermorgen trinken.

Ich versichere, daß man ihn nicht trinken wird.

Ein Duell ist unvermeidlich, mein Herr! Erstens bin ich gefodert und dann hat Daley, der nicht trunkener war als ich, mir Sachen gesagt, die nur mit Blut abgewaschen werden können. Endlich habe ich versprochen, mich zu schlagen und noch nie in meinem Leben mein Wort gebrochen.

Nun gut, so werden Sie es heute zuerst thun.

Ich schwöre hier, mein Herr, daß ich mich schlagen werde.

Und ich schwöre hier, mein Herr, daß Sie sich nicht schlagen werden.

Und der Grund, wenn es beliebt?

Weil ich es nicht will.

Bei diesen Worten des blauen Capitains, die von einer ausdrucksvollen Bewegung begleitet waren, lachten die Stammgäste des Kaffeehauses aus vollem Halse und begannen sich über den Capitain lustig zu machen. Als Benjamin ihn so verspottet sah, blieb er unentschlossen. Morissot errieth, was in der Seele des jungen Mannes vorging. Er sah ein, daß er in diesem Augenblicke den Respect desselben wieder erlangen müßte, wenn er sein Ansehen behalten wollte, und dieses gelang ihm.

Lacht, so viel ihr wollt, rief er ihnen zu. Wenn ich euch nicht wie Kinder verachtete, so würde ich euch schon Alle zum Fenster hinausgeworfen haben. Und jetzt sage ich euch, schweigt!

Jetzt verdoppelte sich das Lachen. Teufel! rief man, der blaue Capitain wacht wieder auf!

Hier, sagte der Capitain, ist Alles, was ich bedarf, um euch feiger zu machen als Memmen.

Bei diesen Worten ergriff er drei Stöcke, bestrich ihre Enden mit Kreide, knöpfte seinen Rock auf und sagte lachend zu Benjamin:

Jetzt werden Sie ein schönes Duell sehen.

Sodann wandte er sich zu den zwei Voranstehenden unter den Vorwitzigen, gab jedem einen Stock in die Hand und sagte:

Ich greife euch Beide gleichzeitig an und wenn ich jedem von euch nicht einen weißen Punkt gegeben habe, ehe einer von euch mich berührt hat, will ich ebenso dumm sein wie ihr.

Die beiden Personen griffen Morissot mit einer Mischung von Überraschung und Ironie an. Dieser wollte seine Überlegenheit zeigen und beschränkte sich auf das Pariren. Die drei Stöcke flogen rasch in der Luft umher und kreuzten sich eine Weile. Keiner der Kämpfer bekam einen weißen Punkt. Plötzlich rief der blaue Capitain aus:

Jetzt kommt die Reihe an mich!

Seine Gegner waren ernst geworden. Morissot hielt sich jetzt ganz gerade; er parirte mit seinem Stocke eine Bewegung seiner Gegner, machte einen Ausfall und es erschien ein weißer Fleck auf ihrer Brust. Von Seiten der Zuschauer ließ sich ein Ruf des Erstaunens hören. Morissot hatte sich kaum bewegt. Kaum hatten die beiden Kämpfer eine Finte des Capitains parirt, so erhielten sie einen zweiten Stoß gerade auf den Magen. Der blaue Capitain hatte sich auf den zweiten gestürzt und ihn so hart getroffen, daß der Besiegte rücklings auf den Tisch fiel unter dem schallenden Gelächter der Menge.

Der Capitain verschmähte es, die Lobsprüche der Menge anzunehmen. Er ergriff Benjamin's Arm, zog ihn in eine Ecke und sagte sanft:

Ich mußte mich von diesen Allen befreien, ohne ihnen ein Leid zu thun, denn die Leute sind weder schlecht noch gefährlich. Sie, mein theurer Freund, werden wie ich verfahren, sich mit der nöthigen Mäßigung wappnen und Ihre Angelegenheit wird gut enden.

Capitain, erwiderte Benjamin, mein Herz ist zu sehr verletzt; wenn ich mich nicht mit Daley schlage, so werde ich einen tiefen Haß gegen ihn behalten.

Haß gegen Ihren besten Freund? O welches Schicksal bereiten Sie sich! Glauben Sie, mein Herr, der Sieger wird der Unglücklichste sein; seine Ruhe wird ihm durch diesen Sieg auf immer geraubt. Ach, erst wenn Sie den Freund getödtet haben, werden Sie fühlen, wie theuer er ihnen war; träumend und wachend werden Sie von seinem Bilde verfolgt sein und Alles, Alles würden Sie hingeben, wenn es möglich wäre, die That ungeschehen zu machen. Aber die Reue, die das Herz zerfleischt, ist dann zu spät!

Die Theilnahme, die Sie mir bezeigen, rührt mich; allein dieser Zweikampf ist nothwendig, unvermeidlich und ich versichere von neuem, daß er stattfinden wird.

Und ich versichere das Gegentheil! Nochmals und zwar aus Grund meiner Seele beschwöre ich Sie bei Allem, was Ihnen theuer ist, junger Mann, stehen Sie ab von dem unseligen Vorhaben! erwiderte der blaue Capitain und konnte sich dabei der Thränen nicht enthalten.

Herr Capitain, antwortete Benjamin, das Interesse, welches Sie mir, einem Fremdling, schenken, ergreift mich tief, und ich danke Ihnen dafür. Aber ein für alle mal, bestürmen Sie mich nicht länger und lassen Sie mich nun meinen Weg gehen. Gute Nacht!

Nun gut! entgegnete der Capitain mit keuchender Brust, da Sie meinen Worten nicht nachgeben wollen, so will ich Sie durch thatsächliche Gründe von der Thorheit Ihres Vorhabens abzubringen suchen. Kommen Sie und folgen Sie mir!

Bei diesen Worten nahm der blaue Capitain den

jungen Lieutenant unter den Arm und die Stammgäste sahen Beide fortgehen.

In dem Augenblicke, wo sie um die Ecke der Bibliothekstraße und des Klosters Saint-Maurice bogen, hörte man die letzten Worte des Capitains, der zu seinem Gefährten sagte:

Kind, du hast es gewollt! Nun gut, du wirst Alles erfahren, was es mich auch kosten mag, und beim Henker, du wirst keine Lust mehr haben, dich zu schlagen!

Unser junger Lieutenant folgte, ohne ein Wort weiter zu erwidern, dem Capitain. Benjamin hatte einen abenteuerlichen Geist und war gespannt, das Geheimniß des neuen Freundes zu erfahren. Als sie an das Ende der Straße gekommen waren, bog der blaue Capitain plötzlich rechts, öffnete eine kleine schwarze, verrostete Thür, gab seinem Gefährten ein Zeichen, ihm zu folgen und trat ein. Nachdem sie einen Gang überschritten und eine Wendeltreppe hinaufgegangen waren, befand sich Benjamin in einem Zimmer, wo Morissot Feuer anschlug, um Licht anzuzünden. Das Zimmer des Capitains war schlechter als der traurigste Winkel in der elendesten Kaserne; vor seinem Bett hingen zwei Vorhänge von blauem Kattun, denen ähnlich an den Fenstern mit kleinen runden Scheiben, deren größter Theil mit blauem Papier überzogen war. An der Wand hingen einige Pfeifen, ein alter Hut, eine blaue Weste und zwei von Staub ganz graue Degen. Die Schublade eines großen Tisches enthielt die sonstige Garderobe des blauen Capitains. Man konnte leicht erkennen, daß der Capitain selbst sein Zimmer fege und das Bett mache, denn es war Beides sehr schlecht besorgt.

Morissot bot seinem Gaste einen Stuhl an, gab ihm eine Pfeife und zündete sich selbst eine an. Es war kalt. Benjamin fragte endlich, zu welchem Zwecke er mit hierher genommen worden sei?

Der Capitain, welcher in Ermangelung eines zweiten Stuhls auf dem Rande des Bettes saß, schien den Anfang seiner Rede zu suchen. Er blickte im Zimmer umher, sah endlich Benjamin an, der verwirrt vor diesem abgemagerten, obgleich noch jungen Manne saß. Das Benehmen, das Costum, die Physiognomie des Capitains und die ihn umgebenden Gegenstände machten einen unbehaglichen Eindruck auf den jungen Mann. Dem Capitain entging dies nicht und er sagte mit dumpfer Stimme:

Vor fünf Jahren noch war ich einer der glänzendsten Offiziere der Armee. Es war mir, wie man sagte, eine Stelle in den höhern Reihen aufbewahrt, der Ehrgeiz verzehrte mich, das Glück verfolgte mich gewissermaßen. Nach meiner Rückkehr aus Aegypten erhielt ich hier die Ernennung zum Escadronchef. Leider! . . . Nach acht Tagen reichte ich mein Entlassungsgesuch ein. Ich würde jetzt General sein, ich, der zu Ihnen redet, ich, den Sie jetzt in dieser abgehärmten Gestalt vor sich sehen!

Welche Veränderung, nicht wahr? . . . Dies ist das Werk einer Reue, einer schrecklichen Reue! Ach! Sie haben einen Freund und wollen ihn tödten, Unglücklicher! Hören Sie mich und erfahren Sie, was Das heißt. Ein Soldat hat, wie Sie wissen, weder Frau, noch Kinder, noch Vater, noch Brüder, noch Vettern. Im Kriege trennt man sich von Allem. Das Herz bedarf jedoch eines Gegenstandes der Zuneigung, und wenn man einen treuen Gefährten findet, so bemächtigt man sich seiner und nun entsteht eine Freundschaft, zu der man eine Liebe bringt, die man auf zehn verschiedene Personen vertheilt hätte. Der Waffenbruder ersetzt den Vater, die Mutter, den Bruder. Wenn Sie daher Ihren lieben Daley tödten, so ist das, als wenn Sie Ihre ganze Familie ermordet hätten.

Wenn ich ihn noch liebte, sagte Benjamin, so würden Sie Recht haben; aber da ich ihn jetzt hasse, hassen muß . . .

Sie lieben ihn noch, mein Herr, weil Sie mit Leidenschaft von ihm reden, und man geht auch nicht so schnell von Zuneigung zu Gleichgültigkeit und sogar Haß über. Im Zorn ahnt man die Bitterkeit des folgenden Tages nicht. Großer Gott! Wenn ich so strafbar gewesen wäre, wie Sie es werden wollen, so würde ich meine Reue nicht ertragen, sondern mich getödtet haben. Vielleicht hätte ich auch besser gethan, um mir einen langen Kummer zu ersparen und mich da unten mit meinem armen Morissot zu vereinigen.

Morissot! rief der junge Lieutenant und warf einen Blick des Erstaunens auf den blauen Capitain.

Ja, Morissot! Dies ist der Name meines besten Freundes. Überdies war er ein Verwandter von mir, hieß wie ich Morisset, wurde aber im Regimente zur Unterscheidung Morissot genannt, und unsere Zuneigung schrieb sich von unserer Geburt her. Morissot rettete mir zwei mal das Leben und wir waren, so zu sagen, Ein Herz und Eine Seele. Das Schicksal trennte uns zum ersten male im Jahre 1796, und wir verließen uns zwar ohne Thränen, aber tiefe Trauer im Herzen. Als ich nach meiner Rückkehr aus Ägypten eines Abends in dasselbe Kaffeehaus trat, wo wir uns heute begegneten, hörte ich eine Stimme, die ich für die seinige erkannte. Ich schrie auf vor Freude, rief seinen Namen, denn ich sah ihn in der Menge nicht. Ein Dragoneroberst, der mir den Rücken zugekehrt, betrachtete mich mit einem Blicke der unaussprechlichsten Herzlichkeit und stürzte in meine Arme; unsere vierjährige Abwesenheit war vergessen.

Der blaue Capitain legte seine Pfeife bei Seite und ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Plötzlich trat er auf Benjamin zu, erfaßte seinen Arm und sprach dumpf:

Zwei Stunden später war mein Morissot nicht mehr!

Der Lieutenant zitterte, während der Capitain seinen Kopf in den Händen barg und wie in Verzweiflung mit sich kämpfte.

Sie sehen meine Strafe und doch bin ich nicht schuldig. Mein Gewissen ist ruhig, aber das Herz blutet aus einer unheilbaren Wunde. Morissot wollte am folgenden Tage abreisen; wir hatten viel getrunken und viel von der Vergangenheit und unserer Jugend geredet. Er hatte mir seine letzten Duelle erzählt, ich ihm die meinigen; wir waren glücklich und vergnügt wie die Vögel auf den Bäumen. Die Duelle liebten wir mit Wuth; woher diese Leidenschaft kam, weiß ich nicht. Diese alte Stadt Besançon, schwarz und einsam, von Flüssen umgeben, mit Kirchthürmen und Bastionen gekrönt, diese Festung mit grauer Physiognomie, wo man zu jeder Stunde die Trompeten und die Glocken hört, übt einen sonderbaren Einfluß auf die Natur seiner Söhne aus, die noch die wilde Roheit der alten Spanier des Herzogs von Alba besitzen. Morissot und ich hatten gleich vielen Andern noch einige Tropfen dieses alten Bluts, dessen stürmische Kraft durch unsere Adern rollte. Wir verließen zusammen das Kaffeehaus. Ich hing mich in Morissot's Arm und er rief von Zeit zu Zeit: Welches Glück, welche Freude, sich wiederzusehen! Wir lachten und weinten zugleich vor Freude; es war eine wahre Narrheit. Wir waren auf dem

Wege nach dem Hotel, wo ich wohnte. Als wir über den Bogen Saint-Maurice gingen, wo ich jetzt wohne, ließ Morissot meinen Arm fahren, wendete sich um, betrachtete die Ecke der Straße und bewunderte ihren großartigen und feierlichen Charakter. Der Vollmond war hinter dem Palast Granvello aufgegangen, dessen ungeheure Mauern, schwarz wie Tinte, ihre Schatten auf die Straße warfen. Alles schlief in der Stadt. Die seit der Revolution geschlossenen Kirchen lagen schweigend wie Ruinen da. Man glaubte sich in die Bogengänge einer andalusischen Stadt versetzt. Morissot erstaunte über die Schönheit des Bildes.

Um sein Land schön zu finden, sagte er, gibt es kein besseres Mittel, als es zu verlassen; ich bin in meiner Jugend wol zwanzig mal um diese Ecke gegangen, ohne ihre Schönheit zu bemerken. Nach einer Abwesenheit von einigen Jahren komme ich heute hierher und finde die Umgebung prachtvoll.

Wirklich? erwiderte ich. Dieser dunkle Durchgang, mit alten Gebäuden umgeben, wäre ganz geeignet, eine schaurige Begebenheit zu verschleiern.

Diese Betrachtungen hatten die romantischen Erscheinungen unserer Jugend erweckt und unsere Phantasie erhitzt. Morissot, in einen großen grauen Mantel gehüllt, ging an der Linie des Schattens hin; sein Säbel schleppte auf dem Pflaster mit einem herrlichen Klirren und der Mond spiegelte sich in seinem Dragonerkasket, dessen langer Roßschweif im Winde flatterte.

Bruder, rief ich aus, welcher schöne Ort, um sich die Kehle abzuschneiden! Ich hatte meine vor Begierde brennende Hand auf den Griff meines Säbels gelegt, der in der Scheide zitterte, als wenn er mich verstanden hätte.

Wahrhaftig, rief Morissot, du hast Recht, es würde Wollust eines Kaisers sein, hier vom Leder zu ziehen. Freund! Wenn wir uns eine kleine Lust machten, ehe wir zu Bett gehen?

(Beschluß folgt.)

Ein Gottesurtheil.

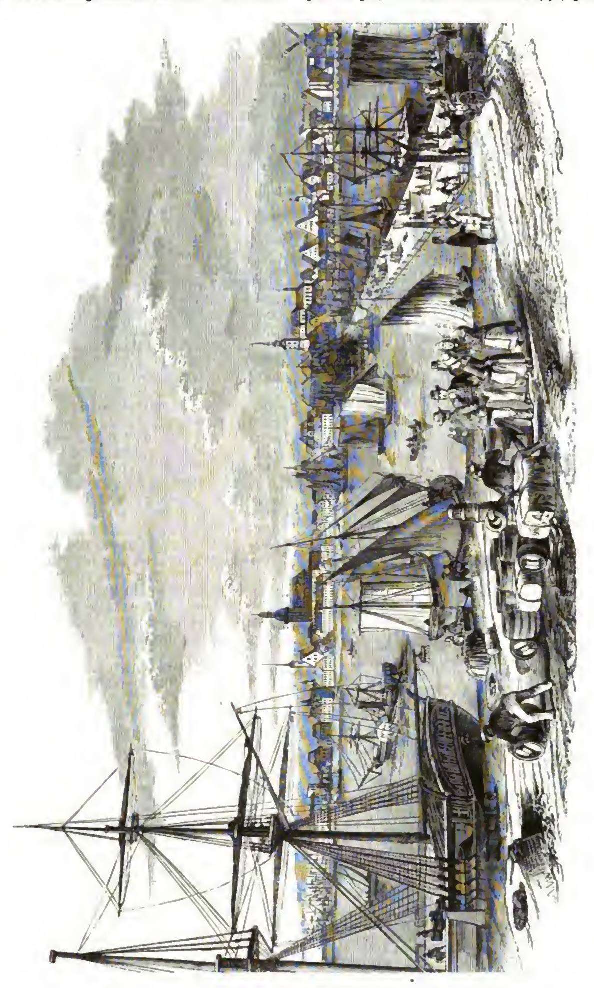


Vergleiche über Gottesurtheile Pfennig-Magazin, Jahrgang 1846, Nr. 202.

Riga.

Riga gehört zu den ältesten, größten und reichsten Städten an der Ostsee, denn bereits im Jahre 1158 wurden bremer Kaufleute durch einen Sturm in die sich hier ausmündende Düna verschlagen und legten alsdann (gegen das Jahr 1200) in dieser damals noch ganz wilden und unbekannten Gegend die Stadt an, welche von einer Rige, d. h. einer Getreidedarre, ihren Namen erhalten haben soll. Unser Bild zeigt die Stadt nur jenseit des Flusses. Wir stehen diesseit der großen, langen Bohlenbrücke, welche über den mächtigen Strom führt, fast zwei mal so lang ist wie die über den Rhein bei Strasburg und aus dicken Baumstämmen, der Länge nach gelegt, besteht, über welche wieder Querbalken gehen, auf denen nun die dicken Eichenbohlen ruhen. Alles schwankt und wogt, wenn schwere Wagen darüber hinfahren und die Wellen selbst schla-

gen wol darüber hin. Allein der ganze Bau ist nichtsdestoweniger äußerst fest, sowie für diese Gegend zweckmäßig, denn am 1. November wird sie binnen 3—4 Stunden auseinandergenommen und am 1. Mai ebenso schnell wiederhergestellt. Zu beiden Seiten legen die Schiffe an, ihre Ladung zu empfangen oder abzugeben, und die mit dem Herbei- oder Fortfahren beschäftigten Wagen, die damit verbundene Geschäftigkeit ge-



währen ein Bild, wie es nur in großen Seestädten am Quai oder Molo vorkommt. Nicht minder lebhaft geht es an dem einen Ufer des Festlandes zu, wo die in den nahen vorhandenen Magazinen bleibenden Waaren auf- oder eingeladen werden sollen. Da viele Schiffe hierher die Düna hinauffahren oder herabkommen, so wird die Brücke Mittags eine Stunde lang deshalb gesperrt und ein Glied ihres langen Flosses herausgenommen, um sie majestätisch hindurchziehen zu lassen.

Die nasse Witterung des Jahres 1851.

(Beschluß.)

Der September begann in sehr unangenehmer Weise; mit dem letzten Hundstage schien die Sommerwitterung ihr Ende erreicht zu haben; denn schon die letzten Tage des August, vielleicht in Folge von Erderschütterungen in der Schweiz, hatten Regen und widrige Temperatur gebracht, welche nun auch die ersten Tage des neuen Monats bezeichneten, der sich herbstlich zeigte, ehe noch der Kalenderherbst da war. Hier und da, im südlichen Deutschland, gab es selbst wieder Überschwemmungen. Die Klagen über vorkommende Kartoffelkrankheit *) wurden daher wieder aller Orten mehr oder weniger laut und vereinten sich noch mit neuen aus der Schweiz, aus Tirol sowie aus Italien über einen Schimmelpilz, welcher die Trauben zu vernichten drohte. Daß überhaupt eine allgemeine vortreffliche Ernte unter solchen Umständen hätte eintreten können, wird ebenfalls wol kaum Jemand erwartet haben. Was im zuletzt so heißen April üppig aufgeschossen war, stockte im kalten Mai und Juni, besonders im schweren, nassen Boden, der gerade die meiste Frucht gibt. Hierzu nun die großen Ueberschwemmungen, das viele Regenwetter, was die Ernte so sehr hinauszog, daß in unsern Ebenen noch Anfang Septembers Weizen bei Landsberg u. s. w. auf dem Halme stand. Nur eine mäßige Mittelernte ergab sich meist, welche ein nicht unerhebliches Steigen der Getreidepreise erwarten ließ, da schwerlich auf alte Vorräthe gerechnet werden durfte. Da hat dann Hans und Kunz wieder Gelegenheit, recht viel von Wucher zu schwatzen, ohne daß er je sich nur die Frage vorgelegt hat, was Wucher sei und ob wol auch solcher stattfinden könne? Erst die zweite Hälfte des Monats schien sich milder, schöner und heller zeigen zu wollen; allein einigen solchen Tagen folgten gar bald andere entgegengesetzter Art, und namentlich ergossen sich am 20. und 21. Regenfluten, die Alles zu vernichten drohten, was noch von Grummet, Kartoffeln und Sommergetreide auf Wiese und Feld, oder von Obst in den Gärten war. Ähnliche stundenlange Ergießungen folgten in den nächsten Tagen und am 25. Abends, am leipziger Horizonte wenigstens, eine merkwürdige elektrische Entladung. Aus einer großen schwarzen Wolke im Südwesten blitzte es eine Stunde und darüber, oft fast ohne Pause, ohne Donner jedoch, ohne daß sich ein Lüftchen rührte, ohne Regen, indem nach dem Zenith zu die Sterne funkelten und eine Wärme von 14—15 Grad herrschte. Genug, in höchst traurig-nasser Art endete der September, indem es auch nicht an Überschwemmungen fehlte, welche namentlich im südwestlichen Deutschland, doch auch in andern Gegenden verheerten, was etwa noch Erntehoffnungen hatte aufkommen lassen. England und Frankreich scheinen fast allein von diesem nassen Sommer verschont geblieben zu sein und eine reichliche Frucht des Feldes geerntet zu haben. Spanien dagegen verlor diese durch eine Hitze und Trockenheit, besonders in den Südprovinzen, daß die Klagen dort so groß darüber waren, wie die über den immer wiederkehrenden Regen bei uns, welcher obenein alles neue Bestellen der Felder verhindern zu wollen und sie den Mäusen oder Schnecken preiszugeben schien, denn beide nahmen in nicht wenig bedenklicher Weise überhand.

Das erste Drittel des October war wenig besser. Erst mit dem 10. kamen etwas trockene, sonnige, milde Tage, wechselten aber bis zum Schlusse des Monats auch mit ebenso stürmischen als regnerigen.

In ähnlicher Art benahm sich der November bis zum 15., der aber desto schrecklicher in vielen Gegenden des südlichen Europa durch Überschwemmungen auftrat. Die Drau, die Save, die Mur, der Isonzo, die Etsch zerrissen ihre Brücken, zerstörten die Landstraßen und verheerten die Felder in grauenhafter Weise, wie es so viele Gegenden in diesem verhängnißvollen Jahre erfahren hatten. *) Von Schnee war bis dahin bei uns nichts zu bemerken und von Kälte sehr wenig; dagegen trat sie mit 4—5 Grad am 16. ein. Es schien ernstlich Winter werden zu wollen; denn in der folgenden Nacht gab es Schneewetter comme il faut, das Nachts vom 20.—21. noch ärger wiederkehrte, nachdem dergleichen nicht minder in den südlichern und westlichern Gegenden Deutschlands, Belgiens und Frankreichs, wie Italiens und selbst Spaniens getobt hatte. Daß man am 21. November auf dem Schlitten fuhr und aller Eisenbahnverkehr stockte, weil der Schnee an vielen Punkten viele Ellen hoch zusammengetrieben war, hat man in Deutschland wol nicht leicht gesehen. 36 Stunden war man fast von aller brieflichen Communication abgeschnitten, und als endlich der Verkehr wieder offen war, kamen von allen Seiten die Hiobsnachrichten, daß es meist ebenso schlimm oder noch viel ärger gewesen sei und noch sei. Es trat auf mehren Eisenbahnlinien der Fall ein, daß man, um 5—16 Meilen zurückzulegen, drei Tage Zeit nöthig gehabt hatte. Selbst Menschen, wol 20, waren im sächsischen Hochlande und der Oberlausitz durch Kälte, Schnee und Schneesturm ums Leben gekommen, was im schlesischen Gebirge vermuthlich noch mehr der Fall gewesen sein mag. Die Kälte stieg bei uns in den ersten Morgenstunden auf 8—9 Grad, anderwärts bis 13 und darüber, ließ jedoch allmälig wieder nach, daß es fast Miene zum Thauwetter machte; allein in der Nacht vom 27. zum 28. kam neuer Schnee in Menge und dies Alles meist bei Süd-, Südwest- und Südostwind, der selten einmal nach Norden umschlug. Wie

*) Es wird diese Frucht zu viel gedüngt und man bemüht sich zu wenig, den Boden nebst Samenkartoffeln zu wechseln. Diesmal war die Ernte ebenso spärlich als die Frucht schlecht; theils war sie von der Kartoffelfäule ergriffen, theils hatten die scheinbar guten Kartoffeln wenig Mehlgehalt und wurden beim Kochen wasserhart, wie man sagt.

*) Die Überschwemmungen (31. October bis 3. November) hier scheinen in der That grausenhafter gewesen zu sein als alle die gleichen vielen Verheerungen, welche aus gleicher Ursache im Jahre 1851 stattfanden. Landstraßen, Dörfer, Felder wurden in einer Art verheert, daß man den Schaden auf zwei Millionen Gulden anschlug. Viele verloren ihr Leben, Tausende all ihr Hab und Gut, die Scholle, selbst die Stätte, wo ihre Ältern ruhten. Seit Jahrhunderten hatte Kärnten namentlich solche Scenen nicht erlebt.

viele Millionen Scheffel und Centner Schnee mögen in diesen Tagen bis zum 30. November in Europa herabgekommen sein! Wer möchte sie nur annähernd berechnen!

Der December sorgte dafür, daß sie in ihr ursprüngliches Element, das Wasser, zurückgingen. Die ersten 15 Tage waren alle mehr oder weniger mild; 4—10 Grad Wärme gab es meist bei feuchter Luft, und vorherrschende West- oder Südwestwinde. Ganz jedoch vergaß auch der December seine wetterwendischen Mucken nicht. Es gab in Malta am 8. ein paar Wasserhosen mit Wolkenbrüchen und Hagel, wodurch Häuser und Bäume aus der Erde gehoben und einige hundert Menschen getödtet, die Ufer aber mit Schiffstrümmern bedeckt wurden; selbst an einigen Überschwemmungen fehlte es nicht, doch sind die außerordentlichen Schneemassen des Novembers vom December im Ganzen glücklich und sanft abgeführt worden. Die zweite Hälfte des December gestaltete sich noch besser. Es gab manche heitere Tage, früh mit einigen Graden Kälte, besonders in den letzten Tagen, auch wol einigem Schnee, jedoch im Ganzen hatte der December die Rolle mit dem November vertauscht und so gut gemacht, was jener verdorben zu haben schien. Nichtsdestoweniger brachte die nasse Witterung des Jahres 1851 ein großes Elend über einen großen Theil Europas, namentlich auch über Deutschland. Die Getreideernte gab, wie schon gesagt, in vielen Gegenden nur eine mittlere Ausbeute, im Ganzen selbst durchschnittlich kaum die Hälfte eines Mittelertrags; die Obsternte war gleich gering an Menge und Güte, der Wein in Menge, aber kaum als Essig zu verwerthen. Und nun wie viele Felder und Wiesen verschlemmt, versandet! Welche Verheerungen an Straßen und Brücken, welche Zerstörungen an Gebäuden!

Ausgeglichen wurde die große Nässe in einem so großen Theile Europas durch eine ebenso große Trockenheit in andern Ländern, z. B. in Griechenland mit den dazu gehörigen Inseln. Selbst wenn hier ein Gewitter kam, brachte es kaum einige Regentropfen. In Spanien und Portugal war es Monate lang ebenso trotz aller Processionen und Wallfahrten, welche den Wind- und Wolkenzug abändern sollten. Nachrichten ähnlicher Art erhielten wir aus Texas in Amerika, Australien und Kleinasien. Die Folge von solcher Nässe und schlechter Ernte, ein großes Steigen der Getreidepreise, wäre noch schlimmer, wenn nicht durch Dampfschiffahrt und Eisenbahnen der hier und da befindliche Ueberschuß schnell nach Orten verführt werden könnte, wo wirklicher Mangel herrscht. Die dessenungeachtet steigenden Preise schreibt die Unwissenheit und Gedankenlosigkeit bösem Willen zu und nennt es in ihrer Einfalt Wucher oder Speculation; denn sie begreift nicht, daß jede Waare in dem Maße einen höhern Preis annimmt, je geringer die Menge und der Vorrath sich im Verhältnisse zum Bedarf gestattet. Wird mehr Tuch, Leinwand, Kaffee, Zucker und was man nennen oder denken will, auf der Messe verlangt, als vorräthig ist, so steigt der Preis. Das Getreide kann davon keine Ausnahme machen und nur der vollkommen freie Verkehr wird den möglichst niedrigen Preis erzielen lassen.

Holzfäller.

Die Holzfäller (loggers) in einigen Staaten Nordamerikas, namentlich in Arkansas, Luisiana, Texas u. s. w. führen ein abenteuerreiches und gefahrvolles Leben. Die günstigste Zeit, die zu Häuser- und Schiffsbauten passenden Baumriesen im Innern des Landes zu fällen und sie aus den Wäldern bis zu den großen Holzniederlagen zu bringen, ist der Herbst. Gewöhnlich thun sich drei bis vier des Geschäfts schon kundige Männer zusammen und fahren auf einem Kahne, mit den nöthigen Lebensmitteln, mit Kaffeetöpfen und Bettdecken, mit Äxten, Büchsen und Munition versehen einige hundert Meilen den Penobicot- oder St.-Croixfluß aufwärts. Wenn das Gebiet, welches ausgebeutet werden soll, erreicht ist, wird das Boot an den Strand gezogen, mit dem Boden nach oben gekehrt, das Gepäck unter die Mannschaft vertheilt und nun geht es in die Waldwildniß hinein, zuerst um zu recognosciren. Ist die passende Gegend gefunden, so wird zunächst das Recht, ihr Holz zu fällen, von dem Staate oder dem Privateigenthümer erworben. Dann läßt sich die Gesellschaft häuslich nieder; bevor das Holzfällen angeht, wird das Heu auf den Wiesen gemacht, welches zur Fütterung der Ochsen dienen soll, welche die gefällten Stämme aus dem Walde nach dem Flosse zu ziehen haben. Im Walde selbst wird ein Fleck geklärt, um Blockhäuser für Menschen und Ochsen aufzunehmen, und das Fortschaffen der Riesenbäume kann in der Regel nicht eher geschehen, als bis der Boden mit Schnee bedeckt ist, welcher hart gefroren sein muß, um durch die Stämme, welche auf ihm hingeschleift werden, glitschig zu werden. In günstigen Fällen wird eine solche Straße so gut, daß auf ihr wie auf der schönsten Chaussee die stärksten Stämme mit wenig Vorspann fortgeschleift werden.

Die Straubinger Sennhütte auf dem Naßfeld bei Gastein.



Mannichfaltiges.

Frau Ida Pfeiffer, diese merkwürdige, von unbezwinglicher Reiselust getriebene Frau, die bereits in Gegenden vorgedrungen ist, welche selbst dem männlichen Muthe unbesiegbare Hindernisse entgegenzustellen schienen, hat sich neuerlichst dem unerforschten Innern von Afrika im Süden des Äquators zugewendet. Sie hält sich jetzt — aber auch vielleicht schon jetzt nicht mehr — in der Capstadt auf, zu versuchen, von dort aus wo möglich nördlich nach den Aequatorialgegenden des afrikanischen Continents vorzudringen, in dem Glauben, sie könne dazu bestimmt sein, den Schleier zu lüften, der noch immer einige von den gänzlich unbekannten Theilen des innern Afrika verhüllt. Es ist Schade, daß ihre Reisebeschreibungen von dem Publicum nicht sonderlich geschätzt werden. Obwol keine wissenschaftliche Reisende, ist sie doch eine glaubhafte Berichterstatterin Dessen, was sie sieht und hört und darauf eingelernt, ein sorgfältiges Tagebuch zu führen.

Der monotone Charakter der türkischen Städte hat für Reisende etwas sehr Drückendes und Abschreckendes. Der Osmanli ist in allem seinem Thun einzig und allein auf die Erhaltung seiner Würde bedacht und behauptet einen unzerstörbaren Ernst in seinem ganzen Benehmen. Er spricht wenig, singt gar nicht und wenn er sich ohne Tschibuk auf eine Promenade begibt, so hat er sicherlich eine Perlenschnur, die dem Rosenkranz eines frommen Katholiken ähnlich ist und die er unaufhörlich an den Fingern äußerst schnell auf- und niederbewegt. Ein Fremder könnte meinen, er verrichte sein Gebet; aber er gehorcht nur einem alten mohammedanischen Gesetze, welches unter Todesstrafe einem Manne verbietet, seine Hände unbeschäftigt zu halten, wenn er ausgeht.

Die Felseninseln (Scheeren) an der finnländischen Küste sind größtentheils dicht mit Wald bewachsen; nur hier und da starrt ein kolossaler, nackter Fels hervor. Ohne diese Bewaldung — erzählt ein Reisender — würde eine Kreuz- und Querfahrt durch die Scheeren unheimlich und gefährlich sein. Der immerwährende Wechsel, das frische Grün der Tannen, die klare Bläue des Wassers, die lachende Sonne machen die Fahrt durch sie hin zu einer Lust. Die meisten der Felsinseln sind unbewohnt, Paradiese für Wild und Vögel; hier und da steht einsam eine Fischerhütte am Ufer, die vielleicht der nächste Herbststurm ins Meer herabstürzt. Auf einer der größern Inseln ist ein Irrenhaus für Unheilbare; gewiß eine seltsame Wahl des Orts. Denn wer nicht unheilbar ist, der mag es gewiß bald da werden, bei neun Monaten Winter, mitten unter Sturmesgeheul, rollender See und Mövengeschrei — für das Auge ein fortwährendes, melancholisches Einerlei.

Das jährliche große Schweineschlachten in Cincinnati, der Hauptstadt von Ohio in Nordamerika, bildet einen Hauptartikel der dortigen Gewerbs- und Handelsthätigkeit. Mehr als 200,000 Stück Schweine werden dort gegen die Winterszeit geschlachtet. Das Fleisch derselben wird, eingesalzen und geräuchert, nach allen Weltgegenden entsendet und kommt in ungeheurer Menge auch nach Europa. Das Tagewerk einer Schlächtercompagnie, zu welcher gewöhnlich 25 Mann gehören, besteht durchschnittlich in 500 Schweinen, welche so weit expedirt werden, daß ihr Fleisch am folgenden Tage aus den vor der Stadt liegenden Schlachthäusern in die dazu errichteten Gebäude (pork-houses) in der Stadt gebracht werden kann. Hier wird es theils eingesalzen und in Fässer verpackt, theils, so weit es zum Räuchern bestimmt ist, in häuserhohen Schichten vorläufig aufgemauert, bis es in besondere zum Räuchern bestimmte Gebäude gebracht wird. Der Schmer wird auf besonders dazu eingerichteten Tischen mit großen Haumessern zerhackt, in ungeheuren Pfannen zerlassen und in reihenweise aufgestellte Fässer eingegossen. Alle diese Arbeiten werden mit unglaublicher Schnelligkeit und Gewandtheit verrichtet.

Der siebenfüßige Hexameter. In einer Elegie Goethe's hatte Heinrich Voß, damals Professor am Gymnasium in Weimar, einen Hexameter mit sieben Füßen entdeckt. Bescheiden, aber doch mit einer Art von stillem Triumph theilte Voß Goethe seine Entdeckung mit. „Lassen Sie doch sehen, mein Lieber!" sagte Goethe. Voß reichte ihm das mitgebrachte Buch. „Ja wahrhaftig!" rief Goethe. Voß reichte ihm einen Bleistift, um den Vers zu verbessern. Goethe aber gab ihn mit den Worten zurück: „Weil die Bestie einmal da ist, so mag sie auch ruhig stehen bleiben."

Das Brüsseler Stadthaus ist das stattlichste und prächtigste aller Stadthäuser der Niederlande. Sein leichter, zierlicher Thurm ist von seiner Basis bis zu seiner Spitze, auf der sich als Windfahne eine Statuette des Erzengels Michael dreht, das Graziöseste, was man je in Steinblöcken ausgeführt hat. Die innern Räume des Gebäudes sind großartig und prachtvoll und sie haben den Schauplatz bedeutungsvoller Ereignisse abgegeben. Im großen Saale dieses Stadthauses dankte z. B. Kaiser Karl V. ab.

Die Katzen stehen bei den Türken in großem Ansehen; ihre Reinlichkeit, ihre weichliche Ruhe, ihre stillen und vorsichtigen Liebkosungen, ihr glänzendes Fell sind ebenso viele Empfehlungen für sie. Sie dürfen in die Moscheen kommen und man nimmt sie in denselben als ein Lieblingsthier Mohammed's auf, der, als er einmal dringender Angelegenheiten wegen abgerufen ward, lieber ein Stück von seinem Kleide abschnitt als eine Katze aufweckte, welche auf demselben schlief.

Surf heißt in der Sprache der Schiffer eine eigenthümliche Art des Meerschwankens, wobei sich die Wellen gleichsam übereinander aufthürmen, besonders in der Nähe der Ufer. Bisweilen bildet der Surf nur einen einzigen solchen Wellenthurm, bisweilen erheben sich mehre nebeneinander. Oft erreicht ein Surf, wenn er sich dem Ufer nähert, eine Höhe von 20 Fuß und stürzt zuletzt gleich einer Cascade senkrecht in sich selbst zusammen mit einem Getöse, das meilenweit ins Land hinein gehört wird. Diese Surfe sind hauptsächlich im Indischen Meere zwischen den Wendekreisen zu Hause und ihretwegen erhalten dort die vorzugsweise an den Küsten fahrenden Schiffe eine ganz eigene Bauart. Seeschiffe, wie sie in Europa gebaut werden, sind zu einer Küstenfahrt in jenen Gegenden durchaus untauglich und man hat Beispiele, daß Schiffe dieser Art mit ihrer ganzen Mannschaft von den Surfen verschlungen wurden, indem sie dieselben dergestalt umkehrten, daß die Mastspitze in den Meeresgrund zu stehen kam, während das untere Ende durch den Kiel des Schiffs hindurch aus der See emporragte. Stücke von Segeln, welche man nach der Katastrophe rettete, waren ganz zusammengedreht oder gerollt und zerrissen.

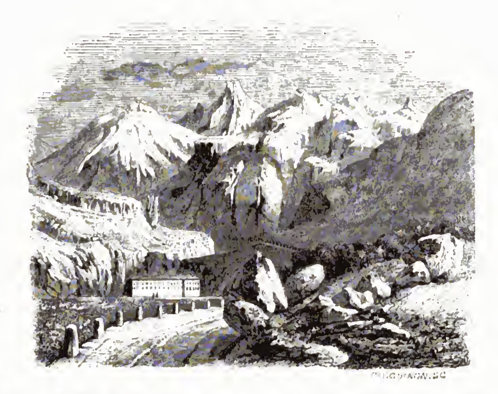
Zureichender Grund. „Warum ißt du auf dem Markte und nicht zu Hause?" fragte Jemand den Diogenes, welcher zur Mittagszeit auf dem Marktplatze zu Korinth auf und abspazierte und einem Stücke Brot mit Käse wacker zusprach. „Weil mich auf dem Markte hungert", antwortete der Philosoph.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 474.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [31. Januar 1852.

Das Stilfser Joch.



Mit dem Namen des Stilfser Jochs bezeichnet man in Tirol eine defileenreiche Hochfläche, die sich an hohe Felszacken lehnt, bis herunter in das tiefe Thal der Etsch geht und den berühmten Bergpaß bildet, über welchen die Straße führt, die Wien mit der Lombardei verbindet.

Der blaue Capitain.

(Beschluß.)

Mein Säbel — fuhr der Capitain fort — glänzte schon im Mondenschein, Morissot legte sich mir gegenüber aus, nachdem er seinen Mantel zurückgeschlagen hatte. Dieser Mantel war inwendig mit Scharlach gefüttert. Und der Kampf begann in der größten Fröhlichkeit. Wir waren so glücklich, nach einer langen Abwesenheit miteinander zu fechten. Wir sprachen während des Fechtens und bewunderten die schöne Wirkung der beiden Klingen, die in der Nacht gleich dem Blitzen in einer Wolke funkelten. Das Degenklirren machte uns unendliches Vergnügen und durch den Contrast unserer drohenden Stellung mit unserer gegenseitigen Zuneigung fühlten wir um so inniger die Macht der Freundschaft. Bald gewannen wir mehr Interesse, wir suchten Gewandtheit zu zeigen, wurden ernster, sprachen seltener und athmeten schneller. Welcher Wahnsinn und welche unersättliche Leidenschaft! Der verhängnißvolle Abgrund zog uns hinab. Nach einigen Augenblicken hörte man nur noch das Geklirre der Degen, die schnell und immer schneller gegeneinander flogen. Plötzlich stach mir das rothe Futter in Morissot's Mantel in die Augen, eine Farbe, die von jeher einen merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht hat. Ich wollte diesen Einfluß bekämpfen, allein ich fühlte, daß der Scharlach unwiderstehlich die Spitze eines Degens anzuziehen begann. Drei mal murmelte ich: Bruder,

laß deinen Mantel fallen, verbirg das Roth, die Augen brennen mir! Aber zu vertieft in das Vergnügen, um mich hören zu können, hielt er nicht an, sondern seine Klinge glitt unter meinen Rock und zeichnete eine Nadel auf meiner Brust. Bei dem schwachen Schrei der Überraschung, den ich hören ließ, fragte er, ob er mich verwundet? Ich verneinte es und zog die mit Blut bedeckte Hand zurück, während meine Augen brennend auf das rothe Mantelfutter gerichtet waren. Verbirg doch dieses Futter! rief ich dem Freunde ungeduldig zu. Verbirg es; du weißt, wie sehr es mir misfällt.

Habe ich denn Zeit dazu? antwortete er lachend.

Der Mond wurde von einer Wolke bedeckt. Die Dunkelheit flößte mir eine geheime Lust ein, Blut zu sehen; meine Hand zitterte, ich wurde zum zweiten male verwundet. Plötzlich fuhr mir der Ärger durch den Kopf, daß Morissot durchaus die scharlachrothe Farbe nicht verbergen wollte. Dieses Roth schien mir zu trotzen. Mein Vetter wurde nun vergessen, ich kämpfte nur noch gegen das Roth und der Rausch des Duells begann für mich.

Dies dauerte nur kurze Zeit. Morissot fiel zu meinen Füßen, ohne einen Seufzer auszustoßen. Er war todt; ich hatte ihn getödtet! Ja, mein Herr, ich hatte ihn getödtet!

Der blaue Capitain sank durch diese Erinnerung niedergeschmettert auf die Knie. Der Unglückliche riß sich die Haare aus und der Kampf der Verzweiflung gesellte sich zu seinen Thränen. Benjamin betrachtete ihn mit starren Augen, gekreuzten Armen und unbeweglich wie eine Statue. Morisset erhob sich blaß, konnte kaum athmen und sagte mit gebrochener Stimme:

Betrachten Sie nun die Wirkung dieses fürchterlichen, aber unwillkürlichen Verbrechens und tauchen Sie morgen, wenn Sie noch den Muth dazu haben, Ihren Degen in das Blut Ihres besten Freundes. Sie wissen jetzt, was die Reue ist, lernen Sie auch noch die Qualen von Gewissensbissen kennen. Es kommt auf eine Probe an, mein Herr, und wenn Ihr Verstand nicht unterliegt, so können Sie versichert sein, ein Herz von Granit zu haben.

Seit jenem traurigen Tage — fuhr der Capitain fort — war meine ganze Kraft gebrochen. Der Schmerz, den ich mir bereitet hatte, lehrte mich über Das nachdenken, was ich durch meine zahlreichen Duelle verursacht hatte; alles Blut, welches ich vergossen hatte, erhob sich gegen mein Gewissen gleich einer ungeheuern Welle, von der ich verschlungen wurde. Ein Schrecken bemächtigte sich meines ganzen Wesens. Beim Anblick eines Degens bebe ich seitdem, und wenn ich beleidigt würde, so würde ich, der Haudegen, mich eher ertränken als mich schlagen. Die rothe Farbe ist meinen Augen fürchterlich. Sie verursacht mir ein unbeschreibliches Gefühl, eine so schmerzhafte Empfindung, daß ich mich dem Tode nahe glaube, sobald ich etwas Scharlachrothes erblicke. O, hätte ich auch nur diese Qual zu ertragen, um das Vergangene zu sühnen, so würde meine Strafe schon hart genug sein! Sie sehen mich nun noch jung und gleich dem Aeltesten unter der Bürde eines unaussprechlichen Kummers gebeugt. Betrachten Sie meine Lage! Ich fühle gegen mich selbst den Abscheu, den meine Verworfenheit Andern einflößen muß. Das Schicksal hatte seitdem nur einen Augenblick Mitleid mit mir — heute Abend. Es gab mir die Kraft, Ihnen dies Geheimniß anzuvertrauen; es hat mein Leben an die Hoffnung geknüpft, Sie vor Qualen, wie die meinigen, zu bewahren. Diese That wird ein Wassertropfen in das mich verzehrende Feuer sein. Wenn ich Ihnen Alles gestehen soll, mein Herr, so haben Sie den Schlüssel meines Herzens, den ich verloren zu haben glaubte, gefunden; Ihre Züge erinnern mich an die meines armen Morissot; wenn ich Sie sehe, so glaube ich ihn zu sehen.

Wirklich! erwiderte Benjamin mit sonderbarem Tone, und ohne Mitleid für diesen unheilbaren Schmerz setzte er hinzu: Sie haben mir nicht gesagt, was aus dem Körper Ihres unglücklichen Kameraden geworden.

Der blaue Capitain fuhr fort: Wir hatten keine Zeugen; der Gedanke, daß meine Ehre gefährdet sei, daß mein Name auf den Gerichtsbänken mit denen der Meuchelmörder vorkommen würde, trat schnell vor meinen Geist und gab mir Kaltblütigkeit genug, die That zu verbergen. Da mein Vetter mit Tagesanbruch abreisen wollte, so konnte seine Abwesenheit nicht auffallen. Die Furcht hatte augenblicklich meinen Schmerz aufgehoben. In einem der tiefsten Winkel dieser einsamen Straße befand sich eine halbverfaulte kleine Thür, welche in den Garten des ehemaligen Capitels von Saint-Maurice führte; diese stieß an den ehemaligen Kirchhof, auf welchem die Volkswuth mehre Begräbnisse zerstört hatte. Die Thür gab leicht nach, ich schloß sie hinter mir zu, begrub hier Morissot's Körper und entfernte mich in einem Zustande, den ich nicht beschreiben kann.

Der nächste Tag war für mich fürchterlich. Die Anstrengung, um gegen die Verzweiflung anzukämpfen, hatte meine Seele gebrochen. Diese Kämpfe gegen den Kummer und die Furcht haben mich vernichtet, haben diesen Stumpfsinn herbeigeführt, aus dem ich mich nie retten werde; es ist mir stets, als hörte ich den Körper meines theuern Freundes dumpf in das Loch fallen.

Bei diesen Worten zitterte Benjamin vom Kopf bis zu den Füßen, sodann erhob er sich schnell, that einige Schritte im Zimmer und legte sich in das Fenster, wo er mit zum Himmel erhobenen Augen nachdenkend blieb. Er blieb in dieser Stellung lange Zeit, und Morisset, der ihn mistrauisch beobachtet, fragte endlich:

Woran denken Sie denn so ernst?

Woran ich denke? Ich denke an Dalcy, welcher, wie Sie wol auch gehört haben, mich beschuldigt hat, daß ich mich schimpflich hinter einem feierlichen Gelübde verschanze und vorgebe, mich nicht schlagen zu wollen, bis dieses erfüllt.

Wie, Sie denken noch an diese Sache?

Dalcy setzte noch höhnisch hinzu, es wäre für mich wol keine Hoffnung, jemals von einem so bequemen Eide entbunden zu werden! Wenn er den Grund dieses allerdings bestehenden Eides gekannt hätte, so würde er wol nicht so gesprochen haben.

Ein Eid hat mir stets als heilig gegolten, und man bricht solchen nicht, wenn der Gegenstand ehrenvoll ist. Übrigens kann ich nicht wissen, wovon die Rede ist.

Es handelt sich darum, meinen Vater zu rächen, mein Herr! preßte Benjamin aus tiefster Brust heraus.

Bei einem solchen Gegenstande ist jedes Zaudern schimpflich und nur Feigheit könnte Sie zurückhalten. Aber Sie handeln sehr inconsequent; Sie, der Sie in der ganzen Welt nur einen Freund haben, sind gewissermaßen blutdürstig, diesen wegen einiger in der Hitze gesprochenen Worte zu tödten, und wo es gilt, Ihren Vater zu rächen, scheinen Sie Gründe zu suchen, es nicht zu thun!

Während dieser Bemerkungen von Seiten Morisset's erschien Benjamin als die Beute eines heftigen innern Kampfes. Am Ende faßte er einen Entschluß, nahm eine eiskalte Ruhe an und sprach:

Sie sagen die Wahrheit, Capitain, und Ihre Ansicht führt mich auf den rechten Weg. Ja, mein Degen soll zunächst der Rache für den Vater gehören und in Berücksichtigung Ihrer werde ich mich mit Dalcy nicht schlagen.

Sie sind ein feiner Mann, antwortete der blaue Capitain, und ich würde Unrecht thun, Ihnen Schweigen über das traurige Geheimniß anzuempfehlen, welches ich Ihnen anvertraut habe. Trotz der Gefährlichkeit meiner Lage habe ich Gegenstände aufbewahrt, welche in einem Processe als vollgültige Beweisstücke gegen mich dienen würden. Diese beiden Säbel dort an der Wand, welche ich seitdem nicht aus ihrer Umhüllung zu entfalten wagte, sind die Waffen, die wir bei dem schrecklichen Kampfe gebrauchten, und der rothgefütterte Mantel meines theuren Morissot, dieser mit seinem Blute getränkte Mantel — ich habe ihn seit fünf Jahren nicht betrachtet —, liegt dort unter meinem Kopfkissen, und ich werde mich nie von ihm trennen. Wenn man mein Leben angriffe, so würde ich mich nicht vertheidigen, allein wenn man mir diese Schätze rauben wollte, so würde ich mich zu ihrer Vertheidigung tödten lassen.

Der blaue Capitain hatte kaum diese Worte gesprochen, so riß Benjamin beide Säbel von der Wand, zog den Mantel aus dem Bette seines erstaunten Wirths, warf ihm den einen Degen vor die Füße und sagte: Ich bemächtige mich dieser Erbschaft, ich!... und wenn Sie ein Recht auf sie zu haben glauben, so versuchen Sie es, sie wieder zu erobern.

Beim Anblick dieser Waffen und dieses Mantels blieb Morisset vor Schreck stumm und suchte selbst nicht einmal Benjamin zurückzuhalten, welcher der Thür zuging. Als der blaue Capitain sich von der überraschenden Betäubung einigermaßen erholt hatte, bemerkte er, daß er seinen Degen, dieses schuldige Instrument, welches so viele Missethaten vollführt hatte, in der Hand hielt. Seine erste Bewegung war, ihn mit Abscheu von sich zu schleudern; allein er erinnerte sich des Lieutenants und eilte ihm nach. Dieser stand in sinnender Betrachtung unter dem Bogen von Saint-Maurice; er hatte sich mit dem Mantel bekleidet und die innere rothe Seite aufgeschlagen. Als der Capitaid ihn so stehen sah, rief er zurücktaumelnd: Großer Gott! es ist Morissot selbst! Von dem verhängnißvollen Roth des Mantels richteten sich seine Augen unwillkürlich zum Himmel, den kein Wölkchen trübte. Der Vollmond milderte die Farbe des Firmaments, unter welchem der Palast Granvello seine dunkeln Granitschatten warf. Dies Alles erinnerte den Capitain an das schrecklichste Ereigniß seines Lebens mit einer Allgewalt, die ihn zu Boden drückte. Fünf Jahre, fünf fürchterlich durchlebte Jahre verschwanden aus seinem Gedächtnisse. Er glaubte einen Augenblick, seinem ehemaligen Freunde gegenüber zu stehen. Benjamin stand regungslos, und als der Capitain seinen Irrthum erkannt und jenen mit zitternder Stimme nach seinem Namen und dem Grunde seines Betragens gefragt, erhielt er zur Antwort:

Ich bin Derjenige, der dich, Ungeheuer, haßt, Der, welcher den Mann rächen will, den du gemordet hast. Vergebens suchst du durch einen vorübergehenden Wahnsinn die That zu entschuldigen. Der Oberst suchte dich nicht zu tödten, ich bin es überzeugt; aber dich trieb dein höllischer Stolz, der durch eine leichte Schramme verletzt wurde, ihn feige zu ermorden. Vertheidige dich, Elender!

Geben Sie mir wieder, was Sie mir genommen haben, mein Herr, und überhäufen Sie mich dann mit Beleidigungen und mit Schimpfworten, ich werde mich nicht widersetzen; allein ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie der Öffentlichkeit nicht ein Geheimniß überliefern werden, von dem meine Ehre abhängt.

Ich weiß nicht, was ich thun werde; aber ich behalte diese Ueberreste. Ich bin bis in die Tiefe des Herzens verletzt und will Blut sehen. Sind Sie es nicht zu dieser Stunde, so ist es morgen Dalcy.

In diesem Falle, sagte der unglückliche Capitain, ist es besser, daß ich sterbe.

Und statt sich in Parade zu legen, focht der blaue Capitain nur in der Luft. „Es ist schrecklich", sagte er, „sich hier in der Nacht mit dem Degen diesem Kinde gegenüber zu befinden, das ihm so ähnelt!"

Benjamin wußte nicht, auf welche Weise er den Capitain in Eifer bringen sollte. Er wollte sich nennen, denn dann würde das Duell vielleicht unmöglich geworden sein. Er trat auf Morisset zu, um ihn zu beschimpfen, allein ein inneres Gefühl hielt ihn ab. Er versuchte ohne Erfolg die stärksten Herausfoderungen; endlich stach er mit seiner Degenspitze den alten Offizier leise in die Weichen. Dieser machte einen Sprung und öffnete die Augen, schloß sie aber gleich wieder. Dieser Versuch hatte jedoch Erfolg, denn Morisset begann aus Instinct die Klinge seines Gegners zurückzustoßen.

Es ist schön, sich unter diesen alten Mauern zu schlagen, sagte Benjamin mit der Miene eines Mannes, der in Wollust schwelgt.

Schlange! murmelte der Capitain.

Der Lieutenant schlug mit der flachen Klinge auf den Degen des Capitains, daß ein starkes Klirren entstand. Nach und nach wurden die Lebensgeister des alten Soldaten wach, sein Arm wurde von einem unruhigen Gefühle ergriffen, das bis zum Herzen drang, dessen Schläge sich verdoppelten. Nach einigen Minuten rief der blaue Capitain:

Nein, nein! Die Reihe zu sterben ist an mir. Still, mein Kopf! Stoß zu, Furchtsamer, was wartest du?

Daß du dich besser hältst; du hast keine Kraft, dich mit mir zu schlagen.

Bah! antwortete der Capitain und machte drei bis vier ziemlich starke Ausfälle. Der Lieutenant parirte, um den Andern anzufeuern, denn er wollte ehrlich kämpfen. Es trat eine Pause ein, der Capitain beschränkte sich aufs Pariren, Benjamin bemerkte aber bald, daß die Finger Morisset's Leben und Geist erhalten hatten. In dem Scheine des Vollmondes sah er, daß der alte Haudegen still lachte. Plötzlich ging eine Revolution vor sich: die Faust des Capitains wurde zu einer Stahlfeder, seine Brust streckte sich, seine Klinge wurde leicht und fühlbar und er rief mit aller Kraft:

Kind, verbirg doch dieses Roth, ich verbrenne!

Von diesem Augenblicke an nahm Benjamin die Sache ernsthaft; er legte sich aus und stand fest.

Dieses Roth! Dieses Roth! schrie der Capitain mit keuchender Stimme.

Nach drei Minuten lag der Lieutenant zum Tode getroffen zu den Füßen des Capitains, der seinen siegreichen Degen mit kindischer Freude betrachtete.

Benjamin raffte sich empor und gab ein Zeichen,

daß er reden wolle. Sein Gegner neigte sich über ihn und der Lieutenant sagte mit schwacher Stimme:

Ich kann Sie jetzt beklagen, Sie lieben und es Ihnen sagen, denn ich habe eine Pflicht erfüllt. Sagen Sie Daley ...

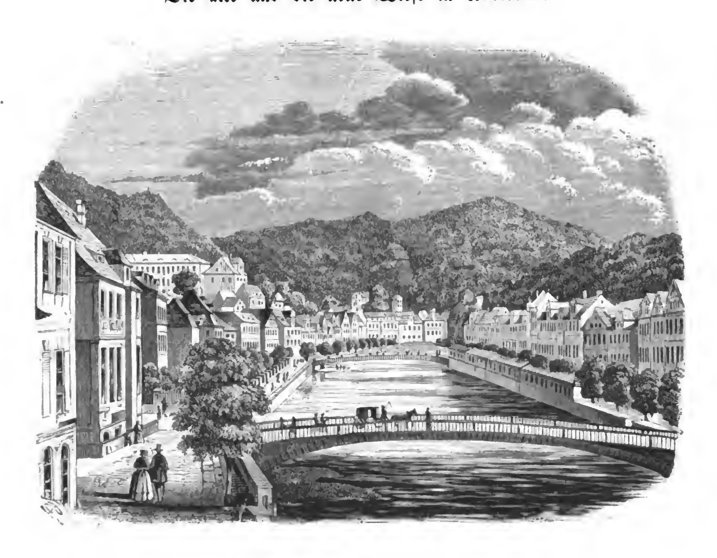
Was soll ich Daley sagen um Gottes willen?

Bringen Sie ihm das Lebewohl seines Freundes Benjamin. Hören Sie, des Sohnes des ... Obersten Morissot!

Der blaue Capitain stieß bei diesem Geständniß einen Schrei aus und stürzte zu Boden.

Bald darauf trug man den vor Schmerz wimmernden jungen Lieutenant aus dem Bogen von Saint-Maurice fort und nach kurzer Zeit verschied er in den Armen seines Freundes Daley. Die Nachforschungen nach dem blauen Capitain blieben ohne Erfolg, der alte Offizier war verschwunden.

Die alte und die neue Wiese in Karlsbad.



Kurländischer Edelhof.

Das Leben der großen Gutsbesitzer in den russischen Ostseeprovinzen ist von dem der Deutschen in gar mancherlei Art verschieden. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Landgüter dort viel größer als die unserigen sind und entweder der Krone, reichen Privatleuten oder auch Pastoren gehören, welche während ihrer Amtsführung den Genuß davon ziehen. Manche solcher Güter haben ein Gebiet von 10, 20, ja wol 50 Quadratmeilen und herrschen über 4—500 Bauerhöfe, deren Inhaber zwar seit noch nicht einem halben Jahrhundert freie Leute hinsichtlich der Person genannt werden können, aber was das Eigenthum betrifft, vom Herrn abhängen, der ihnen das zu ihrem Unterhalte nöthige Land und Vieh gegeben hat, indem sie nun seine weiten Felder bestellen müssen. In Folge von alle Dem stellt sich nun auch z. B. ein kurländischer Edelhof verschieden von den unserigen heraus. Gewöhnlich liegt er an einem See, auf einem Hügel, an einem kleinern oder größern Flusse und besteht aus einem eigenthümlichen Herrenhause, wo die Familie des reichen Mannes wohnt, einer Wohnung für die vielen Gäste, welche öfters bei ihm, besonders im Winter,

wenn die Schlittenfahrt Besuche erleichtert, in Menge einsprechen und wochenlang bleiben; alsdann aus einem Hause für die vielen Beamten, wozu dann noch die Stallungen, Scheunen, Getreidedarren oder „Rigen", ja nicht selten ein Krug oder Wirthshaus, Branntweinbrennerei, kurz wol 20 — 30 kleine Häuser kommen, indem die schönsten Felder des ganzen Gebiets mit Wald und Gebüsch ringsherum liegen, denn da,



wo das Auge des Herrn selbst Alles überblickt, kann die Frucht am besten gedeihen, und so werden schon deshalb diese Hofesfelder als die schönsten erscheinen. Die Krone verpachtet die ihr gehörigen Güter zu einem meist ganz niedrigen Preise an verdienstvolle Diener des Staats und diese leben dann ebenso wie der übrige Adel, dem auch der ebenfalls reich dotirte Pfarrer nicht nachsteht, und den Contrast zu ihnen allen bietet nun der Bauer, welcher für sie Alle arbeiten muß, jedoch nach seiner Art ebenfalls manche Freuden hat, wenn z. B. die Ernte heimgebracht ist, wo ihm dann auf dem großen Hofe ein Fest bereitet wird, zu welchem mehre Ochsen geschlachtet werden, große Kessel voll Brei und Gemüse sieden, Branntwein und Bier im Überflusse gereicht wird und Heringe, Äpfel und Käse herumwandern. In ähnlicher Art erfreut ihn die Heuernte, ja selbst die Düngerfuhren im Herbst, weil es die letzten Arbeiten sind, die das Feld nöthig macht und er dann manche Stunde im Kruge oder Wirthshause sorglos zubringen kann.

Der reiche Samuel Bernard.

Es hat in frühern Zeiten ebenfalls außerordentlich reiche Leute im bürgerlichen Stande gegeben, Leute, welche in solcher und anderer Art unsern Rothschild's an die Seite gestellt werden können. So starb z. B. im Jahre 1739 in Paris der reiche Samuel Bernard, Chef eines Wechselhauses, der nicht weniger als weit über acht Millionen Thaler baares Geld hinterließ, ohne zu rechnen, was sein Palais, seine Landgüter, sein Silbergeschirr u. s. w. werth waren. Gegen 90 Jahre war er alt geworden und unter Ludwig XIV. wie unter Ludwig XV. stets der Mann, zu dem der Staat in dringenden Fällen seine Zuflucht nahm, indem er natürlich bei solchen Operationen ungemein große Summen gewann. So groß sein Reichthum war, so zeichnete er sich nicht minder durch mancherlei Eigenthümlichkeiten aus. Die Arbeit in seinem Comptoir war ihm stets Bedürfniß und alle seine Leute mußten, sollte er nicht die Geduld verlieren, Alles, was er vonnöthen hatte, aufs genaueste besorgen. Wehe dem Schweizer, wenn nicht die Thüren offen gestanden hätten, sobald seine Carrosse von weitem sich hören ließ! Wehe dem Tafelmeister, wenn er bei Tische erschien und die Suppe nicht schon aufgetragen gewesen wäre! Hazardspiele waren damals am Hofe und in großen Häusern sehr gewöhnlich, und er liebte sie ebenfalls; gewann er aber nicht, so kannte seine üble Laune keine Grenze. Eines Abends verlor er an einen Fremden 10,000 Louisdor, und mit welcher üblen Laune er am nächsten Morgen die vollen Geldsäcke hinsendete, kann man daraus abnehmen, daß er sie im Vorzimmer des Gewinners nur hinstellen, nicht mit einem freundlichen Worte abgeben ließ. Bei seinem Reichthume darf es nicht Wunder nehmen, daß er allmälig mit den ersten Familien des Landes verwandtschaftliche Bande anknüpfte. Die Zeit war in Frankreich schon vorbei, wo die jungen Erben großer Stammbäume den Flecken gescheut hätten, der ihrem Wappen durch die Heirath mit einer reichen Erbin des Bürgerstandes aufgeprägt wurde, und so waren die Töchter Bernard's mit den Mirepoix, Lancoignon's und Molé's vermählt, die zwei Söhne aber hatten sich zum Marquis und Grafen erhoben, indem er selbst, wenn er am Hofe erschien, als der Monsieur Chevalier de Bernard angemeldet wurde. Daß ein solcher reicher Mann auch viele Feinde hatte, lag nicht minder im Gange der Dinge; Spottgedichte, Spottlieder verfolgten ihn, wie sie auch wol gegen die Rothschild's in unsern Tagen laut geworden sind. „Eigentlich ist er ein Jude!" flüsterte sich der gemeine Mann ins Ohr, und wer weiß, ob dies nicht in seiner Jugend Grund gehabt haben mag; allein er muß dann früh zur christlichen Kirche übergetreten sein, denn sonst hätten solche Verbindungen mit den ältesten Häusern nicht gut eingeleitet werden können, und wir würden von der Zeit seines Übertritts zum Katholicismus Kunde haben. Wir wissen nur, daß sein Leichenbegängniß mit allem denkbaren Pompe erfolgte, der den Tod eines reichen christlichen Bankiers verherrlichen kann. „Er hat eine schwarze Henne, welche ihm goldene Eier legt!" sagten sich Andere unter vier Augen. Und „seine schwarze Henne ist gestorben, deshalb hat er auch sterben müssen!" versicherten die Dritten ganz im Geheimen; Alles jedoch zeigt nur, daß er mit geringen Mitteln den Grund zu seinem Geschäft legte, es aber durch Fleiß wie durch Umsicht zum ersten erhob, das damals in Paris, ja vielleicht in ganz Europa gefunden ward.

Ein haitisches Regiment.

Für einen Europäer, erzählt ein Reisender, der jüngst auf Haiti war, kann nichts belustigender sein, als ein haitisches Regiment aufgestellt zu sehen. Schon die Hautfarbe der Soldaten, welche vom europäischen nur etwas von der Sonne gebräunten Weiß zum afrikanischen Sammetschwarz alle Schattirungen durchläuft, macht auf den Ankömmling den sonderbarsten Eindruck. Vollends ergötzlich ist aber ihre Ausstaffirung anzuschauen. Sie tragen blaue, roth verzierte Uniformen nach französischem Schnitt, die jedoch fast nur auf den Leib des Besitzers passen und fast durchgängig mehr oder weniger, oft sehr bedeutend zerrissen sind. Diese Nachlässigkeit erklärt sich dadurch, daß man in diesem Lande zwar sehr auf weiße Wäsche hält, wozu man durch das Klima gezwungen ist, aber nie darauf Acht hat, ob die Kleider schadhaft sind, und sie nie ausbessert. Zu diesen Uniformen tragen sie Pantalons von weißem oder gestreiftem leichten Zeuche, welche möglichst rein, aber ebenfalls meist ziemlich zerlumpt sind. An den Füßen haben sie, da es ihnen in neuerer Zeit nicht mehr gestattet ist, barfuß zu gehen, alte Schuhe, Pantoffeln oder Sandalen; nur die Offiziere tragen zuweilen Strümpfe. Die Kopfbedeckung besteht in hohen, spitzen französischen Tschackos, welche Einige von schwarzem Filz, Andere schwarz lackirt, noch Andere mit schwarzem verschossenem Sammt überzogen haben. Unter dem Tschacko tragen die Meisten ein seidenes oder baumwollenes Tuch um den Kopf gewunden, das zur Nationaltracht gehört und vom Klima zur Verhütung von Erkältungen gefodert wird. Die Bewaffnung besteht in einer Flinte, an der häufig das Schloß fehlt, und einem kurzen Seitengewehre, das jedoch nicht Jeder besitzt. Die Offiziere tragen Hüte und Schleppsäbel, unterscheiden sich aber sonst wenig von den Gemeinen. So lächerlich übrigens das Ansehen dieser Soldaten ist, zumal wenn man sie auf dem Marsche sieht, wo sie mit Wasser gefüllte Kürbisflaschen bei sich tragen und des bequemern Gehens wegen die Pantalons ausziehen und an das Bayonnet hängen, sonst

aber vollständig gekleidet und armirt einherschreiten, so besitzen sie doch einen gewissen, von den Franzosen ererbten leichten, ungezwungenen Anstand.

Lilie, Rose und Veilchen.

(Aus Oersted's Gespräch über die Symmetrie.)

Die weiße Lilie ist stets als ein Bild von Charaktereinfalt, von Reinheit und von edlem Stolz betrachtet worden. Den Grund zu dieser Auffassung erklärt sich Jeder leicht; der schlanke Stengel, die schmucke, große, zur vollkommenen Offenheit entfaltete weiße Blume, deren Symmetrie so leicht zu fassen ist,



ruft eine solche Vorstellung hervor. Ihr Duft fügt noch eine neue Annehmlichkeit hinzu. Die Erinnerung an alles Das, was darüber gesagt ist, dient überdies dazu, unsern Sinn für ihre Schönheit mehr zu erwecken als zu beleben. Aber nun kann man fragen: Wie kann die Rose, welche der Lilie so unähnlich ist, schön gefunden werden, wenn die Lilie für schön gelten soll? Die Antwort ist, daß diese einen andern Naturgedanken als jene ausdrückt. Allerdings können wir nicht sagen, daß wir Einen Grundgedanken der Natur durchschauen, welcher das eigentliche Wesen der Rose, der Lilie oder irgend eines andern Gegenstandes ausmacht, aber wir können doch in einer gewissen Hinsicht den Eindruck andeuten, welchen unser Sinn von ihnen empfängt.

In der Rose begegnet uns eine reiche Mannichfaltigkeit, welche der Einfachheit der Lilie gerade entgegengesetzt ist. Ihr Busch zeichnet sich durch zahlreiche Verzweigungen, ihre Blätter zeichnen sich durch eine feine Ausarbeitung aus; ihre Blumenblätter sind



fein, weich, gebogen und bilden eine reiche Blumenkrone. Es hat Menschen gegeben, die die Natur über die Betrachtung von Menschenwerken so ganz vergaßen, daß sie eine Verhältnißwidrigkeit darin fanden, daß die große Blume der Rose von einem so dünnen Stiel getragen wird; aber sie vergaßen, daß die Natur durch eine vorliegende Wirklichkeit zeigt, daß dieser Stiel hinreichend stark ist. Er biegt sich wol durch das Gewicht der Blume, aber die Biegung, welche dadurch entsteht, ist anmuthig. Die Dornen, womit der Stiel besetzt ist und welche einen so auffallenden Gegensatz zu der ungemeinen Zartheit der Blätter bilden, haben zu allen Zeiten der Einbildungskraft Veranlassung zu Vergleichungen gegeben. Die Schönheit der Blume läßt sich mit sehr verschiedenen Farben vereinigen, doch scheint ihre Röthe, wonach wir die Rose selbst benennen, mit ihrer höchsten Schönheit zu stimmen. Die Blumenblätter haben im Bau ihrer Oberfläche eine eigene ebene Glätte, fern vom Glanz der Lilie, der Hyacinthe oder der Tulpe, wirken aber so auf das Auge, daß dieses gleichsam ihre Zartheit fühlt; sie lehrt uns etwas kennen, was wir eine Weichheit für das Gesicht nennen könnten. Hierzu kommt nun der Geruch der Rose. Könnte man von einer Schönheit des Geruchs sprechen, was vielleicht doch nicht ganz ungereimt wäre, so würde ich dem Geruch der Rose den höchsten Preis zuerkennen. Es gibt viele andere Gerüche, welche zu einer Zeit angenehmer sein könnten, aber schwerlich einen, dessen man so wenig müde werden würde, oder einen, welcher so allgemeinen Beifall fände als der der Rose. Wenn du ihr auch nicht einen ebenso hohen Preis wie ich zugestehen solltest, wirst du doch sicher mit mir darin einig sein, daß der Geruch der Rose viel zu dem hohen Range beigetragen hat, den man dieser Blume unter allen ihres Gleichen einräumt. Es versteht sich, daß der Rose ungemein alte, über alle Welt ausgebreitete Berühmtheit ihr einen geschichtlichen Platz in unserer Einbildungskraft gegeben und dadurch, gleichwie bei der Lilie und bei so vielen andern schönen Gegenständen, den Weg zu einem noch mehr erhöhten Genuß bereitet hat.

Himmelweit verschieden von jeder der andern ist das Veilchen. Es ist so klein, es verbirgt sich im



Grase, seine Blume hat keine vorzüglich schöne Form; es ist wahr, daß seine blaue Farbe schön ist, aber es ist doch der herrliche Geruch, der es uns besonders empfiehlt. Nimm diesen weg, und es wird unter die andern hübschen kleinen Blumen versinken, welche keinen vorzüglichen Reiz für uns haben. Doch den Preis, den wir auf das Veilchen setzen, verdankt es nicht ausschließend seinem Geruch, sondern er geht von diesem aus. Nun bemächtigt sich die Einbildungskraft des Blümchens. Seine schöne blaue Farbe möchte sie nicht entbehren, um es mit so edlen Reizen zu bekleiden. Das Veilchen wird nun das Bild des bescheidenen Verdienstes. Es verbirgt sich und beugt sein Haupt nieder; es ist gleichsam, als ob es uns nicht freiwillig entgegenkommen wollte; aber es wird vorgezogen, erfreut das Auge mit seinem schönen Blau, erquickt uns mit seinem herrlichen Duft. Es ist uns überdies lieb als Frühlingsblume, als Verkünderin einer kommenden schönen Jahreszeit. Die Schönheit, die wir an ihm finden, ist nun zum größten Theile die Schönheit der Andichtung; aber ich brauche kaum zu sagen, daß ich weit entfernt bin, diese Schönheit gering zu achten, welche ihre Quelle im Dichtungsvermögen der Menschennatur hat.

Mannichfaltiges.

Die Bibliothek im Bethamidrasch in Berlin. In der Heydereutergasse daselbst ist seit kurzem eine hebräische, sich fast ausschließlich auf den Talmud beziehende Bibliothek dem Publicum eröffnet worden, die man vielleicht die liberalste in der Welt nennen kann. Sie ist täglich zwölf Stunden lang geöffnet; die gut eingebundenen Bücher, über 1000 an der Zahl, sind in einem hellen und geräumigen Saale in prachtvollen Mahagonischränken, wie man sie nur noch in England findet, aufgestellt; die Lesezimmer sind hell und geräumig und mit Allem versehen, was zum Lesen, Excerpiren, Vergleichen u. s. w. dient. Im ersten dieser Zimmer hängt eine riesenhafte Tafel, welche auf lackirtem weißem Grunde in hebräischer Quadratschrift das Bibliothek-Reglement enthält. Leihweise Nachhausenahme der Bücher ist durch einen noch als gültig betrachteten Bannfluch der Alten verboten, gerade wie ein päpstlicher Bannfluch dem Gebrauche der Bücher des Vatikans in diesem Sinne wehrt. Rabbinen, die abwechselnd im Bethamidrasch (Talmud-Schulhaus) Vorlesungen halten, gehen ab und zu und geben den Wißbegierigen gern Auskunft auf die an sie gerichteten Fragen.

Die indischen Sterbehäuser können Reisende nicht ohne ein geheimes Grauen betrachten. Sie sind in der Regel an den Ufern der Flüsse erbaut und Sterbende, gefährlich Kranke werden von ihren Verwandten dahin gebracht, ihre letzten Augenblicke oder auch Stunden daselbst zuzubringen. Die Verwandten setzen sich in größter Stille rings um die Bettstelle und warten ruhig auf den letzten Athemzug des Leidenden. Wenn sie noch lange zu kämpfen haben, wird ihnen dann und wann ein Löffel Wasser gereicht, aber immer weniger und in immer größern Zwischenräumen; denn wenn sie einmal ins Sterbehaus gebracht sind, müssen sie sterben. Die Hindus selbst gestehen ein, daß dieß Verfahren zu manchem Morde führt, denn ihre Religion schreibt ihnen vor, daß die kranke Person sterben müsse, wenn der Arzt erklärt hat, daß keine Hoffnung sei. Sobald sie nun todt und fast ehe sie noch kalt sind, werden sie nach dem Brennplatze getragen, welcher von einer Mauer umgeben ist. „An diesem Platze — so erzählt ein Reisender — sah ich auf sechs Scheiterhaufen sechs Leichname, an welchen die hoch hinaufschießenden Flammen gierig leckten. Vögel von einer Art Störche, kleine Geier und Raben saßen ringsumher in großer Menge auf den benachbarten Dächern und Bäumen, auf die halbverbrannten Körper wartend."

Die Insel Wight in der Nähe von England, ungefähr 75 englische Meilen im Umfange haltend und, wie man auch schon auf den Karten sehen kann, rautenförmig von Gestalt, heißt gemeiniglich der „Garten Englands" und sie verdient diesen Namen mit vollstem Recht. Vor Hunderten von Jahren war die Insel so dicht bewaldet, daß ein Eichhörnchen sie im wahren Sinne, von Baum zu Baum springend, durchlaufen konnte. Auch ist die Insel wegen ihrer Salzwiesen berühmt und wegen des trefflichen Fleisches der Hammel, die auf ihnen geweidet werden. Das Klima der Insel Wight ist so mild, daß Geranien, Fuchsias und Feigenbäume im Freien wachsen und trefflich gedeihen. Die Mauern des Klosters zu Shanklin sind von einem Myrtenbaume überzogen, der, wie es heißt, 300 Jahre zählt und dessen Stamm über zwei Fuß im Umfange hat.

Die Schlangenpflanze Guaco in Südamerika. Als Mittel gegen die tödtlichen Bisse der giftigen Schlangen, welche in den heißen Länderstrichen Amerikas so häufig sind, wird die Pflanze Guaco von den Indianern angewendet, deren Blättersaft ein völliges Antidotum gegen den Biß alles giftigen Gewürms bildet. Der Guaco ist eine Art Weide mit Laub von dunkelgrüner, violetgemischter Farbe und gelben, in Büscheln wachsenden Blumen. Er blüht unter dem Schatten anderer Bäume längs den Stromgestaden. Der gegen den Biß gebrauchte Theil dieser Pflanze besteht in einem aus den Blättern gezogenen Safte oder Thee. Man kann ihn entweder zur Heilung oder als Präservativ trinken und er befähigt im letztern Falle, ungestraft die gefährlichsten Schlangen zu berühren. Auf diese Heilkraft des Guaco wurden die Indianer durch den Gavilon, einen geierartigen Vogel, aufmerksam gemacht, dessen Hauptnahrung aus Schlangen besteht. Man sah ihn, bevor er die Schlangen angriff, immer Blätter des Guaco fressen. Außerdem soll er, wenn er nach seinen Opfern jagt, einen lauten einförmigen Ton hören lassen, der, langsam ausgesprochen, dem Worte Guaco gleicht.

Die Salzwüsten in Spanien. Die großen, unübersehbaren Ebenen, durch welche der Ebro in Spanien in vielfach gekrümmtem Laufe dem Meere entgegenströmt, bestehen aus sandigem Mergel, aus Thon und Letten, aus Geschieben, die häufig durch ein kalkiges Bindemittel zu einem lockern Conglomerat verkittet sind. Sie sind oft in so hohem Grade mit Salztheilen durchzogen, daß sich die Oberfläche des nackten Erdreichs nach Regengüssen unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen mit einem dünnen weißen Überzuge krystallisirten Kochsalzes und Salpeters bedeckt und die über das Erdreich fließenden Bäche gesalzenes Wasser führen. Hier und da gibt es wol auch stehende Gewässer, ja förmliche Seen, welche so stark gesalzen sind, daß sich ihre Oberfläche im hohen Sommer mit einer dicken Kruste krystallisirten Salzes bedeckt. In solchen Gegenden trifft man oft meilenweit nicht einen Tropfen Trinkwasser; kein einziger Baum schützt vor der versengenden Sonnenglut, keine gastliche Hütte bietet dem einsamen Wanderer ein Asyl dar gegen die Unbilden der Witterung; kein Grün, keine bunten Blumen schmücken den nackten, braunrothen Boden, sondern nur weißfarbige, in sparsam zerstreuten Büscheln wachsende Salzpflanzen; kahl und öde dehnt sich die Fläche, oft so weit das Auge reicht, nach allen Seiten hin aus, eine wüste, dem Ackerbau unzugängliche Salzsteppe.

Die Hochländer in Schottland verstehen es trefflich, den Reichthum ihrer Flora, von dem Meergrase und den salzduftigen Algen an bis zu der aus den höchsten Felsritzen sich herauswindenden Goldruthe zu Lagern, Feuerung, Nahrung, Farbebereitung u. s. w. zu benutzen. Auch wird mit dieser Flora dort mehr als sonst irgendwo abergläubischer Spuk getrieben. Fast jede Blume und jede Staude hat dort, wo man noch immer in voller Angst vor den Hexen lebt, ihr Departement im Hauswesen.

Die Cisternen, die man in Kleinasien so häufig trifft, sind große, runde, sorgfältig ausgemauerte Becken, mit einer halbkugelförmigen Kuppel überwölbt, von der das abfließende Regenwasser sich in einer Rinne um den untern Rand der Kuppel sammelt und durch viele kleine Öffnungen in die Cisterne geführt wird. An der Seite gelangt man durch eine Thür auf wenigen Stufen in das Bassin, um bequem schöpfen zu können. In wasserarmen Gegenden Deutschlands könnte man solche Cisternen brauchen, wenn nicht zu fürchten wäre, daß der Frost sie im Winter sprengte.

Die Heirathsceremonie im Königreiche Dahomeh in Afrika besteht einzig und allein darin, daß die von dem Könige einem seiner Unterthanen geschenkte Frau ihrem künftigen Manne ein Glas Rum reicht, das er auf einen Zug leeren muß; damit ist die Ehe geschlossen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 475] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [7. Februar 1852.

Das protestantische Bet- und Schulhaus im Naßwalde.



Der wackere Huebmer, dessen wir unlängst in diesen Blättern (Jahrgang 1851, Nr. 463) gedachten, gehörte der protestantischen Kirche an. Da das Pastorat Mariazell in Steiermark, zu welchem die durch Huebmer so vielfach durch seine Schwemmwerke belebter gewordene Gegend des Naßwaldes gehört, elf Stunden entfernt liegt und der Pfarrer höchstens zwei mal im Jahre die zerstreuten Hütten der Holzknechte besuchen kann, so baute Huebmer mitten unter den großartigen Schöpfungen seiner Hand 2408 Fuß über dem Meeresspiegel ein Bet- und Schulhaus für seine Arbeitercolonie und besoldete aus eigenen Mitteln einen Lehrer, um den Kindern der Holzknechte einen passenden Unterricht zufließen und Sonntags für die Erwachsenen Betstunden halten lassen zu können.

Die falsche Schiffsversicherung.

Ein Seebild.

Nordamerika ist es, wo wir uns befinden. Ein junger Geschäftsmann in Baltimore wurde wegen eines dringenden Geschäfts nach St.-Thomas gerufen. Er suchte sogleich ein Schiff, welches die Bestimmung dorthin hatte. Es war nur ein kleiner Schooner da, dessen Einrichtung sehr unbequem war und dessen Capitain in dem Rufe eines groben, ungeselligen Menschen stand. Es blieb keine Aushülfe, er mußte einen Platz darauf nehmen, ließ sein Gepäck an Bord bringen und bat den Capitain, ihn zu benachrichtigen, sobald er sich anschicke, die Anker zu lichten.

Es waren seitdem zwei Tage vergangen, die der junge Mann in jener geistigen Aufregung verlebt hatte, die gewöhnlich einer Seereise vorherzugehen pflegt. Da in der Nacht schreckt ihn ein Schlag an seine Thüre auf. „Der Schooner ist unter Segel, Herr!" rief eine rauhe Stimme. „Man lichtet die Anker. Der Capitain Burder läßt Ihnen sagen, Sie möchten, ohne eine Minute zu verlieren, an Bord kommen."

Der junge Mann war sofort auf den Beinen und kleidete sich an. Ein Kahn erwartete ihn und nach wenigen Minuten hatte er den Schooner erreicht. Der Capitain war so sehr mit den Befehlen zur Abreise beschäftigt, daß er seine Ankunft kaum zu bemerken schien. Auf die Anfrage, warum die Abfahrt so plötzlich und bei so ungünstigem Winde erfolge, erhielt er die barsche Antwort: „Das kümmert nur mich, mein Herr! Ich glaube, Ihr Platz ist unten."

Gleichwol ging der Reisende nicht in seine Kajüte, sondern blieb auf dem Verdeck, bis das hohe Meer erreicht war.

Ich — lassen wir den jungen Mann nun selbst erzählen — suchte mir vergebens zu erklären, warum wir so plötzlich und unter so ungünstigen Umständen absegelten. Nach der Probe, die ich von den Manieren des Capitains bekommen, verschmähte ich es, ihn nochmals darüber zu befragen. Ich ging zur Ruhe und verließ mein Gemach nicht eher, als bis man mich zum Frühstück holen ließ.

Als ich in den Saal trat, war ich ebenso überrascht als erfreut, eine junge Dame und einen Herrn von reiferm Alter, der ihr Vater zu sein schien, daselbst zu finden. Man hatte mir nicht gesagt, daß noch andere Passagiere am Bord seien. Ich wurde ihnen als Reisegefährte vorgestellt und ihre Anwesenheit bot mir hinlängliche Entschädigung für die Roheit des Capitains. Herr Monti war ein Mann von angenehmem Umgange und feiner Bildung und seine Tochter, Miß Harriet Monti, die Liebenswürdigkeit selbst. Der Capitain beobachtete gegen uns Alle eine kalte Zurückhaltung und nahm selten theil an unsern Unterhaltungen. Er war ein Mann von abstoßendem Äußern. Sein Gesicht, dem die Sonne der Tropen die Farbe des Kupfers verliehen, seine schwarzen krausen Haare, seine kleinen durchbohrenden Augen gaben ihm einen häßlichen Anblick. Sein Benehmen und seine Handlungen entsprachen diesem Äußern und verriethen einen boshaften, grausamen Charakter.

Sonderbar und auffallend war es, daß er mit seiner Mannschaft in einem fast vertrauten Verhältnisse stand, was zwischen dem Schiffscommandanten und den unter seinem Befehle stehenden Seeleuten eine ganz eigenthümliche Erscheinung ist. Dagegen war ein Neger, der den Kajütendienst zu besorgen hatte, tagtäglich das Opfer seiner Roheit. Herr Burder schien ein barbarisches Vergnügen an den Leiden dieses Unglücklichen zu fühlen. Salomon — so hieß der Neger — erfüllte oft das Schiff mit seinem Jammergeschrei, während sein Herr, sich an seiner eigenen Grausamkeit weidend, die Flüche und Schläge verdoppelte. Mehre male rissen wir ihm den Neger blutend aus den Händen; der arme Salomon gewöhnte sich so, in uns seine Beschützer zu sehen. Er bewies uns durch tausend Aufmerksamkeiten seine Dankbarkeit.

Unser Schooner hatte etwas Seltsames und Geheimnißvolles an sich. Seine Ladung schien sehr bedeutend. Oft machten die Matrosen Scherze darüber, deren Sinn ich nicht begriff. Fast allnächtlich hielt der Capitain lange Besprechungen mit seinem Lieutenant; einmal sah ich trotz ihrer Vorsichtsmaßregeln, wie sie Seekarten vor sich liegen hatten, die dem Theile des Oceans, auf welchem wir fuhren, durchaus fremd waren. Dies und die nächtliche Heimlichkeit erregte in mir Verdacht, und ohne zu wissen warum, konnte ich mich einer unbestimmten Furcht nicht erwehren.

Wir befanden uns am Bord sehr schlecht. Unser Tisch war nie sehr reichlich bedient. Das ging so weit, daß wir bei dem Capitain Beschwerde führten; er wies uns mit seiner gewöhnlichen Grobheit ab. Wir beschlossen, die Vorräthe, die jeder von uns mitgebracht, zusammenzuthun und unsern Tisch selbst zu besorgen. Julie, das Kammermädchen der Miß Harriet, übernahm es, dieses Mahl zu bereiten. Als Herr Burder dies hörte, gerieth er in die größte Wuth und stieß Drohungen aus, die wir nicht verstehen konnten. Von diesem Augenblicke an brach er jeden Verkehr mit uns ab; unser kleiner Kreis, von seiner Gegenwart befreit, ward dadurch um so traulicher.

Wir hatten in der ersten Woche unserer Reise köstliches Wetter. Unsere Abende brachten wir meist auf dem Verdeck zu, wo wir unter einem ausgespannten Segeltuche saßen und uns unterhielten. Da sah ich mitten im Gespräch eines Abends Salomon, welcher, seinen Krauskopf über die Schiffslöcher erhebend, mir geheimnißvolle Zeichen machte und den Finger auf die dicken Lippen legte, um mir Vorsicht zu empfehlen. Ich näherte mich ihm leise. „Was gibt's, Salomon! Hast du mir etwas Besonderes zu sagen?"

Ja, ja, Massa Jonas, es sein etwas sehr Seltsames und Wichtiges. Aber ...

Und er warf die Augen um sich her mit einem Ausdruck von Angst und Furcht, die schwer zu beschreiben ist.

Fürchte nichts, der Capitain Burder schläft in seiner Kajüte und die Wachen sind alle auf dem Hintertheil.

Dann kann ich sagen. Massa Jonas und Massa Monti gut gewesen sein gegen armen Farbigen. Neger jetzt euch dienen. Ihr Alle in großer Gefahr schweben ... Capitain Burder sein entschlossen, das Schiff zu Grunde zu richten.

Was willst du damit sagen, Salomon?

O Massa, ich Euch erklären. Die letzte Nacht ich den Capitain Burder und den Lieutenant gehört habe. Ich hören Alles. Es ein großes Geheimniß sein, es ein Teufelsplan sein! Sie den Schooner wollen auf den Grund bohren. Der Schooner versichert sein für sehr, sehr viel Geld und nichts darauf sein. Die Ballen, die Kisten mit Asche und Sand gefüllt sein. Die ganze Mannschaft mit verschworen sein. Die Sandbank von Bahama ...

Was machst du hier, Schwarzer, warum bist du nicht bei deiner Arbeit, Faulenzer?

Beim ersten Worte dieser Anrede war Salomon mit aller Schleunigkeit seiner Beine entflohen. Er konnte jedoch einem wüthenden Fußstoß des Capitains Burder, der den armen Neger beinahe gelähmt hätte, nicht entgehen. Der Capitain kehrte in seine Kajüte zurück und Alles ward wieder still auf dem Schiffe.

Ich stand eingewurzelt vor Erstaunen und Schreck. Was ich eben gehört, machte mir Alles, was mir bis jetzt räthselhaft geschienen, begreiflich, das Benehmen des Herrn Burder, die Scherze der Mannschaft, die Plötzlichkeit unserer Abreise. Ich prüfte sorgfältig unsere Lage und suchte nach Mitteln, um die höllischen Pläne des Capitains zu Schanden zu machen. Sobald Miß Monti sich in ihre Kajüte zurückgezogen, theilte ich ihrem Vater die Gefahr mit, in der wir uns befanden. Nachdem wir uns lange berathen, beschlossen wir, in ruhiger Fassung die Ereignisse abzuwarten und dann zu handeln, wie es die Umstände mit sich bringen würden.

Wie hatte sich Alles für uns geändert! Diese bis dahin so glückliche Fahrt, dieser reine Himmel über uns, dieses glatte Meer wurden jetzt drohend und gefährlich. Unsere Sicherheit war einer Angst gewichen, die uns das Blut hätte stocken machen können. Was thun? Wann sollte der schreckliche Moment eintreten? Waren wir noch weit entfernt von dieser Bahamabank, die der Neger noch zuletzt genannt?

Die Stunden flossen in jenem Zustande der Ungewißheit, wo der Geist seine Unthätigkeit und Unentschlossenheit damit zu entschuldigen sucht, daß die Zeit zu handeln noch nicht gekommen. Wir verbargen die Gefahr, die uns drohte, sorgfältig vor Miß Monti und hüteten uns, irgend etwas zu sagen oder zu thun, was den Capitain und seine Mannschaft merken ließe, daß wir ihren Plan entdeckt.

So vergingen drei Tage. Am Abend des vierten waren wir wie gewöhnlich auf dem Verdeck versammelt. Der Wind blies frisch. Das Schiff lief so schnell, daß es Miß Monti auffiel und sie leise ihren Vater fragte, ob die Schiffe des Nachts immer so schnell mit vollen Segeln liefen? In diesem Augenblicke ergriff der Capitain, der soeben mit aufgeregter Miene auf das Verdeck gekommen war, das Senkblei und ließ es mehre male hinab. Ein schreckliches Schweigen herrschte unter der Mannschaft. Alle Seeleute hielten sich am Vordertheile des Schiffs, ihre Blicke erwartungsvoll auf den Capitain gerichtet. Miß Monti war, ohne zu wissen warum, blaß geworden und zitterte; sie ergriff ihren Vater am Arme und forschte ängstlich auf seinem Gesicht, Herr Monti aber wandte sich ab, um ihr nicht seine eigene Unruhe zu verrathen. Salomon, der Neger, mit dem ich seit der Entdeckung, die er mir gemacht, nicht wieder hatte zusammenkommen können, klammerte sich an die Bordleinwand, das treueste Bild des Schreckens abspiegelnd. Seine aufgerissenen Augen schienen die Tiefe des Oceans durchdringen zu wollen. Drei mal näherte er sich uns, als wollte er mit einem von uns sprechen, aber jedes mal trat er unentschlossen zurück und nahm seine vorige Stellung wieder ein.

Der Mond war unterdessen aufgegangen und glänzte ungetrübt. Nur dann und wann verhüllten ihn dichte Wolken unsern Augen und dann senkte sich eine erschreckende Dunkelheit auf die Oberfläche des Meers. Der Wind, obgleich frisch, war unbeständig. Bald wehte er mit Heftigkeit, bald ließ er nach, und die Segel, welche einen Augenblick gespannt waren, fielen wieder längs der Maststange herab. Bald glitten wir auf ebenem Meere hin, bald schäumten die Wogen um uns herum und richteten sich an den Seiten des Schiffs empor, und dann ward wieder Alles glatt.

Auf einmal stieß Salomon einen Schrei aus: „Die Bank, die Bank! Wir bald anstoßen!"

Was spricht der Schwarze? schrie der Capitain und sprang wie ein Tiger auf den Neger zu. Wenn du muckst, erwürge ich dich!

Was gibt es denn? fragte Miß Monti. Sind wir denn in Gefahr?

Capitain Burder! sagte Herr Monti, sich nähernd, ich fodere Sie auf, sogleich umzulegen. Wir kennen Ihre Pläne, Sie sind ein Elender! Matrosen! rief er, sich diesen zuwendend, gehorcht diesem Menschen nicht. Er will das Schiff zu Grunde richten, um die Assecuranz zu gewinnen! Es geht um unser Leben!

Es ist nicht wahr, erwiderte Burder. Sie sind ein Meuterer! Zu mir, Kameraden! Vergeßt nicht, daß ich euer Capitain bin! Kann ich auf euch rechnen?

Ja, ja, auf Alle! Hurrah dem Capitain!

In dieser Verwirrung hielt der Schooner an, von einem furchtbaren Stoße erschüttert. Der Kiel hatte die Bank berührt. Jeder Mund schwieg, jedes Gesicht erblaßte. Nach einigen Secunden einer fürchterlichen Pause stieß das Schiff ein zweites mal mit furchtbarer Gewalt an, dann blieb es unbeweglich. Sogleich befahl der Capitain das Hintersegel aufzuziehen; man warf Ballast über Bord, aber der Schooner rührte sich nicht.

Ich glaubte ein triumphirendes Lächeln auf dem Gesicht des Capitains zu bemerken.

Währenddem ging der Mond am Horizont unter und es ward immer finsterer um uns. Der Wind blies wieder frisch, das Meer erhob sich; wüthende Wogen peitschten den Schooner. Es war sicher, daß er bald in Stücken gehen würde. Der Capitain befahl, die Schaluppe ins Meer zu lassen. Während er selbst mit allen seinen Leuten daran arbeitete, ließ uns eine plötzliche Erhellung in einiger Entfernung einen Felsen erkennen, der eine kleine Insel zu bilden schien. Schon war die Schaluppe bereit, als das Schiff wieder einen heftigen Stoß bekam. In demselben Augenblicke brach es auseinander und die Wogen drangen hinein.

Wir stürzten uns Alle zugleich in die Schaluppe, außer Herrn Monti, der, seine Tochter meiner Obhut überlassend, in die Kajüte hinablief, um einige werthvolle Papiere zu retten. Als er wieder heraufkam, stürzte sich eine ungeheure Woge auf das Hintertheil des Schiffs und trug den unglücklichen Vater über Bord. Bei diesem Anblick fiel seine Tochter in Ohnmacht. Der Capitain ließ das Tau abhauen und befahl nach der kleinen Insel zu fahren.

Wir können ihn nicht retten, sagte er. Wir werden froh sein müssen, wenn wir selbst entkommen.

Die Matrosen ruderten mit Kraft; wir erreichten den Felsen, aber die Schaluppe zerbrach beim Landen in Stücke.

(Beschluß folgt.)

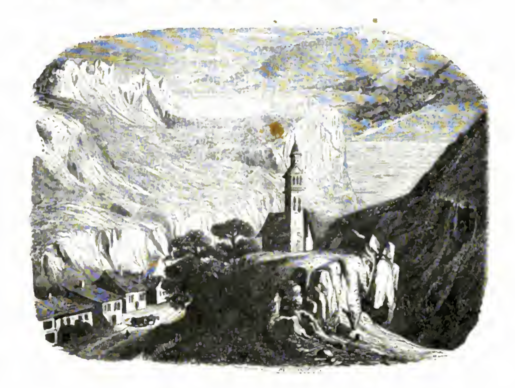
Mozart's Haus in Wien.

Wir wollen uns nicht vorgaukeln, daß Mozart in einem der Paläste wohnte, welche unser Bild hier im Vordergrunde darstellt. Das Glück hatte ihn mit Gü-



tern dieser Erde nicht gesegnet; es gab ihm einen schönen Titel — k. k. Kapellmeister! — aber wenig Mittel dazu und sein großes, unerschöpfliches Talent arbeitete in dem kleinen Hause, das zwei Fenster breit im Hintergrunde sich zeigt. Das Auge Gottes hieß es, auf der Rauchensteingasse; 1847 sollte es jedoch ebenfalls verschwinden. Der damalige Besitzer, Galvagni, ein Italiener, ließ es niederreißen, um es neu und schöner aufzubauen und im Hofe sein ehernes Brustbild aufzustellen. So bleibt doch die Stätte bezeichnet und in Würden, wo einer der größten Meister der Tonkunst wohnte, dessen Harmonien noch so frisch sind wie vor 60 Jahren, wo er sie, begeistert von einem unsichtbaren Genius, aufs Papier warf. Kaum Einer ist nach ihm gekommen, der ihm gleichsteht; alle seine Zeitgenossen hat, was er schuf, überlebt, übertroffen hat ihn noch weniger Einer; man müßte, was Symphonien betrifft, vielleicht Beethoven ausnehmen.

Das Teufelskastell unweit Lenz in Graubündten.



Spanische Sitten und Gewohnheiten im 17. Jahrhundert.

Jedes Volk hat in seiner Denk- und Anschauungsweise, seinen Sitten und Gewohnheiten manches Eigenthümliche, was häufig bis zu einem Grade geht, daß es einem andern Volke ganz unnatürlich, fast unmöglich und undenkbar erscheint. So ist es noch jetzt. Ein Engländer denkt, fühlt und benimmt sich im Hause, im Umgange mit Andern, in Kleidung, in Lebensweise ganz anders als der Deutsche; der Italiener unterscheidet sich ebenso wieder vom Franzosen; und wendet man den Blick auf den Polen, den Russen, den Orientalen, dann glaubt man wol gar ein ganz anderes Menschengeschlecht zu sehen. Jedoch diese schroffen Außenseiten haben sich im Laufe der Zeit gewaltig abgeschliffen. Alle Völker sind sich einander viel näher gekommen. Kriege, Handel, Verkehr, Reisen, Ehebündnisse haben, namentlich in den letzten 50 Jahren, unendlich viel darin gemildert und verändert. Was wird nicht allein die Wallfahrt zur Londoner Weltindustrieausstellung in solcher Art für Früchte tragen! Ganz anders verhielt es sich ehemals in dieser Hinsicht, wo eine Reise von hundert Meilen für etwas Großes galt, wo man gar nicht daran denken mochte, eine solche zum Vergnügen zu unternehmen und der Verkehr selbst aus solchen Gründen viel spärlicher war. Jedes Volk war für sich ein möglichst abgeschlossenes Ganzes, und je weniger nun auch Sprachen erlernt wurden, desto enger war der um dasselbe gezogene Kreis. Unter allen westlichen Völkern Europas zeichnete sich in solcher Weise jedoch wieder das spanische aus. Noch jetzt mag sich bei ihm die Umwälzung aller europäischen Verhältnisse minder kundgethan haben. Die Pyrenäen haben nicht umsonst eine große Scheidewand zwischen ihm und Frankreich, d. h. hier dem übrigen Europa aufgeführt. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fiel es fast Keinem ein, eine Reise dahin zu unternehmen, den nicht Geschäfte dazu auffoderten, und diese führten ihn dann meist nur in die Städte an den Küsten, wo man fast allein den An-

blick eines Fremden minder überraschend fand. Im Innern des Landes war jede Reise mit ebenso großen Kosten als Beschwerden und Gefahren verbunden. Eigentliche Landstraßen, selbst solche elende, wie man sie bis 1800 in Deutschland kannte, gab es in Spanien fast gar nicht; aller innere Landesverkehr ward dort mit Maulthieren betrieben, welche karavanenartig da- oder dorthin geführt wurden. Der Reiche reiste zu Pferde, die Damen, Greise und Schwache wurden in Sänften gefördert. Wer als Fremder kein guter Katholik war, konnte leicht in Gefahr kommen, von der Inquisition festgenommen zu werden, die noch bis ins 18. Jahrhundert hinein hängen, verbrennen und ausstäupen ließ. Noch 1691 ward ein protestantischer Juwelier aus der Schweiz von der Inquisition in Madrid festgenommen, ohne daß ihn der englische Gesandte Stanhope, mit dem er zu thun hatte, retten konnte, und der Gesandtschaftsprediger selbst mußte, als er plötzlich starb, im Keller des Gesandten begraben werden; denn auch im freien Felde konnte er kein Plätzchen der Ruhe finden. Hierzu endlich kam auch noch die Furcht vor Bandaleros, d. h. Räubern, die auch damals die Straßen sehr unsicher machten. Wenn aber auf solche Weise der Volkscharakter noch jetzt dort sicher viel mehr Eigenthümlichkeiten haben mag, als er in den meisten übrigen europäischen Ländern zeigt, so kann man sich vorstellen, um wie viel schroffer er nun noch vor etwa 200 Jahren gewesen sein mag. Was uns in solcher Art aus jener fernen Zeit davon zur Kunde kommt, läßt in der That bisweilen daran zweifeln, ob wir von einem europäischen Volke lesen; denn Manches erinnert uns in der That wol an den Orient, wobei wir aber freilich nicht vergessen dürfen, daß dem spanischen viel arabisches Blut beigemischt worden war, da das halbe Spanien und darüber wol Jahrhunderte lang unter arabischer Herrschaft stand und meist seine Kunst, seine Wissenschaft aus dieser Quelle empfing. Natürlich sind aus den vorhin angegebenen Gründen specielle Nachrichten über spanische Volksthümlichkeit in früherer Zeit nur spärlich zu treffen; indessen fehlen sie nicht ganz. Der pariser Hof war mit dem spanischen in vieljähriger Verbindung, und stand er ihm öfter feindlich gegenüber, wie unter Franz I. gegen Karl V., so fand auch wiederum der innigste Verkehr und ein so freundliches Familienbündniß statt, wie es sich nur an Höfen denken läßt. In der Folge knüpfte sich daran doch auch öfters Privatverkehr, und namentlich reiste 1679 eine französische Dame nach Madrid, welche eine geheime diplomatische Mission gehabt haben mag. Sie aber hat uns in einer Reihe von Briefen an eine ihrer Freundinnen vom damaligen Zustande Spaniens ein Gemälde hinterlassen, das man noch heute mit Vergnügen lesen kann, so lebendig und reichhaltig ist es, so nach allen Seiten hin dehnt es sich aus. Das Treiben des Menschen in seiner Höhe wie in seiner Tiefe, das öffentliche Leben wie das im stillen Frauengemach, die Kirche wie der Richterstuhl tritt uns in vielen kleinen Zügen entgegen. In der That hat man ihre „Relation du voyage d'Espagne", welche zu Ende des 17. Jahrhunderts erschien, volle 125 Jahre lang geplündert. Was man bis Anfang unsers Jahrhunderts von Inquisition, den Opfern derselben, Stiergefechten, der Hofetikette, Philipp II. u. s. w. las, war fast immer, wenn auch durch die dritte und vierte Hand, aus dieser „Relation" von Einem zum Andern gegangen. Nichtsdestoweniger ist noch jetzt manche Ausbeute darin zu finden, besonders wenn man sich mehr auf das damalige Privatleben und die Bildungsstufe der Spanier in jener Zeit beschränkt. Hier gewahrt man alsdann doch den großen Unterschied, der sich im Laufe der Jahre herausgestellt und die große Scheidewand der Pyrenäen niedergeworfen hat. Es möchte doch wol jetzt keinen Herzog von Toledo mehr in Spanien geben, der wie der Begleiter der Französin ganz ernsthaft versicherte, daß zu Valladolid im St.-Klarenkloster aus dem Grabgewölbe eines castilischen Ritters schmerzliche Klagen ertönten, so oft ein Glied aus seiner Familie dem Tode nahe sei. Noch weniger möchte ein so hochgestellter Mann jetzt behaupten, daß eine Glocke in Velilla am Ebro Tage lang von selbst läute, wenn der König sterben solle oder ein großes Landesunglück bevorstehe. In einem Kapuzinerkloster sollte selbst der Tod jedes Mönchs so kundgethan werden, und der Enkel des verrufenen Herzogs von Alba nahm es gar sehr übel, als ihm die Französin nicht Glauben schenken wollte. Solche Verkehrtheiten mußte sie sich noch von Andern ihrer Umgebung erzählen lassen. Im Grabgewölbe des heiligen Jakob zu Compostella geschahen ähnliche Dinge. Sollte ein großes Ereigniß in Spanien eintreten, so ertönte das Grabgewölbe des Heiligen von Waffengeklirr. Es war der Hauptheilige Spaniens und seiner Krieger; Pizarro's und Cortez' Scharen hätten manche Schlacht nicht gewonnen, wenn sie ihn nicht auf seinem Streitrosse in den Lüften zu sehen vermeint hätten. Oben auf der ihm geweihten Kirche stand ein Kreuz und unter derselben führte ein ausgehöhlter Gang, aber so enge, daß man nur kriechend hindurchkommen konnte; wer sehr dick war, vermochte es nur mit Lebensgefahr. Doch kein Pilger würde die Fahrt hindurch unterlassen haben, und wer es doch unterlassen hatte, brauchte oft 4—500 Stunden Wegs, das Versäumte nachzuholen. Betrübt war der Zustand einer Witwe in der höhern Welt. Eine verwitwete Königin durfte nie wieder sich vermählen, sie mußte in ein Kloster gehen, und eine Witwe vom hohen Adel mußte das ganze erste Jahr nach dem Tode ihres Gemahls in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer zubringen, wo kein Sonnenstrahl hindrang, kein Bild, kein Spiegel, kein Tisch, kein Stuhl war; ihr Sitz war auf ebener Erde, eine eigenthümliche Sitte der damaligen Zeit. Keine Dame saß das ganze Jahr hindurch anders als mit gekreuzten Beinen. Sie aßen, sie tranken, sie schwatzten so; während der Gatte oder Vater bei Tische allein oder mit Freunden speiste, wie wir, thaten Dasselbe abgesondert auf der Erde die weiblichen Glieder seines Hauses; wahrscheinlich ein Überrest maurisch-orientalischer Sitte.

Daß Spanien bis zu den letzten 15 oder 20 Jahren Hunderte von Klöstern hatte, ist bekannt, und unter ihnen gab es außerordentlich reiche Frauenklöster. Die Äbtissin eines Klosters in Burgos verfügte über 14 Flecken und mehr als 50 Ortschaften. In vielen solchen Klöstern brachte man in jener Zeit die Töchter der ersten Häuser schon im sechsten oder siebenten Jahre unter und legte das Gelübde in ihrem Namen ab, während das Opfer, unbewußt, was ihm geschah, Marzipan kaute. Die Clausur abgerechnet, lebten die Nonnen allerdings hier häufig mit einem Luxus und in so viel Umgang, selbst mit Herren, daß sie kaum zu Hause mehr hätten beanspruchen können. Nur freilich — das fatale Sprachgitter! Es preßte manche Thräne der Sehnsucht aus und führte wol noch zu andern Schritten.

Manche Provinzen hatten ganz eigenthümliche Gewohnheiten. In Aragonien z. B. war der Richter,

welcher falsch geurtheilt hatte, verpflichtet, dieselbe Strafe zu tragen, die den Schuldlosen traf, dem er Unrecht gethan hatte, sobald dieser im Stande war, eine Caution von 500 Piastern zu erlegen und so eine günstig ausfallende Revision seines Processes zu bewirken. In wichtigen Fällen ging kein Richter ohne Zittern und Zagen daran, einen Spruch zu fällen; denn galt es dem Kopfe des Angeklagten, so stand auch sein Kopf auf dem Spiele. Die Sache wäre am Ende nicht ohne Nutzen gewesen, sie hätte zur größten Vorsicht und Gerechtigkeitsliebe angeregt; das Wunderlichste aber war, daß deshalb der Verurtheilte seinem Schicksale nicht entging, wenn sein Richter einen Bock geschossen hatte. Die Justiz hatte nie Unrecht, sondern der Richter. Das ganze Vermögen, die Freiheit, selbst das Leben verlor der Eine wie der Andere, wenn der Richter ein — Esel gewesen war, und die Unschuld hatte nur den Trost, mit dem Esel zugleich zu leiden. Eine andere solche Curiosität war, daß man einem Caballero, der Jemanden im Zweikampfe erlegte, den Kopf von vorn nach hinten zu abschnitt, indem einem Meuchelmörder dagegen der Kopf vom Nacken aus verloren ging.

In ganz eigener Art äußerte sich öfter damals die Artigkeit und Höflichkeit der Vornehmen und Großen in Spanien. Als eines Tages der Erzbischof von Burgos sich von der Madame D'Aulnoy beurlaubte, geschah es mit der Bitte, ihr seine „Olla", d. h. das noch jetzt gewöhnliche spanische Lieblingsgericht, eine Mischung von Pflanzenspeise mit Fleisch gesotten, senden zu dürfen; denn etwas Schmackhafteres würde sie nicht auf ihrem Tisch zu sehen bekommen. Alle ihre Bitten, sich derselben nicht zu berauben, halfen zu nichts, und in der That kam die silberne Terrine bald nachher an. Zum Unglück war dieselbe jedoch fest verschlossen. Die Ursache lag sehr nahe; man konnte sich nur so gegen die Naschhaftigkeit des Dienstpersonals erwehren, das mit einer unglaublichen Unverschämtheit die Speisen zu entwenden pflegte, wenn sich nur irgend eine Gelegenheit dazu zeigte. Ein Gesellschaftscavalier der Französin verlangte den Schlüssel vom Koch, welcher die Schüssel brachte, dieser aber entschuldigte sich, daß er den Schlüssel auf dem Wege verloren habe. Es ward zum Erzbischof gesendet, der seinen Haushofmeister streng anhielt, den Schlüssel herbeizuschaffen. Er war es ebenfalls nicht im Stande, alle Drohungen halfen zu nichts. Der Koch wurde ganz heftig. „Was wollt Ihr?" rief er trotzig. „Ich lasse mir nichts mehr gefallen! Ich bin ein Christ von altem Geschlecht, ritterlich, wie der König, und wol noch in höherm Grade!" Genug, der Schlüssel kam nicht zum Vorschein und die delicate Olla konnte nicht verzehrt werden. Ein andermal dagegen hatte die Dame das köstliche Sechsgespann eines Granden gesehen und drückte ihm ihre Bewunderung darüber aus. „Ich lege sie Ihnen zu Füßen!" sprach er mit stolzer Selbstzufriedenheit. „Redensart!" dachte die Französin und machte einen verbindlichen Knix. Aber welche Überraschung, als nach Verlauf einer Stunde ein junger Cavalier bei ihr eintrat, zu melden, wie soeben von seinem Herrn die sechs Isabellen in ihren Stall abgegeben worden seien. Madame D'Aulnoy wußte nicht, was sie sagen sollte; eine Freundin von ihr nahm das Wort statt ihrer und stellte dem Cavalier vor, wie eine fremde Dame so ein Anerbieten nicht verstanden habe und am wenigsten geeignet sei, es stattfinden lassen zu können; er müsse die Pferde wieder mitnehmen. Dies geschah wol, jedoch nur, um ebenso schnell nochmals gesendet zu werden. So gingen sie noch einige mal hin und her, und erst als Madame D'Aulnoy sich lebhaft mit Unwillen ausgesprochen hatte, begriff der Grande, daß solche Freigebigkeit hier nicht am rechten Orte sei. Die Redensart: „Es steht zu Ihren Diensten!" oder: „Ich lege es Ihnen zu Füßen!" ist noch jetzt in Spanien alltäglich, wenn man etwas rühmt und bewundert; aber die Freigebigkeit solcher Art hat längst ein Ende.

(Beschluß folgt.)

Betel.

In Ostindien führen Männer und Frauen aus allen Ständen in einer besondern Büchse die Blätter der Betelpflanze, in welche, um ihre viel Gallussäure enthaltende Bitterkeit zu mildern, Arekanuß, Cardamom, Ingwer u. s. w. gewickelt werden, bei sich und bedienen sich ihrer unaufhörlich zum Kauen zu jeder Stunde des Tages. Die Ostindier reichen einander die Betelbüchse, wie die Europäer die Tabacksdose, zum Zeichen der Freundschaft. Der Geringere darf den Vornehmen nicht anreden, bevor er nicht Betel gekaut hat. Zur Befriedigung dieses allgemeinen Bedürfnisses wird die Betelpflanze, die eigentlich zur Gattung des Pfefferstrauchs gehört, in Ostindien überall mit großem Fleiße angebaut. Sie windet sich wie Epheu an Bäumen oder dazu errichteten Pfählen und Stangen in die Höhe, hat lange, scharf zugespitzte, siebenarmige Blätter von sehr bitterm Geschmacke und ihre Früchte wachsen in langen, schwanzförmigen Ähren.

Die Rettung Moses'.



Mannichfaltiges.

Die südamerikanischen Ebenen schildert Alexander von Humboldt also: „Nördlich, zwischen der Gebirgskette von Venezuela und dem Antillischen Meere liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer und sorgsam bebaute Fluren aneinandergedrängt; selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bilduug und edle Liebe zur Bürgerfreiheit sind längst darin erwacht. Gegen Süden umgibt die Steppe eine schauervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrome. Mächtige bleifarbene Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen. Wo der feuchte Strom eine Sandbank übrigläßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schachbretfleckige Boaschlange. Schnell entrollt und vorgestreckt ergreift sie in der Furt den jungen Stier oder das schwächere Wildpret und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals."

Die Bade- und Barbierstuben der Türken sind in der Regel viereckige, mit Kuppeln überwölbte Gemächer, in die sparsames Licht durch eine Öffnung des Kuppelgewölbes fällt. Die Hauptthätigkeit der Barbiere besteht darin, den Kopf gänzlich bis auf einen Haarbüschel abzurasiren. Der Kopf ruht dabei auf dem Schoose des Barbiers und wird mit unglaublicher Behendigkeit eingeseift und bis auf den Haarbüschel, an dem der Prophet die Gläubigen ins Paradies zieht, säuberlich abgeschoren. Es scheint dies beim heißen Klima und der dichten Kopfbedeckung, dem filzenen Fes, unter dem zur Kühlung eine weiße wollene Mütze getragen wird, aus Gesundheits- und Reinlichkeitsrücksichten nothwendig zu sein. Das Barthaar wird dagegen nicht geschoren, sondern nur gestutzt und gibt einer echt orientalischen Physiognomie erst ihr rechtes Gepräge.

Die künftige Todtenstadt in England. Um die vielfachen Nachtheile und Übelstände zu beseitigen, die durch das Beerdigen im Innern Londons entstehen, sollen alle Leichen nach Woking in Surrey geschafft werden, wo wilde, wüstliegende, hohe Strecken sich finden, die keines Anbaus fähig erscheinen. Die Southampton-Eisenbahn würde die künftigen Bewohner der Todtenstadt in kürzester Frist dahin transportiren.

Ein kühner Seemann. In dem unglücklichen und doch so glücklichen Frieden am Pruth hatte Kaiser Peter der Große die Rückgabe Asows und die Schleifung Taganrogs versprochen. Der Großadmiral Apraxin, welcher beide Plätze gegen die türkische Flotte herzhaft vertheidigt hatte, verließ sie, auf wiederholten Befehl des Kaisers, mit thränenden Augen. Ein russischer Schiffscapitain, Simon, ein geborener Engländer, wollte sein gut equipirtes Schiff durchaus nicht abtakeln und verlassen, und als er günstigen Wind bekam, lief er mit vollen Segeln aus dem Hafen, an der türkischen Flotte und der Meerenge hart unter Jenikale vorbei, durch den Kanal bei Konstantinopel, die Dardanellen und den Archipelagus in das Mittelländische Meer und kam in den ersten Tagen des vierten Monats nach seiner Abfahrt wohlbehalten in Kronstadt an, nachdem er die Kühnheit und das Vergnügen gehabt hatte, im Angesicht des Serails von seinem Schiffe aus zwei Lagen aus den Kanonen zu geben und den Sultan und ganz Konstantinopel in Schrecken zu setzen.

Strafe der Neger in Brasilien, die sich eines Rausches schuldig gemacht haben. Ein solcher Neger wird nicht eingesperrt; das würde dem Herrn nur Schaden bringen. Nur der Kopf wird eingekerkert, indeß der übrige Theil des Körpers und seine Gliedmaßen den freien Gebrauch behalten. Ein eisernes Kopfstück, halb Maske, halb Helm wird ihm aufgesetzt und am Nacken festgeschlossen. Zwei Löcher sind daran für die Augen und für die Nasenlöcher. Es ist dem Sträflinge rein unmöglich, durch diesen geschlossenen Helm einen Tropfen zu trinken und so geht er umher, ein Gegenstand der Verspottung unter seinen Genossen und ein abschreckendes Beispiel der Folgen der Flasche.

Eine bisher unbekannte Art von Viper ist im Algierischen bemerkt worden. Etwa 22 Zoll lang, haarig und um einen Baum geringelt, bräunlich von Farbe, glich sie einer ungeheuern Raupe. Im Augenblicke, wo sie sich bemerkt sah, glitt sie ins Gebüsch und alle Versuche, sie zu entdecken, waren vergeblich. Die Vorstände des Museums der Naturgeschichte in Paris haben eine namhafte Belohnung dafür ausgesetzt, ein Specimen dieser Viper zu erhalten.

Geistreiche Entschuldigung. Der Herzog von Weimar, Karl August, kam eines Abends bei seiner Rückkehr von der Jagd nach Tiefurt, wo sich um seine Mutter Anna Amalia ein zahlreicher Kreis von Gästen, unter ihnen auch Goethe, befand. Der Herzog, der von der Bewegung im Freien erhitzt war, fand die Atmosphäre in dem Zimmer nicht behaglich und öffnete ein Fenster. Goethe machte es leise wieder zu. Der Herzog öffnete es wieder, fand es aber bald darauf doch wieder verschlossen. Verdrießlich rief er: „Wer macht denn das Fenster immer wieder zu?" Alles schwieg. Da trat Goethe vor und sagte: „Ew. Durchlaucht haben allerdings das Recht über Leben und Tod Ihrer Unterthanen, aber erst nach Urtel und Spruch." Der Herzog nickte lächelnd mit dem Kopfe und das Fenster blieb zu.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 476.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [14. Februar 1852.

Der Ferdinandsbrunnen zu Marienbad.



Die falsche Schiffsversicherung.

(Beschluß.)

Es war so finster, daß Niemand von uns es versuchte, den nackten, unfruchtbaren Felsen, der uns zur Zuflucht diente, zu durchforschen. Ich hatte die noch immer leblose Miß Monti an eine abgelegene Stelle gebracht; Julie, ihr Kammermädchen, und ich bemühten uns, sie ins Leben zurückzurufen. Endlich kam sie wieder zu sich, aber um uns sogleich nach ihrem Vater zu fragen und die traurige Versicherung zu erlangen, daß er nicht mehr sei. Ihr Schmerz war herzzerreißend. Ich hatte keine Worte, sie zu trösten.

Nach einer Stunde kam der schwarze Salomon mit lauten Freudenbezeigungen zu mir gelaufen; er hatte Jemanden rufen hören; er glaubte, Herr Monti lebe noch. Ich folgte ihm sogleich auf die Spitze der Insel und wir riefen aus allen Kräften. Eine Stimme, die ich sogleich wiedererkannte, antwortete uns. Dem Himmel sei Dank, Herr Monti war gerettet. Von einem der Trümmer des Schiffs getragen, hatte er das Ufer erreicht. Er war jetzt, so rief er uns zu, durch einen kleinen Golf, den er zu umgehen suchen

würde, von uns getrennt. Obgleich die Entfernung kaum groß genug war, daß wir uns verständlich machen konnten, so gelang es mir doch, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, das die Finsterniß gefährlich machte, und nachdem ich ihm gerathen, den Tag an derselben Stelle abzuwarten, eilte ich, diese glückliche Botschaft seiner Tochter zu hinterbringen.

Mit welcher Ungeduld erwarteten wir den Tag! Endlich brach er an und zeigte uns Herrn Monti auf der andern Seite eines Golfs von wenigstens 500 Fuß Breite. Miß Harriet streckte die Arme nach dem geliebten Vater aus. Er sprach zu uns, doch der Wind, der sich geändert, trug seine Worte davon, und er machte sich nun auf, um jenen Golf zu umgehen, während Salomon ihm auf der andern Seite entgegenging.

Es war noch keine halbe Stunde verflossen, als der Neger mit verstörter Miene allein zurückkam. „Wir getäuscht, wir getäuscht!" rief er. „Nicht ein Meerbusen sein, es ein Kanal zwischen zwei besondern Inseln sein!"

Diese unerwartete Nachricht machte wieder alle unsere Besorgnisse rege. Weder Herr Monti noch ich konnte schwimmen, und die Schaluppe war ganz unbrauchbar geworden. Jeder war geneigt, uns in unserer Noth beizustehen, nur der Capitain Burder nicht. Als man ihn fragte, ob es nicht möglich wäre, Herrn Monti zu retten? antwortete er kalt: „Mag er über den Kanal herüberkommen, wie er kann!"

Bald zeigte sich Herr Monti wieder auf dem entgegengesetzten Felsen und erklärte uns halb durch Zeichen, halb mit lauter Stimme die Gefahr seiner Lage. Der Kanal war ein Strom, der sich mit Ebbe und Flut änderte und der so reißend war, daß der geschickteste Schwimmer nicht hoffen konnte, hindurchzukommen. Wir sahen diesen unglücklichen Vater, wir hörten ihn. Nur einige hundert Fuß trennten ihn von seiner Tochter und uns, und dieses Hinderniß schien unüberwindlich. Kein Auskunftsmittel fiel uns ein, und doch mußte schnell eins herbeigeschafft werden, man mußte sich entschließen. Wir hatten in der Eile noch einige Mundvorräthe gerettet, aber Monti hatte keine. Hungers sterben oder sein Leben aufs Spiel setzen, indem er über den Kanal fuhr — das war die Wahl, die er vor sich sah. Als der Abend herannahte, sammelte er Trümmer von Bretern und Mastbäumen, die das Meer auf den Felsen geworfen, und indem er sich der Stücke seines Hemdes und seines Taschentuchs statt Stricke bediente, brachte er eine Art Floß zu Stande. Er trieb es bis an die obere Spitze der Insel und schickte sich an, sich darauf zu setzen, in der Hoffnung, daß der Strom ihn an das untere Ende der entgegengesetzten Insel tragen würde. Die ganze Mannschaft des Schooners hatte sich um uns an der Küste versammelt und wir begleiteten diese Vorbereitungen mit gierigem Auge. Miß Monti lag auf den Knien, den Körper vorgebeugt, blaß, zitternd und betete inbrünstig für den Vater; als sie ihn auf das Floß steigen sah, machte sie der Schrecken fast wahnsinnig. Sie machte ihm flehende Zeichen, sie rief ihm zu, dieses Vorhaben aufzugeben. Er zögerte einige Minuten, dann trieb er ins Meer hinaus; sogleich ergriff der Strom das gebrechliche Fahrzeug und trug es wie einen Pfeil davon. Wir wagten weder zu sprechen noch zu athmen. Einige auf den Felsspitzen stehende Matrosen hielten Stricke bereit, um sie dem kühnen Schiffer, sobald er in ihr Bereich gekommen, zuzuwerfen. Der Strom zog ihn auf uns zu, aber mit einer furchtbaren Heftigkeit. Schon ist er nur 20—30 Fuß von uns ... unsere ausgestreckten Hände berühren ihn bald! ... Ein Matrose will ihm einen Strick zuwerfen ... er verliert das Gleichgewicht und stürzt ins Meer ... Der günstige Moment ist versäumt. Der Mann unserer Angst wird von einer unwiderstehlichen Kraft fortgerissen und entfernt, ohne Hülfe der Gnade des Oceans preisgegeben.

Miß Monti hatte diesen Anblick nicht ertragen können und lag leblos auf dem Sande.

Der unglückliche Vater war schon in einer Entfernung von uns, die rasch zunahm und ihn bald unsern Blicken entziehen sollte. Mehre male erhob er die Arme nach uns mit einem Blicke der Ergebung und vielleicht auch, um uns seine Tochter zu empfehlen. Es schien sogar, daß er das Floß unserer Insel zuzulenken strebte, indem er sich seiner Hände als Ruder bediente. Vergebliche Anstrengung! Zum Glück hatte sich der Wind gelegt und wir konnten wenigstens hoffen, daß Herr Monti nicht verschlungen werden würde, so lange die Breter seines Flosses zusammenhielten. Wir folgten ihm lange mit den Augen; er verlor sich allmälig in der Ferne. Die Nacht kam und wir spähten noch.

Welche Nacht! Ich brachte sie damit hin, längs der Felsen umherzuirren. Der Capitain Burder und seine Mannschaft schienen nicht geneigt, sich einige Ruhe zu gönnen. Als ich zu ihnen zurückkehrte, hörte ich, wie sie über das beste Mittel, die Insel zu verlassen, stritten, und entnahm aus ihren Reden, daß der Schiffbruch des Schooners rascher und vollständiger gewesen sei als sie selbst gewünscht. Die Elenden hatten sich in ihrem eigenen Netze gefangen.

Am Morgen spähte ich vergebens nach allen Punkten des Horizonts; ich erblickte nichts. Monti war gewiß umgekommen ... Arme Miß Harriet!

Mit Sonnenaufgang versuchte die Mannschaft, die Schaluppe mit den Trümmern, die das Meer an die Küste geworfen, wiederherzustellen. Gegen alle Erwartung gelang es, sie brauchbar zu machen. Herr Burder theilte mir nun mit, daß der Lieutenant und die Matrosen Hülfe suchen würden; Miß Harriet, Julie und ich sollten sie erwarten, auch er würde bei uns bleiben, um, wie er mit hämischer Miene hinzufügte, uns zu beweisen, daß weder er noch seine Mannschaft die Absicht hätten, uns zu verlassen.

In der That gingen sie Abends unter Segel; Salomon sollte mitfahren. Mitten in der Verwirrung der Abfahrt bemerkte Niemand die Abwesenheit des Negers; er verschwand unter dem Schutze der Dunkelheit. Ehe er sich aber in das Innere der Insel begab, ging er an mir vorüber und flüsterte mir mit bedeutungsvollem Tone ins Ohr: „Ihr schützen Miß Harriet!"

Warum leitete Herr Burder diese Fahrt nicht in Person? Ich betrachtete ihn als einen jedes Verbrechens fähigen Bösewicht. Seit zwei Tagen studirte ich seine Physiognomie und glaubte finstere Pläne darin zu lesen. Ich hatte eine grausame Freude in seinen Augen leuchten sehen, als Herr Monti von uns weggerissen wurde. Das war ein gefährlicher Ankläger, von dem ihn der Tod befreit zu haben schien. Konnte er nicht die Absicht haben, sich der noch Übrigen zu entledigen?

Ich nahm mir vor, ihn genau zu beobachten; zudem hatte mich auch der Neger gewarnt. Miß Monti war fast sterbend in die Höhle eines Felsens gebracht worden; sie und ihr Kammermädchen hatten da eine

Zuflucht gefunden. Ich bemerkte, daß Herr Burder allen meinen Schritten aufmerksam folgte. Endlich, als ich ihn bei dieser Spionage überraschte, schien er sich zu entfernen; ich benutzte den Augenblick, wo er mich nicht sah, um mich am Fuße eines Felsens zu postiren, dessen Schatten mich ganz verdeckte, und ich blieb hier unbeweglich, entschlossen, Schildwache zu stehen.

Meine Lage war nicht ohne Gefahr; von zwei Frauen, die durch Ermüdung und Schmerz niedergedrückt waren, konnte ich keine Hülfe erwarten. Ich hatte einen Freund, der sich unter den Felsen verborgen hielt; aber wird Salomon es wagen, mit mir gegen seinen Herrn gemeinschaftliche Sache zu machen? Ich war ohne Waffen, während Herr Burder fortwährend Dolch und Pistolen bei sich trug; wenn ich dem Schlafe verfiele, war es vielleicht um Miß Monti und um mich geschehen. Beim geringsten Geräusch horchte ich auf, meine Augen suchten die Finsterniß zu durchbringen. Bald glaubte ich den Schatten meines Feindes zu erkennen, der aus einer Höhlung in der Nähe hervorkam, und seinen leisen Schritt zu hören, bald kam es mir vor, als zeigte sich in der Ferne das weiße Segel eines Schiffs.

Ein großer schwarzer Felsen, der sich am Rande des Meers erhob, zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich; der Mond beschien seinen Gipfel, aber der Fuß war in dichte Finsterniß gehüllt; mehre male glaubte ich daselbst sich etwas bewegen zu sehen: zwei Leuchten funkelten dort dann und wann, man hätte es für zwei Augen halten können.

Lange Stunden vergingen in dieser Weise; die Sterne verschwanden einer nach dem andern vom Horizont, die Stille der Nacht war durch nichts gestört als durch das Branden der Wogen. Es lag etwas Großartiges in dieser von dem Ocean umringten Einöde; aber diese Ruhe, dieser Schlaf der Natur war eine Gefahr mehr. Nicht weit von mir, im Schatten, lauerte vielleicht das Verbrechen!

Meine Glieder fingen an zu zittern vor Kälte, ein unüberwindlicher Schlaf bemächtigte sich allmälig meiner Sinne; ich kämpfte noch, ein unbestimmtes Vorgefühl der Gefahr kam mir zur Hülfe. Auf einmal dringt ein leises Geräusch an mein Ohr; ich sehe eine menschliche Gestalt aus dem Schatten des erwähnten Felsens langsam hervortreten: es war der Capitain Burder. Ich erkannte ihn sogleich. Er näherte sich allmälig und blieb bei jedem Tritt stehen, um zu horchen und um sich zu schauen. Er suchte mich lange mit den Augen, als er mich aber nicht sah, ging er auf den Versteck der beiden Frauen zu.

Im Nu war ich auch überzeugt, daß ich nur die Pflicht der Selbstvertheidigung erfüllte, wenn ich ihn zuerst angriff. Ich hatte ihn beinahe erreicht, als Salomon plötzlich neben mir erschien.

Herr Burder stand vor der Grotte; er drehte sich um, als er uns hörte. Beim Anblick des Negers stieß er einen schrecklichen Fluch aus. Ich sah sein Pistol glänzen; der Schuß ging ab und der unglückliche Salomon lag zu meinen Füßen.

Massa Jones! rief er mir zu, Massa Jones, Ihr retten Miß Harriet!

Auf den Mörder zustürzen, ein zweites Pistol, das er auf meine Brust richtete, ihm aus der Hand schlagen, ihn packen und zu Boden werfen, war für mich das Werk eines Augenblicks. Es gelang ihm, sich von meinen Armen loszumachen, er richtete sich auf und gab mir einen Dolchstich in die Schulter; er wollte ihn wiederholen, aber ich ließ ihm dazu nicht Zeit, ich ergriff ihn am Körper und umklammerte ihn mit meinen Armen. Seine Wuth war die eines wilden Thiers; er gab ein dumpfes Brüllen von sich, der Schaum stand ihm vor dem Munde. Gefesselt durch eine der seinigen überlegene Kraft, suchte er mich mit den Zähnen zu zerfleischen; es war ein Kampf auf Leben und Tod. Die beiden Frauen waren vor Schreck entflohen.

Der Blutverlust schwächte mich und meine Kräfte fingen an zu schwinden; ich fühlte meine Muskeln der Gewalt des Gegners nachgeben; seine Hand drückte mir die Kehle und drohte mich zu ersticken. In diesem Augenblicke fuhr ein schwarzer Arm vor meinen hin. Herr Burder, vom Neger zu Boden geworfen, ließ los, es gelang uns, ihn festzubinden und er blieb auf dem Boden ausgestreckt, von einer stummen, ohnmächtigen Wuth verzehrt.

Jetzt, sagte der Neger, nicht zu fürchten sein, er ein wahrer Teufel sein!

Du bist verwundet, Salomon! Laß mich sehen, ob keine Gefahr da ist.

Nicht bedeutend. Ich haben einen harten Kopf, die Kugel nur den Schädel gestreift haben ... Massa! Massa Jones! ich gehört schreien, ich gehört den Namen der Miß Harriet ...

Wir liefen sogleich ans Ufer; eine kummervolle Stimme rief nach Harriet. Ich näherte mich voller Verwirrung und Hoffnung und sah mich in den Armen des Herrn Monti.

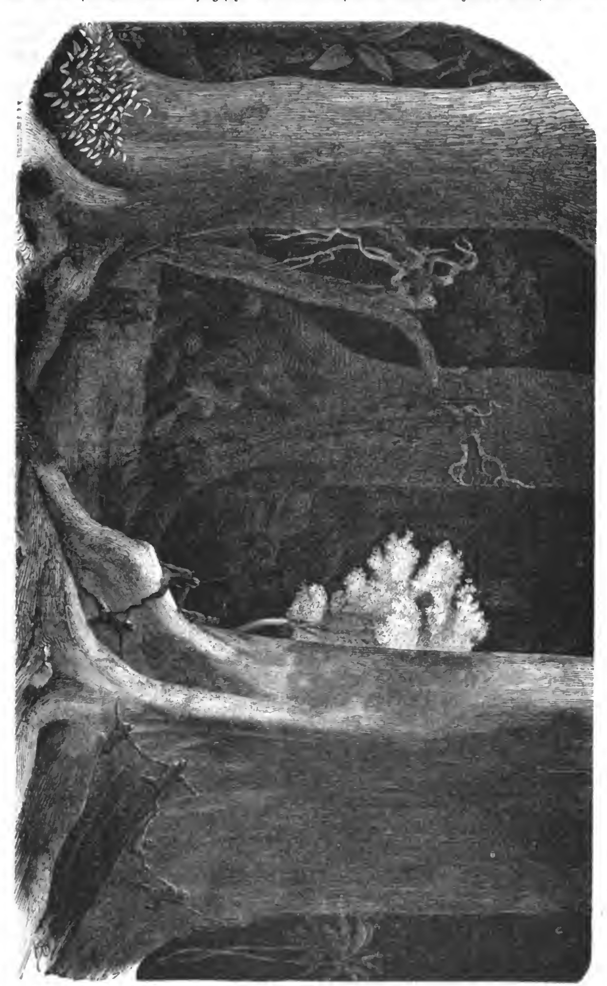
Er war von einem Schiffe aufgenommen worden, das die besondere Bestimmung hat, fortwährend um die Bahamabank zu kreuzen, um die Schiffbrüchigen zu retten. Dasselbe Fahrzeug war auch dem Floß des Herrn Monti und der Schaluppe begegnet, welche den Lieutenant und die Mannschaft des Schooners trug. Der schändliche Burder wurde mit ihnen im untern Schiffsraume eingeschlossen. Man machte ihm den Proceß. Die mit Sand und Asche gefüllten Kisten und Tonnen, die man theilweise am Ufer fand, lieferten schwere Beweise für seine Schuld. Er sollte den Tod der Übelthäter sterben; aber er entfloh aus dem Gefängnisse und verschwand.

Und wenn jetzt Harriet, mein Weib, mit Zärtlichkeit neben mir steht; wenn der ehrwürdige Herr Monti, Zeuge des Glücks seiner Tochter, sich fast gern an die Gefahren, die er bestanden, erinnert; wenn Salomon, von seinem fürchterlichen Herrn befreit und von Julien geneckt, in ein unmäßiges Gelächter ausbricht: so haben wir diese Wonne, diese Zukunft vielleicht nur einer Schiffsversicherung zu verdanken.

Urwaldsbäume.

Urwälder, d. h. solche, welche grünten, ehe noch ein Mensch unter ihrem Laubdache Schutz gegen die heiße Sonne oder Sturm und Regenguß suchte, sind, in Europa wenigstens, kaum noch zu suchen, geschweige zu finden, denn je mehr sich das Menschengeschlecht vermehrt, desto größer ist der Holzverbrauch, desto mehr muß auf Raum zur Erbauung von Lebensmitteln gedacht werden. Allein einzelne Überreste von solchen Urwäldern, einzelne Zeugen von ihnen sind allerdings überall, selbst in den angebautesten, volkreichsten Gegenden. Bald schonte man sie, weil sie, als der Ur-

wald gelichtet oder gar niedergehauen wurde, schon ein stattliches Ansehen hatten, oder ein Einsiedler seine Hütte an ihnen aufgerichtet hatte, oder ein Heiligenbild von einem frommen Manne hingesetzt worden war; bald sollten sie auch zu einer Zeit, wo noch keine Kunststraße existirte, gleichsam als Richtpunkte für den einzuschlagenden Weg dienen, und so haben wir selbst in unserm Vaterlande einzelne Bäume, die, bei ihrem



langsamen Wachsthume vor vielen Jahrhunderten dem Erdenschoose entkeimt sein mögen. Eine Eiche z. B. beim Dorfe Ploischwitz in Schlesien mag über 2000 Jahre alt sein und hat einen solchen Umfang, daß ein vor mehren Jahren von ihr abgeschlagener Ast neun Klaftern Holz hergab. Ein anderer solcher Urwaldsbaum, ebenfalls eine Eiche beim Dorfe Pansterwitz in Schlesien, kann wol Hunderte unter ihr Laubdach aufnehmen. Am zahlreichsten finden sich solche alte Gesellen in den Wäldern Amerikas, besonders in Südamerika, und wer die Urwälder selbst noch kennen lernen will, muß dahin gehen, wenn ihm nicht vor den Gefahren und Mühseligkeiten darin graut, denn das üppige Klima dort verbindet einen Baum oft mit dem andern durch diese Schlingpflanzen, und Untergebüsch wuchert überall aus dem Boden. Auf dem Baume lauert oft ein großer wilder Affe, eine Tigerkatze, ein Panther; um den Baum hat sich eine Riesenschlange gewunden, auf ein nahendes Opfer zu lauern, und giftige Schlangen schlüpfen im Gebüsch hin, durch welches nur die Art mühsam einen Schritt nach dem andern zu thun möglich macht. Begnügen wir uns daher mit den Bäumen eines Urwaldes, ohne in diesen selbst zu dringen.

Stimmzettelannahme bei der Präsidentenwahl in Nordamerika.



Spanische Sitten und Gewohnheiten im 17. Jahrhundert.

(Beschluß.)

Wenn der Aberglaube in den höchsten Kreisen groß war, so kann man sich denken, wie tief er nach unten hin wurzelte. Gegen den „bösen Blick", der noch jetzt im südlichen Europa allgemein gefürchtet wird, suchte man sich häufig durch Amulete zu sichern. Die Kinder waren angeblich in Gefahr, abzumagern und so endlich zu sterben, wenn sie derselbe traf. Ein Mann, welcher im Rufe stand, diesen Blick mit dem einen Auge zu üben, mußte ein großes Pflaster auf dasselbe legen; denn, sagte man, es ging so weit bei ihm, daß er eine Henne auf der Stelle tödtete, wenn er sie mit dem bezaubernden Auge ansah. Wenn man

Jemandem in solcher Art nicht traute, reichte man ihm das Amulet hin, und indem er es in die Hände nahm, sagte er dann: „Gott segne dich!" Unterließ er es oder wollte er es gar nicht sprechen, so galt er für einen boshaften Zauberer und fiel entweder der Inquisition in die Hände oder die zufällig Anwesenden schlugen ihn auf der Stelle, bis er das „Gott segne dich!" herausgebracht hatte.

Außerordentlich zahlreich war in den großen Häusern die Dienerschaft; öfters konnte sie selbst in den ansehnlichsten Palästen nicht untergebracht, sondern mußte in benachbarten Häusern einquartiert werden. Ein zahlreicher Marstall, eine zahlreiche Dienerschaft und eine unendliche Menge Silbergeschirr waren drei unentbehrliche Dinge, Glanz und Reichthum zu zeigen. Die Diener der Ältern und Verstorbenen gingen in den Dienst der Söhne und Erben über, ohne jedoch Dienste zu thun. Zum Theil ließ sich dieser Aufwand minder schwer tragen, da die Besoldung äußerst gering war, etwa zwei Realen täglich, die für den ganzen Bedarf an Kleidung und Kost hinreichen mußten, obschon die erstere dem Glanze des Hauses entsprach, zum Theil aber war die Veruntreuung derselben auch so groß, daß selbst der Koch nur in verschlossenen Kasserolen die Speisen zu bereiten hatte und von dem Zustande derselben nur oben mittels eines Gitters sich unterrichten konnte. In solcher Weise brüsteten sich die Granden, 3—500 Diener zu haben, und im Palaste des Königs in Madrid sollten allein 10,000 solcher Müssiggänger erhalten werden müssen. Viele davon bekamen täglich eine bestimmte Portion von Fleisch, Fisch, Gemüse, Früchte, Öl, Brot und was sie sonst nöthig hatten. Obenein konnte oder durfte man in der Residenz mit seiner Dienerschaft keinen großen Prunk treiben. Außer den Thoren von Madrid konnte der hohe Adel mit sechs Maulthieren oder Pferden fahren; innerhalb der Mauern stand dies Recht nur dem Könige zu, und ebenso hatte er allein das Recht, so viel Diener erscheinen zu lassen, als er wollte; jeder Andere von Adel durfte nur zwei bis drei zeigen. Was den reichen Bürger betraf, so war er noch mehr beschränkt; denn es kam hier nicht nur der Besitz, sondern auch der Adel in Betracht. Von den verrufenen Reifröcken der Damen schweigen wir; sie waren noch unförmlicher und umfangreicher als im ganzen übrigen Europa, dagegen aber zeichneten sie sich noch dadurch aus, daß sie vom Fuße der Damen auch gar nichts zu sehen gestatteten. Der Rock schleppte gleichsam vorn und der Fuß trat fortwährend darauf, sodaß freilich die Dame stets zu fallen in Gefahr war. Desto mehr war Nacken und Rücken dem Blicke preisgegeben und nach Möglichkeit weiß und roth geschminkt. Am Gürtel hingen Heiligenbilder oder Reliquien und statt des Gürtels diente nicht selten eine Art Kapuzinerstrick, dessen Enden bis zum Boden reichten. Die Knoten darin waren oft von kostbaren Juwelen gebildet, mit denen überhaupt ein außerordentlicher Luxus getrieben wurde. Im Ohre trugen die Damen Gehänge, lang wie eine Hand und so schwer, daß sie das Ohrläppchen zerreißen zu müssen schienen. Auch an vielen Stellen der Kleidung glänzten Agnus Dei oder Heiligenbilder, und falsche Haare waren mit den natürlichen in Menge gemischt. Nichts Wunderlicheres konnte man sehen als eine Damenassemblée. Als die Prinzessin von Monteleone vermählt werden sollte, obschon sie nur erst 13 Jahre alt war, gab es eine solche von 60 jüngern und ältern, ohne daß ein Herr dabei war. Alle setzten sich, wie sie ankamen, mit gekreuzten Beinen auf die Erde; aber je später sich eine einfand, desto peinlicher war es für die andern. Es trat der Zwerg oder die Zwergin des Hauses herein; denn solche sowie Negersklaven und -Sklavinnen, die man aus den Colonien und Afrika kommen ließ, fehlten in keinem Palaste, und verkündete knieend die Ankommenden. Die 13jährige Verlobte erhob sich nun aus ihrem thronartigen Lehnsessel, denn sie allein hatte einen solchen, ihr entgegenzugehen; indem nun auch alle Andern von ihrem Teppich aufsprangen, ihr nachzu folgen, waren Alle in Gefahr, auf die Nase zu fallen, weil sie immerfort auf das vorn auf der Erde hinschleppende lange Oberkleid traten, und Alle umarmten nun die Donna Maria, Clara, Teresa oder wie sie sonst hieß, denn von Titeln und Familiennamen war keine Rede, und in diesem Punkte allein machte sich die Etikette nicht breit. Desto auffallender zeigte sich diese wieder in der Gewohnheit, eine Brille zu tragen, und zwar auf der Nase, hinter den Ohren befestigt. Von der Nothwendigkeit, eine solche zu gebrauchen, war keine Rede; sie sollte nur die Würde bezeichnen. Ohne Brille konnte der Spanier und die Spanierin von Rang nicht leben; sie aßen mit ihr, sie gingen spazieren, mit einer solchen geschmückt, und hatten um so größere, je größern Rang sie besaßen. Der Marquis von Astorgas ließ als Vicekönig von Neapel seine Büste in Marmor aushauen, aber auch derselben eine tüchtige Brille aufsetzen. Manche Brillengläser waren händegroß und Venedig machte ansehnliche Geschäfte in diesem Artikel. Der Mönch im Kloster kannte kein größeres Glück als die Erlaubniß seines Obern, eine Brille zu tragen. Wieder in unsere Damenassemblée zurückkehrend, sehen wir auf einmal 18 Kammerfrauen und Kammermädchen erscheinen; alle haben große silberne Schalen mit getrockneten Früchten, alle in Goldpapier sauber eingewickelt. Manche von den Damen konnten nicht aufhören, immerfort zuzulangen, nicht sowol um zu essen, sondern mehre deshalb mitgebrachte Schnupftücher zu füllen und diese dann an den um den Leib gehenden Gürtel zu binden, daß sie wie ein lebendiger Speisekammerpfahl aussahen, der mit Wildpret umhängt ist; Chocolade, in Porzellantassen, auf achatenen, mit Gold eingefaßten Untertassen dargereicht, Eis und dergleichen ging ebenfalls herum. Bald nach beendigter Collation kam der Pagengouvernenr des Fürsten von Monteleone und ließ sich mitten im Saale auf ein Knie nieder, mit feierlicher Geberde sprechend: „Gelobt sei das allerheiligste Sacrament!" Alle antworteten: „In Ewigkeit!" Es war dies das Zeichen, daß die brennenden Lampen gebracht würden, weil der Abend eintrat. 24 Pagen erschienen, Einer nach dem Andern, jeder mit zwei großen silbernen Gueridons, welche auf die Teppiche und Tische vertheilt wurden. Jede Lampe hatte 8—12 Dochte, und der Saal wurde so mit ungewöhnlichem Glanze erleuchtet, da oben silberne Schirme das Licht zurückwarfen. Indem das feinste Öl die Flamme nährte, bemerkte man durchaus keinen Rauch oder Geruch. Den Beschluß der ganzen Freude machte ein allgemeiner Aufstand; die Damen begrüßten sich gegenseitig mit einem tiefen Knix, und wie wenn jede genießt hätte, um ein „Wohl bekomme es Ihnen!" zu sagen, die Braut aber ließ noch ihre ganze hochzeitliche Ausstattung herbeibringen. Dreißig silberne Körbe waren nöthig, die Kleider von Spitzen, Seide, Sammet, von Goldstoff, besetzt mit Diamanten, Smaragden u. s. w. zu fassen. Man sieht, welchen Aufwand die Spanier damals in solcher Art machten. Selbst

nach unten hin zeigte sich derselbe mannichfach. Es gibt keinen Handwerker, versichert unsere Quelle, der nicht in Sammet und Seide gekleidet geht, und meist war hiermit ein uns unglaublich dünkender Stolz verbunden. Der Schuhmacher brachte Niemanden ein Paar Schuhe; er schritt im Mantel und ellenlangen Degen, ja wol selbst eine Guitarre auf der andern Seite, majestätisch daher, und sein Lehrbursche trug die Schuhe. Hatte er zwei Lehrburschen oder Gesellen, so hatte jeder einen Schuh. So viel Gesellen er beschäftigte, so viel zogen jedes mal hinter ihm drein. Über das nothwendige Bedürfniß zu arbeiten fiel Keinem ein. Lieber lagerte er sich mit andern Genossen seines Standes in die Sonne und kannegießerte mit ihnen nicht selten so leidenschaftlich, daß es zu Mord und Todtschlag kam. Unsere Erzählerin war Zeugin davon, wie ein Obsthändler als Opfer eines solchen Streits fiel. Er hatte behauptet, daß der Großsultan ein Esel wäre, wenn er nicht seinen Bruder erdrosseln ließe, und ein Anderer nahm dessen Partei, bis es zu solchem Ausgange kam. Das Asylrecht der Kirche begünstigte dergleichen Mordthaten aus Rache, Zorn, Eifersucht überhaupt in hohem Grade. Konnte der Mörder den Hochaltar erreichen, so war er jeder Justiz unzugänglich, selbst wenn er noch den blutigen Dolch in der Hand hatte. Der Klerus hielt zu sehr auf sein Vorrecht. Am wenigsten kamen dergleichen bei dem Spiele vor, so häufig und so hoch es auch getrieben wurde. Große Summen wurden gleichgültig gewonnen und verloren, und selbst wenn letzteres aufs Ehrenwort geschah, so dachte Niemand daran, es zu brechen; denn Ehre und Vertrauen, ja das Leben selbst wäre zugleich dahin gewesen. Manche lebten blos davon, dem Spiele zuzusehen. Der Gewinner war nämlich verbunden, allen Anwesenden ein Geschenk zu machen, und öfters blieb ihm vom Gewinne selbst dadurch nichts übrig. Dagegen würde er es für große Beleidigung gegolten haben, wenn Jemand sein Geschenk ausgeschlagen hätte. Es gehörte einmal zur Grandezza, zur unbegrenzten Freigebigkeit, die zu Hause oft hungerte, um desto mehr vor den Leuten glänzen zu können, und zu den vielen Eigenthümlichkeiten, die sich, wie man sieht, damals in Spanien kundthaten. Die Zeit hat in dieser Hinsicht das Ihrige redlich gethan und diese Ecken so abgeschliffen, daß kaum eine Spur von ihnen wie von vielen andern noch übrig ist, welche wir hier übergehen, da sie allgemein bekannt sind, wie z. B. die ehemals so blutigen, aber auch jetzt noch so häufigen Stiergefechte, und außerdem minder zu dem Privatleben gehören, das wir bei dieser Darstellung vornehmlich im Auge hatten.

Wie die Schlacht von Raucoux im Theater angekündigt wurde.

Der 10. October 1746 neigte sich bereits zum dunkeln Abend. Zwei große Heere lagen kampffertig und begierig in den Niederlanden einander gegenüber. Holländer, Deutsche, Engländer boten einer zahlreichen französischen Armee die Spitze, welche unter dem Befehle des lebenslustigen Marschalls Moritz von Sachsen stand. Den ganzen Tag hatten sich beide Heere lebhaft beschossen, indem der Marschall nur beabsichtigt hatte, seine Stellungen einzunehmen und dann einen entscheidenden Schlag auszuführen. Abends war in seinem Lager Theater; denn aus Paris war ihm die komische Oper gefolgt, an deren Spitze die berühmte Favart stand, bei dem Marschall zugleich in großer Gunst. Der Marschall kannte sein Heer; am Tage sich im heißen Kampfe herumtummeln und Abends Tanz, Spiel, Musik und Theater sagten ihm am meisten zu. Der Vorhang fiel; zwei Augenblicke darauf hob er sich wieder. Die Favart trat heraus, um anzukündigen:

Morgen Abend bleibt das Theater geschlossen,
Die Direction ist deshalb verdrossen;
Wir würden Sie gar zu gern hier sehen,
Doch Ihr Ruhm muß Allem vorgehen.
Wir denken nur an Ihr Vergnügen,
Allein Sie wollen vor Allem siegen! *)

Tausendstimmiger Beifall folgte dieser Ankündigung. Mit dem frühesten Morgen rief Trommel und Trompete zu den Waffen. Das große Heer der Alliirten ward auf allen Punkten angegriffen und in wenigen Stunden streckten 7000 Mann die Waffen; 12,000 deckten, liest man bei Capefigue, das Schlachtfeld; die Franzosen hatten kaum so viel Hunderte verloren. Die Schlacht von Raucoux war der glänzendste Sieg, den Moritz von Sachsen erkämpfte, aber auch sein letzter; denn bald kamen die Alliirten auf Friedensgedanken, namentlich die Holländer, welche in der Schlacht am meisten gelitten hatten, und ehe es zu einem neuen solchen Siege kam, hatte ihn 1754 der Tod nach langwierigen Leiden im 54. Jahre besiegt.

Bramante.

Nach einer Mittheilung des Bauraths von Quast soll der dem Grafen Tabarelli gehörige Palast in Trient unweit des Domplatzes nach Zeichnungen des berühmten Baukünstlers Bramante gebaut sein. Über einer hohen, schräg anlaufenden Basis hebt sich der ganze Bau stolz empor. Das untere Geschoß ist nur klein, mit Fenstern geschmückt, welche — rundbogig, mit viereckiger Umschließung — der bekannten Lieblingsform des Bramante sehr wohl entsprechen. Die folgenden beiden Stockwerke, gleichfalls in viereckiger Umschließung, doch jedes mal mit gedoppelten Rundbögen, geben der Façade ein stattlich reiches Ansehen. Die Stockwerke werden durch reiche Gurtungen geschieden, deren Flächen durch Rauten und Kreisfelder eine würdige Zierde erhielten. Die Kreisfelder des obern Streifen sowie die des ganz gleichen Frieses hart unter dem weit vorragenden Hauptgesimse sind jedes mal mit vortretenden Köpfen angemessen ausgefüllt und theilweise durch Färbung hervorgehoben. Der Palast ist auch jetzt noch nicht ganz vollendet.

Ein Ankertau

für ein Kriegsschiff besteht aus über 2000 Faden, ist über 100 Klaftern lang und wiegt ungefähr 90 Centner. Jedes Kriegsschiff bedarf wenigstens sechs solcher Taue. Von diesem einzigen Artikel kann man auf die kostspielige Ausstattung eines Kriegsschiffs schließen.

*) Demain nous donnerons relâche,
Quoique le Directeur s'en fâche;
Vous voir combleroit nos désirs;
On doit tout à la gloire.
Nous ne songeons qu'à vos plaisirs,
Vous ne songez qu'à la Victoire.

Mannichfaltiges.

Ferrazuola heißt in Sicilien eine rohrartige Pflanze, die in großer Menge an den Seeufern im Sande wächst und deren man sich statt des Feuerschwamms oder des Zunders bedient. Sie wird ungefähr zwei Ellen hoch und höchstens zwei Zoll stark, hat eine dünne grünliche Schale und enthält ein schwammiges Mark mit einem milchartigen, scharfen Safte, daß die damit bespritzte Hand eines Menschen wie von Wespen gestochen schwillt, was beim Einsammeln der Pflanze häufig geschieht. Wenn diese trocken ist, besitzt das Mark die Eigenschaft des Feuerschwamms. Um Feuer zu erhalten, nimmt man einen Stengel zwischen die Knie und fährt über ihn hin; das Mark sprüht Funken, der Stengel entzündet sich und würde ganz verbrennen, wenn man die entzündete Stelle nicht abriebe oder abschnitte.

Die Häuser in Pompeji, die man aus dem Schutte wieder ausgegraben hat, sind fast durchgängig klein, oft nur wahre Miniaturbilder Dessen, was uns zum Bedürfniß und zur Gewohnheit geworden ist. Aber man darf nicht vergessen, daß die Alten viel weniger zwischen den vier Wänden lebten als wir; die meiste Zeit brachten sie, entfernt vom Hause, auf dem Forum, im Theater, in den Tempeln u. s. w. zu. Sie verlangten vom Hause beinahe nur, daß es ihnen ein schattiges und kühles Gelaß für die Zeit des Essens und Schlafens gebe, wie dies bei den Bewohnern des Südens häufig noch immer der Fall ist.

Die frühere Kirche der heiligen Irene in Konstantinopel, daselbst unweit des Serails gelegen, ist jetzt, ganz im Widerspiel zu ihrem Friede bedeutenden Namen ein Arsenal. Man findet in ihr außer einer Menge neuer Waffen die Schlüssel eroberter Städte, Damascenerklingen aller Art, Schwerter aus der Zeit der Kreuzzüge, Panzerhemden, Helme, Trommeln, Mörser, eroberte christliche Fahnen, Trophäen aller Art, interessant für Freunde mittelalterlicher Trachten. Am Eingange der Basilika stehen vor aufgestellten Reihen von Gewehren und Pistolen zwei hölzerne Figuren in eng sich anschmiegenden Kettenpanzern mit Streitärten und grimmigen Gesichtern, als Hüter der Waffen.

Aigretten heißen die im Handel vorkommenden Federn der Silberreiher, aus welchen die herrlichen Federbüsche verfertigt werden, welche Türken, Perser, Araber und andere Morgenländer an ihren Turbanen und Mützen zum Zeichen ihrer Würde zu tragen pflegen. Die schönsten, oft 20 Zoll langen, meist aus dem Schopfe der Reiher kommenden Federn gelangen aus Afrika über Kairo zu uns, aus dem Landstriche unterhalb Podor am Senegal, wo sich die Silberreiher auf einer kleinen Insel in den Monaten August und September in ungeheurer Menge aufhalten.

Eine Rancheria (Indianerdorf) in Californien besteht gemeiniglich nur aus 5—6 Hütten (Wigwams), die so errichtet sind, daß man erst ein rundes Loch in den Boden gräbt, etwa 10—12 Fuß weit und 3—4 Fuß tief. Darüber werden aneinandergefügte Hölzer gestellt, diese mit Gras und Schilfrohr gedeckt und dann das Ganze mit Erde bedeckt. Es ist nur ein einziger Zugang zu der Hütte, so klein, daß man kriechen muß, um Zutritt zu erlangen; die Öffnung am Gipfel dient zum Schornstein. Die Dächer sind stark genug, um das Gewicht von zwei bis drei Menschen zu tragen und die Wilden sitzen gewöhnlich oben drauf. Die Hütten werden dadurch beschattet, daß man große Zweige von Bäumen rings um sie aufstellt.

Eine Fahrt auf dem Bosporus ist eine Rheinfahrt im großen und morgenländischen Stile. Im schwankenden Caik, behaglich auf einem weichen Teppich ausgestreckt, durch den kräftigen Ruderschlag rasch durch die Strömung getragen, sieht man in buntem Wechsel die mannichfachsten Scenerien zu beiden Seiten vorübergleiten. Grünende Uferberge, stolze Kriegsschiffe, Fischerboote, dahinter Paläste, Moscheen, Dörfer, Häuser — Alles schwebt in raschem Fluge, wie die wandelnde Decoration im „Oberon" oder im „Feensee" auf unsern Theatern, am erstaunten Blicke vorüber. Hier glaubt man sich wirklich in eine orientalische Traum- und Märchenwelt versetzt.

Oasis, das Wort, mit welchem man bekanntlich die vegetationsreichen Inseln bezeichnet, die in dem großen afrikanischen Sandmeere an den Grenzen von Mittelägypten zerstreut liegen, mag wol ein ägyptisches sein. Im Alterthume zählte man drei große Oasen. Diese und die zahlreichen kleinern vergleicht der alte Geograph Strabo mit den Flecken der Pantherfelle. In spätern Zeiten des römischen Kaiserreichs schickte man Missethäter in die Oasen; man verbannte sie auf die Inseln im Sandmeere, wie die Engländer ihre Verbrecher nach Neuholland schicken. Durch den Ocean ist fast leichter zu entkommen als durch die Wüste, welche die Oasen umgibt.

Schemnitz ist in Ungarn die berühmteste Bergwerksstadt; bis in die ältesten, fast unvordenklichen Zeiten reicht der Bergbau hinauf. Meilenweite Gänge durchkreuzen sich in verschiedenen Horizonten übereinander nach allen Richtungen und die tiefsten Schachte senken sich von Tag aus bis zu 200 Klaftern nieder. Ungeheure Maschinen arbeiten über und unter der Erde und in der Grube, bei den Poch- und Schlemmwerken, bei den Kunstteichen. Man begnügt sich sich jetzt theilweise, durchzuwühlen und wieder aufzuarbeiten, was die reichere Vorzeit als Wegwurf betrachtete; auch dieser Wegwurf bietet Gold und Silber in großer Menge.

Das Brot in Schweden ist rund, dünn, etwa von der Größe und Dicke eines Tellers, wird gleich in großen Massen auf Vorrath gebacken und ist daher in der Regel, wenn es vorgesetzt und in Angriff genommen wird, steinhart; in der Mitte hat es ein Loch und ist von Strichen durchfurcht, um es leichter brechen zu können; daher heißt es im Schwedischen „Knäckebröd". In den Vorrathskammern hängen diese Brote in verschiedenen Farben, vom reinsten Weiß bis zum dunkelsten Schwarz, je nach dem Mehle, woraus sie gebacken sind, zu Hunderten an einem Faden.

Stricke aus Holz gibt es in Irland. Man holt nämlich dort aus den Morästen ein Moorholz (Bog-wood), das verschiedentlich angewendet wird. Anfangs ist es weich, wird aber später durch den Einfluß der Luft hart wie Eisen und läßt sich zu Geräthschaften aller Art verarbeiten. Eine Art dieses Holzes behält aber die im Moraste erlangte Weichheit und Elasticität, bei, daß man Stricke daraus machen kann. Man spaltet das Holz in ganz dünne Streifen, aus denen man die Stricke flicht. Man bedient sich ihrer besonders als Bettgurte.

Schiller fand in seiner letzten Krankheit, die ihm viele schlaflose Nächte brachte, einen treuen Freund an Heinrich Voß, dem Sohne des Dichters, und damals als Lehrer am Gymnasium zu Weimar angestellt. Einmal fragte Schiller ihn, ob er denn wirklich so hinfällig wäre? Er trat an den Tisch, putzte das Licht und sagte: „Voß! Ich bin nicht matt. Ich habe das Licht mit steifem Arme putzen können."

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 477.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [21. Februar 1852.

Der Indianer neben seiner in der Europäercolonie erzogenen und zum Christenthume bekehrten Tochter.



Das Heimweh.

War er auch arm — der Ältern Herd,
Er bleibt uns doch vor allem werth.

Eine neunjährige Indianerin aus dem Stamme der Noragues hatte sich in die Wälder von Guiana verirrt und wurde hier von einigen Jägern gefunden, die sie zur kinderlosen Witwe eines reichen Pflanzers in Cayenne, der Frau von Ste.-Croix, brachten, wo sie mütterlich aufgenommen wurde. In der Heimat hieß das Kind Couramé, was in der Sprache ihres Stammes „schön" bedeutet. Rohe Völker wählen die Namen ihrer Kinder entweder von einer angenehmen Eigenschaft oder von einem Gegenstande der Natur, der ihre Phantasie vorzugsweise anspricht. Bei ihrer Pflegemutter — denn dies ward jetzt Frau von Ste.-Croix — bekam die Kleine den Namen Demetria und nichts wurde gespart, ihr eine gute Bildung beizubringen. Was sie von Natur an Schönheit besaß, wurde durch die Eleganz der Kleidung noch erhöht und Alles suchte man dem Naturkinde angenehm zu machen; doch zum Unglück beging man den Fehler, in ihrer Gegenwart fortwährend von den Wildnissen ihrer Heimat, von dem elenden Zustande daselbst und von dem glücklichen Leben der gebildeten Welt zu sprechen; man wollte sie dadurch recht an ihre neue Lage fesseln und erreichte gerade das Gegentheil. Das Mädchen blieb traurig trotz aller Liebe, die man ihr bewies, sie schmachtete wie die Blume, die ihrem natürlichen Boden entrissen wird. Ein geheimer Trieb sagte ihr, daß sie für ein anderes Leben geschaffen sei, und ihr Blick hatte etwas Wildes und Unstätes, das sie mitten in ihren Umgebungen zu sondern schien. Sie hatte gehört, daß ihr Geburtsland östlich von Cayenne liege; von nun an fragte sie Jeden aus, der vom Approuague-Fluß kam, und sinnend wandte sie ihr Auge stets nach Sonnenaufgang.

Couramé mischte sich nicht unter die Mädchen ihres Alters, denn die Kinder, die mit ihr spielen sollten, waren nicht aus ihrem Stamme. Bruder und Schwester vermißte sie und die Spiele ihrer Heimat, und mitten im Reichthum und Überfluß fehlte ihr Alles, da die Mutter nicht da war. Couramé hatte in Allem die besten Lehrer, die für Geld zu bekommen waren; auch hörte sie ihnen aufmerksam zu und machte in kurzer Zeit erstaunenswerthe Fortschritte. Sie hatte Französisch sprechen gelernt; aber für sie hatte nur eine Sprache Werth, die der Noragues, die an überflüssigen Worten so arm ist, aber so reich an Liebesausdrücken. Jedes Wort dieses wilden Dialekts, den sie als Kind von ihrer Mutter gelernt, war für das Mädchen ein Ohrenschmaus.

Es ist bemerkenswerth, daß Couramé's Erziehung statt sie ihrer Heimat zu entfremden, die Liebe zu dieser steigerte, je mehr ihr Bewußtsein sich entwickelte. Man ging damals mit dem Plane um, die Wilden von Guiana zu civilisiren; die französische Regierung ward davon in Kenntniß gesetzt. Begierig las Couramé jede Nachricht über den Stamm der wandernden Noragues und ihre aufgeregte Phantasie fand hierin nur neue Nahrung für ihren liebsten Wunsch, auf immer nach dem Schauplatze ihrer Wiege zurückzukehren. „Geliebtes Land!" rief sie, „wo ich zuerst das Licht erblickte! Wer kann mir das Glück ersetzen, das du mir gewährst? Wer kann an dich denken, ohne Sehnsucht, dich wiederzusehen?"

Frau von Ste.-Croix hatte längst gemerkt, daß Couramé unglücklich sei, aber Niemand wußte warum, und Couramé selbst wagte es nicht, die Ursache ihres Kummers zu nennen; sie fürchtete für undankbar gehalten zu werden und ihre Wohlthäterin zu betrüben.

Couramé wuchs heran und mit ihr das stille Sehnen nach der Heimat. Was allein noch ihrem Geiste eine kleine Beruhigung geben konnte, war das Lesen einiger geschichtlichen Werke, die ihr Frau von Ste.-Croix geschenkt hatte; auch fand sie einigen Trost in der Unterhaltung eines Arztes, eines liebenswürdigen alten Mannes, der seit länger als 40 Jahren von der Colonie verehrt wurde. Er hatte Couramé's Gedanken durchschaut, verbarg ihr aber seine Entdeckung. Der damalige Gouverneur von Cayenne war ein großer Menschenfreund und den Indianern zugethan. Um seine Civilisationspläne besser zu fördern, wollte er eine Anzahl von ihnen unter verschiedenem Vorwande nach Cayenne locken, damit sie hier die Vortheile kennen lernten, die man in Städten genieße. Er beabsichtigte, diese Wilden mit den civilisirten Bewohnern in Verbindung zu bringen, sie zu Freunden der Colonisten zu machen und sie allmälig an solche Sitten zu gewöhnen, wodurch sie in ihren Augen gewinnen müßten. Besonders hatte er die Noragues dazu ausersehen, die unter allen Wilden die meiste Moralität zeigten, ihre Ältern mit Ehrfurcht behandelten und sich durch Gerechtigkeitsliebe und Treue auszeichneten. Auf einer Reise, die der Gouverneur nach dem Gebiet des Approuague gemacht, hatte er sich in ihre Mitte begeben, und hier war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich mit diesem interessanten Stamme viel anfangen lasse. Er hoffte Ackerbauer aus ihnen zu machen, unter deren Hand die fruchtbare Gegend, die sie bewohnten, herrlich gedeihen würde. Sie waren des Verkehrs um so eher fähig, als der größere Theil von ihnen bereits getauft war und schon einige Fortschritte in der Civilisation gemacht hatte. Der Gouverneur ließ ihrem Häuptling Almiki sagen, er möchte mit einer Anzahl der Seinigen zu einer bestimmten Zeit nach der Hauptstadt kommen zur Berathung von Angelegenheiten, die ihn interessiren würden und sich auf das Gedeihen seines Stammes bezögen. Die Botschaft ward geschickt ausgerichtet durch einen Beamten, dessen Persönlichkeit ganz geeignet war, auf den Häuptling großen Einfluß auszuüben.

Es ist bekannt, wie schwer sich die Wilden entschließen, in Verkehr mit Fremden zu treten; nur Gewalt oder Noth kann sie dazu treiben. Die Noragues waren seit einiger Zeit sehr arm: es fehlte ihnen an Äxten, Säbeln, Flinten und an andern Werkzeugen. Darum glaubten sie, die Reise würde ihnen in dieser Beziehung Vortheil bringen und der Vorschlag des Gouverneurs ward angenommen. Der alte Häuptling Almiki, zu schwach, um seine Hütte verlassen zu können, ließ seinen Sohn reisen, den mehre Männer und Frauen seines Stammes begleiteten.

Als sich in Cayenne die Nachricht verbreitete, daß die Noragues kommen würden, war Couramé's Freude grenzenlos. Jetzt hoffte sie zurückkehren zu können und ihre Mutter wiederzusehen; die Liebe zur Heimat erwachte mit Allgewalt. In ihrer Ungeduld zählte sie die Tage und die Stunden, die sie noch bis zur Ankunft ihrer Landsleute zu warten hatte. Einem Gemüth, das nur von Hoffnung lebt, ist der Augenblick der Gegenwart drückend. Couramé wiederholte sich rasch alle Worte der Sprache, die sie vor ihrer Hierherkunft so gut gekannt hatte. Sie zweifelte nicht, von ihren Landsleuten erkannt zu werden; denn wenn sie auch von Reichthum umgeben war und seidene Klei-

der sie schmückten, so trug sie doch immer etwas vom indianischen Costüm: die langen weichen Locken der Norague-Frauen, eine Schnur rother Früchte um den Nacken, Korallen an den Ohren und Armbänder, die aus Seemuscheln gefertigt waren.

Die Indianer wurden mit allgemeinem Jubel empfangen. Sie marschirten Mann für Mann, ganz in der Weise, wie sie durch ihre Wälder ziehen. Die ganze Bevölkerung der Colonie lief hinaus, sie vorüberziehen zu sehen. Die junge Couramé konnte ihr Entzücken nicht an sich halten, als sie das Volk ihres Stammes erblickte. Sie bat sie in der Sprache der Noragues, ihr Nachrichten von ihrer Mutter zu geben; sie sparte keine Geberde, kein Zeichen, um sich verständlich zu machen, und suchte begierig die Antwort in ihren Blicken. In ihnen glaubte sie ihre Verwandten, ihre Heimat, das ganze Gebiet des Approuagueflusses wiederzusehen.

(Beschluß folgt.)

Was ist groß und klein in der Natur?

Dem sinnlichen Menschen erscheint nur Das immer groß, was sich seinen Sinnen, dem Umfange nach, so darstellt. Er berechnet diesen nach Fuß, Zoll und Linie. Je weniger ihm da herauskommt, desto geringfügiger, desto kleiner und unbedeutender wird ihm der Gegenstand, den er wahrnimmt. Daß ein unscheinbares, ja dem unbewaffneten Auge wol gar ganz unsichtbares Wesen durch die Menge und nachhaltige Thätigkeit Erscheinungen bewirken kann, die ein millionen mal größeres Geschöpf nie hervorzubringen vermöchte, ja daß von solchen kleinen Geschöpfen das Leben der größern bedingt sein kann, fällt ihm gar nicht ein; denn er sieht und hört sie nicht und ahnt nicht, wie selbst seine Mutter, die Erde, dergleichen Wesen zum großen Theile ihr Dasein verdankt. Erst die neuere Zeit hat hier mit Hülfe des Vergrößerungsglases Entdeckungen gemacht, die mit denen eines Colombo verglichen werden können. Dieser fand eine bis dahin unbekannte Erdhälfte auf, und der Naturforscher Ehrenberg in Berlin that dar, daß ein großer Theil der Erdkugel, ein großer Theil von Rußland, Polen, Deutschland, Däuemark, Schweden, Frankreich, England u. s. w. aus den kieselerdehaltigen Schalen von Thierchen bestehen, von denen 100,000 nöthig sind, die Fläche einer Visitenkarte mit Kreide zu überziehen. Und aus solcher Kreide bestehen so unendliche Länderflächen! Und aus solcher Kreide bildeten sich Feuersteine und Opale! Und es erhoben sich aus ihr Gebirge, daß die geschäftigste Einbildungskraft erlahmt. Man denke nur an die Scene, welche am 26. Januar 1843 auf der Hohen Klippe bei Dover stattfand; 185 Centner Pulver wurden da mit einer galvanischen Batterie entzündet, um eine Masse Gestein von 20 Millionen Centnern ins Meer zu stürzen, dem Überreste von Geschöpfen, deren Tausende der Druck eines Fingers im Nu vernichten konnte. Und dies waren kleine Geschöpfe, so klein, daß kein menschliches unbewaffnetes Auge je eins davon gesehen hat. Ist doch die Stadt Berlin sogar zum großen Theil auf einem solchen Infusorienlager erbaut, auf einem Torflager das zu einem bis zwei Dritteln aus kieselschaligen und zum Theil oft noch lebenden Infusorien besteht.

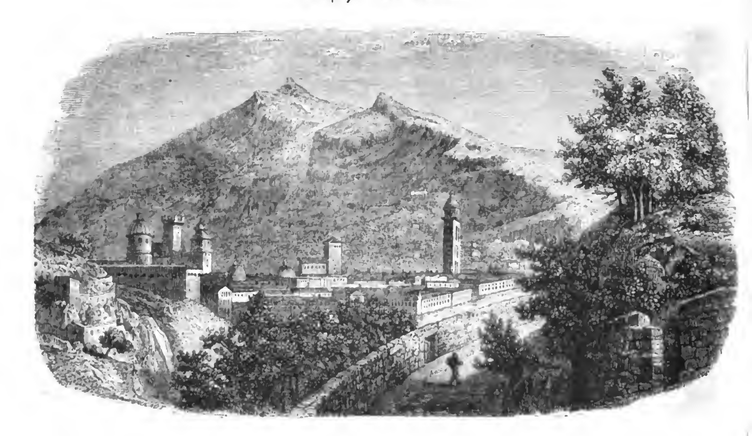
In gleicher Weise müssen solche unsichtbare kleine Wesen zur Ernährung der größern wie der größten Thiere mittelbar oder unmittelbar beitragen. Meilenweit füllen sie den Ocean an und nähren Millionen kleiner Fische, von denen nun die zahllosen Robben wie das größte Thier, der Walfisch, sich nähren. Nehmt diese sogenannten Infusionsthierchen aus dem Kreise der Natur, sie, die Niemand sieht, wenn er nicht seine Sehkraft viel tausend mal verschärft — und der König des Polarmeers in Nord und Süd muß Hungers sterben und alle Robben haben dies Geschick, da sie von Fischen leben, die wieder von kleinern zehren, welche auf diese unsichtbare Nahrung angewiesen sind, damit man sieht, daß Groß und Klein sich in der That selbst ganz gleich verhalte.

Es handelt sich hier um Wesen, die kein unbewaffnetes Auge sieht. „Ach! da können uns die Herren Gelehrten viel vorsagen, was nicht wahr ist!“ denkt wol Mancher. Nun, er kann es näher haben; er mag nur in der Insektenwelt sich umschauen. Hier reicht sein gesundes Auge aus und hier kann er selbst die Rechnung machen. Sie ist Schrecken erregend, und kein Mensch wüßte ihren Folgen zu entgehen, wenn nicht die Natur feste Grenzen durch andere Wesen und eigenthümliche Maßregeln gesetzt hätte. Eine Kieferblattwespe legt jährlich 100 Eier. Ginge keins zu Grunde, käme aus jedem eine neue solche Wespe, so hätten wir im zehnten Jahre ein paar hundert Billionen solcher kleinen Ungeheuer, die alle Kiefernwälder Deutschlands zerstören würden. Die gewöhnliche Schmeißfliege kann 20,000 Eier legen; in fünf Tagen sind sie zu neuen Fliegen geworden, aber bis dahin können sie ein ganzes todtes Pferd aufgefressen haben. Mehr vermöchte eine Hyäne und ein Löwe nicht. Es kommen solche frappante Erscheinungen selten vor, aber sie fehlen keineswegs ganz und erfüllen dann den schwachen Menschen mit Staunen, Angst und Sorge. Der Mächtige, der große Herr der Schöpfung, wie er sich zu sein dünkt, muß fürchten, durch kleine Insekten um die Mittel zu kommen, welche ihm Obdach, Nahrung, Kleider, Wärme und was sonst noth thut, schaffen! Der Borkenkäfer drohte 1786 dem ganzen Harze Verderben und schien dessen Bergbau ein Ende zu machen. In einem Tage verwüstete ein Schwarm dieser Insekten über 60,000 Tannenstämme. Soll ich von den Heuschrecken berichten, welche vor 3—4000 Jahren dem Menschengeschlechte so verderblich waren, wie noch oft jetzt, und Hungersnoth verursachten, wie öfters in unsern Tagen? Nun, was ist ein Borkenkäfer, eine Heuschrecke gegen den König der Schöpfung? Der Vergleich von Zwerg und Riese wäre viel zu hoch; allein die Menge, die millionentausendfache Menge ersetzt an Kraft und Wirkung, was an Größe fehlt. Man sah schon solche Schwärme im Meere umkommen und dann meilenweit dasselbe bedecken. Erst vor kurzem berichteten die Zeitungen, daß im Junius v. J. ein solches Heer, von Kleinasien herüberkommend, von einem Orkane mit Hagel und Regen überfallen und ins Meer getrieben worden sei, das in der Ausdehnung zehn Stunden lang davon bedeckt wurde, indem die Thiere an manchen Stellen drei Fuß übereinander lagen und einen unerträglichen Geruch verbreiteten. Aehnliche Beispiele, wie fürchterlich kleine Wesen in der Natur werden können, gewährt das Thierreich noch in den Bohrwürmern, Schnecken, Mäusen, Hamstern, und wenn ihnen nicht von der Natur Heere von Feinden oder Krankheiten entgegengesendet würden, wodurch sie oft ebenso schnell verschwinden als sie gekommen sind, so müßte der Mensch

endlich ermattend die Hände sinken lassen; denn was er fängt, todtschlägt, verscheucht, abhält, ist nur Kleinigkeit; es tritt dann der Sterbliche gegen diese zahllosen Myriaden wie ein ohnmächtiges Wesen auf. Wo soll er mit seiner Vertilgung anfangen, wenn, wie es 1757, 1769, 1781—83, 1810 und 1828 im Harze, Thüringen, Sachsen, Ostpreußen häufig der Fall war, an manchen Stämmen der Tannen und Fichten 20—30,000 Paare des Borkenkäfers sich herumtummelten?

Hätte der Mensch aber auf solche Weise von solchen kleinen Wesen Vieles zu fürchten, so möchte er auch vor andern aus Dankbarkeit fast auf die Knie sinken. Wie wichtig in seiner Haushaltung sind für ihn so manche Insekten, Würmer und Fische! Was ist die Cochenille? Ein Würmchen, ein unbeweglich sitzendes Insekt, und wie viel tausend Hände sind mit dem Einsammeln desselben beschäftigt, den kostbarsten Purpur davon zu gewinnen! Woher kommt unser Siegellack? Aus gleicher Quelle in Ostindien, wie jene Farbe aus Merico. Doch warum so weit gehen? Die kleine Biene erquickt und erfreut uns ja Alle durch ihren Honigseim, ihr jungfräuliches Wachs! Stichlinge, Sardellen, Heringe — wie viele hunderttausend Menschen nähren sich von ihnen an Ort und Stelle, weit davon entfernt, und indem sie solche fangen, einsalzen, versenden! Ein Zug von Heringen verbreitet an der Ost- und Nordsee ebenso viel Freude und Jauchzen, als am Gestade des Mittelländischen Meers eine Wolke von Heuschrecken Furcht und Angstgeschrei. Soll ich aus dem Reiche der Würmer einige nennen, die so wohlthätig und wichtig sind? Man denke an die Millionen Austern, an die Schnecken, welche hier mehr, dort weniger von Gutschmeckern, von Hungerigen dort gegessen werden und gleich den Heringen dem Fleißigen sein Brot durch den Fang, die Verpackung, Versendung gewähren. Vom Seidenwurme darf man hier nicht reden, da er nur die Raupe des nützlichsten Schmetterlings ist, die durch ihr zartes Gespinst die gesammte Erde miteinander verbindet. Der kaum sichtbare Faden einer Raupe umschlingt die ganze Erde! Der Mensch faßt kaum einen solchen Gedanken. Und doch wandert das davon gewonnene zarte Gewebe von Pol zu Pol, und was eine Raupe spann, um in solcher Hülle einer schönern Gestalt entgegenzugehen, gewährt das schönste, herrlichste, anschmiegendste Gewand, was sich die Jugend und Schönheit nur irgendwo wünschen kann, damit der Sterbliche einsehe, wie in der Welt alles Große oft nur durch das Kleinste bedingt werde, das Kleinste aber ebenso wichtig als das Größte sei.

Ansicht von Trient.



Der neue Friedhof in München.

Der jetzige Kirchhof oder Begräbnißplatz in München ward in der für die Verschönerung dieser Residenz so günstigen Periode König Ludwig's vor etwa 25 Jahren angelegt und zeichnet sich daher ebenso sehr durch

seine Lage wie durch den auf demselben herrschenden Geschmack und eine Menge Denkmäler aus. Man sehe nur die großartige Aussicht, welche er nach der Vorderseite hin entwickelt! Besonders fesseln die auf drei Seiten hingehenden Arcaden, bestimmt zu Familienbegräbnissen, innerhalb deren sich die Kunstliebe der Einzelnen geltend machen kann, das Andenken seiner Lieben zu ehren, indem aber doch der Totaleindruck



nicht minder sein Recht behauptet. Der allgemeine freie Raum ist nicht weniger symmetrisch für die anzuweisenden Gräber und die etwaigen sie bezeichnenden Monumente benutzt. Der älteste Friedhof in Europa, welcher als Muster für solche Anlagen dient, war und ist der Campo santo zu Pisa und der Stil desselben waltet daher auch bei dem münchener vor, obgleich auch andere Städte namhaft gemacht werden können, wo er in solcher Art nachgeahmt wurde, z. B. zu Botzen in Tirol und zu Bamberg.

Die letzte Stunde des Klosters Reinhardsbrunn.

Ehe noch die unausbleiblichen Folgen der Reformation fodernd und gebietend an die Pforten der noch stillumfriedeten Klöster klopfen konnten, krampfte schon im Herzen Deutschlands jener verderbenbringende Kampf, dessen Ausbruch mit einem male Das niederriß, was frommer Sinn im Laufe von Jahrhunderten aufgebaut hatte. Erst waren es nur kleine Wölkchen, die am Horizont der Zeit in die Höhe stiegen, aber bald scharten sie sich zusammen zu jener dunkeln Wetterwolke, die unter dem Namen „des Bauernkriegs" in der Geschichte bekannt ist. In Franken und Thüringen war sein eigentlicher Herd, von hier zog das verheerende Ungewitter aus.

Zu Lochau lag im Frühjahr 1525 Friedrich der Weise tödtlich krank und hörte und sah nichts von den Zusammenrottungen der Bauern, wie sie sich im südwestlichen Theile seiner Länder erhoben. Ein dem Kloster entsprungener Mönch, Namens Pfeifer, plünderte mit einer wilden Rotte, die sich nach und nach um ihn gesammelt hatte, das Eichsfeld und zerstörte Kirchen und Klöster. Der glückliche Erfolg seines Unternehmens regte sämmtliche thüringische Bauern an, ein Gleiches zu thun, und in allen Gauen nahm bald die kampffähige Mannschaft die Sichel und die Sense, die Werkzeuge des Friedens, und weihte sie mit dem Blute vieler Unschuldigen zu den schmählichen Werkzeugen des Kriegs. Pfaffenthum und Klosterleben waren besonders das Ziel ihrer Vernichtungswuth.

In einem einsamen Thale des Thüringerwaldes, zwischen dunkeln Föhren und spiegelklaren Teichen lag das 400 Jahre zuvor von Ludwig dem Springer, dem Wiegenkinde thüringischer Sagenpoesie, zu frommer Sühne einer wildverbrausten Jugend erbaute stattliche Kloster Reinhardsbrunn. Bis an seine Mauern war der Kriegslärm noch nicht gedrungen und die Mönche lebten noch sicher und ahnungslos ihr klösterliches Leben. Da geschah es, daß im Jahre 1525, acht Tage nach Ostern, eines Tages der Abt und der Kellner des Klosters wegritten, jener nach Weimar, dieser auf die Wartburg. Am Abend dieses Tages zwischen 5 und 6 Uhr kam auf einmal ein Haufe Bürger aus dem nahen Waltershausen, und Bauern aus den umliegenden Dörfern und Pflegen wol an 800 in das reinhardsbrunner Thal, stürmten auf das Kloster los, öffneten die Thore desselben mit Gewalt, sprengten die Kerker, brachen in Speisegewölbe und Keller und verbrachten die Nacht unter Saufen und Schwelgen, wobei sie die Conventsbrüder so arg beunruhigten, daß einige derselben entwichen. Der folgende Morgen brachte noch Zufluß zu der Zahl der Aufgewiegelten und immer neue Haufen von Gotha und Brotterode stießen zu den alten. Ihre Zerstörungswuth und Habgier kannte keine Grenzen. Die Klosterbrüder schickten Eilboten an den Herzog Johann nach Weimar, der ihnen aber statt Hülfe die Antwort zurücksendete, sie möchten wo möglich das Kloster zu retten suchen. Es kamen zwar 90 Geharnischte von Waltershausen an, ihre Hülfe war jedoch ohne Belang. Ebenso wenig half es, daß am andern Tage weimarische Abgeordnete kamen und die kurfürstliche Fahne aufpflanzten. In frechem Übermuthe wurde dieselbe von der zügellosen Rotte zerfetzt. Alles wurde geschändet, verwüstet und zerstört, 13 Altäre mit Tafeln und Bildern zerbrochen, 12 Glocken und 3 Orgeln zerschlagen; mit den Gebeinen der Heiligen und den in der Abtei Beigesetzten warfen sie sich wie mit Spielbällen. Die Gräber wurden alle geöffnet und die Knochenüberreste zerstreut. Sämmtliche Gesang-, Meß- und Betbücher, alle andern geschriebenen und gedruckten Bücher, Urkunden und Chroniken wurden zerrissen, zerschnitten, zerhauen und mitten auf dem Klosterhofe ins Feuer geworfen. Alle Wäsche, alle Kleider holten sie aus Schränken und Truhen und theilten sie unter sich, sodaß das Klostergebäude bald ganz seiner Habe entleert war. Schlauerweise hatte der Prior die besten Kleinodien, vorzüglich die Privilegienbriefe und bedeutendsten Urkunden, vor Beginn des Hauptsturms auf einem Wagen nach Weimar schaffen lassen. Aber was waren diese einzelnen geretteten Stücke im Verhältniß zu dem großen Verluste? Vierzehn Tage lang dauerte das Zerstörungswerk und die Mönche konnten, ihres Lebens nicht sicher, nichts dagegen thun. Alle flohen, theils nach Friedrichroda, theils nach Waltershausen, theils in die Umgegend zu Freunden und verbargen sich da. Der Prior und mehre Kranke zogen zuletzt auf Karren aus und wendeten sich nach Waltershausen. Hier starben sie bald darauf. Noch heutigen Tages bewahrt man im dortigen Rathsarchive ein Stück einer alten Mönchskutte, die wahrscheinlich von jenen letzten Mönchen der reinhardsbrunner Abtei stammt. Auch zwei alte Meßbücher (Druck von Schöffer in Mainz, 1507), welche der Erzähler dieser Zeilen selbst gesehen hat, liegen daselbst und sind wol auch Überbleibsel jener geraubten Sachen, welche die Plünderer auf des Herzogs ausdrücklichen Befehl später nach Reinhardsbrunn und Waltershausen zurückbringen mußten.

Nachdem nun die letzten Mönche der Wuth der Feinde gewichen und ausgezogen waren aus dem stillen Friedenshafen, der ihnen ein Asyl bieten sollte vor den Stürmen des Lebens, da zuckte auch schon die gierige Flamme, eifrig geschürt, an dem stolzen Baue in die Höhe. Als nun die Balken prasselnd zusammengestürzt waren, die Mauern ihre schwarzen Wände zeigten und, von der Glut des Feuers zerbröckelt, auch übereinanderfielen, als zuletzt nichts sichtbar war als ein großer Trümmerhaufen: da zog die rasende Menge, froh über ihr Beginnen, wieder ab, um anderswohin ihre Blitze zucken zu lassen und auf andern Friedensstätten das Panier der Verwüstung aufzupflanzen. Der vertriebenen Mönche Wunsch, ihr Kloster wieder aufbauen zu lassen und sie wieder darin aufzunehmen, wurde von dem der Reformation zugethanen Herzoge nicht gehört. Die ältern Mönche bekamen zu Wohnsitzen für die noch übrige Zeit ihres Lebens den Reinhardsbrunner Hof und das Augustinerkloster zu Gotha angewiesen; die jüngern aber mußten in Weimar bleiben, Handwerke lernen, und ihre Hände, die früher die Monstranz mit gläubiger Inbrunst zum Himmel gehoben hatten, jungen Frauen reichen, an deren Herzen sie das Leben wieder liebgewannen und in farbenreichern Gestalten kennen lernten. Das Klo-

ster Reinhardsbrunn war nun nicht mehr! Es lag verschüttet und in Trümmern, auf denen bald Gras und Moos wuchs, wie auf den Gräbern längst Verstorbener. In traurigem Aechzen fuhren die Winde durch die stehengebliebenen Lindenbäume, und die Klosterglocken riefen nicht mehr zu frommen Gebeten. Alles war still umher! Bald vier und ein halb Jahrhundert lang hatte der Bau bestanden, und viele Wetter über sich dahinbrausen lassen; zwei mal hatte das Kloster in stolzer Blüte geprangt und hatte 30 Aebte gehabt, die gegen das Ende hin, mit Mitra und Inful geschmückt, ihren Namen die Worte „von Gottes" oder „von des heiligen Stuhls Gnaden" beifügten. Seine Zeit war vollendet! Aber auf dem alten Trümmerhaufen wuchs das Moos und Gras nicht lange. Neubau auf Neubau erstand, die im Laufe der Zeit neuen Veränderungen unterworfen waren, bis in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Herzog von Gotha die letzte Hand ans Werk legen ließ und einen Schloßbau aufführte, der weit bekannt und berühmt ist im deutschen Lande.

Deutschlands Pech.

Des Amerikaners Peter Parkey's „Geographie für Anfänger" („Geography for beginners") fertigt Europa auf 24 Seiten ab, von welchen fünf auf Deutschland kommen. Seine Lage wird als „nördlich von der Türkei" bezeichnet; damit Punktum. In Deutschland fehlt es nach des Amerikaners Angabe nicht an vielen düstern Wäldern, „wo eine große Menge Pech verfertigt wird". Dies wird durch einen Holzschnitt erläutert, den einzigen, der Deutschland zugetheilt ist und vorstellt, wie zwei seltsam gekleidete Personen Pech fabriciren. Man wird solche am Ende vergeblich bei uns suchen; aber doch hat der Amerikaner Recht, daß Deutschland viel Pech hat.

Friedrich II. im Kloster zu Leubus.

Einige Jahre vor dem Eintritt des Bairischen Erbfolgekriegs reiste Friedrich, wie gewöhnlich, zur Revue nach Breslau. Der Fürst zu Hohenlohe begleitete den König. In Breslau äußerte dieser, auf dem Rückwege das Kloster Leubus besuchen zu wollen. Die Rückfahrt ging daher über Leubus, wo Nachtquartier gemacht wurde. Friedrich, heiter gestimmt, unterhielt sich mit dem Prälaten des Klosters und zog ihn zur Abendtafel. Am folgenden Morgen bei der Abfahrt begleitete der Prälat mit den Conventualen den König bis an den Wagen. „Es hat mir in eurem Kloster gefallen", äußerte dieser, „Ihr könnt euch von mir eine Gnade erbitten."

Den alten Mann setzte dies in Verlegenheit; er hatte zu viel Takt, um für das reiche Kloster Geldwerthes zu erbitten. „Unser Kloster", erwiderte er bescheiden, „ist mit zeitlichen Gütern hinreichend bedacht; wollen Ihre Majestät uns eine Gnade erweisen, so lassen Sie uns einen Cantonisten zurückgeben, den der Landrath zum Soldaten eingezogen hat. Er ist ein trefflicher Bassist und seine Stimme fehlt uns sehr in dem Sängerchore."

Der König entgegnete: „Laßt den Menschen, wo er einmal ist, ich werde euch einen Bassisten aus Neustadt schicken." In Neustadt ist nämlich ein königliches, jetzt noch bestehendes Gestüt; es war also Ironie, wenn Friedrich einen wiehernden Hengst als einen Sänger zusagte.

Der alte Prälat aber, der von Dem, was außer seinem Kloster lag, wol wenig Kenntnisse hatte, verstand den Scherz des Königs nicht und erwiderte: „Er soll uns willkommen sein, der Sänger; wir werden ihn Fridericus Secundus nennen."

Dem Könige mußte diese Antwort empfindlich gewesen sein; es war ihm entgangen, daß der Prälat seinen Scherz nicht verstanden hatte. Ohne weiter etwas zu sagen, stieg er mit dem Fürsten in den Reisewagen. Als die Pferde angezogen hatten, nahm er Spaniol mit den Worten: „Das kommt von den schlechten Späßen!"

Kurischer Zigeuner.



Mannichfaltiges.

Die Gegend von Olympia in Elis, auf der Halbinsel Morea, wo einst Jahrhunderte hindurch die weltberühmten Olympischen Spiele gehalten wurden, ist eine Stätte, die gewiß die reichsten Schätze der alten Kunst unter der Schlammdecke hütet, die der Fluß Alpheios, seit er nicht mehr durch Dämme gebändigt wird, über den classischen Boden aufgethürmt hat. Winckelmann that alles Mögliche, um Kräfte zu gewinnen, welche die Alpheiische Schlammdecke lüfteten. Erst 60 Jahre nach seinem Tode schickte sich die wissenschaftliche Commission des französischen Befreiungsheers an, seinen Gedanken auszuführen. Zwei Gräben wurden an den schmalen Seiten des in Trümmern liegenden Zeustempels gezogen und in kürzester Zeit grub man aus der Tiefe eine Reihe von Bildwerken heraus; es waren die zwölf Kämpfe des Hercules, wie sie Pausanias beschrieben hat. Ehe man aber noch den ganzen Tempelraum von Schutt gesäubert hatte, wurden plötzlich alle Nachgrabungen eingestellt. Man hörte auf zu suchen, fast noch ehe man zu finden angefangen hatte. Von neuem wälzt der Alpheios Kies und Schlamm über den heiligen Boden der Kunst und man mag fragen, wann sein Schoos wieder werde geöffnet werden, um die Werke der Alten zur Freude unserer Zeitgenossen wieder an das Licht des Tages zu ziehen.

Den Khamsin, einen von den Ägyptern gewaltig gefürchteten Wind, beschreibt ein Reisender so: „Als ich am Morgen erwachte, fühlte ich ein Unbehagen, als ob mich der Alp drücke; ich trat aus dem Zelte, die Luft war dick und erstickend, die Sonne erhob sich trüb und matt hinter einem Vorhange von glühendem Sande, den der Wind der Wüste aufgeweht hatte; die Luft, welche ich athmete, verbrannte mir die Brust. Unsere Matrosen saßen unbeweglich auf dem Verdeck der Djerme (Schaluppe), in ihre Mäntel gewickelt, mit einem Zipfel derselben den Mund verhüllend. Auf meine Frage, was es gebe? antwortete einer: Der Khamsin! Und plötzlich brach er los. Die Palmen wiegten sich, von eigensinnigem Wehen bewegt, nach verschiedenen Richtungen, als ob verschiedene Zugwinde sich am Himmel durchkreuzten; der aufgewehte Sand geißelte unsere Gesichter und jedes Körnchen brannte, als ob es ein aus einer Esse springender Funke wäre. Die Vögel verließen geängstigt die höhern Gegenden und strichen dicht an der Erde hin, als ob sie diese wegen des Uebels, das sie peinigte, befragen wollten. Dichte Scharen von Sperbern mit ihren langen schmalen Fittigen flogen mit durchdringendem Geschrei im Kreise umher, ließen sich auf die Gipfel der Mimosen nieder, schossen aber bald wieder reißend schnell und in gerader Richtung gegen den Himmel auf, denn sie fühlten, wie auch die Bäume zitterten, als ob diese den Schrecken der lebenden Wesen theilten."

Die Goldfinder in Australien machen noch immer gute Geschäfte; das ergiebigste Terrain bilden die Ufer des Turon, welcher etwa 35 englische Meilen von Bathurst in den Macquaire fällt; die Ufer längs jenes Flusses sind von zahlreichen Goldgräberpartien occupirt. Die Hauptstadt Sidney ist noch immer halb menschenleer und unzählige Hauswirthe sind mit ihren Familiengliedern in die Gegend gezogen, wo die Goldlager (Diggings) sich befinden. Es ist den Bewohnern jener goldgesegneten Gegend Australiens etwas ärgerlich, zu finden, daß sie sich in vorigen Jahren des Golderzes als eines Materials für ihre Landstraßen bedient haben, und man hat z. B. eine ganze Brücke, die von Bergquarz erbaut war, wieder abgebrochen, um das goldhaltige Material herauszuschmelzen. Unglaublich große Massen Goldes finden sich in einer braunen Lehmgattung, durch welche fünf bis sechs Zoll dicke Adern fast puren Goldes laufen. Man rechnete etwa in der letzten Hälfte des vorigen Jahres an 12,000 Menschen, die als Goldgräber arbeiteten und allem Anscheine nach wird die neue Entdeckung eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes für die Colonie werden. Schon im August vorigen Jahres, als das ganze Wesen erst in seinen Anfängen war, betrug die Verschiffung von Gold nach England 28,000 Pf. St.

Der Nesselbaum in Australiens Wäldern ist ein gefährlicher Gesell. Er wird sehr groß, sein Holz ist weiß und weich, seine Blüte scharlachroth und die giftigen, dunkeln, rauhen Blätter stechen gefährlich; ihr scharfer Saft ist zwar nicht für Menschen, aber für Pferde und manche andere Thiere tödtlich. „Ehe ich diesen Baum kannte — so erzählt der Reisende Henderson — gerieth ich bei einem Austritt in einige junge Nesselbäume und mein Pferd ward tüchtig gestochen. Schon nach zehn Minuten wankte es; bevor es fiel, sprang ich ab und gerieth selbst in die Nesselbäume, die mir aber keinen andern Schmerz verursachten als den von dem Stiche gewöhnlicher Nesseln. Mein Roß lag kurze Zeit still, dann sprang es auf, schnaubte und tobte wüthend umher, fiel wieder zur Erde, erhob sich, sprang hoch in die Luft, wieherte laut und stürzte wieder zu Boden. Den Sattel hatte ich dem Thiere gleich zuerst abgenommen und jetzt hätte ich es gern mit dem Messer niedergestochen, aber ich wagte nicht mich dem wüthenden Thiere zu nähern. Ich peitschte es ein wenig, um es aufrecht zu erhalten; aber das Pferd wurde bald ganz toll, raste und schlug um sich, bis es ganz erschöpft niedersank, in furchtbare Zuckungen verfiel und nach einer halben Stunde starb. Kaum eine Stunde war vergangen, seit das Pferd gestochen wurde. So mußte ich denn den Sattel auf die Schultern nehmen und mich zu Fuße zur nächsten Station begeben. Zuerst schrieb ich meines Pferdes Tod einem Schlangenbisse zu, aber man erzählte mir von ähnlichen Fällen und ich erinnerte mich, daß meines Pferdes Körper nach den Stichen sich ganz mit Beulen bedeckte."

Protest. Als ein alter pommerscher Edelmann in seiner Dorfkirche mit singen sollte:

Herr Gott Vater im Himmelreich,
Der du uns machst Alle gleich ꝛc.,

sagte er ärgerlich zu seinem Nachbar: „Das kann nicht sein; das gibt die Ritterschaft nicht zu."

Tarif, gleichbedeutend mit Zollansatz, Waaren- oder Preisverzeichniß, hat seinen Namen von der Stadt Tariffa in der Nähe der Straße von Gibraltar. Als die Araber noch im Besitze des südlichen Spaniens waren und folglich beide Seiten des Mittelländischen Meers beherrschten, erhoben sie von Tariffa aus einen Zoll von allen Schiffen, welche die Straße passirten.

Ersatz. Der Maler Hogarth beklagte es eines Tages im Kreise seiner Freunde, daß sich der berühmte Schriftsteller Fielding, gewöhnlich Tom Jones genannt, ihr gemeinschaftlicher Freund, der unlängst aus ihrem Kreise geschieden sei, nicht habe malen lassen. „Ist es weiter nichts?" sagte der Schauspieler Garrick. „Ihr begehrt nur das Bild von Fielding? Den will ich auf der Stelle ins Leben zurückrufen. Hogarth! Nimm deinen Pinsel!" Sofort nahm er eine Miene an, durch welche er Fielding's Züge so treu wiedergab, daß alle Anwesenden davon ergriffen wurden und das Bild vollkommen ähnlich ausfiel.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 478.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [28. Februar 1852.

Olga Nikolajewna, Großfürstin von Rußland,
Gemahlin des Kronprinzen Karl von Würtemberg.



Das Heimweh.

(Beschluß.)

Unter den Indianern waren mehre von trefflichem Wuchs und edlem Äußern. Almiki's Sohn ragte unter Allen durch sein Costum hervor, das viel zierlicher war als das seiner Begleiter. Er war bewaffnet wie ein Krieger und hatte ein gebieterisches Ansehen, doch war sein Gesicht melancholisch und ernst. Als er Couramé bemerkte, erheiterten sich seine Züge. Die letztere betrachtete insbesondere aufmerksam eine Gruppe von Noragueweibern, die den Zug schlossen. Die indianischen Weiber waren besser gekleidet als gewöhnlich und die meisten von ihnen hatten sich mit Federn geschmückt; sie trugen Röcke von blauer Wolle, denn Blau ist die Lieblingsfarbe der Noragues. Einige hatten auch ihren Teint durch Farben aufgefrischt. An den Füßen trugen sie Halbstiefeln, die aus Binsen und Baumwollenfäden sinnreich gewebt waren. Wie wunderlich auch dies Costum war, so war doch Couramé entzückt, ihres Stammes Tracht zu sehen. Auch die Indianer freuten sich über Couramé, die sie erkannt hatten, und blickten sie mit dem größten Erstaunen

an. Es war interessant zu sehen, wie diese Kinder des Waldes unter die Bewohner der Stadt sich mischten.

Zum Gouverneur geführt, verlangten sie ungestüm Ärte, Flinten und Anderes, was sie brauchten. Die Weiber legten ihre Binsenkörbe und irdenen Gefäße vor die Damen hin, von welchen sie dafür Halsbänder, Armbänder und andere Zierathen bekamen. Inzwischen mischte sich Couramé unter sie, gab sich ihnen zu erkennen, unterrichtete sie von ihrem Schicksale und bestürmte sie mit Fragen nach der geliebten Mutter. Diese war daheim in ihrer Hütte geblieben und trauerte um die verlorene Tochter.

Der Gouverneur empfing die Indianer mit gewinnender Herzlichkeit, denn es war sein dringendster Wunsch, sie aus ihrem wilden Naturzustande zu bringen. Kaum aber waren sie angekommen, als sie schon von der Heimkehr zu sprechen anfingen. Um sie zurückzuhalten, suchte man ihre Schaulust zu reizen, aber nichts konnte sie fesseln. Die Bewunderung der Wilden ist kurz und flüchtig. Was nicht mit ihren besondern Bedürfnissen zusammenhing, ließ sie gleichgültig. Der Gouverneur gab ihnen ein großes Mahl, bei welchem sie besonders die Zahl der Schüsseln, die hintereinander erschienen, in Verwunderung setzte. Nach dem Schmause wurden verschiedene Spiele zu ihrer Unterhaltung begonnen, als Couramé vor ihnen erschien und einen Norague-Tanz ausführte. Die Indianer umgaben die reizende Tänzerin, die mit der angeborenen Grazie noch den höchsten Zauber der Kunst verband; sie schienen jedem Schritte zu folgen, indem sie den Takt mit merkwürdiger Genauigkeit angaben, und waren ganz entzückt von der unnachahmlichen Anmuth ihrer Bewegungen.

Die Indianer führten sodann mehre Pantomimen auf, wie sie unter den Noragues besonders üblich sind. Zuletzt sangen sie nach der Art ihres Landes, was den Colonisten viel Vergnügen machte. Die Musik der Noragues ist traurig und eintönig, aber ihre Töne sind sehr ausdrucksvoll, wenn sie die Qual des Kummers und der Trauer malen. Eine junge Indianerin sang in sanfter Melodie ein Lied vom Schmerz einer Mutter, deren Kind von der Flut an der Mündung des Approuague fortgerissen worden. Couramé glaubte ihre eigene Mutter um sie weinen zu hören und ihre Traurigkeit war grenzenlos. Die Indianer wünschten die zufällig gefundene Tochter ihres Landes der Heimat der trauernden Mutter wiedergegeben zu sehen; Couramé redete mit ihnen in der sanften, überzeugenden Sprache der Noragues, wie sehr sie sich sehne nach dem Lande ihrer Geburt, nach der geliebten Mutter und daß sie vor Heimweh sterben müsse. Die Flucht von Cayenne war beschlossen; Zeichen und Blicke drückten das geheime Verständniß aus.

Es war die Nacht hereingebrochen; die Indianer hatten sich in die bestimmten Lagerstätten begeben und inzwischen rüstete sich Couramé heimlich zur Flucht. Nur Eins betrübte sie: der Kummer, den ihre Abreise der Pflegemutter machen würde. Endlich fing das Licht im Osten an zu dämmern und Couramé mußte allen ihren Muth zusammennehmen, als sie im Begriff stand, das Haus ihrer Wohlthäterin auf immer zu verlassen. Sie hatte an dieselbe noch einige Zeilen geschrieben, voll von Gefühlen des tiefsten Kummers und der glühendsten Dankbarkeit; daneben legte sie noch Alles, was sie von Frau von Ste.-Croix an Kostbarkeiten bekommen hatte und behielt nur das Nothdürftigste. Noch war die Stadt in Schlummer gehüllt, als sie rasch ans Ufer lief, wo einige Noragues auf sie warteten. Sie sprang in das Boot; man sang das Abschiedslied und ruderte im Takt nach dem Lande des Approuague. Die Indianer verabschiedeten sich vom Gouverneur und wurden mit Geschenken überhäuft in der Hoffnung, sie dadurch bald wieder zur Rückkehr in die Hauptstadt zu bestimmen. Der Wind war günstig, die Reise rasch vollbracht und das Boot, das Couramé trug, erreichte wohlbehalten sein Ziel.

Man kann sich den Schreck und den Kummer der Frau von Ste.-Croix denken, als sie die Flucht der geliebten Couramé erfuhr; zuerst wollte sie nicht daran glauben, bis ihr Couramé's Brief jeden Zweifel benahm. Die Frau war anfangs untröstlich, doch gab ihr der Gedanke, daß Couramé nichts als eine Kindespflicht erfüllt, indem sie zu ihrer wahren Mutter zurückgekehrt, nach und nach einige Beruhigung.

Fünf Jahre waren seitdem vergangen ohne Nachricht von den Flüchtigen; Couramé war in Cayenne fast vergessen und nur noch selten hörte man einmal bei Gelegenheit ihren Namen erwähnen. Da kam zufällig auf einem Streifzuge jener alte Arzt aus Cayenne, der die Noraguetochter so oft und so angenehm unterhalten hatte, an die Ufer des Approuague. Wie erstaunte er, als ihm eines Tages Couramé entgegentrat! Er trat in ihre Hütte. Ihr Gatte war Almiki's Sohn, der Häuptling des Stammes, derselbe, der damals den Gouverneur von Cayenne besucht hatte, als Couramé noch Demetria hieß. Die Blume der Noraguefrauen war mit dem Tapfersten der Männer verbunden; auch ihre alte Mutter lebte bei ihr. Ein paar irdene Gefäße, ein paar Jagd- und Fischgeräthe und das rauhe Nachtlager bildeten die Ausstattung der Wohnung.

Der alte Arzt fragte sie, was aus all den Talenten geworden, die sie in Cayenne so sorgfältig ausgebildet; besonders erkundigte er sich nach den schönen Büchern, die ihr Frau von Ste.-Croix verehrt und die ihr stets so werth gewesen?

Das sind meine Bücher, erwiderte sie, auf ihre Kinder zeigend. Ich bin Gattin und Mutter. Von Allem, was ihr mich gelehrt habt, bewahre ich nur noch meine Erkenntniß Gottes, die mich in allen Anfällen aufrecht erhalten hat; alles Übrige hat diesen neuen Gefühlen und Pflichten Platz gemacht. Ich lebe unter den Meinen, in den Sitten meines Stammes und bin glücklich. Die Erinnerung an meine Wohlthäterin und an all das Gute, was ich in Cayenne gefunden, wird aber ewig in mir bleiben.

Garrick's erstes Auftreten.

Am 15. Juli 1741 hatte sich eine große Menschenmasse im Theater von Goodmans-Field, einer Bühne zweiten Ranges zu London, eingefunden. In Shakspeare's „Richard III." sollte ein noch unbekannter, dem Gerüchte nach vielversprechender junger Mann in der Titelrolle zum ersten male auftreten. Die Versammelten haben es sich nicht verdrießen lassen, eine Stunde lang geduldig zu harren; endlich rollt der Vorhang empor. Richard erscheint; sein edles Auftreten, seine leichten Bewegungen, seine klugen Züge erwecken eine günstige Meinung von dem jungen Schauspieler und man erwartet, die bekannten Worte des einleitenden Monologs:

Nun ward der Winter unsers Misvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne York's rc.

zu hören. Aber es verstrichen einige Secunden — kein Ton wird laut. Tiefes Schweigen herrscht, Niemand regt sich. Eine Minute ist verflossen, noch immer steht der Schauspieler hinter den Lampen, betrachtet das Publicum mit scheuem Blick, öffnet den Mund, ohne ein Wort hervorzubringen, geht einige Schritte, bewegt aufs neue die Lippen — aber kein Wort läßt sich hören. Die Zuschauer verlieren die Geduld; man hört lachen, auch pfeifen. Eine Stimme ruft: „Ist Richard stumm?" Gellendes Pfeifen durchtönt das Theater; der arme Debütant ist völlig verblüfft und verläßt verzweiflungsvoll die Bühne.

Alles ist verloren! so ruft er dem Director, zwischen die Coulissen tretend, zu. Ich tauge zu nichts! In die Themse mit mir!

Man sucht ihn zu beruhigen; aber die Unzufriedenheit des Publicums hat den höchsten Grad erreicht; Pfeifen, Pochen, Schreien — Alles vereint sich zu einem abscheulichen Concert. Die Engländer, meist kalt und ruhig, können doch auch in Misbilligungs- und Beifallsbezeigungen überschwenglich werden.

Endlich tritt der Director hervor. Nach und nach wird die Ruhe hergestellt. Der Director spricht: „Meine Herren! Der Schauspieler, dem die Rolle des Richard übertragen ist, fühlte sich bei seinem ersten Auftreten vor Ihnen von so heftiger Gemüthsbewegung ergriffen, daß ihm für Augenblicke die Stimme erstarb. In kurzem wird er wieder erscheinen, bittet aber ehrfurchtsvoll um ihre unbedingte Nachsicht."

Diese Worte besiegten den Zorn des Publicums; man war einverstanden, den Künstler erst zu hören und dann zu richten. Vielleicht, rief Einer, hat er doch Talent.

Dieses Vielleicht ward bald zur Gewißheit. Der junge Mann, der seine Rolle wieder aufnahm, weckte durch sein natürliches Spiel, seine weiche, wohlklingende Stimme gleich nach dem ersten Monologe im ganzen Hause ein Beifallsmurmeln, und als im weitern Verfolge des Stücks die Momente der Leidenschaft immer gelungener folgten, kannte die Begeisterung keine Schranken mehr. Das Haus bebte, das Parterre krachte von Beifallsstampfen. Beschämt, ein so mächtiges Talent fast zurückgewiesen zu haben, that das Publicum vor Garrick's Genie ehrenvolle Buße. Der Dichter Pope, der sich unter den Zuschauern befand, suchte den Debütanten im Versammlungszimmer auf, drückte ihm die Hand und sagte: „Mein Herr! Ich begrüße in Ihnen den ersten Tragiker Englands."

Seit jenem Tage war Garrick's Leben eine stete Steigerung von Erfolg und Triumph. Bald liegen die Directoren der königlichen Theater zu seinen Füßen und machen ihm die glänzendsten Anerbietungen. Er übernahm endlich eine feste Anstellung beim Drurylanetheater, dessen Director er später ward. Jeder Abend, an welchem er auftritt, gestaltet sich zu einem Feste; die Billets werden oft um das Zehnfache ihres Werthes verkauft, man streitet sich um sie, entreißt sie sich. Ernste Händel entspinnen sich an den Thüren. Man würde es nicht glauben, wenn man nicht wüßte, daß unlängst erst in Amerika dasselbe Schauspiel zu Ehren der schwedischen Nachtigall und in London und vielen Städten Deutschlands zu Ehren der Henriette Sontag aufgeführt worden sei.

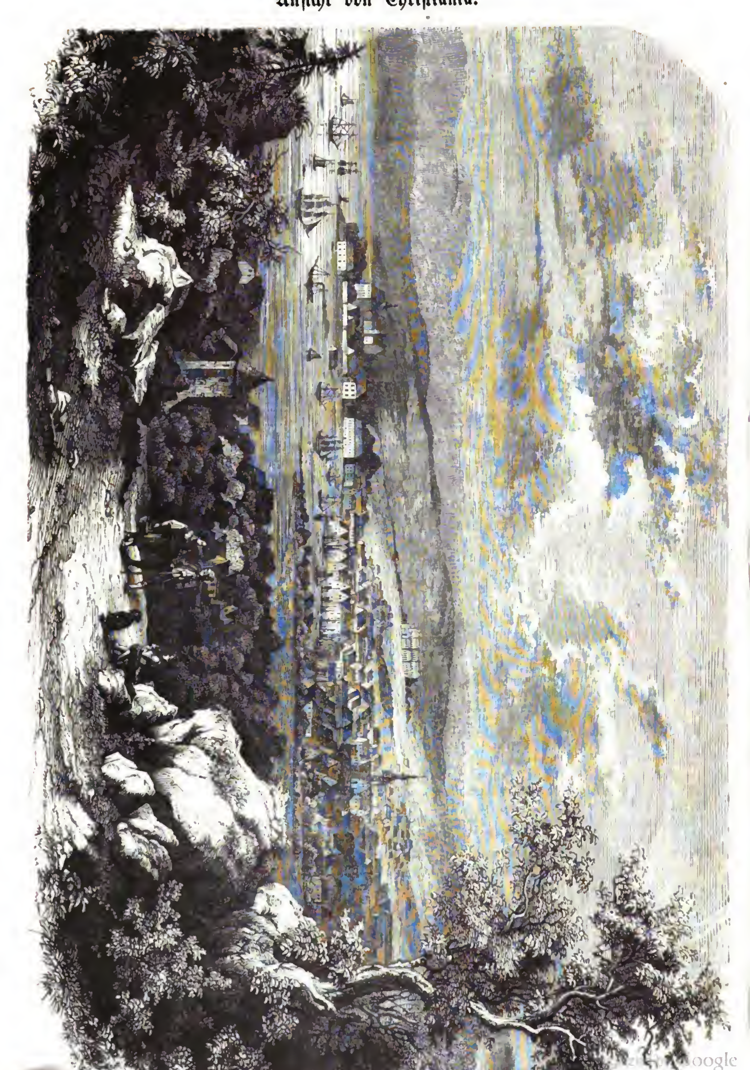
Der Riesenmörser.

Der Riesenmörser auf dem Paradeplatze der Fußgarde zu London zwischen dem St.-Jamespark und der nördlichen Rückseite des Kriegsministeriums, zugleich der Kaserne der Garde zu Pferd, war von Napoleon's Feldherrn in Spanien, dem Marschall Soult, bei der Beschießung von Cadix gebraucht worden. Dieser hatte ihn zu Sevilla gießen lassen, weil die Mörser der Belagerer vom größten der gebräuchlichen Kaliber dennoch keine Bombe über den Meeresarm, der das nächste in den Händen der Franzosen befindliche Fort von der Stadt trennte, weit genug zu schleudern vermochten. Nach der für die Franzosen unglücklichen Schlacht bei Salamanca im Jahre 1812, welche die Aufhebung der Belagerung von Cadix zur Folge hatte, machte die spanische Regentschaft mit diesem Mörser, den die Belagerer bei ihrem Rückzuge nicht hatten fortbringen können, dem damaligen Prinz-Regent, nachmaligen König Georg IV. von Großbritannien, ein Geschenk, wobei sie den Wunsch ausdrückte, daß derselbe in einem der londoner Parks aufgestellt werden möchte. Die Laffete dazu ward im Jahre 1814 im Arsenal zu Woolwich aus Kanonenmetall gegossen und das Ganze an des Prinz-Regenten Geburtstage 1816 zuerst öffentlich ausgestellt. Das Zapfenlager ist neun Fuß lang, vier Fuß breit, zwei Fuß acht Zoll hoch und 170 Centner schwer; der übrige Theil der Laffete ist fast ebenso schwer und stellt theilweise das Ungeheuer Geryon, Beherrscher der Insel Cadix (mit seinem doppelköpfigen Hunde) vor, welchen der Sage nach Hercules tödtete. Es ist ein liegender Drache mit emporgerichteten Schwingen und einem Skorpionenschwanze, der sich um die Schildzapfen windet. Der Mörser selbst ist acht Fuß lang und hat ein Gewicht von ungefähr 100 Centnern. Das Kaliber hat 12 Zoll Dicke. Die Elevation oder der Richtwinkel beträgt 43 Grade, die gleiche Richtung, die er hatte, als er vor Cadix gefunden ward. Von den fast gleichlautenden Inschriften auf beiden Seiten des Blocks, einer lateinischen und einer englischen, besagt letztere: „Zum Andenken an die Aufhebung der Belagerung von Cadix in Folge des glorreichen Sieges des Herzogs von Wellington über die Franzosen bei Salamanca den 12. Juli 1812 ist dieser Mörser, von dessen Tragweite kein ähnlicher in der Welt existirt, welcher zur Zerstörung genannter Seestadt gegossen und bei dem Rückzuge der Belagerer zurückgelassen wurde, von dem spanischen Volke Se. Kön. Hoheit dem Prinz-Regenten zum Zeichen seiner Dankbarkeit und Hochachtung verehrt worden."

Connetable.

Der Ursprung dieses in der französischen Geschichte häufig vorkommenden Titels dürfte Manchem unbekannt sein. Er stammt eigentlich aus Konstantinopel her. Der Vorgesetzte der Marställe (Comes stabuli) war einer der ersten Würdenträger des Hofs. Die Franken, die hauptsächlich auch zur Zeit der Kreuzzüge den Luxus des byzantinischen Kaiserhofes hatten kennen lernen und nachahmten, ahmten auch in ihrer Sprache durch Conétable die Bezeichnung für den Träger dieser neuen amtlichen Stelle nach.

Ansicht von Christiania.



Polnische Bauern und Bäuerin aus der Umgegend von Krakau.





Der gerechte Kadi.

Bu-Akas herrschte als Scheich über zwölf Stämme und ließ sich Zucht, Sitte und strenge Gerechtigkeit unter seinen Unterthanen angelegen sein. Oft zog er als einfacher Reiter, oder als Fußgänger ohne Waffen, die er sonst gewöhnlich trug, ohne irgend ein Attribut seiner Würde, ohne Gefolge durch sein Land, um zu sehen, wie seine Kadis dem Volke das Recht sprächen, wie das Volk lebe und wirthschafte, und oft trat er, wenn es ihm nöthig schien, als Herr auf und lobte oder schalt, lohnte oder strafte, je nachdem es sich traf. Und Alles beugte sich vor ihm, denn Bu-Akas war ein gerechter Mann und nichts konnte ihn bewegen, von Dem, was recht war, einen Finger breit abzuweichen. Darum hieß er auch allenthalben der Vater der Gerechtigkeit.

Eines Tages hörte er, daß der Kadi eines seiner zwölf Stämme Urtheile fälle, die eines Salomo würdig seien und er machte sich auf, gleich Harun al Raschid, ihn zu hören, um die Wahrheit des Berichts beurtheilen zu können. Er bestieg ein edles Roß, das aber, klug wie sein Herr, nicht zu erkennen gab, daß es einem so großen Häuptling gehöre.

Es traf sich gerade, daß der Tag, wo er sich der glücklichen Stadt näherte, in welcher der weise Kadi Recht sprach, ein Markttag und folglich ein Gerichtstag war. Und Bu-Akas traf am Stadtthore einen Krüppel, der ihn um ein Almosen ansprach und sich an seinen Burnus hing.

Bu-Akas gab das Almosen, wie es die Pflicht eines wackern Muselmanns ist; aber der Krüppel hielt noch immer seinen Burnus fest.

Was willst du? fragte Bu-Akas. Du hast mich um ein Almosen gebeten und ich gab es dir.

Ja, sagte der Krüppel. Aber das Gesetz sagt auch: Du sollst für deinen Bruder Alles thun, was du kannst.

Nun, was kann ich denn für dich thun? fragte Bu-Akas.

Du kannst verhindern, daß ich armer Wurm von den Menschen, Maulthieren und Kameelen zertreten werde, was gewiß geschehen wird, wenn ich mich in die Stadt wage.

Und wie kann ich Das verhindern?

Wenn du mich hinten auf dein Pferd nimmst und mich auf den Marktplatz bringst, wo ich zu thun habe.

Es sei, sagte Bu-Akas, und den Krüppel erhebend, ließ er ihn hinter sich aufsteigen. Als dies nicht ohne einige Mühe geschehen war, ritten Beide in die Stadt hinein und durch sie fort und zogen Aller Augen auf sich. Man kam auf dem Marktplatze an.

Ist dies der Platz, wohin du wolltest? fragte Bu-Akas den Krüppel.

Er ist es.

So steige denn ab.

Steige du selber ab.

Um dir beim Absteigen zu helfen? Es sei!

Nein, um mir das Pferd zu lassen.

Dir mein Pferd lassen?

Das Pferd gehört mir.

Wie sollte denn das zugehen?

Höre zu und denke dann meinen Worten nach.

Ich höre und werde später nachdenken.

Wir sind in der Stadt des gerechten Kadi.

Das weiß ich.

Du wirst mir einen Proceß machen und mich vor ihn führen.

Das ist möglich.

Glaubst du nicht, wenn er uns Beide sieht — dich mit den starken Beinen, die Gott zum Marsche und zur Anstrengung bestimmt hat, mich mit meinen verkrüppelten, schwachen Füßen — glaubst du nicht, daß er sagen wird, das Pferd gehöre Dem von den

beiden Reisenden, der desselben zum Reisen am meisten bedarf?

Wenn er das sagt, so ist er nicht mehr der gerechte Kadi; dann irrt er in seinem Urtheile.

Man nennt ihn gerecht, sagte der Krüppel, aber nicht unfehlbar.

So komm denn vor den Kadi, sagte Bu-Akas und dachte bei sich selbst, das sei eine gute Gelegenheit, den Kadi zu prüfen und zu beurtheilen.

Die Menge durchschneidend führte Bu-Akas sein Pferd am Zügel, auf welchem der Bettler zusammengekauert wie ein Affe saß und kam zu dem Tribunal, wo der Kadi öffentlich Recht sprach. Zwei Sachen waren schon zur Verhandlung angemeldet und mußten daher vorgehen. Bu-Akas nahm unter den Umstehenden Platz und hörte zu. Der erste Streit hatte sich zwischen einem Gelehrten (Taleb) und einem Bauer erhoben. Es handelte sich um die Frau des Taleb, die der Bauer entführt hatte, und gegen den Taleb, der sie zurückfoderte, erklärte, daß sie die seinige sei. Die Frau entschied sich für Keinen und machte dadurch die Sache verwickelter. Der Kadi hörte Beide geduldig an, dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

Laßt die Frau hier und kommt morgen wieder.

Die beiden Männer entfernten sich.

Nun kam die zweite Sache, zwischen einem Schlächter und Ölhändler. Dieser war mit Öl, jener mit Blut besudelt. Der Schlächter sagte:

Ich habe Öl bei diesem Manne kaufen wollen; um das Öl zu bezahlen, womit er meine Flasche angefüllt, zog ich eine Handvoll Geld aus meiner Börse. Dies führte ihn in Versuchung; er ergriff mein Handgelenk. Ich rief: Diebe! Räuber! Aber er wollte mich nicht loslassen und wir sind Beide vor dir erschienen, ich mein Geld in der Hand, und er, mein Handgelenk festhaltend. Ich schwöre bei Mohammed, daß dieser Mann ein Lügner ist, wenn er sagt, daß ich ihm sein Geld gestohlen, denn dieses Geld gehört mir.

Hierauf sagte der Ölhändler: Dieser Mann kam zu mir, eine Flasche Öl zu kaufen. Als seine Flasche voll war, sagte er: Kannst du mir ein Goldstück wechseln? Ich griff in die Tasche, zog eine Handvoll Geld heraus und legte dieses Geld auf die Schwelle meines Ladens. Er bemächtigte sich hierauf meines Geldes und ging mit meinem Öle und Gelde davon, bis ich sein Handgelenk ergriff und rief: Haltet den Dieb! Ungeachtet meines Geschreis wollte er mir mein Geld nicht wiedergeben und ich habe ihn hierher geführt, daß du über uns richtest. Ich schwöre bei Mohammed, daß dieser Mann ein Lügner ist, wenn er sagt, daß ich ihm sein Geld gestohlen, denn dieses Geld gehört mir.

Der Kadi ließ beide Männer ihre Klage noch einmal wiederholen und sie blieben sich in ihren Aussagen gleich. Der Richter sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Laßt mir das Geld da und kommt morgen wieder."

Der Schlächter legte das Geld, welches er nicht losgelassen, in den Mantelschoos des Kadi und die Männer entfernten sich nach zwei Seiten.

Jetzt kamen Bu-Akas und der Krüppel an die Reihe.

Herr Kadi, sagte Bu-Akas, ich komme aus einer fernen Stadt, um Waaren auf diesem Markte zu kaufen. Vor dem Stadtthor begegnet mir dieser Krüppel, der zuerst ein Almosen fodert und mich dann bittet, ihn hinter mich aufs Pferd zu nehmen, indem er sagt, wenn er armer Wurm sich auf die Straße wage, werde er von Menschen, Maulthieren oder Kameelen zertreten werden. Ich gab ihm das Almosen und nahm ihn auch hinter mich aufs Pferd. Auf dem Markte angekommen, wollte er aber nicht absteigen, sondern sagte, mein Pferd gehöre ihm, und als ich ihm mit dem Gericht drohte, antwortete er: Bah! Der Kadi ist ein zu verständiger Mann, um nicht zu begreifen, daß das Pferd Dem von uns Beiden gehört, der ohne Pferd nicht fortkommen kann. So verhält sich in allem Ernste die Sache, Herr Kadi! Ich schwöre bei Mohammed!

Herr Kadi, nahm der Krüppel das Wort, ich kam in meinen Angelegenheiten zu diesem Jahrmarkt auf dem Pferde, welches mir gehört, als ich diesen Mann, der dem Tode nahe zu sein schien, am Wege sitzen sah. Ich ritt zu ihm hin, mich zu erkundigen, ob ihm ein Unfall begegnet sei. Es ist mir kein Unfall begegnet, antwortete er, nur bin ich sehr ermüdet, und wenn du großmüthig sein willst, so nimm mich mit in die Stadt, wo ich Geschäfte habe. Auf dem Marktplatze werde ich absteigen und den Propheten bitten, Dem, der mir Hülfe geleistet hat, Alles zu geben, was er wünschen mag. Ich that also, wie der Mann begehrte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als wir auf dem Markte ankamen und er mich auffoderte, abzusteigen, indem er sagte, das Pferd gehöre ihm. Hierauf habe ich ihn vor dich geführt, damit du zwischen uns Beiden entscheidest. So verhält sich die Sache in allem Ernste; ich schwöre bei Mohammed.

Der Kadi ließ sich die Aussagen noch einmal wiederholen und sagte, nachdem er einen Augenblick nachgedacht:

Laßt mir das Pferd und kommt morgen wieder!

Das Pferd ward dem Kadi übergeben. Bu-Akas und der Krüppel entfernten sich mit tiefen Verneigungen.

Am folgenden Tage fanden sich die Parteien wieder vor dem Tribunale des Kadi ein; viele Neugierige hatten sich gleichzeitig eingefunden. Der Kadi verfuhr nach derselben Ordnung wie am Tage zuvor. Man rief den Taleb und den Bauer.

Hier ist deine Frau, sagte der Kadi zu dem Taleb. Führe sie weg, sie ist dein.

Dann wendete er sich zu seinen Gerichtsdienern und sagte, auf den Bauer deutend:

Gebt diesem Manne 50 Stockschläge unter die Fußsohlen.

Der Taleb führte seine Frau weg und der Bauer erhielt seine Schläge.

Nun ward die zweite Sache verhandelt. Ölhändler und Schlächter näherten sich.

Hier ist dein Geld, sagte der Kadi zu dem Schlächter. Du hattest es aus der Tasche gezogen und es hat nie diesem Manne gehört.

Hierauf wendete er sich zu seinen Gerichtsdienern und sagte, auf den Ölhändler deutend:

Nehmt diesen Mann und gebt ihm 50 Stockschläge unter die Fußsohlen.

Der Schlächter nahm sein Geld und bald hatte der Ölhändler seine Hiebe weg.

Endlich ward die dritte Sache verhandelt. Bu-Akas und der Krüppel näherten sich.

Ah! Ihr seid es! sagte der Kadi.

Ja, Herr Richter! antworteten die beiden Parteien zugleich.

Würdest du dein Pferd unter zwanzig andern Pferden wiedererkennen? fragte der Kadi den Bu-Akas.

Gewiß, sagte er.
Und du?
Ohne Zweifel, sagte der Krüppel.
So komm denn mit mir, sagte der Richter zu Bu-Akas.
Sie gingen miteinander fort. Bu-Akas erkannte das Pferd.
Es ist gut, sagte der Richter. Geh', erwarte mich vor dem Tribunal und schicke deinen Gegner zu mir.
Bu-Akas kehrte an die Gerichtsstätte zurück und nachdem er den Auftrag des Richters an seinen Gegner bestellt hatte, erwartete er den Kadi. Der Krüppel begab sich, so schnell es ihm seine fehlerhaften Beine gestatteten, in den Pferdestall. Da aber seine Augen gut waren, so ging er gerade auf das Pferd zu und bezeichnete es mit dem Finger.
Es ist gut, sagte der Richter. Komm mir nach an die Gerichtsstätte.
Der Kadi nahm seinen Platz auf seinem Teppich wieder ein und Alle erwarteten mit Ungeduld den Krüppel, der ihm wegen seiner Gebrechlichkeit nicht schnell folgen konnte. Nach Verlauf von fünf Minuten kam der Krüppel ganz außer Athem an.
Das Pferd gehört dir, sagte der Kadi zu Bu-Akas. Hole dir es aus dem Pferdestalle ab. Dann wendete er sich zu seinen Gerichtsdienern und sagte, auf den Krüppel deutend:
Gebt diesem Manne 50 Stockschläge auf den Rücken.
Bu-Akas holte sein Pferd, während der Krüppel seine Tracht Prügel auflud.
Jetzt kamen wieder neue Klagen an die Reihe, und als der Kadi nach Hause zurückkehrte, fand er Bu-Akas seiner wartend.
Bist du unzufrieden? fragte der Richter.
Gewiß nicht, versetzte der Scheich. Aber ich wollte dich besuchen, um dich zu fragen, vermöge welcher Eingebung du Recht sprichst. Denn ich zweifle nicht, daß die beiden andern Urtheile ebenso richtig sind wie das meinige. Ich bin kein Kaufmann, ich bin der Scheich Bu-Akas, und da ich viel von dir reden hörte, wollte ich dich selber kennen lernen.
Der Kadi wollte Bu-Akas die Hand küssen, aber dieser gestattete es nicht.
Ich möchte gern wissen, sagte er, wie du gewußt hast, daß die Frau dem Taleb, das Geld dem Schlächter und das Pferd mir gehöre.
Das ist ganz einfach, sagte der Richter. Du weißt, daß ich die Frau, das Geld und das Pferd eine Nacht bei mir behalten habe.
Das weiß ich.
Nun also — um Mitternacht ließ ich die Frau wecken, zu mir kommen und sagte zu ihr: „Fülle mir mein Tintenfaß.“ Hierauf nahm die Frau, die dieses Geschäft wol hundert mal in ihrem Leben besorgt haben mochte, mein Tintenfaß, zog den Pfropf heraus, wusch es zierlich aus, stellte es wieder in das Schreibzeug und goß frische Tinte ein. Da sagte ich bei mir selbst: Wenn du die Frau eines Bauern wärst, würdest du kein Tintenfaß zu reinigen verstehen. Du bist also die Frau des Taleb.
Gut, sagte Bu-Akas, zum Zeichen der Zustimmung mit dem Kopfe nickend. Aber wie war es mit dem Gelde?
Mit dem Gelde machte ich es anders, antwortete der Richter. Hattest du bemerkt, wie der Kaufmann mit Öl befleckt war, wie fettig seine Hände waren?
Ja gewiß.
Ich nahm das Geld und warf es in ein Gefäß mit Wasser. Diesen Morgen betrachtete ich das Wasser, aber es war nicht ein Tröpfchen Öl auf der Oberfläche. Ich sagte also zu mir selber: Dieses Geld gehört dem Schlächter und nicht dem Ölhändler. Es müßte fettig sein und das Öl würde zu der Oberfläche des Wassers emporsteigen.
Bu-Akas nickte wiedrr mit dem Kopfe und sagte: Die Sache mit dem Gelde wäre erklärt; wie war es aber mit meinem Pferde?
Das war wieder anders, und bis diesen Morgen war ich in großer Verlegenheit.
Der Krüppel hat also das Pferd nicht erkannt? fragte Bu-Akas.
Freilich hat er es erkannt und er war seiner Sache ebenso gewiß als du.
Nun?
Indem ich euch nacheinander in den Pferdestall führte, wollte ich nicht wissen, ob ihr das Pferd erkennen würdet, sondern ob das Pferd euch erkennen würde. Als du dich dem Pferde nähertest, wieherte es; als der Krüppel sich dem Pferde näherte, schlug es nach ihm. Ich sagte deshalb zu mir selber: Das Pferd gehört dem Manne mit den guten Beinen und nicht dem Krüppel. Und so habe ich dir dein Pferd wiedergegeben.
Bu-Akas nickte wieder mit dem Kopfe, sann einen Augenblick nach und sagte dann freundlich:
Allah ist mit dir. Du solltest an meiner Stelle und ich an der deinigen sein. Du wärest gewiß würdig, Scheich zu sein; aber ich bin doch nicht gewiß, ob ich fähig sein würde, Kadi zu sein.

Kurische Zigeunermutter.



Mannichfaltiges.

Birs-Nemrod, d. h. Palast des Nimrod, ist der jetzige Name der Trümmern von dem ältesten Monumente, das auf uns gekommen ist, von dem in der Bibel erwähnten Thurme zu Babel. Diese Trümmern liegen etwa eine halbe Stunde vom westlichen Ufer des Euphrat. Sie bilden eine Art Terrasse, auf welcher die Trümmer einer Mauer von gebrannten Ziegelsteinen deutlich zu unterscheiden sind, die an mancher Stelle noch über 30 Fuß hoch ist. Steinhaufen und ganze Mauerstücke bedecken weit und breit umher den Boden.

Die Sklaven der Türken werden, wie es die Vorschriften des Korans erheischen, gut gehalten; ihre humane Behandlung wird unter den Türken allgemein als ein Ehrenpunkt angesehen. Auch besteht ein Gesetz, daß Sklaven darauf dringen können, von ihren Herren wieder verkauft zu werden. Nach siebenjährigem ununterbrochenen Dienste sind sie ganz frei, bleiben aber in der Regel im Hause ihrer bisherigen Herren, sodaß sie sich vielleicht in besserer Lage befinden als alternde Dienstboten im christlichen Europa.

Singende Muscheln. An den Küsten Ceylons, wo in dem klaren Wasserelemente ein unermeßlicher Reichthum tausendfacher Geschöpfe sich verbirgt, hört man in den dortigen zauberischen Mondnächten nicht selten vom Meeresufer her melancholisch-melodische Musik, wie Äolsharfen, die in ihren wechselnden zarten Klängen gleichwol das Rauschen der Brandung übertönt. Es sind singende Muscheln, welche die alte Sage vom Sirenengesang ins Leben zurückrufen.

Ein Ochsenkopf. Aus den Sümpfen in der Umgebung der alten Stadt Leczyca in Polen ward vor längerer Zeit ein Thierschädel hervorgebracht, eigentlich nur ein Theil eines kolossalen urweltlichen Ochsenkopfs, die knöchernen Erhöhungen enthaltend, die sich bei dem Rindvieh von dem obern Theile des Kopfes bis unterhalb der Augenhöhlen ziehen und den Hörnern zur Stütze und Unterlage dienen. Aus Unkenntniß kam dies seltene Stück in den Besitz eines Schuhmachers, der es nicht besser zu verwenden wußte, als es bei seiner Arbeit zum Fußschemel zu benutzen. Er stürzte den kolossalen Schädel um, sodaß die beiden Kuppen und der abgebrochene Rüsselknochen zu Stützen wurden und hatte auf diese Art ein bequemes Dreibein, auf dem er lange Zeit hindurch seine Mitmenschen mit Fußbekleidung versorgte, bis endlich ein Kennerauge den Schatz entdeckte, dem nun wahrscheinlich eine Ehrenstelle in dem Museum zu Petersburg bereits angewiesen sein wird.

Wie die türkischen Bauern ihr Getreide aufbewahren. Tiefe Gräben laufen gewöhnlich um das ganze Dorf herum und in diesen wird Korn, Gerste u. s. w. während des Herbstes und Winters aufbewahrt. Die Gräben werden nur mit einem leichten Gerüste aus Zweigen und kleinen Pfählen bedeckt, die mit Lehm beworfen werden und sind für Reiter und Wanderer, die nicht von einem Ortskundigen geführt werden, gefährliche Fallen.

Macomo ist der Name des mächtigsten Kaffernhäuptlings, der in dem jetzigen Kriege der Kaffern mit den Engländern eine Hauptrolle spielt. Er kann, nach der Versicherung des Engländers Cole, der den Kriegsschauplatz in der Capcolonie selbst besucht hat, gegen 10,000 Mann ins Feld stellen, sämmtlich mit Flinten bewaffnet. In dem letzten Kaffernkriege (in den Jahren 1829—30) hatten die Kaffern noch keine Gewehre; die Missionare und die Händler haben sie damit zum großen Nachtheil der Engländer versehen. Macomo ist nach Cole's Beschreibung ein riesengroßer Mann, der in der Regel eine blaue Uniform mit Messingknöpfen trägt, die, viel zu weit für ihn, ihm um den Leib schlottert, ein Paar alte Dragonerhosen mit einem verblichenen Goldstreifen hängen ihm an den Beinen hinab, den Kopf bedeckt ein schlechter Strohhut; sonst weder Hemd, noch Weste, noch Strümpfe. Er ritt einen kleinen Pony mit einem schlechten Sattel; statt der Reitpeitsche führte er einen dicken Stock mit einem blanken Knopfe und in seinem Munde stak eine kleine, geschwärzte Thonpfeife. In London hängt sein Bild in vielen Kunstläden aus und hoffentlich wird es auch bis zu uns seinen Weg bald finden.

Zigeuner gibt es in Norwegen, dort Romanni genannt, eine große Menge, nämlich im Verhältniß zu der dortigen noch nicht sehr starken Bevölkerung. Bei der Volkszählung im Jahre 1845 fand man 1150 heimatlose Personen nachgewiesen; aber sicherlich gab es deren eine viel größere Zahl. Auch dort treten sie in den verschiedensten Eigenschaften, bald als Professionisten, bald als Pferdehändler, bald als Bettler auf. In den abgelegenern Thälern, durch die sie vorzugsweise wandern, sind sie ein Schrecken der Bewohner, bei denen sie sich ohne Umstände einlogiren und Nahrung für sich und ihre Thiere verlangen.

Die Expedition nach Centralafrika, an deren Spitze Barth und Overweg stehen und welche für die nähere Kenntniß der Länder und Gegenden zwischen dem Tschadsee und der Küste Zanzibar sehr ausgiebig zu werden verspricht, indem die von ihnen eingesandten Karten eine Menge neuer Namen aufzuführen haben, ist unlängst aufs neue mit Waaren aller Art versehen worden. Allein für 65 Pf. St. nürnberger Spielwaaren machen jetzt den Weg nach Afrika, um den Reisenden die Gunst der Eingeborenen erkaufen zu helfen.

Die Disteln, die bei uns in der Regel niedrige Gewächse bleiben, gelangen in den russischen Steppen und in den Pampas von Buenos-Ayres zu einer Größe, Entwickelung und Verzweigung, die ganz erstaunlich ist. Oft stehen sie kleinen Bäumen gleich neben den niedrigen Erdhütten des Landmanns, oft bilden sie auf günstigen Bodenstellen ausgedehnte Gebüsche, die den Reiter zu Pferde überragen, der in ihnen rathloser ist wie im Walde, da sie jeden Umblick verhindern und doch keinen Stamm darbieten, den man erklettern könnte.

Die Betten der Türken werden für den jedesmaligen Nachtgebrauch improvisirt; an Federbetten, wie wir sie in Deutschland allenthalben haben, und an besondere Bettstellen dazu ist nicht zu denken. Gegen die Schlafenszeit werden einige Kissen, wie man sie in jeder gut eingerichteten Stube findet, mitten in der Stube aufeinandergethürmt und mit Musselinen belegt, auf denen es sich, wie Reisende versichern, unter einer leichten seidenen Decke herrlicher ruht, als in einem schweren deutschen Federbette.

Der Weinstock wächst am üppigsten in der russisch-asiatischen Provinz Imerethien. In den kolchischen Wäldern spielt er eine Rolle, von der wir uns keine Vorstellung machen können. Wie eine Riesenschlange greift die Weinrebe die mächtigsten Stämme an und windet sich fest um sie, als wollte sie den Koloß ersticken. Ihre auslaufenden Glieder strecken sich nach den umstehenden Bäumen und Bäumchen aus, wie die Fangarme der Sepia im Ocean; sie ergreifen den nächsten Nachbar, umwickeln Schößlinge und Sprößlinge und bilden zahlreiche vegetabilische Laokoongruppen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

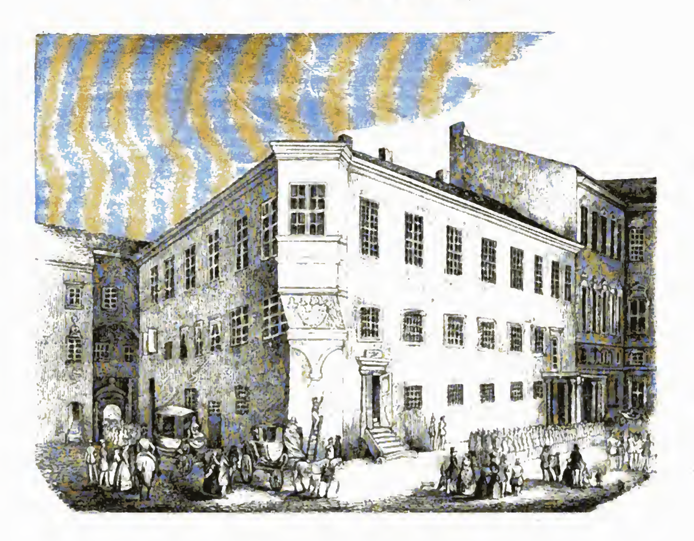
Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 479.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [6. März 1852.

Der Schloßhof zu Königsberg.



Die Befreiung Kaspar Peucer's aus der Pleißenburg zu Leipzig.

Am 8. Februar 1586 in den Morgenstunden war die ganze Burgstraße in Leipzig, vom Eingange in die alte Pleißenburg an, gedrängt voll Menschen bis hin auf den weiten Raum des Thomaskirchhofs. Alle sahen mit gespannten Blicken nach dem noch verschlossenen Thore der festen Burg, Alle waren aufmerksam, Alle zeigten mehr oder weniger Theilnahme. Alle flüsterten leise, der Eine: „Ja, Dem wird recht wohl zu Muthe sein!" Der Andere: „Nun, Dem haben sie lange genug mitgespielt!" Ein Dritter: „Ja, wenn nicht die alte Anna gestorben wäre, hätte er den blauen Himmel nicht wieder gesehen!" Und an der Mauer gelehnt, flüsterte auch wol ein Vierter: „So einen Calvinisten könnten sie immer sitzen lassen; an so einem Höllenbrande büßt die Welt nichts ein!"

Da öffneten sich die Thorflügel des Schlosses und in Begleitung einiger Freunde, die ihn führten, schritt ein hageres, bleiches, von Kummer und Schmerz ab-

gezehrtes, gebeugtes, bejahrtes Männchen heraus, dessen Züge aber ebenso sehr vom Strahle der hellen Morgensonne wie von der verjüngenden Freude belebt wurden. Alles drängte sich zu ihm hin; die ihn näher kannten, drückten ihm die Hand und überhäuften ihn mit leise gesprochenen Glückwünschen; denn damals wagte nicht leicht Jemand laut und auf öffentlichem Markte auszusprechen, wie es ihm ums Herz war. Andere, die dem so Begrüßten minder nahe standen, zogen ihr Barett ab und grüßten ihn achtungsvoll, und nur Solche unterließen dies, welche Luther's Schatten zu nahe zu treten fürchteten, wenn sie einem heimlichen Calvinisten einen guten Morgen geboten hätten. Mit einem Worte, der so abgezehrte und bejahrte Mann war Niemand anders als Kaspar Peucer, einer der rechtlichsten Männer, der größten Gelehrten seiner Tage, der besten Ärzte jener Zeit, welcher aber zehn volle Jahre in der Pleißenburg wie der ärgste Verbrecher als Gefangener gesessen hatte, weil er sich mit dem Dogma der — Ubiquität und Transsubstantiation nicht einverstanden erklären wollte. Was dies für Dinge sind, die ich eben nannte? Lieber Leser! Wenn du sie nicht kennst, so bekümmere dich auch nicht darum! Es sind theologische, längst verschollene Lehrsätze, welche aber viele Jahre lang Millionen Menschen in Athem erhielten, dem ganzen Dreißigjährigen Kriege eine andere Wendung gaben, als er sonst gehabt haben würde, und tausend Einzelne um Brot, Ehre, Freunde, Freiheit, ja ums Leben und aufs Hochgericht brachten. Denke an den Kanzler Nikolaus Crell, so hast du vom letztern ein Beispiel, und Kaspar Peucer möge dir zeigen, wie deshalb damals der beste, rechtlichste Mann wegen solcher Floskeln Amt, Ehre und Freiheit verlieren konnte.

Kaspar Peucer, geboren am 6. Januar 1525 in Bautzen, kam 1540, kaum 15 Jahre alt, vom Gymnasium in Goldberg, empfohlen von dessen berühmten Rector Trotzendorf, fröhlichen Muthes nach Wittenberg zu dem noch berühmtern Philipp Melanchthon, der ihm Haus und Herz öffnete, ihn bald nachher zu seinem Lieblinge, dann zu seinem vertrauten Arbeitsgenossen und endlich (1550) zu seinem Eidam machte, und dies mit Fug und Recht. Kaspar Peucer war ein Genie; Wittenberg hatte keinen gewandtern Philosophen, Niemand las besser Mathematik und Astronomie; einen gelehrtern Arzt hatte ganz Wittenberg und Sachsen nicht aufzuweisen, und nicht minder glänzte er auch als praktischer Arzt. Er schrieb über Sympathie und Antipathie, über die Pest, das Fieber und fast alle gefährliche Krankheiten. In der Weltgeschichte war er ebenso taktfest, und es würde uns unglaublich dünken, wie ein Mann so viele Wissenschaften gründlich treiben könne, wenn man nicht wüßte, daß damals der Kreis einer jeden viel enger gezogen war als jetzt.

Als Schwiegersohn des weltberühmten Melanchthon, im Besitze so vieler und verschiedenartiger Kenntnisse kam er auch bald in die Gunst des Kurfürsten August, und sie stieg bis zu dem Grade, daß er nicht selten nach Dresden entboten wurde, bald um als Arzt zu helfen, bald um bei wichtigen Angelegenheiten seine Meinung abzugeben. Als die Kurfürstin Anna von ihrem achten Prinzen, Adolf, entbunden wurde, hatte er gar die Ehre, ihn als Pathe auf dem Schlosse zu Stolpen aus der Taufe zu heben.

Doch Hofgunst ist ein schwankendes Bret, das über einen reißenden Bach gelegt ist; ein falscher Tritt und man stürzt in die Flut hinab, welche dann oft in einen nie geahnten Abgrund führt. Kurfürst August wurde mit jedem Jahre besorgter, daß sich in Luther's starre Ansichten mildere, versöhnlichere einschleichen könnten. Er hatte seinen Glauben so fest auf Luther's Meinungen gebaut, daß er mehr als einmal sagte, „wie er wünsche, daß ihm der Teufel sie ausreißen möge, wenn er nur eine calvinistische Ader im Leibe habe.“ Melanchthon selbst kam in den Verdacht, sich in der Abendmahlslehre von Luther entfernt und Zwingli und Calvin genähert zu haben; er mußte sich deshalb sogar vor einem theologischen Convente in Naumburg vertheidigen, und kaum hatte er das Auge geschlossen, als in Sachsen der religiöse krypto-calvinistische Sturm aufs heftigste losbrach. Gegen Kaspar Peucer tobte er am schrecklichsten; er, der Eidam und Studiengenosse des großen Melanchthon, an der Spitze der ganzen Universität in Wittenberg, sich ebenso eifrig um Abfassung von religiösen Schriften wie um seine ärztlichen Geschäfte bekümmernd, war den Angriffen der Zeloten um so mehr preisgegeben, je länger sie ihn, den Melanchthon's Fittig deckte, hatten schonen müssen. Der schützende Genius war entflohen, die Feinde hatten freies Spiel. Nikolaus Selneccer, Superintendent in Leipzig, Johann Nävius, der Leibarzt des Kurfürsten und der Kurfürstin Anna, raunten dem schwankenden Fürsten unaufhörlich ins Ohr, daß Peucer es mit den Schweizern halte, daß er ihre Irrlehren durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Wittenberg und dem ganzen Lande durch Wort und Schrift zu verbreiten bemüht gewesen sei; ein kleines katechetisches Schulbuch, das er, wo nicht geschrieben, doch veranlaßt, genau gekannt und namentlich zum Unterrichte dem Rector in Schulpforte empfohlen haben sollte, bildete einen Hauptpunkt der Anklage. Keine Schlechtigkeit war so groß, die nicht vom Neide und von der Bosheit mancher Theologen in Wittenberg und andern Orten versucht worden wäre. Einer z. B., Jakob Andreä, schrieb dem Kurfürsten geradezu, daß er, der Kurfürst, vom Peucer'schen Abendmahlsgift angesteckt sei, daß Peucer des Kurfürsten Gemach wie ein Bullenbeißer bewache, daß Niemand, welcher anders lehre, zu ihm kommen könne. Der junge Prinz, welchen Peucer aus der Taufe gehoben hatte, war gestorben, und so sagten wieder Andere dem gläubigen Kurfürsten, wie dies eine Strafe Gottes sei, weil so ein Calvinist der heiligen Handlung beigewohnt habe. Es ist einzusehen, daß kaum die Hälfte solcher Mittel nöthig war, den rechtlichen Peucer zu stürzen. Zu Anfang des Aprils 1574 wurde plötzlich vom Schloßhauptmann Ernst Wettin in Wittenberg seine Wohnung überfallen und Alles, was sich von Schriften bei ihm vorfand, weggenommen; Peucer mußte, halbkrank, nach Dresden reisen, wo er sogleich Hausarrest bekam und neun Tage später von einer Hofcommission verhört wurde, die ihn wegen seiner „calvinistischen Verschwörung“ und was dergleichen Albernheiten mehr waren, auf die geistige Folter spannte. Der Kurfürst hatte sich unmittelbar über seine Verantwortung Bericht erstatten lassen, und man verlangte dann von ihm, daß er selbst um seine Entlassung ansuchen solle. Die Form des Gesuchs wurde ihm vorgeschrieben, sie war ein schändliches Machwerk; denn er mußte darin bekennen, daß er eine andere Abendmahlslehre in Sachsen habe einschwärzen wollen; daß er große Strafe verdient habe und es daher für eine große Gnade halte, ohne solche von seiner Stelle entlassen zu werden. Jedoch die Hoffnung, frei zu werden, bestimmte ihn, den Uriasbrief zu unterzeichnen.

Mit nichten! Am 28. Mai 1574 war wieder ein theologischer Convent in Torgau anberaumt und sogleich fielen die frommen Herren wieder über das schon erwähnte katechetische Handbüchlein her; Peucer hatte sich auch vor diesen Seelenhirten zu verantworten, welche noch viel grimmiger zu Werke gingen als die Hofcommission in Dresden; die calvinistische Verschwörung spielte nicht minder eine Rolle in seinem Verhör, und der Schluß davon war, daß er, statt frei zu werden, als Gefangener aufs Schloß nach Rochlitz gebracht wurde.

Hier saß er, obschon in leidlichem Gewahrsam, bis ihn am 17. Februar 1575 der Bürgermeister Hieronymus Rauscher aus Leipzig besuchte, der ihm zuredete, daß er doch Alles freiwillig gestehen möge, denn sonst könne er wol auf die Folter kommen. Und nun begann er ein Verhör, wie es sich nur bei einem frommen Juristen gestalten kann, daß endlich Peucer ihm gerade heraus sagte, er habe seine religiösen Ansichten nicht von Calvin, sondern unmittelbar von Melanchthon, aber auch dieser habe ihm oft mit heißen Thränen geklagt, wie er nur durch Luther's Ansehen und die Wuth seiner Gegner verhindert worden sei, sich offen auszusprechen. Rauscher berichtete allerunterthänigst an den Kurfürsten; Peucer selbst wurde von Rochlitz nach Zeitz gebracht, weil eine verwitwete Prinzessin das Schloß beziehen wollte, und als sie diesen Plan aufgab, transportirte man ihn wieder nach Rochlitz; an demüthigen Bitten um Freilassung ließ er es keineswegs fehlen, aber „so lange ich lebe, soll er nicht frei werden", sagte die gute fromme Mutter Anna, die Gemahlin des Kurfürsten August. Dieser gab nach und ließ, von neuem Glaubenseifer getrieben, den Gebeugten am 2. August 1576 auf die Pleißenburg nach Leipzig bringen, und hier saß er nun in einem Kerker, als ob er der ärgste Verbrecher wäre; ein finsteres, einsames, feuchtes, moderiges Gewölbe schien bestimmt, ihn langsam verschmachten zu lassen. Kein Blatt Papier, keine Feder und Tinte, kein Buch ward ihm gestattet. Der Bürgermeister Rauscher hatte vom Hofe die specielle Beaufsichtigung des Gefangenen und gab sich alle Mühe, dem Hofe recht gefällig zu sein, indem er die kurfürstlichen Befehle, so viel er konnte, verschärfte und sie täglich mit Drohungen würzte. „Nach dem Hohenstein werdet Ihr gebracht werden", sprach er. „Da kommt Ihr in einen Kerker unter die Erde!" Hierzu kamen nun noch die Tröstungen von Nikolaus Selneccer und dessen Amtsgenossen. Peucer wollte communiciren; Selneccer, statt gleich darauf einzugehen, begann in Gegenwart des Bürgermeisters Rauscher, seines hohen Gönners und Patrons, einen Streit über die Transsubstantiation und Ubiquität, und als der Gefangene bei seiner Ansicht blieb, als die frommen Männer umsonst um so heftiger gebrüllt hatten, je ruhiger und sanfter er ihnen begegnete *), so übergaben sie ihn dem Teufel und seinen Engeln, ohne ihn des begehrten Trostes zu würdigen.

Es hatten sich gar manche hohe Herren für den Unglücklichen verwendet; selbst Maximilian II. hatte, fast gleich, als er festgenommen war, lebhaft für ihn gesprochen. Aber „meine Leute müssen in der Religion glauben, was ich glaube!" gab ihm der Kurfürst zur Antwort. Endlich starb die gute fromme „Mutter Anna", und sie hatte kaum die Augen geschlossen, als der 59jährige Witwer die 13jährige Prinzessin Agnes von Anhalt heimführte. Es war im Anfange des Jahres 1586; der Hof zu Anhalt war Melanchthon's Ansichten zugethan und Agnes, die junge Braut, angewiesen, des Gefangenen Freiheit zu erbitten. Peucer mußte sich nur eidlich und schriftlich verbindlich machen, weder mündlich noch schriftlich über die gegen ihn geübten Schändlichkeiten etwas zu äußern oder äußern zu lassen. „Ich unterschreibe dies", sagte er, „wie ein rechtlicher, unschuldiger Mann jederzeit sich solche Hofgunst gefallen läßt; man bekommt Ohrfeigen und bedankt sich noch dafür!" Doch die Schrift, welche dem ganzen Verfahren die Krone aufsetzte, verlor schon in drei Tagen ihre Gültigkeit. *)

*) Der genannte Andreä war auch gegenwärtig.

Am 8. Februar 1586 verließ Kaspar Peucer den Kerker der Pleißenburg und am 11. Februar 1586 der Kurfürst die Erde. Er war einer der wackersten Fürsten Sachsens, sofern es nicht auf Jagd und confessionelle Gegenstände ankam. Peucer überlebte ihn noch viele Jahre, bis zum 25. September 1602. Sein erstes Weib war ihm zehn Jahre vor seiner Befreiung gestorben; nach der Befreiung heirathete er 1587 eine Witwe aus Bautzen, mit welcher er ein ansehnliches Vermögen erhielt. Am Hofe der anhaltiner Fürsten blieb er ausgezeichneter Arzt bis an sein Ende, dem er so lächelnd entgegensah, daß er noch wenige Augenblicke vorher ein Chronodistichon machte, welches sein Todesjahr enthielt. Kinder und Enkel überlebten ihn in großer Zahl und sein Geschlecht blüht noch heute. Peucer, Consistorialrath in Weimar, aber von anderm Geiste beseelt, als Selneccer und Consorten gegen seinen Ahnherrn, stammte in gerader Linie von ihm ab und erneuerte sein Andenken 1840 in dem von Haltaus herausgegebenen „Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst".

Kaspar Peucer's Schicksal aber lehrt, wie ein guter Fürst sogar sich leicht zu Gewaltthätigkeiten hinreißen lassen kann, wenn er seinen Glauben zu dem aller seiner Bürger machen will, und wie der rechtlichste, wackerste Mensch sich verirren kann, wenn er meint, daß er allein den rechten Glauben habe und damit das Recht, auch jeden Andern verfolgen zu dürfen, welcher andere Ansichten hat. Selneccer, Andreä, Hieronymus Rauscher waren bis auf diesen Punkt vielleicht recht brave Männer. Bewahre uns aber der Himmel vor ihrer Frömmigkeit und vor der Aller, welche alleinselig machen zu können glauben.

Englische Schuldisciplin.

Der Lehrer darf nicht einen Schlag mehr geben, als das Gesetz ihm erlaubt; die Schüler kennen auch in dieser Beziehung die Befugnisse des Vorgesetzten und ihre eigenen Rechte sehr genau und halten eifersüchtig auf dieselben. „Ein alter Master" — so erzählt ein Reisender, der sein Augenmerk besonders auf das englische Schulwesen gerichtet hatte — „sagte mir, er gebe immer einen Schlag weniger, als er gesetzlich dürfe; denn bei jeder Strafe müßten Kinder das Gefühl haben, ihnen sei noch etwas vergeben, und wenn Paulus fünf mal vierzig Streiche erhalten habe weniger eins (2 Kor. 11, 24), so sei dieser eine gewiß auch bei den Juden nur ein Gnadenerlaß gewesen."

*) Zum Überflusse sprach ihn der Kurfürst Christian I., der Nachfolger August's, von dem gegebenen Versprechen los.

Das neue Parlamentsgebäude in London.

Es ist unstreitig das umfangreichste gothische Prachtbauwerk, das je aufgethürmt worden ist, selbst den kölner Dom, wenn er vollendet wäre, nicht ausgenommen. Es bedeckt acht Acker Landes zwischen der Themse und der Westminsterabtei. Die Façade an der Themse ist 900 Fuß lang und sieht wie brabanter Spitzen aus. Der Victoria-Thurm ist 340 Fuß hoch. Eine Menge andere Thürme durchbrechen die Linien der etwa 20 Dächer. Inner- und außerhalb wird es mit 450 Statuen verziert werden. Im Innern umfaßt es über 350 Hallen, Zimmer, Bureaus u. s. w. Das Oberhaus ist 97 Fuß lang, 45 Fuß hoch und breit. Die an den Wänden hinlaufenden Fresken stellen theils historische, theils symbolische Scenen dar. Zwischen den zwölf Fenstern von prachtvollem farbigen Glase sind Nischen, mit Statuen angefüllt. Das Haus der Gemeinen ist kleiner; die Wände sind mit Eichenholz getäfelt, alles Geräth ist einfach und solid.

Der Baumeister dieses Palastes ist Charles Barry. Der erste Stein ward am 27. April 1840 gelegt. Noch ist der Bau nicht völlig beendigt. Ist dies der Fall, so wird dieser prächtigste und großartigste aller Constitutionspaläste über anderthalb Millionen Pf. St. kosten. Er kann nie abbrennen, da alles Brennbare durch den Magnetian-Kalkstein oder Granit von Aberdeen, aus dem der ganze Bau besteht, immer so von brennbaren Stoffen anderer Hallen und Zimmer geschieden ist, daß höchstens ein einziger Raum ausbrennen kann.

Veitstanz.



In der Zeit des Mittelalters, namentlich gegen das Ende des 14. Jahrhunderts zeigte sich in einigen Gegenden des südöstlichen Frankreichs und in den Rheingegenden Deutschlands eine eigenthümliche Erscheinung, eine Ausgeburt religiöser Schwärmerei, fast wie eine epidemische Krankheit, die sich in wilden Tänzen und Sprüngen in der Nähe der Kirchen Luft machte. Man nannte sie in Deutschland allgemein den Veitstanz. Wie es dabei zuging, zeigt unsere Abbildung. Der Pöbel versammelte sich auf dem Platze vor einer Kirche, schrie und lärmte, faßte sich bei den Händen und bildete Ringelreihen. Viele warfen die Kleider ab, und so ging es wie toll im Kreise herum, bis die Meisten vor Ermattung niederfielen. Wer aus der Kirche kam und dem Strome des Pöbels nicht widerstehen konnte, wurde mit in diesen schauderhaften Wirbel gerissen, der immer rasender wurde und kein Ende nehmen wollte. Viele blieben wie todt liegen, ja Manche sollen vor rasender Tanzwuth wirklich gestorben sein.

Irische Politiker.





Die Wunder des Ätna.

Zu den höchsten Bergen Europas, die Alpen abgerechnet, und selbst diese doch nur zum kleinen Theil, gehört der Ätna; die Alten aber, welche noch nichts von diesen und ebenso wenig von der Andenkette der neuen Welt, der Himalaya- und tibetanischen Kette Ostindiens wußten, hielten ihn gar für den höchsten der ganzen Erde. Auf ihn, meinten sie, hätten sich einst, der allgemeinen Flut zu entgehen, Deukalion und Pyrrha gerettet, und noch Pindar schildert ihn, allerdings als Dichter, wie er eine Säule des Himmels sei, den Schnee und Reif ernähren, aus seinem Abgrunde aber heilige Quellen unzugänglichen Feuers speie. Man sieht daraus, daß er schon vor Jahrtausenden so hoch sein mochte wie jetzt, und öfters ebenso tobte und Verheerung ringsumher drohte wie in unsern Tagen. Berichte davon haben wir allerdings wenige, und noch weniger genaue. Diodor erzählt von einem Ausbruche, der die Sicamer nöthigte, die östliche Seite Siciliens, wo sie wohnten, mit der westlichen zu vertauschen. Thucydides berichtet von drei andern, wobei er jedoch, gleich dem Erstern, die Zeit, wo der früheste Ausbruch stattfand, nicht anzugeben vermag. Nur von dem zweiten bezeichnet er die Zeit genauer und meldet, daß die 75. Olympiade (im 6. Jahrhundert v. Chr.), in welcher er stattfand, durch eine Münze verewigt worden sei, die man zum Andenken zweier Jünglinge schlug, welche ihre Ältern mitten aus den Flammen retteten; sie hießen Amphinomus und Anapius. Man errichtete ihnen einen Tempel, wo man ihnen, wo nicht göttliche, doch solche Verehrung erwies, wie sie bis auf den heutigen Tag den Heiligen der Kirche gezollt wird. Ungefähr im 5. Jahrhundert v. Chr., wo Pindar seine Oden schrieb, fand der dritte Ausbruch statt, den Thucydides erwähnt. Wie oft hat er nachher noch seine Wuth geltend gemacht! Wie oft mag er schon getobt haben, ehe ein Mensch hier wohnte oder es der Nachwelt kundthun konnte!

Uns kümmert dies jetzt nicht; wir sprechen hier nur von seinen Wundern. Unmerklich erhebt er sich im Osten der großen Insel Sicilien aus der Ebene empor und steigt und steigt, bis er endlich in eine ungeheure Pyramide ausgeht, in der die Gewässer des Himmels Furchen neben Furchen gegraben haben; in ihnen rauschen kleine Quellen nach Nord und Süd hinab, werden zu Bächen und sammeln neue Kraft, wenn der Schnee schmilzt, der um die hohe Pyramide oben einen ewigen, nimmer verbleichenden Kranz bildet.

Über 7000 pariser Fuß beträgt die Höhe des Bergs bis zu der Spitze dieser Säule des Himmels, wie sie Pindar nennt; aber welchen Umfang nimmt der Fuß des Berges ein, dessen Gipfel sie krönt! Gegen 50 Stunden hätte man nöthig, um ihn an seiner Wurzel zu umgehen. Welche Oberfläche muß also das Gesammtgebiet des Bergs bilden! Wie groß ist demnach die Bühne des Verderbens, der Verheerung, die sich nach allen Seiten ausbreitet! Allerdings aber auch des Reizendsten, was die Natur auf Erden irgendwo zusammengehäuft hat. Hier erfüllt sie das Herz mit Furcht und Schreck, und dort löst es sich

in Wonne, Freude, Entzücken und Bewunderung auf. Wie mannichfach wechseln die Bilder der Landschaft, wie rein und erquickend ist die Luft, wie üppig die Pflanzenwelt, wie bezaubernd sind die weinbekränzten Hügel und Wälder und wie lieblich kräuseln sich die blauen Meeresfluten in der Tiefe. Darum siedelten sich so früh, schon vor Jahrtausenden, die Menschen am Fuße des Riesen hier an; darum entstanden immer wieder neue Geschlechter, wenn er voll Zorn die frühern vernichtet hatte. Darum ist noch jetzt die Bevölkerung hier ringsherum zahlreicher als auf irgend einem Punkte der ganzen Insel, und wol gegen 80 Städte und Städtchen, Flecken und Dörfer zählt man am Fuße wie auf der bewohnbaren Fläche des Bergs.

Denn allerdings ist er nicht bis zur Spitze hinauf bewohnt; im Gegentheil steht seinem fruchtbaren Gürtel ein noch größerer zur Seite, den Niemand anbauen kann, und noch einen dritten bilden große Wälder, mit üppigen Weiden wechselnd, indem das Ganze zu gleicher Zeit die verschiedenen Jahreszeiten, die verschiedenen Klimate und ihre verschiedenen Gaben finden läßt. Die fruchtbare Gegend umzieht den so großen Kreis der Grundfläche bis zu einer Höhe von wol vier Stunden hinauf. Aber wodurch ist sie so fruchtbar? Was die Spitze des Berges oben auswarf und herabrollen ließ, die Lava, ist im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden durch Einfluß der Luft, des Regens, des menschlichen Fleißes zum fruchtbarsten Erdreich geworden. Berechnen läßt sich die Zeit nicht, welche hierzu gehörte; denn man findet ebenso gut Lava, die nach 3—400 Jahren kaum mit acht Zoll Erde bedeckt worden ist, und die Stadt Catanea zieht ihre Bausteine seit 2000 Jahren aus einer und derselben Schicht, die nie verwitterte; nur so viel ist gewiß, daß die meisten ausgeworfenen Stoffe endlich wieder tausendfältig ersetzen, was sie einst im glühenden Zustande verheert hatten. Unermeßliche Felder mit Hanf und Lein bedeckt, weinbekränzte Hügel, Ölbäume, Pomeranzenhaine und mitten unter ihnen majestätische Dattelpalmen, Aloe- und Zuckerrohranpflanzungen mischen sich daher hier in bunter Reihe, von den kleinen Bächen bewässert, die aus der Höhe herabrieseln. Jetzt aber folgt ein unfruchtbarer Gürtel, so wild und steinig, daß ihn nur mühsam der Wanderer zurücklegt und, mit Schweiß bedeckt, dann in den dichten Wald gelangt, der über ihm beginnt. Da bildet sich aus dem Boden ein weicher, grüner Rasenteppich und tausenderlei gewürzhafte Blumen hauchen ihren Balsam aus. Schlünde, die einst nichts als Schwefeldünste und Flammen ausströmten, haben sich zu Gebüschen und kleinen Thälern verwandelt, oft mitten im dichten Walde, der vielleicht älter ist als das Menschengeschlecht und in welchem unter Eichen, Eschen und Kastanien ein ewiger Frühling herrscht. Die Stille und Ruhe der Natur wird nur vom fernen Geblöke der Heerden und dem Gesange der Hirten unterbrochen, die noch an die Tage erinnern, wo einst hier Daphnis durch seine Lieder wie durch seine Liebe berühmt wurde, daß sein Name sich bis auf unsere Zeiten vererbte. Hier finden sich Kastanienbäume, die durch Alter wie durch Höhe und Umfang mit jedem dadurch berühmten Baume der Erde wetteifern können, und Einen davon, der wenigstens noch den Anfang des 19. Jahrhunderts erlebte, kennt man, welcher unten im Stamme einen Umfang von 160 Fuß hatte. Er war ganz hohl geworden und bildete im Stamme eine kleine Wohnung. Bäume solcher Art von 25 Fuß Durchmesser sind noch jetzt hier nicht selten. Doch welches Wunder bietet die Natur wieder in diesem Walde dar! Man denke nur, daß er eigentlich in nichts als verwitterten Lavablöcken wurzelt. Wie viele Jahre, ja Jahrhunderte gehörten nun wol dazu, ehe diese glühende Masse verkühlte, ehe sie verwitterte und zu Staub zerfiel, ehe sich auf diesen Gesteinen Flechten ausbildeten und zu einem fruchtbaren Stäubchen Erde wurden, ehe darin wieder Moose wurzeln konnten, worauf dann Gräser und Blumen entsprossen, ehe diese alle nun so viele fruchtbare Erde schafften, daß ein kleines Gesträuch Nahrung fand, bis endlich ein Baum, Busch, ein solcher Wald Fuß fassen konnte! Welche Zeit, welche ununterbrochene Thätigkeit, die kein Auge eines Menschen erblickte, gehörte dazu!

Ist man, so weit dies auf einem solchen Berge möglich ist, vier Stunden und noch länger höher hinaufgeschritten, so gelangt man zu der nicht minder berühmten Ziegenhöhle, bereits mehr als 5000 Fuß hoch über dem Meere gelegen; die Natur hat sie aus jener erwähnten unverwüstlichen Lava erbaut, und wenn die Ziegen, welche in der Nähe weiden, von Stürmen oder Regengüssen überfallen werden, flüchten sie sich mit ihren Hirten unter das schützende Gewölbe. Von Zeit zu Zeit aber dient sie und ein kleines dabei gebautes Haus den sparsamen Wanderern als Nachtquartier, welche die Spitze des Ätna zu erklimmen wagen. Sie zünden dann am Eingange ein Feuer an, dessen Rauch oder Flamme die während der guten Jahreszeit hier herumziehenden Hirten herbeiruft, ihnen Milch, Käse und sonst zu bringen, was ihre Armuth vermag. Ein wildes Völkchen bilden diese Leute; mit nichts erinnern sie an die Bilder, die Theokrit, Virgil, Tasso, Guarini und alle die spätern Dichter bis auf Geßner in uns zurückgelassen haben. Doch eins ist ihnen geblieben: Ehrlichkeit, Einfachheit, Gastfreundschaft. Auch ihre Gattinnen und Töchter lassen an keine Chloe, Daphne, Sylvia denken. In der Jugend zeigen sie das reizende Profil, wie es das Alterthum uns aufbewahrt hat, und ein feuriges Auge; doch der Sonnenbrand und die Dürftigkeit verwischen gar schnell auch diese Reize. Allein mit der Ziegenhöhle haben die Freuden, welche das Leben der Heerden, ihrer Hirten und des Waldes bieten, ein Ende. Wir treten in die Eis- und Schneeregion des Ätna, in die Wolkenschichten, die oft sein Haupt verhüllen und jeden Blick über ihr Gebiet hinaus unmöglich machen, in das Reich des Äolus, der seine Stürme oft mit einer Gewalt losläßt, daß der Wanderer sich nicht aufrecht erhalten kann; dabei aber ist die Kälte nicht selten so scharf und durchdringend, daß der Frost alle Glieder steif und unbeweglich zu machen droht oder sie selbst erfrieren läßt. Den Meisten entgeht hier der Muth, höher und höher zu steigen; denn mit jedem Schritte mehren sich die Gefahren und Beschwerden. Allmälig thun sich Spalten auf, aus welchen erstickende kleinere oder größere Rauchsäulen von schwefligen Dünsten emporwirbeln. In einer halben Stunde wäre der Weg bis zu der Spitze zurückzulegen, um dann in die tiefe Schlucht hineinzublicken, wo Vulkan mit seinen Gesellen, den Cyklopen, schon vor Jahrtausenden dem Mars die Waffen und Rüstung schmiedete; aber diese halbe Stunde dehnt sich zu Stunden aus, weil sich der Berg hier fast senkrecht erhebt und also nur in sehr weit gedehnten Bogen errungen werden kann, weil nichts als loses, schlackiges Gestein unter- und übereinander liegt, das nirgends dem Fuße einen festen Punkt bietet und jeden Schritt vorwärts wer weiß wie

oft zwei Schritte rückwärts bringt, dann aber nicht minder selten den Fuß verwundet, wenn nicht gar zu brechen droht. Auf Händen und Füßen zugleich kriechend, von Schweiß bedeckt, gelingt es vielleicht, endlich da oben zu sein, wo man meinen könnte, die Herrlichkeit der ganzen Welt zu überschauen, wenn gerade günstige Umstände, stille Luft und heiterer Himmel das gefährliche Unternehmen begünstigt haben. Auf dem Rande des ungeheuern Kraters sitzend, sodaß der nie ganz schweigende Wind die aus der flammenden Tiefe emporsteigende Rauchsäule nach der entgegengesetzten Seite hintreibt, läßt sich dann der Umkreis desselben, vielleicht eine kleine Stunde betragend, seine Tiefe, wo es immer kocht, braust, zischt, wogt und wallt, mit Grausen betrachten. Die Oberfläche dieses Feuermeers ist vielleicht eine Viertelstunde unter den Füßen des kühnen Beobachters; doch wehe ihm, wenn sich der Wind plötzlich drehen sollte. Der aufsteigende Schwefeldunst würde ihn ersticken; und noch schrecklicher würde es sein, fiele es dem Berggeiste in der Tiefe ein, zürnend seine Gewalt unversehens geltend zu machen, aus den Feuerwogen eine Masse glühendes, flüssiges Gestein herauszuwerfen und ihn unter demselben zu begraben! Nur kurze Zeit wird ihm daher gestattet sein, das furchtbare Schauspiel zu genießen, wenn sich selbst Alles vereinigte, es ihm zu gestatten. Gebeten, gewarnt und endlich genöthigt von den Führern, die gewissermaßen für sein Leben verantwortlich und für das ihrige selbst besorgt sind, wendet er lieber die langsam wiederkehrenden Kräfte noch dazu an, den Blick in die Nähe und Ferne schweifen zu lassen und das große, weite Schauspiel unter ihm wie ringsumher zu betrachten. Hier erst gewahrt er den erstaunlichen Umfang, hier erstaunt er über den Gürtel von Eis und Schnee, aus welchen sich überall Zacken, Spitzen, Klippen, einzelnen Thürmen gleich, emporgearbeitet haben. Dieser ewige Schnee, dieses Eis, das ganz Sicilien und Neapel versorgt, seine Getränke zu kühlen, ist ein dem Ätna eigenes Wunder; denn unter dem Eise und Schnee lodert ja eine immerwährende Glut in diesem nie feiernden Berge. Selbst im heißesten Sommer schmelzen sie nicht, und mitten durch sie bricht öfters die Flamme aus den Wänden des Ätna heraus, ohne daß sich die Menge mindert. Schon die Alten wissen nicht genug diese Erscheinung zu würdigen und schon Pindar, 500 Jahre v. Chr., besingt dieses Räthsel, wie später der Römer Silius Italicus. Doch unterhalb dieses ewigen Frostes hat er auch erst die volle Aussicht über den Wald, welcher unter dieser Eiszone den Berg umzieht, während hier und da aus dem tausendjährigen Forste einzelne Berge emporsteigen, die für sich und alleinstehend, für Riesen gehalten werden könnten, statt daß sie, aus dem Ätna entspringend, nur demüthige Diener desselben zu sein scheinen. Und nun endlich nahe dem Fuße des Ätna diese zahllose Menge von Schlössern, Dörfern, Kapellen, Klöstern, Kirchen, Städtchen, Städten, Feldern, Wiesen, Weinbergen, bis der Riese endlich die äußerste Spitze seiner Zehen im blauen, kräuselnden Meere badet! Schweift das Auge in die Ferne, so hat es die ganze Insel Sicilien wie eine Landkarte vor sich; in den Wolken am Horizont schaut es Maltas weiße Felsen; die äolischen Inseln scheinen mit der Hand erreicht werden zu können. Die Kälte an einem so glücklich getroffenen Tage ist dann von der warmen Mittagssonne verscheucht und statt ihrer sind 8—10 Grad Wärme bei der reinsten Luft gerade hinreichend, den Weg nach der Ziegenhöhle leichter herab zurücklegen zu können, als das Emporklimmen war. Wie wenige jedoch den Muth haben werden, das wundervolle Schauspiel auf der höchsten Spitze des Bergs zu genießen und wie noch seltener ihr Muth von den Umständen gekrönt, wie er im Gegentheil durch die zu großen Schwierigkeiten, nahe am Ziele, gelähmt werden wird, bedarf nach dieser Schilderung wol keines weitern Nachweises.

Dorfkirche in Wallis.



Mannichfaltiges.

Die Quellen des Nils sind lange ein Gegenstand des Suchens und Streitens unter den Reisenden und Gelehrten gewesen. Auch in dieser Beziehung scheint man jetzt aufs Reine gekommen zu sein. Nach dem Bericht, den der Reisende Krapf nach England eingesandt hat, scheint es außer Zweifel gesetzt, daß der (weiße) Nil aus dem weißen Berge Ndur-Kenia, etwa unter dem Äquator entspringe. Am Fuße jenes Schneebergs sei ein See, aus welchem der Fluß Nsareddi fließe, dann durch einen noch größern See, den Baringo, gehe und bei dem Austritt aus demselben den Namen Nil bekomme.

Die Yeziden, die vermeinten Teufelsanbeter in Armenien, Kurdistan u. s. w. sind nach den Schilderungen eines neuern Reisenden lange nicht so schlimm als ihr Ruf; sie zeigen vielmehr die schätzbarsten Eigenschaften, die Persern, Kurden, Türken u. s. w. mehr oder weniger abgehen. Ihre Ehrlichkeit im Handel und Wandel ist fast sprüchwörtlich. Güter, die man ihnen zur Aufbewahrung anvertraut, erhält man sicher wieder. Diebstahl kommt unter ihnen äußerst selten vor und bringt den Thäter in die größte Verachtung.

Die Ellerbecker Fischerinnen versorgen die Stadt Kiel mit den Leckerbissen der See und betreiben ausschließlich den Fang der berühmten Kieler Sprotten. Diese Ellerbeckerinnen sind Mannweiber; sie tragen stets Männerhüte und größtentheils auch Männerstiefeln. Wenn sie Fische zur Stadt bringen, rudern sie ihre schmalen, trogartigen Kähne mit Rudern, welche genau einer hölzernen Schaufel gleichen, immer stehend. Oft sieht man vier bis sechs Ellerbeckerinnen in einem solchen Kahne stehen und man muß sich wundern, daß ihre kleinen Nachen nicht oft umschlagen.

Die Insel St.-Helena erscheint den ihr allmälig sich nähernden Seeleuten am äußersten Horizonte zuerst wie eine dunkle Wolkenschicht mit zerrissenen Spitzen. Nach und nach treten die wilden Umrisse deutlicher hervor; aber es zeigt sich kein Baum, kein Busch an den scharf gezackten, grauschwarzen Felsenmassen, welche daliegen wie chaotische Riesentrümmer einer untergegangenen Welt. Erst wenn man näher herankommt, werden Signalhäuser, Redouten, Batterien sichtbar und endlich erscheint in einer schmalen Schlucht, welche sich nach dem Lande hin erhebt, nach dem Meere hin sanft abdacht, das Städtchen Jamestown mit hellen massiven Häuschen und grünen Bäumen dazwischen. Dieser Anblick steht im grellen Contraste mit dem einsamen todten Felsen, den die Natur selbst dem großen Todten, der hier ruhte, als ein Riesendenkmal gesetzt zu haben scheint.

Der Bu-Segh-Segh ist ein bösartiges, hitziges Sumpffieber, das im Innern Afrikas während der heißesten Zeit grassirt und die Menschen zu Hunderten schnell hinrafft. Die Neger schreiben es einem gespenstischen Wesen zu, das in den Sümpfen sein Wesen treibt. Wer in dieser schlimmsten Zeit des Jahres im Sumpfe ein Plätschern hört, ohne etwas zu sehen, der lasse es sich nicht einfallen, die Sache näher zu untersuchen, sondern mache sich so schnell als er kann auf die Beine. Denn der Sgrugru — so heißt das Gespenst — kann ihm, ehe er es sich versieht, den Hals umgedreht haben.

Fjords (Föhrden) nennt man die schmalen, länglichen, tief ins Land eindringenden Meeresarme, die sich an den Küsten fast aller skandinavischen Länder — Schwedens, Norwegens, Islands, Finnlands u. s. w. — finden, so auch an der ganzen Ostküste Jütlands; die Bucht von Kiel und den Meerbusen von Eckernförde könnte man auch hierher rechnen. Auch Schottland hat viele solche Meereinschnitte und für sie den halbskandinavischen Namen „Frits". Die Nebenarme der Fjords heißen Nooren und in ihnen kommen alle Grade von Salzigkeit des Seewassers vor.

Der Korkbaum, der namentlich in Spanien in großer Menge wächst, wird oft mehre Jahrhunderte alt und schon im zwölften Jahre macht man den Anfang, seine Rinde abzuschälen. Von da an geschieht dies regelmäßig aller vier Jahre; ist der Baum bis auf die dünne innere Rinde abgekleidet, so schwitzt er einen zähen Saft aus, der sich an der Luft verdickt und in der schon erwähnten Frist eine neue Korkrinde bildet. Die beste Rinde geben diejenigen Bäume, welche in sehr magerm, steinigem Boden stehen; nur darf es nicht an Wärme fehlen.

Die Pflanzenwelt des Meers hat der Mensch als Herr der Erde auch mit in sein Erbtheil genommen. In Schottland gilt Meersalat als eine nicht zu verachtende Speise; isländisches Moos (Carraghen) und Mehltang sind bedeutende Handelsartikel. An den Küsten der Normandie, Irlands, Schottlands, Islands und Norwegens wird der sogenannte Zuckertang zur Ernährung des Rind- und Schafviehs verwendet. Die großen Tanghaufen, welche jeder Sturm an den Westküsten Europas auswirft, werden in Frankreich besonders als werthvolle Düngersubstanz benutzt und viele Meilen weit landeinwärts gefahren. Aus den Aschenrückständen der Meerpflanzen wird der Stoff der Jodine gewonnen, der in medicinischer und technischer Hinsicht so sehr wichtig ist.

Mechanischer Walfisch. Unter diesem Namen — erzählt die englische Schiffszeitung — wird jetzt in Neuyork ein neues Taucherboot gebaut, in welchem 8—10 Männer stundenlang sollen unter Wasser bleiben können — wenn es kein amerikanischer Puff ist.

Ankündigungen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 480.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [13. März 1852.

Elihu Burritt, der Stifter des Friedensbundes.



Dieser merkwürdige Mann, der fünfte Sohn eines Schuhmachers, ward am 12. December 1811 in Neubritain im Staate Connecticut in Nordamerika geboren. Nur nothdürftig und kurze Zeit in einer Bezirksschule unterrichtet, aber sich fortbildend durch die Lecture der Bücher, welche die kleine Gemeindebibliothek ihm bot, trat er nach seines Vaters Tode bei einem Grobschmied in die Lehre und setzte nach bestandener Lehrzeit seine Studien bei seinem Bruder, der eine Schule hielt, fort, besonders in der Mathematik, um sich zum Feldmesser auszubilden. Er beschäftigte sich mit der Erlernung mehrer Sprachen, und das Schmiedehandwerk, das ihm bei fleißiger Arbeit einen guten Verdienst zuführte, lieferte ihm eben dadurch die Mittel, sich immer mehr auszubilden. Bald erwarb er sich in Amerika einen Namen. Nach seiner ganzen Natur und nach dem Gange, den seine Bilduug genommen hatte, war Burritt ein Bewunderer alles Großen und Heldenmüthigen, als er begann, Geographie, oder wie er selbst sie benennt, Anatomie des

Erdballs zu studiren und dadurch zu der Überzeugung gelangte, daß Gott durch die Verschiedenheit der Wärmegrade des Bodens sowie der Erzeugnisse der verschiedenen Länder deutlich seinen Willen zu erkennen gegeben habe, daß die Völker voneinander abhängen sollen und daß sie zwar auf jeder Stelle der Erde von deren Erzeugnissen nothdürftig leben können, daß aber, je mehr mit der Bildung eines Volkes seine Bedürfnisse steigen, es mehr und mehr von andern Völkern abhängig wird und durch dieses einfache Gesetz gegenseitigen Austausches der Bedürfnisse ein Band des Wohlwollens gewoben wird, welches die von einer Familie ausgegangene Menschheit von neuem zu einer Familie verknüpft.

Je tiefere Wurzeln diese Ansichten in ihm schlugen, desto eifriger war er bemüht, sie zu verbreiten und gründete im Jahre 1844 mit einigen hundert Thalern, die er sich erspart hatte, eine Zeitschrift, „The christian citizen" (Der christliche Bürger). Obgleich aber diese Idee in Amerika großen Anklang fand, so hatte er doch zugleich, weil er, getreu seinem Wahrzeichen, welches in einer verschlungenen schwarzen und weißen Hand besteht, sich für die Freiheit der schwarzen Menschen erklärte, große Anfeindungen zu erdulden. Er ließ sich dadurch nicht irren und sendete jede Woche seine Friedenstauben über das ganze Land, und gelegentlich der friedlichen Beilegung der Oregonfrage leitete er eine Verbindung zwischen England und Amerika zu gegenseitiger Aufmunterung in ihren Bestrebungen für Erhaltung des Friedens ein. Im Jahre 1847 gründete er den „Friedensboten" und reiste selbst nach England, um für sein Werk Theilnehmer zu gewinnen. Auf dem Wege nach London schrieb er am 29. Juli 1847 in Pershore, einer kleinen Stadt bei Worcester in England, das Gelübde nieder, welches die Mitglieder eines großen Friedensbundes ablegen sollten, den er zu stiften vorhatte. Noch an demselben Abend gewann er in einer Gesellschaft von 20 Personen 17 Unterzeichner. Schon am 18. August zählte er 155, wenige Monate später mehr als 1000 Mitglieder, und die Saat gedieh auf dem üppigen amerikanischen Boden mit überraschender Schnelle. Bereits im September wurde in London eine große Versammlung der Freunde des Friedens gehalten, an welcher auch einige Deutsche Antheil nahmen und wo die jährliche Wiederholung dieser Friedenscongresse beschlossen ward.

Der Johannisbrotbaum.

Der Johannisbrotbaum, welcher in einem großen Theile des Morgenlandes, aber auch in Griechenland, Italien, Sicilien und Spanien wächst, ist schön und hoch, hat einen dicken und langen Stamm mit aschgrauer Rinde, die sich oft krümmt und in viele Zweige theilt. Sein Holz (Siliquaholz), das auf der Oberfläche gelblich mit röthlichen Flecken ist, wird zu Tischlerarbeiten verwendet, die sich sehr schön ausnehmen; aus den Zweigen macht man Schiffskörbe. Er bringt Früchte in so großem Überflusse, daß sie nicht nur eine Speise für Menschen, sondern auch ein gewöhnliches Futter vieler Thiere abgeben können.

Eine Jagdpartie in den asiatischen Steppen.

Zwei Monate — erzählen wir einem Reisenden nach — mußten wir in Khiwa die nach Ispahan ziehende Karavane erwarten, und um den traurigen Anblick der Stadt zu vermeiden, in welcher man außer einigen gutgebauten Moscheen und Schulen nur die fensterlosen Ziegelmauern der Häuser sieht, indem diese ihr Licht vom innern Hofraume her erhalten, eilten wir hinaus zu dem Stamme der Jomonden, welche unweit von Khiwa an den Ufern des Amu leben. In dem Orte, wo der Attalyk (Oberhaupt) lebte, wurden wir sehr freundlich aufgenommen und noch denselben Abend zu einer Jagd auf den folgenden Tag eingeladen. Am nächsten Morgen fanden wir uns daher zur bestimmten Zeit vor dem Zelte des Oberhauptes ein, wo sich schon gegen hundert Reiter auf herrlichen turkomannischen Pferden mit Schießen im vollen Jagen oder mit Werfen langer Piken belustigten. Als jedoch die Trompeten verkündeten, daß der Attalyk bereit sei, stürzte Alles nach ihm hin. Zwei ältere Reiter hielten ihm, ohne von ihren Pferden zu steigen, die Steigbügel, und als er auf seinem schneeweißen pfeilschnellen Hengste saß, zog die malerische Gruppe ihm nach. Obgleich ich und mein Diener uns nicht mit den unermüdlichen Reitern vergleichen konnten, so wollten wir doch auch nicht zurückbleiben und ließen so tüchtig laufen, daß wir allgemeine Verwunderung erregten.

Die Sonne ging auf und ihre auf der Oberfläche der Steppe dahinschießenden Strahlen warfen lange Schatten der Pferde und Reiter; das vom Thau gebadete Gras erglänzte wie mit kostbaren Steinen übersät; Tausende von Lerchen kreisten, ihr Morgenlied trillernd, über unsern Köpfen; die friedlichen Wellen des Amu, an dessen Ufern wir ritten, flossen üppig dahin in ihrem Bette, und Morgenlüfte trieben lange Nebelsäulen gegen Westen. Das Bild war bezaubernd, doch verschwand es leider zu bald, denn der Anblick der unabsehbaren Steppen ist nur des Morgens schön; sobald die Sonne heraufkommt und ihre Glut erst die Feuchtigkeit verzehrt hat, so ist in einem Augenblick auch schon das erfrischende Grün vergelbt und die Landschaft wird ungemein langweilig.

Den Fluß zur Rechten lassend, wendeten wir uns bald gegen Südwest einem kleinen Hügel zu, hinter dem sich Sümpfe ausbreiteten. Hier wurde der brennenden Sonnenstrahlen wegen im Schatten der Bäume Halt gemacht. Alles suchte sich ein Ruheplätzchen, und bei dieser Gelegenheit konnte ich wahrnehmen, wie friedlich die tatarischen Pferde sind: einige Reiter streckten sich unter ihre Thiere hin, und unbeweglich standen die verständigen Rosse, mit Wohlbehagen den Tabacksdampf einathmend, der bald in dicken Wolken zu ihnen aufstieg. Zwei oder drei Stunden später waren wir wieder auf den Beinen.

In den Sümpfen sollten, wie man uns sagte, viele wilde Schweine sein. Um dieselben herauszutreiben, ließ der Anführer halbtrockene Sträucher anzünden; schnell verbreitete sich das Feuer und schwarze Dampfwolken trieb der Wind dahin. Reitergruppen sprengten nach verschiedenen Richtungen hin und her, doch wurde nur ein vereinzeltes mageres Schwein getödtet, und schon begann ich an dem Erfolge des Unternehmens zu verzweifeln, als von weitem zwei oder drei kleine durch Bäche miteinander verbundene Seen sichtbar wurden.

Um diese Tageszeit pflegten aber Antilopen, bekanntlich eine Art der schönsten Hirsche, in Menge

dorthin zu kommen, und in der That hatten sich auch wol einige hundert bereits an den Ufern der kaum 50 Schritte im Umfange haltenden Seen eingefunden. Um Mittag hätten wir uns ihnen nun sehr leicht nähern können, da ihr Gesicht so zart ist, daß sie bei hellem Lichte nicht weit sehen können; jetzt aber mußten wir auf ein anderes Mittel denken. Wir theilten uns in zwei Parteien und sprengten nach verschiedenen Seiten auseinander, um beim Annähern an den Ort einen weiten Kreis zu bilden und so die reiche Beute einzuschließen.

Der Kreis wurde von den geschicktesten Schützen gebildet, und unter durchdringendem Geschrei ließen hierauf die Jäger ein paar vortreffliche schwarze Windhunde los, worüber die Antilopen anfangs vor Furcht aufsprangen, dann aber nach allen Seiten auseinanderstoben. Das Geschrei der Jäger und das Hundegebell trieb sie jedoch wieder der Mitte zu, wo sie sich in einen Haufen zusammendrängten. Jetzt knallten die Büchsen und selten schoß ein Jäger fehl. Im Ganzen waren 30 Stück geschossen worden. Die allereifrigsten Jäger jagten zwar den übriggebliebenen Antilopen nach, kehrten jedoch bald zurück, da es wol leichter sein mag, einen vom Bogen abgeschossenen Pfeil einzuholen, als diese Thiere.

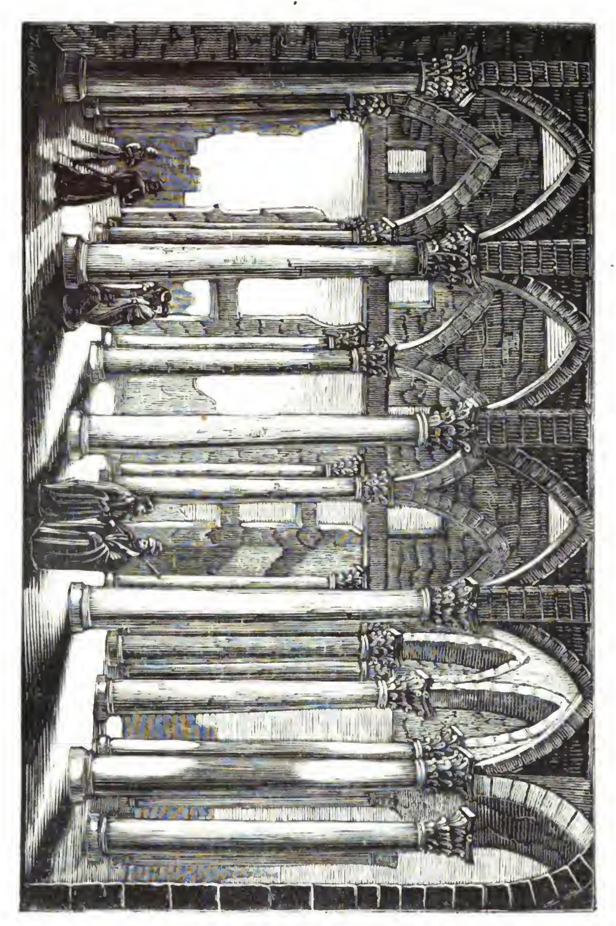
Zufrieden mit der Jagd kehrten wir jetzt zu dem Orte zurück, wo unser Nachtlager sein sollte. Während Einige Zelte aufschlugen und die erjagte Beute zubereiteten, suchten Andere trockene Äste zusammen und machten Feuer an. An Kohlen wurden nun die besten Stücke der Antilopen geröstet und bei einer großen Anzahl von Rebhühnern, die noch geschossen worden waren, hätten wir ein herrliches Mahl haben können, wenn uns Europäern nicht zum größten Leidwesen eine wichtige Sache, Brot, gefehlt hätte. Die Stelle desselben vertrat eine Art unschmackhafter trockener Käse, welcher bei den Einwohnern sehr beliebt ist. Halbsaure Milch oder Quellwasser war unser Getränk, nach der Mahlzeit aber rauchte Jedermann seine Pfeife. Der Abend verging in ununterbrochenen Gesprächen. Endlich brach die Nacht herein, die Erzähler schwiegen und bald war Alles eingeschlafen. In meinen Mantel gehüllt, da die Nächte in den hiesigen unabsehbaren Ebenen sehr frisch sind, hörte ich noch ein Weilchen dem eintönigen Murmeln des Baches zu, der einige Schritte weiter im Sande verschwand. Die weidenden Pferde irrten hier und da wie Schatten umher und die erlöschenden Feuer beleuchteten nur noch mit einem röthlichen Schimmer die dunkeln Zelte, um welche herum die Reiter lagerten. Ich schlief ein. Mit der Morgenröthe erwachte ich wieder. Die Jäger beteten eben, als echte Mohammedaner mit dem Gesicht gegen Mekka gewendet. Nachdem noch die reichlichen Ueberbleibsel vom Abend als Frühstück gedient, brachen wir auf.

Nach einigen Stunden gelangten wir an einen Kanal, an dessen Ufer ein mit undurchdringlichem Schilfrohr bedeckter Sumpf lag, worin sich wilde Schweine aufhalten sollten. Derselbe wurde jetzt von allen Seiten von uns umstellt; die Jäger drangen mit Hunden in das Dickicht ein und nach wenigen Minuten erschallte die ganze Linie von Geschrei und Flintenschüssen, denn ein hartnäckiger Kampf war jetzt entbrannt. Die Turkmanen kämpften mit ungewöhnlicher Tapferkeit; unter Anderm sah ich, wie ein Jüngling, welchen der Attalyk der Feigheit bezüchtigt, vom Pferde sprang, sich auf ein Hauptschwein stürzte, dasselbe bei dem Ohre ergriff und mit der Pistole den Kopf zerschmetterte. Wir hatten etwa 20 Stück Schweine erlegt; doch die Jagd hatte auch mehre Pferde gekostet und einige Jäger trugen ziemlich bedeutende Wunden davon. Die Beute wurde auf Kameele geladen; die Reiter, welche ihre Pferde verloren hatten, saßen bei ihren Kameelen mit auf und so ging der Zug bald wieder vorwärts.

Lange suchten wir nach süßem Wasser, fanden es jedoch erst am Abend, wo wir an einem Brunnen unweit einiger aus Luftziegeln errichteten Gebäude unser Lager aufschlugen. Alles, selbst den Attalyk nicht ausgenommen, schritt jetzt zur Bereitung der Mahlzeit, der mit großem Appetite zugesprochen wurde. Mitternacht war schon vorüber; die Feuer verlöschten allmälig aus Mangel an Holz, die Hunde hatten die Überbleibsel des Mahls zu sich genommen, die Pferde weideten in völliger Freiheit und das ganze Lager war in tiefen Schlaf versunken, als plötzlich ein durchdringendes, erschütterndes Geschrei uns erweckte, sodaß die jungen Leute aufsprangen, zu den Waffen griffen und nach der Gegend eilten, von wo dasselbe ertönte. Doch bald kehrten die Jäger verstört zurück und meldeten, daß die Wölfe wol ein Pferd zerreißen müßten. In der That aber hatte ein Tiger ein Pferd fortgeschleppt. Denselben in der Dunkelheit zu verfolgen, würde jedoch gefährlich und unverständig gewesen sein; in größter Unruhe erwarteten wir daher den Anbruch des Morgens, und mit dem ersten Tagesschimmer machte sich Alles zu einer andern Art von Jagd bereit, als die des vorigen Tages gewesen war. Die besten Schützen postirten sich auf den umliegenden Anhöhen, nachdem sie ihre Gewehre mit besonderer Vorsicht geladen hatten, und an zwanzig Mann, mit Lanzen und Pistolen bewaffnet, drangen in das dichte Gebüsch ein. Nach einer halben Stunde gespannter Erwartung fielen endlich Schüsse und gleichzeitig erhob sich ein furchtbares Gebrüll: der Tiger wollte auf Den, der ihn zuerst verwundet hatte, losstürzen, die Pistolenschüsse und das Geschrei der Jäger trieben ihn jedoch nach einer andern Seite hin. Ich sah ihn mit ungewöhnlicher Kraft aus den Gesträuchen springen und an den Jägern vorübersetzen, die zwar einige Schüsse ihm nachschickten, der Entfernung wegen aber ihn nicht erreichten. Vielleicht wäre uns eine so bedeutende Beute ganz entgangen, wenn nicht Murad, derselbe junge Mann, der gestern schon seine Tapferkeit bewiesen hatte, dem Tiger entgegengeeilt wäre. Er schoß ein Pistol auf ihn ab, fehlte ihn jedoch, und das zweite Pistol versagte. Jetzt stürzte sich das wuthschäumende, von Schüssen schon durchlöcherte Raubthier mit weit geöffnetem Rachen und blitzenden Augen auf den verwegenen Jüngling los, welcher jedoch besonnen zur Seite sprang Der Tiger kehrte sich glücklicherweise für ihn nicht um, und in dem Augenblicke, wo er an mir vorübersprang, schoß ich meinen vortrefflichen Karabiner auf ihn ab. Obgleich meine Hand bei dem Anblick der großen Gefahr Murad's zitterte, so fiel das Thier doch von dem Schusse nieder.

Der Tiger war von außerordentlicher Größe, und nicht ohne Schaudern konnte ich an den Tod denken, den Murad unter seinen blutigen Klauen gefunden haben würde. Zum ersten und hoffentlich zum letzten male hatte ich einem reißenden Thiere so nahe geschlafen. Seine Haut liegt jetzt, sorgfältig gegerbt, vor meinem Bette und erinnert mich als ein Andenken an meine Jagd in den asiatischen Steppen und zugleich an die Gastfreundschaft der halbwilden Turkmanen.

Der Josephspalast zu Kairo.



Sage Einer nur nicht, daß die Orientalen unfähig gewesen wären, etwas Großartiges, Kühnes, Gewaltiges und selbst Schönes in der Architektur zu leisten. Wir wollen nicht an Spanien erinnern, wo die schönsten Bauwerke in Granada, Madrid, Cordova, Sevilla aus der Zeit der Mauren stammen. Auch Konstantinopel wollen wir nicht nennen, denn hier könnte man einwerfen, daß europäische Kunst und Wissen-

schaft sich den türkischen Piastern fügsam zeigen. Nein, von Kairo, der Hauptstadt Ägyptens, ist hier die Rede, und zwar von einem Palaste, den nicht etwa der verstorbene Mehemed Ali oder Ibrahim Pascha hat bauen lassen, sondern der unter den alten Khalifen, wahrscheinlich schon unter dem großen Salaheddin (Saladin) gestanden hat, dem Josephspalaste, dem Josephshause, außerhalb der Stadt selbst auf dem Berge Mocattam, wo das Kastell liegt, welches die ganze Stadt beherrscht, sich daher stets zur Residenz der Khalifen, der Statthalter, des Vicekönigs der neuesten Zeit empfahl und wo deshalb auch so manche bedeutende Hauptbauten unternommen wurden, orientalische Pracht und Kunst zu entwickeln. Eben der Name Josephspalast zeigt, wie uralt diese Säulenfronte sein mag, die sich in doppelten Spitzbogen kühn übereinander wölbt, denn alles Alte, Schöne und Große wird in Ägypten dem Joseph zugeschrieben, der hier vor so viel hundert Jahren von einem Sklaven zum ersten allmächtigen Minister des damaligen Königs Pharao emporstieg und sich bis an seinen Tod in solcher Würde behauptete. Ein Brunnen in der Nähe, der 276 Fuß tief in den Mocattamfelsen ausgehöhlt ist, führt ebenfalls seinen Namen und zeigt in seinem klaren Wasser nicht minder, daß hinter den Bergen in Afrika auch noch Leute wohnen, die mehr als Brot essen können.

Ansicht von Konstantinopel.



Ein Besuch in einer Baumwollenspinnerei in Hulm bei Manchester.

Fanny Lewald beschreibt ihn in dem zweiten Bande ihres eben erschienenen „Reisetagebuchs durch England und Schottland" also:

Der erste Raum, in den man uns führte, lag zu ebener Erde und hatte einen Fußboden von Backsteinen. Durch einen dichten, umherfliegenden Staub sahen wir große Säcke voll roher Baumwolle, die hier geöffnet und unter die erste Maschine gebracht wurden. Wenn die Baumwolle aus den Plantagen ankommt, so ist sie fest zusammengepreßt und fällt in klumpigen Stücken aus den Säcken heraus. Die Aufgabe der ersten Maschine ist es also, diese Stücke zu zertheilen und in lockere, kleine Flocken zu verwandeln. Dies geschieht durch eine Art Stampfmaschine mit langen eisernen Zähnen, in der Technik willow, von den Fabrikarbeitern the devil (der Teufel) genannt. Der Lärm, den sie beim Arbeiten verursacht und der Staub der Baumwolle sind hier für den nicht daran Gewöhnten kaum aushaltbar; auch ist es der gefährlichste Theil der Fabrikation, denn die Knaben, welche die Baumwolle in die Maschine zu werfen haben, riskiren ihre Hände, wenn sie nicht achtsam auf ihr Werk sind.

Aus dem Devil fällt die gestampfte und aufgelockerte Baumwolle in die scutchers, eine zweite Maschine, in der sie hin und her geschwungen und durch verschiedene Behälter getrieben wird, während ein künstlicher Windzug innerhalb dieser Behälter allen noch vorhandenen Staub und Baumwollensamen aus der Masse heraustreibt und zugleich durch angebrachte Röhren aus dem Zimmer entfernt. Nun ist die Baumwolle sauber und kommt auf die cardings, Maschinen, welche den Dienst von Hecheln versehen. Sie haben lederne Rollen, die, dicht mit Drähten besetzt, eiserne

Bürsten bilden. Sie kämmen und glätten die Baumwolle, sodaß sie aus der Cardingmaschine wie eine lockere, noch nicht mit Gummi überzogene Watte hervorgeht, die sich um große Rollen aufwickelt. Der nächste Arbeitsproceß preßt die flache, aber ganz glatte und fadengerade gehechelte Masse in einen runden, ebenfalls noch lockern Strang (sliver) zusammen, der durch die Maschine in gleichmäßige Kreise, in blecherne, cylinderförmige Behälter gelegt wird. Die Mädchen, welche der Maschine die offenen Cylinder hinschieben, reißen den Strang ab, wenn der Cylinder voll ist. Auch diese Maschinen — und es sind ihrer viele in einem Raume — machen einen solchen Lärm, daß es unmöglich ist, auch nur seinen Nachbar zu verstehen, aber die Luft ist besser als in der ersten Stube und kein Staub darin zu bemerken. Nun bringt man die Baumwollenstränge in eine neue Maschine, welche sechs Stränge in einen zusammenpreßt und sie zu gleicher Zeit bedeutend in die Länge ausdehnt. Sie heißt der drawing frame. Wenn die Baumwolle aus ihr herauskommt, so sind die sechs vereinten Stränge dünner als früher der einzelne, aber noch immer nicht gegarnt. Erst auf der nächsten Maschine, dem slabbing and roving frame, beginnt das Garnen der losen Baumwolle zu Twist. Während sie so fest und fester gedreht wird, wird sie zugleich immer dünner und länger ausgesponnen und schließlich nicht mehr in die Blechkannen geworfen, sondern nun bereits auf Spulen aufgewickelt. Indeß geschieht dies Spinnen und Drehen des Fadens nicht auf einer Maschine und auf einmal, sondern es sind verschiedene Processe und mehre Maschinen dazu erfoderlich, die immer feiner und feiner arbeiten. Die Schnelligkeit, mit der der Twist sich auf die Spulen aufwickelt, ist so groß, daß man die Bewegung kaum wahrnimmt, wenn man nicht eigens scharf darauf achtet. Auch das Haspeln der fertigen Baumwolle und das Übertragen derselben auf die Spulen für die Webestühle besorgen Maschinen, die dann natürlich beim Weben sowol das Durchschießen der Spulen als das Zusammenkreuzen der Kammfäden und das Aufrollen der fertigen Stücke besorgen.

Die ganze Fabrikation ist sehr sinnreich. Dennoch war der Besitzer der Fabrik, der die Güte hatte uns umherzuführen, selbst der Überzeugung, daß die Maschinen noch großer Verbesserungen fähig wären, daß man namentlich für den ersten Proceß der Fabrikation, für das Auflockern der Baumwolle, noch eine ganz andere Methode und Maschine erfinden müsse, weil das Einathmen des Baumwollenstaubes der Gesundheit sehr schädlich sei. Alle bei dieser Beschäftigung angestellten Arbeiter hatten angefeuchtete Baumwollenklümpchen im Munde, um die Lungen so viel als möglich gegen den trockenen Staub zu bewahren. Die meisten sahen aber doch kränklich aus, und der Besitzer meinte: „Es muß Mittel und Wege geben, alle derartigen Arbeiten von Maschinen verrichten zu lassen, denn für solche Mühseligkeiten ist der Mensch zu gut."

Es waren Männer, Frauen und Kinder in der Fabrik beschäftigt, alle ärmlich, aber doch reinlich gekleidet. In jedem Zimmer hing ein Abdruck der Parlamentsacte, welche die Arbeits- und die Erholungsstunden festsetzt. Daneben befand sich das Reglement der Fabrik, in dem unter anderm Schweigen bei der Arbeit zur Pflicht gemacht wird. Der Werkmeister sagte, das sei nothwendig, um die Aufmerksamkeit nicht zu zerstreuen, weil nicht nur der Arbeit, sondern oft auch den Arbeitern selbst von den Maschinen Gefahr drohe, wenn sie nicht achtsam bei der Bedienung derselben wären. Für Menschen, nicht gewohnt an den furchtbaren Lärm der Maschinen, würde das Verbot des Sprechens ohnehin überflüssig sein. Mein Gehör war so betäubt, daß ich mir die nöthigen Erklärungen immer auf den Treppen oder auf den Fluren ausbitten mußte, weil ich in den Werkstätten nicht fähig war, auch nur ein Wort zu verstehen.

Die freien Fechter von der Feder.

„Allhie ruhet in Gott Mstr. Michael Fintz, Bürger, Schlosser und Frey-Fechter von der Feder." So las man auf einem Leichendenkmale des leipziger Kirchhofs vor vielleicht 100 Jahren, zum mindesten aber noch zu Anfange des 18. Jahrhunderts; denn das Denkmal war von Eisen und der ehrsame Meister, dem es galt, erst 1658, 46 Jahre alt, gestorben. Wenn es noch vorhanden wäre, würde vielleicht weder ein Fremder noch ein leipziger Bewohner anzugeben wissen, was der „Frey-Fechter von der Feder" zu bedeuten hätte. Die Sache hat sich im Laufe der Zeit verloren, wie so Manches außer Gebrauch kommt; aber nicht ohne einige Theilnahme werden die Bemerkungen bleiben, welche ich darüber mittheilen will.

Es gab eine Zeit, wo der Deutsche eine Ehre im Waffenschmuck suchte und sich viel darauf zugute that, sie gehörig führen zu können. Noch im Anfange des 18. Jahrhunderts machte jeder Handwerker selbst Anspruch darauf, einen Degen tragen zu dürfen, und es kostete gewaltige Mühe von Seiten der Staatsgewalt, das Degentragen zu beschränken oder abzuschaffen. Der Bürger und Meister war zugleich auch Soldat in seiner Stadt und hatte nicht eher Meister und Bürger werden können, bis er sich tüchtig zu ihrer Vertheidigung eingeübt hatte. Da aber jeder junge Mann mit dem Schwerte, dem Degen und der Muskete umgehen lernte und lernen mußte, so gab es auch manche, welche es zu besonderer Fertigkeit brachten, ja wol über diese Nebensache ihr Handwerk vernachlässigten oder die Fertigkeit wenigstens neben dem Handwerke trieben. Sie gaben die Künste, welche sie sich so angeeignet hatten, dem Publicum zum Besten, das, dergleichen zu schauen, einen Geldbeitrag spenden wollte. *) Genug, fast jeder junge Handwerksmann lernte im 16. und 17. Jahrhundert fechten und kämpfen und Viele davon bildeten dann auch wol Fecht- und Kampfschulen, die häufig ihre Hallen zu Schauspielen öffneten, wo es tüchtige Beulen, Stöße, Stiche und wol selbst tödtliche Wunden gab. Nicht selten fanden solche Fechtschulen, d. h. Vorstellungen, auf öffentlichem Markte statt, um hohen Herrschaften eine Unterhaltung zu gewähren. Vogel's „Leipziger Annalen" erwähnen drei dergleichen unter den Jahren 1565, 1604 und 1612, nicht zu gedenken eines Schwerttanzes, den die Schuhmachergesellen aufführten, woraus ein gewaltiger Tumult zwischen ihnen und den Studenten entstand. Manche solche Fechter zogen auch selbst im ganzen deutschen Lande umher. Noch im 18. Jahrhundert hatte sich der Maurer Hans Jochen Pützer, sowie Schmidt, ein Handwerksgenosse von

---

*) Wir haben eine ähnliche Erscheinung in der neuesten Zeit. Aus unsern Turnergesellschaften gingen einzelne Häuflein hervor, welche fürs Geld Vorstellungen zum Besten gaben, weil sie wieder vorzugsweise sich Fertigkeiten angeeignet hatten, die im Allgemeinen nicht erlernt wurden.

ihm, ferner ein Hans Joachim Ohlsen und ein Löwenberg einen allgemeinen Namen als „Klopffechter und Fechter von der Feder" gemacht. Die Klopffechterkunst bezog sich auf Handhabung einer langen, hölzernen Stange, die zum Hieb, Stoß und Schlag gebraucht wurde; die Feder dagegen bezeichnete die elastische, biegsame Degenklinge. Jeder Handwerker, welcher dazu Lust hatte, konnte sich in irgend einer solchen Kampf- und Fechtschule vervollkommnen, und wenn er Neigung hatte, auf eigene Rechnung allein herumziehen, sich für Geld zu zeigen, woraus vermuthlich der Ausdruck seinen Ursprung genommen hat, daß ein wandernder Handwerksgesell sich „aufs Fechten" legt, wenn der Zehrpfennig aufgegangen ist, oder ein „Fechtbruder" sei. Daß er in jeder Stadt Einzelne finden könne, die auf seine Einladung kommen und sich mit ihm messen würden, daß es auch Zuschauer gäbe, die das Schauspiel vergüteten, durfte er mit ziemlicher Gewißheit erwarten. Hatte der Fechtbruder sich wol gar einen Namen gemacht, so konnte ihm der Zehrpfennig schon aus den Kassen seiner Genossen nicht entgehen. In der Regel aber thaten sich mehre zusammen und brachten ihre gefährlichen Künste zur Anschauung. Sie hatten hier und da ein beständiges Local inne, und noch vor hundert Jahren war der „grüne Jäger" in Hamburg deshalb bekannt. Alle Sonntage ward hier bis aufs Blut gefochten und zwar in Kraft und Macht Ihrer römisch kaiserlichen Majestät wohl erworbenen Privilegien und Freiheiten der hochadeligen und ritterlichen Kunst des Fechtens. So ein Privilegium vom kaiserlichen Hofe in Wien zu erhalten, war nicht zu schwer. Hatte sich ein tüchtiger Fechter mit Glück in Wien gezeigt und den hohen, höchsten oder gar allerhöchsten Herrschaften ein Lächeln des Beifalls abgewonnen, so ließ sich die Sache schon machen. Außerdem hatte der kaiserliche Hof bereits manchen Handwerkern im Allgemeinen Privilegien der Art ertheilt. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bekamen die Bäckergesellen ein solches. Sie hatten gewissermaßen Wien gerettet. Als 1529 der mächtige Sultan Soliman Wien belagerte, trieb er eine Mine tief mitten in die Stadt hinein; ein Bäckergesell hörte in der Nacht das Hacken, Graben und Auszimmern, als er vor seinem Backofen beschäftigt war, und machte Anzeige davon. Man traf sogleich Gegenanstalten und die osmanischen Maulwürfe wurden glücklich entdeckt, ihre Arbeiten zerstört, Soliman sah sich gezwungen, die Belagerung aufzuheben, das Bäckerhandwerk aber in solcher Art belohnt. Die Schlosser hatten späterhin eine gleiche Auszeichnung davongetragen, ohne daß man die Veranlassung kennt; und noch im Anfange unsers Jahrhunderts sah man sie, wenn sie ihre Herberge verlegten, einen Aufzug halten, wo künstlich die Fahnen geschwenkt und Citronen, in die Luft geworfen, mit den Degen aufgefangen wurden. Kurz es fehlte weder dem Ganzen noch dem Einzelnen an solchen Privilegien, und ehe es sich vor 100—150 Jahren die Einwohner einer Stadt versahen, wurden sie öfters von der Ankündigung „einer Ritterlichen und Mannhaften Fechtschule" überrascht, welche mit allen ritterlichen Gewehren, vom längsten bis zum kürzesten, eine Vorstellung gab. Der Eine nannte sich einen Freifechter, der Andere einen angelobten Meister des langen Schwertes, der Dritte prunkte mit allen Gewehren (d. h. Waffen) bis aufs Blut, der Vierte endlich ließ sich vornehmlich mit den Stangen sehen, und da nun noch nebenbei auch die Fahnen künstlich gespielt wurden oder selbst Marionetten und ähnliches Kurzweil zu Hülfe gezogen waren, so fehlte es nie an zahlreichen Besuchern des blutigen, grausenhaften Schauspiels, das neben den Thierhetzen in jener Zeit ein Lieblingsvergnügen der vornehmen Welt wie des Bürgerstandes war.

Unser leipziger ehrsamer Schlossermeister, der „Freifechter von der Feder", mag in seiner Jugend vielleicht nicht minder in solcher Art ausgezeichnet gewesen sein, da selbst auf seinem Leichensteine noch sein Ruhm für die Nachwelt erhalten werden sollte und der Text aus der Offenbarung St.-Johannis 12, 7, welcher oben über der Inschrift stand, nicht undeutlich zu verstehen gab, daß man ihn wol mit dem Erzengel Michael vergleichen könne, der gegen den Drachen gekämpft habe.

Gegend im Schweizer-Canton Wallis.



Mannichfaltiges.

Taouk Geukfeu. Dieser barbarische Name bezeichnet — ein süßes Gericht. Das Recept dazu ist folgendes: „Man nehme das Fleisch von Hühnerbrust, koche es ein wenig, thue es in kaltes Wasser und zerreiße es in kleine Stücke, wobei man sie auch in kaltes Wasser fallen läßt. Dann nehme man es aus dem Wasser heraus, trockne es und mische es mit Reismehl. Nun thue man Milch und Zucker in einen Topf über das Feuer und rühre den Teig hinein. Sobald das Gemisch so dick wie Honig ist, ist es gut, es wird kalt aufgetragen und bildet eine Art Gelée. Man thue noch etwas Zimmetpulver und Rosenwasser darunter." Es ist ein aus dem Oriente stammendes Gericht. Der Engländer Curzon beschließt seine Reisebeschreibung durch Ägypten, Palästina u. s. w. mit einer ziemlich langen Reihe von Recepten zu verschiedenen Gerichten, die ihm sein armenischer Koch, Karabet Akhtdschi, aufschrieb. Hausfrauen also, die es einmal auf einen Wechsel anlegen, mögen sich das erwähnte Buch ansehen.

Baron von Grenus-Saladin, der am 4. Januar d. J. in Genf starb, war ein Sonderling erster Größe, dem aber Genfs Bewohner Vieles zu verdanken und dem sie ein Denkmal zu errichten beschlossen haben. Er hatte eine vorzügliche Bibliothek, war selbst gelehrt und trat von Zeit zu Zeit als Schriftsteller im Fache der Geschichte auf, wobei er es sich zur Regel gemacht hatte, einige Zeit nach dem Erscheinen seiner Schriften sämmtliche noch unverkaufte Exemplare an sich zu bringen und zu vertilgen. Außerdem war sein ganzes großes Haus ein wahres Curiositätencabinet; in einem Schranke fand man eine Sammlung von mehr als tausend Schüsseln. Der alte Herr war sehr mildthätig, konnte es aber durchaus nicht leiden, wenn Leute ihn um eine milde Gabe für Arme ansprachen, die nach seiner Meinung hätten selber helfen können. Einst besuchte ihn eine elegant gekleidete Dame, um ihn für einen armen Kranken um einen Lehnstuhl zu bitten. „Mit größtem Vergnügen", erwiderte der alte Kauz, ergriff den nächsten besten Fauteuil und stellte ihn der Dame auf den Kopf, womit er ihren kostbaren Hut zu Grunde richtete.

Ein maurischer Kaufladen ist eine Art von Backofen, in der Mauer angebracht, auf dessen Rande der Kaufmann unbeweglich steht, die Pfeife im Munde, den einen Fuß bekleidet, den andern bloß. In dieser Stellung erwartet er seine Kunden, ohne je mit ihnen zu sprechen. Seine Pfeife schafft ihm so süße Träume, daß es fast ein Schmerz für ihn ist, von einem Käufer gestört zu werden. Auch ist es, im Gegensatz zu unserer Sitte, der Käufer, der die Unterhaltung führt. Im Orient macht sich nur der Einkäufer Mühe, denn er hat irgend ein Bedürfniß zu befriedigen; der Verkäufer hat nie das Bedürfniß, zu verkaufen. Wird der maurische Kaufmann aus seinem Taumel geweckt, um den Preis zu sagen, macht er es mit der Bezeichnung desselben ab; es ist nun Sache des Käufers, den Gegenstand zu nehmen, wenn er den Preis angemessen findet. Aber man darf nicht weniger bieten, das wäre eine Beleidigung: der Maure will nicht mit dem Juden verwechselt sein.

Verantwortlicher Redacteur: A. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 481.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [20. März 1852.

Die Notredamekirche in Paris.



Wer nach Paris kommt, das Merkwürdige dort zu betrachten, geht, besonders wenn er Kunstfreund ist, so bald als möglich auch nach der Liebfrauenkirche, d. h. der Notredame, welche unter den 37—40 Hauptkirchen dort die größte wie die prachtvollste und auch wol älteste ist, denn sie stammt bereits, wenn auch wol nicht ganz in der ursprünglichen Gestalt erhalten, aus dem 13. Jahrhundert. Ein solcher uralter Kirchenbau ist ein schönes Denkmal von Geschmack wie von Berechnung und Einsicht der alten Baumeister und Steinmetzen. Welche Größe, Festigkeit, Kühnheit spricht sich hier aus! Selbst unser Bild sagt uns dies schon, wenn wir uns erinnern, daß die beiden Riesenthürme des Abendchors über 200 Fuß hoch sind, wenn wir erfahren, daß das hohe Gewölbe von 120 Säulen getragen wird, welche das Hauptschiff von den zwei Nebenschiffen trennen, wozu noch vier Reihen Pfeiler, 45 Kapellen, 130 mit bunten Glasmalereien geschmückte Fenster, vor Allem aber die oft wie zarte Spitzenschleier ausgearbeiteten steinernen Rosetten und Bogen kommen, die sich selbst auf unserer Zeichnung darstellen. Welche unendliche Arbeit, welche Geduld und Sicherheit setzt es bei Denen voraus, die hier den Meisel, den Hammer, die Wage und die Spitzhacke führten. Und nun der Ausbau des Innern, zu dem allerdings Jahrhunderte ihren Beitrag spendeten, um es mit Basreliefs in Marmor, mit bunten und goldenen Bildern in Holz geschnitten, mit Gemälden zu schmücken, welche freilich oft mehr der menschlichen Eitelkeit fröhnen, als den frommen Sinn kundgeben. Die Gemälde beurkunden namentlich die Fertigkeit und die Phantasie der besten Meister des vorigen wie der frühern Jahrhunderte, und nur das 19. Jahrhundert ist vielleicht gar nicht vertreten, weil man da an — nöthigere Dinge zu denken hatte.

Das große Ringelrennen in Granada.

Ein historisches Bild aus der Maurenzeit.

Man hat gar oft die Frage aufgeworfen, ob die mohammedanische Religion ihren Bekennern je möglich mache, sich zu wahrer Cultur und Civilisation zu erheben, und sie ohne weiteres mit Nein beantwortet. An sich, sollte man meinen, ist gar keine Antwort auf eine solche Frage zu geben; denn die Zeit allein vermag darüber zu entscheiden. Allerdings mag man wol im Koran Sätze finden, welche jedem Fortschritte der Kunst und Wissenschaft unübersteigliche Grenzen zu setzen scheinen. Allein in jenem ausführlichern Buche sieht man wieder andere Stellen vorkommen, wodurch sie beschränkt und aufgehoben werden. Dann aber macht ja auch die Zeit ihr Recht geltend; sie lehrt den Kern von der Schale sondern und einer menschlichen Autorität, mag sie sich noch so sehr mit überirdischer Weisheit brüsten, einen bestimmten Wirkungskreis anweisen. Die Zeit, sollte man meinen, hätte sogar auf diese Frage bereits geantwortet. Die Araber, welche im 8. Jahrhundert nach Spanien gekommen waren und allmälig mehr als die Hälfte desselben erobert hatten, erhoben sich hier zu einer Stufe des Fleißes, der geistigen Bildung, der Kunst und Wissenschaft, wie sie damals in ganz Europa nicht gefunden wurde. Arzneikunst, Chemie, Astronomie, Tonkunst, Mathematik, Architektur, Dichtkunst, die Gewerbe des Luxus, aber auch der Ackerbau und was das gewöhnliche Leben verlangt, blühten in einem Grade, der noch heute unsere Bewunderung auf sich zieht. Wer kommt nach Granada und bleibt nicht staunend vor der großen Königsburg (der Alhambra) stehen? Wer nach Cordova, ohne die prachtvolle Moschee zu schauen, die jetzt zur Hauptkirche daselbst dient? Wollte man in jener Zeit als Ritter Anmuth, Sitte und gefälligen Umgang lernen, so ging man zu den Zegris, Abencerragen, Gomele's und wie die großen Familien dort hießen, die ihren Stammbaum in Afrikas Wüsten gepflanzt hatten. Galt es den Wissenschaften, so blieb ebenfalls wenig Anderes übrig. Kurz, die Zeit hatte hier den Mohammedanismus so umgewandelt, so gehoben, daß wenn er nicht mit dem christlichen Elemente in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt worden und in diesem zu Grunde gegangen wäre, er vermuthlich die von uns berührte Frage gar nicht würde haben aufkommen lassen. Vieles jedoch, was wir hier im Allgemeinen berührt haben, stellt sich uns in einem schönen Bilde dar, in einem jener ritterlichen Kampfspiele, welche, was Pracht und Abwechselung betrifft, ebenfalls von den Mauren dort ins Leben gerufen wurden, um sich im Laufe der Zeit über ganz Europa zu verbreiten und ihre Spuren bis auf den heutigen Tag zurückzulassen; denn wenn noch jetzt ein großes Königsfest gefeiert werden soll, veranstaltet man nicht selten ein Ringelrennen, ein Ringstechen, ein Caroussel und bildet Quadrillen, die miteinander um die Ehre des Tages streiten und um den Preis, welchen ihnen die gewählten Kampfrichter zuerkennen, damit sie ihn den schönen Frauen reichen, für deren Farbe sie gekämpft hatten.*) Ein solches Fest nun war zu einem Johannistage im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Granada angesagt. Wir wissen ja, daß dieser Tag, ohne Rücksicht auf die religiösen Formen, als Tag der Sonnenwende in sehr vielen Gegenden seit langen Jahren ein Tag der allgemeinen Freude, ein großes Naturfest war und noch heute ist, und dürfen uns also auch nicht darüber wundern, wenn ihn die Mauren jener Zeit so verherrlichten. Sie, die Christen und Juden achteten, liebten und feierten ihn damals als den freudenvollsten Tag des Jahres. Die Christen streuten Binsen auf den Straßen, die Mauren Myrtenzweige, die Juden Bandgras. Es hatte an ihm der König Boabdil ein großes Ringelstechen und Dscheridspiel zu geben beabsichtigt, und einer der tapfersten Ritter seines Hofs, Abenamar, sich namentlich erboten, es auf seine Kosten und Gefahr anzuordnen. Durch die ganze Königsstadt verkündeten seine Herolde, daß jeder Ritter, der drei Lanzen mit ihm wagen würde, willkommen, aber gehalten sein solle, das Bildniß seiner Dame aufzustellen. Siege der Festgeber, so verliere der Besiegte dasselbe, im Gegentheil erwerbe er das Bildniß der Dame des Festordners mit einer goldenen Kette, tausend Dublonen werth. Groß war die Zahl der Tapfern, welche um solchen Preis zu kämpfen sich bereit machten. Schon früh, als die Sonne ihre ersten goldenen Strahlen aufs anmuthige Thal des Genil warf, zogen sie hinaus in vier Quadrillen, die Zegris gegen die Abencerragen, die Almoradis vereint mit den Vanegas gegen die Gomelés und Mazas. Die Trompeten und Pauken ertönten, die dünnen Stäbe, Dschirids genannt, flogen hoch in die Luft, daß man sie kaum noch sah, um gewandt wieder aufgefangen zu werden; bald rannten zwei Ritter mit dem Speere gegeneinander, bald ihrer vier zu gleicher Zeit, und von den Zinnen der hohen Alhambra schaute die Königin mit ihren Damen dem Kampfspiele in der fruchtbaren Ebene zu, bis gegen Mittag, als die Sonne heiß brannte, der König, mitten unter den Rittern sich herumtummelnd, das Zeichen zur Rückkehr in die Stadt gab, weil der Kampf in den Ernst überzugehen drohte, ein Fall, welcher bei dergleichen oft vorkam, da hier das Kleinod der Ehre auf dem Spiele stand.

Am großen Löwenbrunnen jedoch, der seinen Namen von zwölf Löwen, in Alabaster gehauen, hat, die ein klares Wasserbecken umgeben und noch heute traurige Zeugen jener maurischen Herrlichkeit sind, sah man am Nachmittage ein schönes reiches Zelt von grünem Damast, mit Gold gestickt, aufgeschlagen, und eine Tafel mit einem grünen, sammetnen Baldachin darüber stand neben dem Zelte. Auf der Tafel lagen kostbare Juwelen, in deren Mitte die prachtvolle Kette von tausend Goldstücken Werthes. Die ganze Stadt war herbeigeeilt, den Reichthum und Glanz hier zu schauen, und nicht minder waren aus der Gegend gar Viele gekommen, sich desselben zu freuen. Und während sie schauten, betrachteten und bewunderten, vernahm man von fern süße Töne der Flöten und Hoboen, denn der Festgeber, der tapfere Abenamar, zog heran aus der Straße Zakatin, sich neben seinem Zelte aufzustellen; vier schöne Maulthiere, belastet mit Lanzen zum Ringelrennen, auf gründamastnen Decken mit goldenen Sternen besät, die Brust mit silbernen Schildern, das Gezäume von Seide, eröffneten den Zug.

*) Die prachtvollsten Feste dieser Art fanden im 17. Jahrhundert besonders unter König Ludwig XIV. von Frankreich statt, an denen der König selbst, noch jung, oft Theil nahm. Neuerdings gab es namentlich eins der glänzendsten am 23. Juli 1829 in Potsdam zu Ehren der damals anwesenden Kaiserin von Rußland, deren Geburtstag so gefeiert wurde. Die Beschreibung davon mit illuminirten Bildern in größtem Querfolio kostet wol 25 Thlr. und ist in meinem Besitze.

Zu Pferde und zu Fuß eilten die Diener nach dem Zelte. Hinter ihnen ritten 30 Ritter mit grünen und rothen Schärpen, auf dem Haupte wogten weiße und schwarze Federn und mitten unter den Rittern, glänzender als alle, Abenamar selbst, in grünen Brokat gekleidet, mit kostbarem Mantel und Wamms, Alles mit goldenen Sternen besät, auf dem Schilde aber leuchtete eine Devise:

Ich allein und meine Dame,
Von der man zu singen weiß!
Mir gehört „des Tapfern" Name,
Ihr gebührt der Schönheit Preis!

Hinter ihm fuhr ein glänzender Triumphwagen, von vier schneeweißen Rossen gezogen; sechs Stufen führten zu ihm hinauf, deren oberste mit einem Bogen überwölbt war, in welchem ein reichgeschmückter Sessel sowie auf diesem das Bild seiner Angebeteten, der schönen Fatime, stand, so reizend und treffend gemalt, daß man sie selbst zu sehen glaubte. Ihr gesticktes Gewand von goldenem und schwarzem Stoff, gehoben von einem silberblauen Unterkleide; ihr blondes Haar, von Rosen roth und weiß durchflochten, entzückte Aller Augen, und über dem Haupte schwebte ein Amor, wie ihn die Alten sich dachten. Bogen und Pfeile hatte er zu den Füßen der Schönen gelegt. Dreißig Ritter schlossen sich nicht minder glänzend hinter dem Wagen an und so bewegte sich der ganze Aufzug um den Kampfplatz herum, indem an dem Balkon, wo die Königin mit ihren Damen saß und der König zuschaute, eine zierliche Verbeugung nach Ritterart und Sitte stattfand. „Ei!" sprach die Königin zur erröthenden Fatime, „wenn Euer Ritter ebenso muthig den Kampf besteht, als er verstanden hat, Euch und Eurer Schönheit zu huldigen, so mögt Ihr Euch wol für die glücklichste Dame halten!"

Abenamar ritt dann mit seiner Schar nach dem glänzenden Zelte und ließ nun Fatimens Bild unter Trompeten- und Paukenschall aufstellen, indem er selbst vom Rosse stieg, sich auf einen sammetnen Sessel niederzulassen, um eines Ritters zu harren, der mit ihm um den Preis stechen würde. Rechts und links ordneten sich seine Kampfgenossen und Freunde. Die Kampfrichter waren ebenfalls schon auf ihrem Platze, fünf an der Zahl, aus den edelsten Geschlechtern Granadas. Da hörte man plötzlich aus einer der nächsten Straßen rauschende Musik ertönen und gleich darauf erschien eine Quadrille von Rittern, in Scharlach und weißem Damast mit goldener und silberner Stickerei; ihnen folgte ein Ritter in glänzendem maurischen Gewande auf einem Schwarzschimmel, reich mit köstlichem Sattel und Zeuche angethan. Perlen und Edelsteine zierten das Wamms und den Mantel des tapfern Sarazino, wie der Held hieß. Gleich nach ihm kam ein glänzender, künstlich geschnitzter Wagen, von vier schlanken Rossen gezogen; vier Bogen wölbten sich über Wagen, geschmückt mit Bildern, welche Kämpfe zwischen Mauren und Christen darstellten, die auf Granadas Ebene im Schimpf und Ernst einander die Spitze geboten hatten. Unter den Bogen stand ein runder Thron vom feinsten Alabaster mit dem mannichfachsten Bildwerk und auf ihm das Gemälde einer schönen Dame in dunkelblauem Gewande mit goldenen Franzen, zu deren Füßen ein Amor seinen zerbrochenen Bogen und Köcher mit Pfeilen legte. Das Schild des Ritters zeigte ein brausendes Meer, in dessen Mitte ein Felsen mit der Umschrift stand:

Dem Felsen gleich im Sturm und Meer,
Schreit' ich, der Liebe treu, einher.

Er machte, wie vorher Abenamar, die Runde innerhalb der Schranken herum und Alle staunten über seine Pracht wie über die des Gefolges, das ihn begleitete, sowie über das Bild, in welchem Jedermann die reizende Galiana, seines Herzens Gebieterin, erkannte. Dann endlich hielt der Ritter vor Abenamar, ihm zu sagen, daß er mit ihm um den Preis zu kämpfen erschienen sei. Sogleich begann nun das Ringelrennen; Abenamar schwang sich ohne den Steigbügel auf eins der acht Rosse, die zu solchem Zwecke aufgeschirrt dastanden, und ritt erst in gemessener Weise im Kreise umher, worauf er sein gewaltiges Thier spornte, daß es hoch in die Luft sprang, im nächsten Augenblicke jedoch gleich einem Adler dahinschoß. Seine Lanze hielt der Muthige zugleich fest und sicher, doch so, daß sie einen Zoll über den Ring hinfuhr, und er nicht eben freudigen Antlitzes nach seinem Zelte hinritt, erwartend, was sein Gegner thun werde. Der letztere war vom scharfen Blick und gutem Glück begünstigt. Ebenfalls erst langsam sein Ziel ins Auge fassend und dann gleich dem Blitze darauf hinschießend, fuhr die Lanzenspitze mitten durch den Ring, daß alles Volk Beifall jauchzte und tausend Stimmen riefen: Abenamar hat verloren! Stolz auf den Triumph erschien der Ritter vor den Kampfrichtern; allein sie erklärten, daß erst ein dreimaliges Stechen nach solchem Ringe zur Entscheidung berechtige, und vom Zorn entflammt schwang sich bereits Abenamar auf ein anderes Roß, den zweiten Ritt zu wagen, der ihm besser gelang als der erste, während Sarazino mit der Lanzenspitze seitwärts neben dem Ringe hinschoß. Nicht minder unglücklich ging es demselben beim dritten Rennen. Abenamar hatte vollkommen gesiegt. Mit bittern Worten warf Sarazino die Lanze weg; kaum daß er das ihm für den einen Ring zuerkannte Kleinod von den Richtern annahm und seiner Dame überreichte, deren Bild nun zu den Füßen der beneideten Fatime aufgestellt wurde. „Es wird einmal die Zeit eines ernsten Kampfes kommen, wo es sich unter uns um keinen Ring handelt!" rief Sarazino, als er mit seinem Gefolge den Kampfplatz verließ, dem Sieger zu.

(Beschluß folgt.)

Das Monument Walter Scott's

in der Princesstreet in Edinburgh macht einen guten Eindruck. Es ist ein großer Obelisk, der von einem kleinen säulenartigen Obelisken umgeben und durch Bogen mit ihm verbunden ist. Dadurch erhält das Denkmal eine seiner Höhe angemessene Ausbreitung auf der Erde und sieht zugleich imposant und leicht, würdig und heiter aus, wozu der schöne weiße Marmor das Seinige beiträgt. In der unter dem Hauptobelisken sich öffnenden Halle befindet sich die Statue des Dichters; er sitzt in bequemer Stellung da, den Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, die Hände mit der leisen Gesticulation eines ruhig Erzählenden über ein Buch gelegt, das er auf seinen Knien hält. Zu seinen Füßen ruht ein prächtiger, großer Hund, der den Kopf zu ihm, seinem Herrn, emporgehoben hat.

Das Eis des Meers.

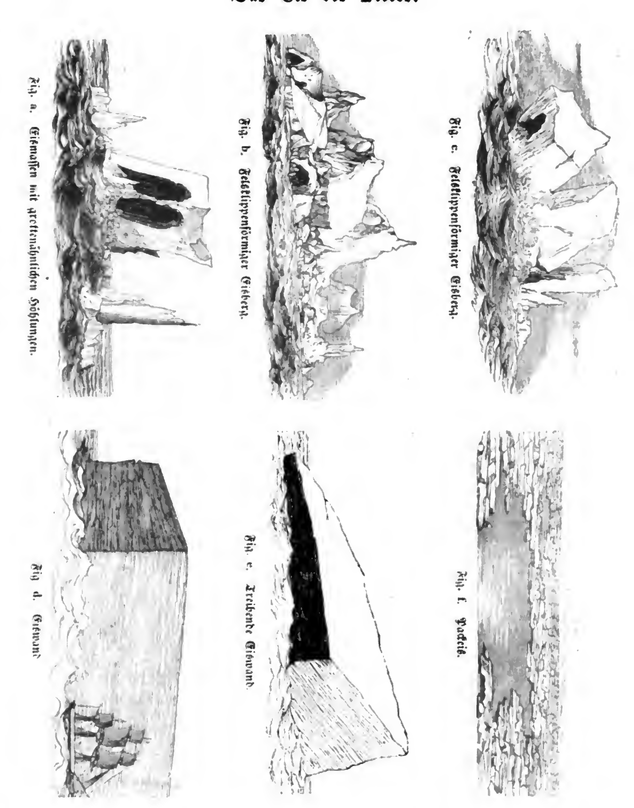


Fig. a. Eismassen mit grottenähnlichen Höhlungen.
Fig. b. Felsklippenförmiger Eisberg.
Fig. c. Felsklippenförmiger Eisberg.
Fig. d. Eiswand.
Fig. e. Treibende Eiswand.
Fig. f. Packeis.

Die Eismassen der Polarmeere gewähren ein in seiner Art einziges Schauspiel und Walfischjäger sowie Theilnehmer von Nordpolerpeditionen wissen nicht genug davon zu erzählen. Das Eis zeigt sich theils in großen Massen, theils in kleinern Stücken. Die Walfischfänger haben den verschiedenen Eismassen besondere Namen gegeben. Aneinanderhängende Eisflächen, deren Grenzen selbst von der Spitze eines Mastbaums aus nicht zu erspähen sind, heißen Eisfelder, die man in einer Ausdehnung von 200 englischen Meilen Länge und 100 Meilen Breite getroffen hat. Flächen, deren Ausdehnung man erkennen kann, heißen Eisflarden. Felder und Flarden stehen gewöhnlich nur 4—6 Fuß über der Wasserfläche empor und sinken bis zu 20 Fuß. Von allen übrigen Eismassen macht man sich die richtigste Vorstellung, wenn man sie sich als Theile oder Trümmer eines zerbrochenen Eisfeldes denkt. Auch das stärkste und dichteste Eis berstet auseinander und vermag der Kraft der Wellen auf die Dauer nicht zu widerstehen. Dünnes Eis biegt sich nur, ohne zu zerbrechen. Wenn die geborstenen Stücke eines Eisfeldes so weit voneinander abstehen, daß ein Fahrzeug sich zwischen ihnen hindurch bewegen kann, so heißt dies offenes oder Segeleis, auch, weil es sich nach einer

bestimmten Richtung hin bewegt, Treibeis. Kleinere treibende Stücke, welche in ungeheurer Anzahl heranfahren (Fig. f), drängen sich zusammen, werden vom Winde übereinander geworfen und heißen Packeis. Große Eisklumpen, die sich auf einem Felde oder einer Flarde durch irgend einen Druck von der Seite aufgeworfen haben, werden Höcker genannt, erreichen oft eine Höhe von mehr als 30 Fuß und geben dem Polareise seine auffallende Gestalt, von der uns Fig. g ein deutliches Bild gibt. Unter den einzelnen Eismassen, welche im Meere treiben, gibt es manche von ungeheurer Höhe, selbst bis zu 1500—1800 Fuß. Der Anblick, den diese Eisfelder, Eisberge und Eisinseln gewähren, ist oft malerisch schön. Man erblickt große Eismassen mit grottenähnlichen Höhlungen (Fig. a); andere bilden ungeheure Felsenthore (Fig. g); oder sie erheben sich gleich Felsenklippen (Fig. b, c); wieder andere bilden ungeheure Wände (Fig. d), die dennoch zuweilen auf die See treiben (Fig. e). Andere gleichen riesigen Thürmen, hängenden Pfeilern, zerfallenen Ruinen, wie Fig. a und g beweisen. Dazu kommt dann noch das entzückendste Farbenspiel, welches diese Eismassen ausstrahlen, das blendende, stechende Weiß des Schnees, das schöne Beryllblau, mit welchem das Eis gegen die Oberfläche der See geschmückt ist, um das Malerische der nicht selten auch von Seevögeln oder von Eisbären belebten Landschaft zu erhöhen.

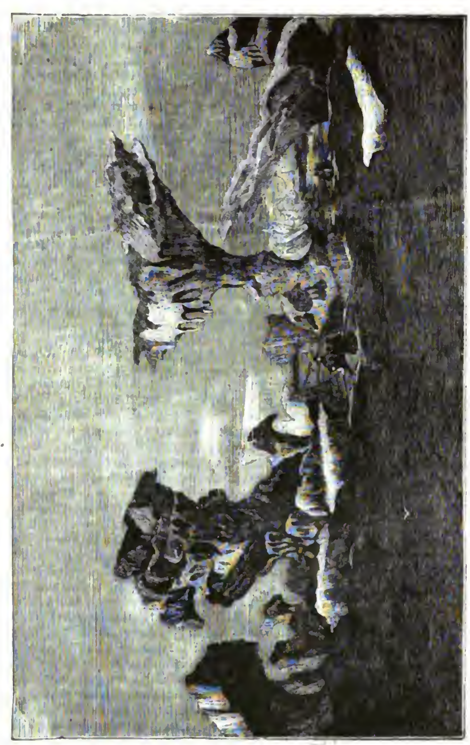


Fig. g. Eisthor auf einer Flarde.

Ein Negeraufruhr.

Eine Plantage bietet, aus der Ferne gesehen, den Anblick eines unabsehbaren Teppichs von hochstrebendem Grün, das wie Röhricht an den Ufern der Flüsse im Winde rauscht; dies sind die Zuckerpflanzungen. Über ihnen erheben sich, wie eine doppelte in den Lüften schwebende Sense, die großen Flügel der Zuckermühlen. Folgt man den langen Gängen, die in jeder Pflanzung nach allen Richtungen einander kreuzen, so gelangt man zu einer kreisrunden Savanne, in welche alle diese verschiedenen Wege auslaufen und die der Mittelpunkt des großen Grundstücks ist. Hier gruppiren sich kleine mit Stroh gedeckte Häuschen; es sind die Hütten der Neger, für jede Familie eine. Nach Sonnenuntergang sitzen hier die alten nicht mehr arbeitenden Neger auf der Schwelle ihrer Thüren, flechten Körbe aus Lianen und erzählen ihren Enkelchen, die mit dem Finger am Kinn unbeweglich wie Sphinxe vor ihnen kauern, allerlei ergötzliche Märchen. Etwa 50 Klafter vor dem Hüttendorfe erhebt sich das Herrenhaus. Hier lebt der Plantagenbesitzer mit seiner Familie. Morgens um 6 Uhr ertönt ein Waldhorn oder eine Glocke in die Stille der Felder; alle Hütten öffnen sich und die schwarzen Bewohner marschiren, den Treiber an der Spitze, mit Körben auf den Köpfen und Hacken auf den Schultern, in Reih und Glied an ihr Tagewerk. Am Abend versammeln sich Neger und Negerinnen vor dem Herrenhause, Jedermann fällt auf die Knie, der Pflanzer und seine Familie entblößen die Häupter und eine Negerin spricht mit lauter Stimme das Abendgebet; dann begibt sich Jeder nach seiner Wohnung, alle Thüren schließen sich wieder und Nacht hüllt die Plantage in ihren Mantel. Nur ein invalider mit einem alten Säbel bewaffneter Neger bleibt als Schildwache im Freien. Er sitzt unter einem Baume, zündet sich ein Feuer an und wird von dem dumpfen Schall der Wogen, die sich fern am Gestade brechen, bald in Schlaf gelullt.

Nun denke man sich alle die Thüren dieser Hütten bei nächtlicher Weile langsam und geheimnißvoll aufgehend und die ganze schwarze Bevölkerung mit Mord- und Rachegedanken hinausschleichend in die Finsterniß. Hundert Schritte davon ist die Familie des Pflanzers bei offenen Fenstern in tiefen Schlaf gesunken. Überall herrscht Todtenstille und nur etwa das Gebell eines Hundes in der Savanne unterbricht die fürchterliche Ruhe.

Nichts ist wol so schrecklich wie ein Erwachen auf einsamer Plantage bei nächtlichem Aufruhrgebrüll, das urplötzlich in die Ohren dringt. Die Stadt ist fern, die Ebene öde, und auf jeder Pflanzung leben 200 Neger! Zuweilen hört man in der Nacht an die Thür klopfen und laut rufen; es ist ein Kreole, der, spät am Abend in seiner Pflanzung sich ergehend, einen dumpfen Lärm gehört hat und sogleich auf ein Pferd sich schwingend, auf die Gefahr hin, seine Glieder zu zerschellen, in gestrecktem Galopp angesprengt kommt, um Freunde und Nachbarn zu warnen. Man steigt zu Pferde, man schart sich; die Gefahr wird immer dringender; kleine Häuflein halbnackter Reiter traben, mit Pistolen bewaffnet, durch die Felder. Wer schildert aber das Entsetzen des Weiber und das Jammergeschrei der Kinder in solchen Augenblicken, die man weckt, um sie in die Wälder zu flüchten!

Im Jahre 1802 brach auf Guadeloupe, einer französischen Colonie in Westindien, eine furchtbare Empörung aus.

Nach Ausbruch der großen französischen Revolution hatte man den Negern die Freiheits-Charte geschickt. Nach mehren Jahren war ein Decret, das die Sklaverei wiederherstellte, in Guadeloupe angekommen. Die Neger erhielten den Befehl, ihre Waffen abzuliefern und wieder an die Arbeit zu gehen. Ein Contreadmiral, der die Sklaverei auf seiner Flotte zurückbrachte, wurde beim Aussteigen gefangen genommen. General Richepanse kam mit bewaffneter Macht von Frankreich, um ihn zu unterstützen. Als seine Schiffe im Hafen erschienen, warfen sich die Neger in Städte und feste Plätze oder sie schwärmten über die Felder, an allen Orten sengend und brennend. Richepanse verfolgte sie von einer Stellung zur andern; einige Negerhaufen sprengten sich in ihren Verschanzungen in die Luft; mehre Häuptlinge schossen sich eine Kugel durch den Kopf, andere entkamen in die Wälder, wo eine zahlreiche von dem Mulatten Palerme befehligte Bande sich bildete. Die Übrigen ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Palerme führte von den Bergen aus, wohin er sich zurückgezogen, lange Zeit einen Waldkrieg, indem er zur Nachtzeit die Pflanzungen überfiel und in Brand steckte. General Richepanse schickte mehre Compagnien gegen ihn; diese durchstöberten die Wälder, vernichteten, was sich widersetzte und führte die übrigen in die Sklaverei zurück.

So war denn die Sklaverei wieder hergestellt. Die ausgewanderten Colonisten waren größtentheils zurückgekehrt und die Neger gingen an ihr Tagewerk wie früher. Überall herrschte wieder Ruhe. Aber diese Ruhe selbst hatte etwas Beunruhigendes; das Freiheitsgefühl zuckte noch in den Schwarzen und mancher Vater empfahl Gott sich und seine Familie, wenn sie sich in ihrer Wohnung, von den erst kürzlich entwaffneten Negern nur wenige Schritte entfernt, zum Schlafen niederlegten.

Einige Besitzungen, deren Eigenthümer von ihrer Auswanderung nicht heimgekehrt waren, ließ die Regierung verwalten und bezog einen Theil des Ertrags. In einer derselben war ein ehemaliger Notar, mit Namen Bartz, der erst unlängst in die Colonie gekommen, als Beamter angestellt. Dieser Mann hatte sich schon in Verschiedenem versucht, es aber zu nichts bringen können. Jetzt sah er sich mit einem male an der Spitze einer prächtigen Besitzung und 200 Neger, die schon Freiheit gekostet hatten, standen ihm zur Verfügung. Er beschloß ihnen die Freiheit wiederzugeben, um in den Besitz der Pflanzung zu kommen; er schmeichelte den Negern, schalt auf die Arbeit und bald war ein Complot angezettelt.

Bartz machte einen gewissen Jean Barbet, der gleich ihm ein Fremder und Verwalter einer Pflanzung war, zum Theilnehmer seiner Pläne. Beide wurden die Leiter des Unternehmens. Sie ernannten ihre Stellvertreter in den verschiedenen Revieren der Colonie; jeder von ihnen verpflichtete sich, in seinem Gebiete für das Nöthige zu sorgen, und man verabredete eine Nacht, in welcher alle weiße Bewohner der Pflanzung niedergemetzelt werden sollten. Mit anbrechendem Tage wollten die Aufrührer gegen die Städte losrücken, die Leute im Schlafe überraschen und auf dem ganzen Wege die noch unvorbereiteten Neger zum Kampfe für ihre Freiheit anreizen.

Der Sonntag ist in den Städten der Colonien Markttag. Die Neger kommen in ihrer schönsten Kleidung von allen Seiten her und bringen Gemüse und Obst zum Verkauf. Recht wohlhabende Neger stolziren auf kleinen langmähnigen Kreolenpferden einher

und hinter ihnen liegen fette Hammel quer über dem Gaule. Man kauft und verkauft den ganzen Tag. Kommt der Abend, so tanzt die schwarze Gesellschaft beim Schalle der Handpauke den wilden Wirbelreigen, der unter dem Namen Bambula bekannt ist. Diese rasende Lustbarkeit nimmt nicht eher ein Ende, bis das Blut aus den Nägeln der Spieler dringt, bis keine Sohle mehr an den Füßen ist und alle Tänzer athemlos niederstürzen.

Auch die Pflanzer gehen am Sonntag gewöhnlich mit ihrer ganzen Familie in die Stadt und die meisten Plantagen sind an diesem Tage verödet.

Bartz und seine Neger blieben daheim. In der Zuckersiederei versammelt gossen sie Kugeln, schliffen ihre Sicheln und Messer. Um die Mitte des Tages, als Jedermann nach der Stadt abgegangen war, kamen die Neger Einer um den Andern aus den umliegenden Plantagen, um sich in den Bund aufnehmen zu lassen. Es wurden Verhandlungen gepflogen und alles Nöthige verabredet. In der Nacht ging man wieder still und ruhig auseinander.

Eines Sonntags, als die Zuckersiederei wieder mit Waffen und Verschworenen angefüllt war, erschien ein alter Mann, der Fische verkaufen wollte, an der Thür. Der Anblick dieser großen Versammlung und der gegossenen Kugeln, die noch glühend am Boden rollten, flößte ihm Furcht ein und er empfahl seine Waare mit bebender Stimme. Man antwortete ihm, er möge sich forttrollen und er that dies in größter Schnelligkeit.

Einen Augenblick später trat Bartz herein und erfuhr sogleich, es sei ein alter Fischer dagewesen, der Fische zum Verkauf angeboten. Bartz fragte mit Ungeduld, was man mit diesem Menschen gemacht habe. Man antwortete ihm, er sei wieder fortgegangen. Bartz gerieth in schäumende Wuth. „Das war gewiß ein Spion!“ rief er aus. „Warum habt ihr ihn nicht todtgeschlagen? Nun sind wir verrathen!“ Alle Neger sprangen bestürzt auf. „Eilt ihm nach“, schrie Bartz unter entsetzlichen Flüchen, „und schafft ihn aus der Welt!“ Die Neger gehorchten dem Befehle und zerstoben nach allen Richtungen hin.

Aber der alte Fischer wußte recht gut, daß er zu viel gesehen hatte, um seines Lebens sicher zu sein. Mit jenem Instinkt begabt, der die Wilden eine Gefahr von fern wittern läßt, hatte er, Landstraßen und Fußpfaden ausweichend, in ein mit hohem Rohre bewachsenes Feld sich geflüchtet; hier kroch er in das dichteste Dickicht und wartete, bis es Nacht wurde, um dann erst seinen Weg fortzusetzen. Die Verfolger stöberten überall herum und mußten zurückkehren, ohne ihn gefunden zu haben.

Bartz verlor den Kopf und wollte nun gleich zum Blutbade schreiten. Er schickte Botschafter an Jean Barbet und an alle Mitverschworenen und befahl ihnen, mit ihren Bewaffneten sich bereit zu halten.

(Beschluß folgt.)

Vorbedeutend.

Als Napoleon am 23. Juni 1812 an der Spitze seiner Colonnen vor dem Niemen stand, bäumte sich plötzlich sein Pferd und warf ihn ab. „Schlimme Vorbedeutung!“ rief eine Stimme aus seinem Gefolge. „Ein Römer würde umkehren.“ Fünf Monate später stürzte ihn der Brand von Moskau von dem Gipfel seines Glücks und derselbe Fluß sah ihn als — Flüchtling.

Römische Zigeuner.



Mannichfaltiges.

Die unterseeische Flora — so heißt es in einem neuern Reiseberichte — zeigt sich nirgend reicher, mannichfaltiger und vollständiger als zwischen den kleinen Inseln des Stillen Meers. Bald boten die Korallenbänke, über die wir hinglitten, eine Fläche von weißem Sande dar, aus welchem zarte Gebilde wie blühende Haidekräuter emporwuchsen; bald verdichteten sie sich zu unförmlichen Massen und breiten Kronen, zwischen denen breitblätterige Algen kräftig wurzelten. Man kann bequem die ganze Reihenfolge von Verwandlungen beobachten, welche die unthätige Masse des vegetativen Stoffs bis zum organischen Leben durchmacht, von der schlummernden Existenz der Schwämme bis zu dem unablässigen Schaffen der Korallen und Madreporen, welche aus der Tiefe des Oceans großartigere und dauerndere Gebäude aufführen, als die ägyptischen Pyramiden oder die Mauern von Theben.

Naive Vorstellung. Als König Georg II. beschlossen hatte, in Göttingen eine Universität zu stiften, befanden sich die untern Classen der Bevölkerung ganz im Unklaren, was das bedeutete. Kaum sah ein Trupp Leute eines Mittags einen eleganten Wagen ankommen, so hieß es allgemein: „Da kommt die Universität.“

Die hellen Nächte in Schweden haben für den an sie nicht gewöhnten Ausländer etwas Eigenthümliches. Beim Reisen gereichen sie ihm sehr zum Vortheil, weil er seine Fahrten ununterbrochen bei Tag und Nacht fortsetzen kann, ohne daß seinen Blicken etwas Bedeutendes entzogen wird. So lange man also reist, ist die Helle sehr angenehm. Sie genirt aber, wenn man Abends ermüdet im Wirthshause ankommt und nirgend Läden antrifft, um die Nacht in eine dunkle zu verwandeln und in dieser sich einem erquickenden Schlafe hingeben zu können.

Mahagonyholz, das in so großer Menge auf Cuba, Jamaika, San-Domingo und auf den Bahamainseln wächst, wird außer zu Möbeln jetzt in großer Menge zum Schiffsbau benutzt. Dazu empfiehlt es sich durch seine Härte; auch wird es von Würmern wenig angegangen und gibt nicht viel Splitter, wenn die Kanonenkugeln einschlagen. Es hält in jeder Witterung und Lage, in Hitze und Kälte vollkommen gut aus.

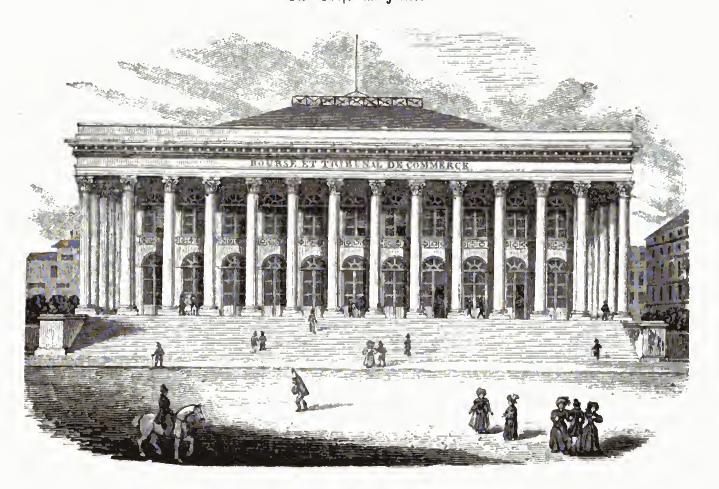
Die Heuschrecken sind im Orient ein vortreffliches Nahrungsmittel für Menschen und Kameele. Sie werden frisch oder getrocknet verzehrt, nachdem man ihnen Füße, Flügel und Kopf abgerissen hat, und werden dann gekocht oder gebraten. Hat man sie an der Sonne getrocknet, so zermalmt man sie zu Staub, den man mit Milch vermischt oder mit Mehl durchknetet und dann mit Fett oder Butter in Salz kocht. Sie sind die Lieblingsspeise der Kameele, denen man sie frisch oder getrocknet zwischen zwei Schichten Disteln in ein großes Loch gelegt zum Futter reicht.

Verantwortlicher Redacteur: A. J. C. Bolbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 482.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [27. März 1852.

Die Börse in Paris.



Ein Negeraufruhr.

(Beschluß.)

In einer Nacht ohne Mond und Sterne machte sich Barß mit seiner Bande auf den Weg. In der Plantage St.-Katharina war die Familie des Besitzers vor dem Hause versammelt, um die Abendkühle im Freien zu genießen. Es waren mehre Frauen und nur ein Mann. Ihr trauliches Gespräch wurde plötzlich durch einen aus der Savanna hervordringenden Trupp bewaffneter Männer unterbrochen. Die Frauen fuhren erschrocken auf und bereiteten sich zur Flucht; aber der Herr, vermeinend, die Ankommenden seien Freunde, die ihn überraschen wollten, ging ihnen entgegen und ersuchte sie, ihre Masken abzunehmen, weil seine Frau und Töchter sich ängstigten. Die Antwort bestand in einem Säbelhiebe, der ihn zu Boden streckte. Die Frauen fielen vor Schreck in Ohnmacht; ein junges Mädchen, das herzhafter war, erhielt einen Hieb auf die Stirn und floh mit bluttriefendem Gesicht durch die Felder.

Die Neger drangen in das Haus, um alles Lebende zu vernichten und alle Habe zu plündern; aber Barß rief ihnen zu, sie möchten nicht zu viel Zeit verlieren und bald mit ihm weiter ziehen, da das Werk lange noch nicht vollendet sei. So ging es denn frisch weiter.

Von aller Hülfe entblößt mußten viele unglückliche Kreolen in jener Nacht mit ihrem Leben büßen. Mehre, die noch wach waren oder von dem dumpfen Lärmen, der einer Metzelei, wie schnell und in welcher Stille

sie auch erfolgt, immer vorangeht, geweckt worden, suchten vergebens ihre Waffen an der gewohnten Stelle; die Bedienten hatten sie am Abend fortgebracht. Einige schwangen sich vor Schreck und Bestürzung auf Pferde ohne Sattel und Zaum und sprengten davon. So oft die Bande einem Negerdorfe nahte, wurde sie durch die bewaffneten Bewohner derselben verstärkt. Man konnte in diesen fürchterlichen Augenblicken auf keinen Menschen rechnen; die liebsten Sklaven waren zum Theil die Ersten, welche der Meuterei ihre Hand boten. Auf einer der Pflanzungen wohnte ein kinderloser Greis, der einem jungen Neger seine ganze Zuneigung geschenkt hatte; er ließ den Knaben in seinem Zimmer schlafen und bewies ihm die zärtlichste Sorgfalt. Urplötzlich durch den Waffenlärm aufgeschreckt, rief der Greis seinen Liebling und verlangte nach seinen Pistolen. „Hier sind sie, Massa", antwortete der kleine Teufel und entlud sie beide in das weiße Haar seines Wohlthäters.

Im Verlaufe ihres Mordzugs, auf welchem die Bande wie eine Lavine anschwoll, gelangte sie auch zu der Pflanzung eines ehemaligen Offiziers, der sogleich seinen Degen ergriff, um die Mörder von seiner Frau abzuwehren. Hinter Möbeln verschanzt und gegen eine Wand gelehnt, beschützte er sie lange mit der Kraft der Verzweiflung; er konnte sie aber nur vertheidigen, nicht retten. Beide kamen ums Leben. Die Taschenuhr des Offiziers war an den Boden gefallen; Bartz hob sie auf, sah nach der Zeit und steckte sie dann ruhig in seine Tasche, indem er seinen Leuten den Befehl zu raschem Weitermarsche gab.

Während die Aufrührer so von Plantage zu Plantage zogen, war das junge Mädchen, welches, wie wir oben gesehen, von St.-Katharina geflohen, nach langer nächtlicher Wanderung durch Wälder und Savannen zu einem kleinen Flusse gelangt, an dessen jenseitigem Ufer der Flecken Moule liegt. Es führt keine Brücke über dieses Wasser; die Barken, auf welchen man bei Tage die Leute hinüberrudert, werden des Abends an Bäume gebunden.

Das Mädchen befand sich allein am Ufer und wagte nicht zu rufen. Eine Zeit lang schwebte sie in peinlichster Verlegenheit, als plötzlich der Schall von Axtschlägen und mit ihm die Töne eines Negerliedes zu ihren Ohren drangen. Anfänglich sehr erschrocken, lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit. Das Lied hatte eine sanfte, klagende Weise, die zu Meuterei und Mord nicht stimmte; sie erinnerte sich desselben und bald erkannte sie auch den Sänger an seiner Stimme. Es war Michel, einer von den Negern ihrer Familie.

Sie eilte an die Stelle, wo der Sklave Holz fällte, rief ihn mit Namen und bat ihn, sie über den Fluß zu fördern. Der Neger erschrak nun seinerseits; er glaubte anfangs, der Teufel habe die Stimme seiner jungen Herrin angenommen, um ihn zu locken. Endlich trat er zagend heran, staunte über alle Maßen, das junge Mädchen in dieser Stunde hier und ganz allein zu sehen und wollte sie deshalb ausfragen.

Ich habe keine Zeit — bring mich gleich hinüber, Michel! sprach das Mädchen, ihren Kopf auf seine Schultern stützend, damit er die Wunde auf der Stirn nicht gewahrte und von der Metzelei in den Plantagen Kunde erhielte. Er nahm sie auf seinen Rücken, schwamm durch den Fluß und setzte sie am andern Ufer ab. Sogleich eilte sie durch die öden Gassen, während der Neger, unbeweglich am Ufer stehend, ihr nachsah und zu träumen glaubte. Wenige Minuten darauf wurde der ganze Ort durch die Lärmglocke aus dem Schlafe geweckt.

Die Bewohner des Fleckens schickten nach allen Richtungen Boten aus, um ihre Freunde auf dem Lande zu benachrichtigen, daß man in den Plantagen jenseit des Flusses mordete und sie aufzufodern, mit ihren Familien eiligst in die Stadt zu kommen.

Einer dieser Eilboten begegnete einem Reiter, der nach der Stadt zuritt und einen Neger hinten aufsitzen hatte. Es war Jean Barbet, der die Ordre des Bartz zu spät erhalten und deshalb keinen Muth gehabt hatte, noch in der Nacht das Morden auf den Plantagen des Reviers Moule zu beginnen. Er wollte sich jetzt überzeugen, ob die Bewohner der Stadt noch ruhig schliefen oder schon Kunde von dem Aufruhr erhalten hätten, um seine Maßregeln danach zu ergreifen. Als er den Neger mit langen Schritten ihm entgegenkommen sah, vertrat er ihm mit seinem Pferde den Weg und fragte, wohin er wolle?

Ich will, antwortete der Neger, auf den Plantagen anzeigen, daß man dort drüben die Weißen mordet.

Das ist ein ganz falsches Gerücht, versetzte Barbet. Dort drüben mordet kein Mensch. Gehe nur in die Stadt zurück, die Leute auf den Plantagen würden ohne Noth erschrecken.

Der Neger zauderte eine Weile, dann entschloß er sich weiter zu gehen. „Haltet mich nicht auf", sprach er. „Jedermann in der Stadt ist unter Waffen und es kommt einem Neger nicht zu, in einer solchen Stunde seinem Herrn ungehorsam zu sein."

Wohlan denn, sagte Barbet, so laß mich deine Botschaft überbringen. Ich bin zu Pferde und werde eher ankommen.

Bei Leibe nein! versetzte der Neger. Ich will nicht morgen am Galgen hängen. Dann that er einen Seitensprung, um dem Pferde auszuweichen und lief, was er laufen konnte.

Jean Barbet ritt noch ein Stück Weges, bis er die Lichter in der Stadt bemerkte, ließ dann seinen Sattelgefährten absteigen, kehrte um und floh im Galopp von dannen.

Unterdeß war Bartz mit seiner Bande auf einer Hügelreihe angekommen, welche das Städtchen Moule in geringer Entfernung vom Flusse beherrschte. Der Tag begann zu grauen und die kleine Stadt zeichnete sich am Gestade des Flusses. Der Häuptling sah Feuer in den Straßen, sah, wie die Frauen in die Kirche flüchteten und die weißen Männer, auf ihre Flinten gestützt, die Vorhalle des Gotteshauses bewachten. Er schaute über die Stadt hinweg in die Savannen; da röthete keine Feuersbrunst den Himmel und Alles war ruhig, bis auf die Töne der Sturmglocke in Moule. Jetzt überzeugte er sich, daß Jean Barbet nichts unternommen. Seinen Negern zugewendet, sprach er: „Zerstreut euch!" und Alle verschwanden zwischen den Bäumen.

Der Morgen war ruhig, aber schreckenvoll. Unaufhörlich kamen Kreolen aus der Umgegend, die entweder Nachrichten verlangten oder gräßliche Kunde brachten. Gegen Mittag stieg man zu Pferd und kleine Reiterabtheilungen eilten nach verschiedenen Richtungen, um zu sehen, wie es mit den Plantagen stand. Sie ritten langsam durch die kleinen Negerdörfer, deren Bewohner ihnen schweigend nachsahen. Die Leichname der Ermordeten wurden alle aufgefunden und viele Familien hatten den Verlust theurer Angehörigen zu beklagen.

Jean Barbet wurde aufgegriffen, als er eben im

Begriff stand, nach den unter britischer Herrschaft stehenden Inseln zu entfliehen. Er erdrosselte sich im Gefängniß. Von Bartz wurde mehre Wochen lang nichts gehört.

Die Colonie schwebte in größter Unruhe. Man fürchtete jede Nacht, daß die Blutscenen sich erneuern würden. In den Städten und Flecken wurden Wachtposten aufgestellt, sobald die Sonne unterging. Auf dem Lande, besonders in jenen kleinen Plantagen, die von Bergen umgeben sind oder an Wälder stoßen, gingen jeden Abend mehre Familien zusammen und übernachteten gemeinschaftlich. Die Frauen und Kinder schliefen, während die Männer Wache hielten.

So waren eines Abends einige Pflanzerfamilien in einer einsam gelegenen Behausung versammelt. Jedermann schlief, nur der Besitzer, welcher Wache hielt, hatte sich in seiner Galerie an ein Fenster gelehnt und rauchte ruhig seine Pfeife. Er hörte leise an die Thür klopfen; er neigte sich aus dem Fenster und fragte, wer da sei?

Man pochte wieder, ohne zu antworten. Es war so finster, daß man Niemanden unterscheiden konnte.

Wer klopft denn? rief der Besitzer hinunter.

Eine hohle Stimme antwortete: Ich bin Bartz — ich sterbe vor Hunger und Durst. Öffnet mir um Gottes willen.

Wartet einen Augenblick, sprach der Hausherr, legte seine Flinte an und schoß in der Dunkelheit hinunter. Der Knall brachte das ganze Haus in Alarm; man zündete Fackeln an und öffnete die Thür. Bartz war getroffen worden und mit seiner tödtlichen Wunde ein paar Schritte weit in eine Kaffeepflanzung gekrochen. Hier hob man ihn auf und nach wenigen Stunden starb er.

Mit ihm endete die Furcht in der Colonie, die Tag und Nacht Alles wach erhalten hatte.

Der Blick nach Osten war den Israeliten verboten.

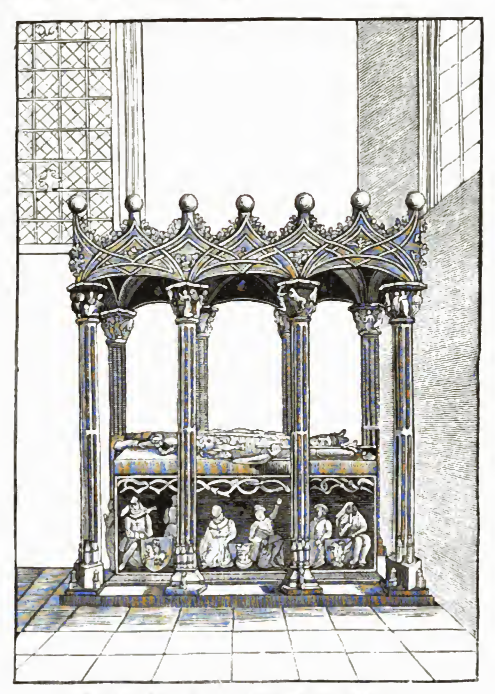
Wenn in ihrer Pracht die Sonne sich am Morgen wie eine Göttin erhebt und die dunkle Erde mit feurigem Glanze erleuchtet, fühlt sich der Mensch unwillkürlich zum Staunen, zur Bewunderung, zur Anbetung des Schöpfers hingerissen, welche letztere, so lange er mehr sinnliches Wesen ist, oft auch dem Geschöpfe, der Sonne selbst, galt. Fast alle Völker richteten daher auch bei ihren religiösen Übungen den Blick nach Osten und gaben aus derselben Ursache dem Allerheiligsten ihrer Tempel die Richtung dahin. Selbst der Hochaltar unserer Kirchen hat überall diese Stätte im Auge. Nur den alten Israeliten war es streng verboten, beim Beten den Blick nach Osten zu richten. Im Ezechiel (VIII, 16, 17, 18) ist der Jehovah äußerst ergrimmt, daß 25 Männer „ihr Angesicht gegen den Morgen gekehrt und gegen den Sonnenaufgang gebetet haben". Das Heiligthum ihres Gottesdienstes, ihre Bundeslade und das Allerheiligste, fand nicht gegen Morgen, sondern gegen Abend seine Stätte, und nach ihm hin sollte der gläubige Israelit sein Gebet richten; er sollte, wie es 2 Chron. 6, 38 heißt, beim Beten „nach dem Wege zu ihrem Lande und zur von Gott erwählten Stadt und zum Hause schauen", das Gott von Salomo erbaut war. Da die Israeliten aus Ägypten nach Palästina westlich zogen, so ist die ihnen vorgeschriebene Richtung unverkennbar, und ebenso wird deshalb von Daniel (6, 10) ausdrücklich bemerkt, daß er an seinem Hause zum Beten offene Fenster gegen Jerusalem hatte. Der israelitische Gesetzgeber hatte bei diesen Vorschriften vielleicht die Absicht, seinem Volke auch dadurch den Stempel des Particularismus aufzudrücken, indem er ihnen ganz im Gegensatze der übrigen orientalischen Völker eine eigenthümliche Richtung beim Beten anbefahl, theils sollte immer der Blick des gläubigen Israeliten, wenn er nach Westen, d. h. nach Jerusalem, nach dem Tempel, in der größten Entfernung davon ging, das Bild, die Idee davon im Geiste aufregen. Noch jetzt kehrt der europäische Jude sich beim Beten nach Morgen, weil ihm Jerusalem jetzt in dieser Richtung liegt, nicht aber etwa der allgemeinen Sitte zu folgen. Gerade so wendet sich der Mohammedaner beim Gebete nach Morgen, weil die heilige Kaaba zu Mekka in dieser Richtung liegt; denn Mohammed stellte den weisen Satz auf: „Der Morgen und Abend gehört dem Herrn, und wohin ihr euch wendet, begegnet ihr seinem Antlitz." Ein Mohammedaner in Ostindien setzt sich daher aus demselben Grunde in der Richtung nach Südwesten und trägt immer einen kleinen in Gestalt eines Vogels verborgenen Compaß bei sich, diese Richtung auf Reisen und so die Lage von Mekka zu ermitteln. Als sich das Christenthum organisirte, nahm der Blick der Neubekehrten wieder die ursprüngliche Richtung der Frommen nach Osten, ohne daß man genau die Veranlassung dazu weiß, wie Origenes schon bemerkt. Theils mag es Folge des Strebens gewesen sein, sich von den Juden auch darin zu unterscheiden, weshalb man den Sonnabend mit dem Sonntage vertauschte; theils mag die Aufnahme der Griechen und Römer in den neuen Bund hierbei gewirkt haben, weil ihnen diese Richtung beim Beten gewöhnlich war uud ebenso ihre Tempel in derselben gebaut waren, theils mag die Ausbreitung des Christenthums im Abendlande darauf geleitet haben, wo man den Ursprung und Quell des Heils, das Grab des Herrn und alle Denkmäler von ihm im Morgen suchen mußte. Unter den Juden selbst hatte sich schon eine Sekte, die der Therapeuten, gebildet, welchen solche Sitte eigen war, und auch sie mag daher die in allen christlichen Kirchen nun beibehaltene Gewohnheit begünstigt haben, welche sich selbst auf die Gräber vererbt hat. In Osten soll auch dem Todten ein Strahl des neuen Lebens leuchten. Dasselbe gilt von den Tempeln; der hochberühmte des Apollo in Delphi hatte diese Richtung bestimmt.

Das Grabmal König Kasimir's des Großen in Krakau.

> Da liegen sie, die Helden, die einst waren,
> Der Schrecken aller Türken und Tataren,
> Vor denen öfters wol sich Moskau beugte,
> Der Roßschweif Mustapha's bei Wien sich neigte!
> Da liegen sie, der Würmer und des Moders Raub,
> Nichts blieb als eine Handvoll Staub!

Wem diese Apostrophe gilt? So vielen Königen von Polen, die in der großen Metropolitankirche auf dem hohen Felsen vor der uralten Stadt Krakau begraben liegen. Oft prachtvoller als die meisten Königsgräber sind diese ausgestattet; denn ringsherum in dieser Kirche vom Eingange an hinter dem Hochaltar weg bis wieder an den Eingang auf der andern Seitenwand

schließt sich eine Kapelle oder ein Mausoleum an die andern an, in jedem steht der Sarkophag eines Königs oder eines polnischen Helden aus dem Königshause und nirgends ist der Marmor, das Gold und die künstliche Arbeit gespart, diese Überreste menschlicher Herrlichkeit zu bezeichnen, welche durch die verschlossenen, aber durchbrochenen Gewölbethüren jedem Beschauer sichtbar sind. Um von ihnen eine Vorstellung zu haben, darf man nur einen Blick auf das Grabmal des berühmten Polenkönigs Kasimir thun, den seine Schmeichler den Großen nannten, obschon er nur der Dritte dieses Namens war. Er starb, erst 61 Jahre alt, im Jahre 1370 ohne Thronerben und schloß so das Königsgeschlecht der Piasten, welche 528 Jahre über Polen geherrscht hatten mit dem Ruhme, die Waffen meist siegreich für dasselbe bald gegen die heranstürmenden Deutschen Ritter, bald gegen die Lithauer, bald gegen Rußland geführt zu haben, aber auch bemüht gewesen zu sein, in jener finstern Zeit für Erleichterung des gedrückten Landmanns so viel zu thun, als ihm der übermüthige Adel nur immer zu bewirken möglich machte. Selbst für Künste und Wissenschaften war er thätig und rief vom Auslande Männer herbei, durch Lehre oder ihre Arbeiten den Sinn dafür zu erwecken. Einen Beleg dafür gibt sein Grabdenkmal selbst. Wie hoch und schlank erheben sich die acht Säulen, wie schön wölbt sich die Kuppel darüber und wie ausdrucksvoll treten uns in den Basreliefs am Sarkophage die Gruppen entgegen, welche die Wappen halten! Die genannte Kirche ist ziemlich das Einzige, was an Polens verschwundene Macht und Größe erinnert. In Krakau wurden Polens Könige gekrönt, in Krakau nach dem Tode zur Ruhe gebracht und ihre Asche ruft nun aus den Mausoleen: Finis Poloniae!



Grabmal König Kasimir's des Großen in Krakau.

Ein Kopf des Jupiter Ammon.



Eine Kamee, d. h. ein geschnittener Achat, Onyx oder anderer Stein, der sich unter der Hand eines griechischen Künstlers zur Aufnahme eines kleinen Bildes eignete, zeigt uns hier den Kopf eines Jupiter Ammon oder richtiger Amun, d. h. der personificirten höchsten Potenz des Weltenschöpfers, des höchsten unbekannten Urlichts, des verborgenen Vaters der Sonne oder der Sonne selbst, die im Zeichen des Widders ihre größte Kraft und Stärke entwickelt und im Zenith den höchsten Punkt erreicht. Aus Ägypten ging diese Vorstellung durch Auswanderer nach Griechenland und von da nach Rom über, so jedoch, daß im Laufe der Zeit andere Vorstellungen damit verbunden wurden, ohne daß deshalb je ihre Wiege, Ägypten, und hier wieder die libysche Wüste, wo der Gott seinen berühmtesten Tempel in einem der wenigen hier culturfähigen Punkte — einer Oase — hatte, ganz verschollen wäre. Im Gegentheil wanderte mancher Gläubige hierher, sich vom Ammon durch ein Orakel trösten oder belehren zu lassen, und wer dies nicht konnte, trug doch gern einen Siegelring mit einem Steine, der sein Bildniß zeigte, das eben nur ein Haupt mit Widderhörnern enthielt, denn so einfach als ein bloßer Stein, oben spitzig zulaufend und von einem Kopfe mit diesem Hörnerschmucke geziert, war er ursprünglich nach Griechenlands Küsten gekommen, wie der Schriftsteller und Alterthumsforscher Pausanias versichert. Eine der berühmtesten Wallfahrten dahin, wie man es nennen könnte, war die des großen Alexander, welchen der Jupiter Ammon für seinen Sohn selbst erklärte, wenn die Nachrichten einiger Alten davon begründet sind, und vielleicht hatte der Künstler, von welchem unser Stein herrührt, diese Fabel im Sinne, denn der Kopf gleicht im Ausdrucke mehr einem dreißigjährigen kräftigen Manne als einem Gott, der mit Donner und Blitz die ganze Welt erschüttert.

Das große Ringelrennen in Granada.

(Beschluß.)

Jetzt ertönten wiederum Trompeten und Pauken in der Ferne und zum allgemeinen Staunen wälzte sich eine furchtbare Schlange einher, welcher 30 in schwarzen und weißen Seidenstoff gekleidete Ritter folgten; mitten unter ihnen sah man ein lediges Roß. Flöten und andere Instrumente ließen fröhliche Weisen ertönen; die Schlange ringelte sich rasch nach dem Balkon des Königs und der Königin, als sie mit einem male Feuer und Flammen spie, daß das Zischen, Sausen und Prasseln der Funken fast Alles mit Furcht und Schrecken füllte, bis endlich das Ungeheuer selbst verbrannt war und nur noch ihr Kopf nebst dem Schweife auf der Erde lag. Der erstere öffnete sich jetzt und es stand ein Ritter da, schwarz und weiß, mit Gold und Silber und wallendem Federschmucke. Vier Wilde umgaben ihn und hielten einen glänzenden Sessel, auf dem das Bild der edlen Jarife stand, worin Jedermann sogleich die Geliebte des muthigen Abindarraez erblickte. Jetzt warf sich der Letztere auf das erwähnte ledige Roß und zog mit seinen Genossen

zum siegestrunkenen Abenamar, ihn zu neuem Kampfe aufzufodern. Beim ersten Rennen gewannen Beide den Ring, dann jedoch berührte die Lanze des Abindarraez nur den Ring und Fatima sah das Bild der Jarifa wie das der reizenden Galiana ihrer Schönheit huldigen, indem sich Jarifa mit zwei goldenen Armbändern begnügen mußte, die ihrem Ritter als Preis für sein erstes Rennen zuerkannt worden waren.

Schon nahte sich ein neues Wunder; ein großer Felsen, so treu der Natur nachgebildet, daß er aus der Sierra genommen schien. Bedeckt war er mit Gesträuch und Blumen und aus dem Innern ertönte bezaubernde Musik. Zwölf Ritter auf muthigen Rossen umgaben ihn und unterhielten sich mit mancherlei Kampfspiel, bis der Eine von ihnen unter dem königlichen Balkon, noch reicher als die übrigen angethan, vom Rosse stieg. Es war der ruhmbekränzte Reduan. Mit geschwungenem Säbel näherte er sich dem Felsen, und als er noch drei Schritte entfernt war, that sich derselbe weit auf. Es kam eine große Flamme heraus, daß er zurückwich, und als sie sich verzehrt hatte, sah man vier wilde, häßliche Geister mit Feuerkugeln in den Händen. Der Ritter jedoch drang mit seinem Säbel auf sie ein und trieb sie in ihre Höhle zurück. Vier Wilde mit Keulen erschienen jetzt an ihrer Stelle und wurden nicht minder besiegt, indem Reduan ihnen folgte. Da schloß sich das Felsenthor, schreckliches Geschrei vernahm man aus dem Innern, bis der Tapfere den Rückweg fand und die Wilden hinter ihm mit einem Wagen in Gestalt einer silbernen Muschel folgten, geziert von Bildern und Schnitzeleien aller Art; auf ihr glänzte ein Sessel und dieser trug das Bild einer der schönsten Damen, der Lindaraja. Nach diesem Muschelwagen erschienen viele Musiker, auf ihren Instrumenten süße Weisen anstimmend, und hierauf die vorhin erwähnten Geister, jedoch gefesselt mit silbernen Ketten. Nun spie der Felsen Feuer aus, in welchem er verzehrt wurde, und der stattliche Reduan ließ sich ein Roß geben, den ebenbürtigen Abenamar zum Stechen des Ringes aufzufodern, so jedoch, daß nur ein Rennen entscheiden sollte. Das Glück entschied sich nicht für ihn. Schmerzlich sah er den geschmückten Muschelwagen mit dem Bilde der reizenden Lindaraja dahinrollen, den andern Siegeszeichen unter Fatima's Füßen beigesellt zu werden, und wenig tröstete es ihn, für sein Streben von den Kampfrichtern mit ein Paar Armbändern belohnt zu werden, die wol 1200 Goldkronen werth waren und welche er seiner holden Angebeteten mit ritterlichem Anstande überreichte. Abermals schien ein neues Schauspiel das frühere überbieten zu wollen; denn soeben schoß eine Galeere herbei, wie wenn Wind und Ruder sie auf dem Meere dahintrieben. Alles Takelwerk, alle Masten strotzten von Gold, Silber und Seidenstoffen. Vorn trug sie einen Wilden, der einen Löwen erlegte. Die Besatzung glänzte im reichsten Schmucke, den nur noch 30 Ritter übertrafen, an deren Spitze Abin Hamet, einer der vornehmsten Abencerragen, stand. Niemand vermochte die künstliche Vorrichtung zu errathen, mit welcher sich das Fahrzeug bewegte, als die Galeere mit einem male ihr Geschütz donnern ließ und ein lebhaftes Gewehrfeuer dazwischen prasselte, worauf die Thürme der Alhambra und die Torres Vermejas den Gruß erwiderten, wie es schon verabredet worden war. „Ein solches Schauspiel habe ich noch nie gesehen!" rief selbst der König aus, und die Zegris und Gomelés verdroß es nicht wenig, also, wie es schien, von den Abencerragen übertroffen zu werden, deren Übermuth sich noch obenein in einer krystallenen Weltkugel kundthat, welche auf dem Vordertheil des Schiffs mit der Umschrift prangte: „Dies Alles will wenig sagen!" Das Fahrzeug schoß jetzt mit rauschender Musik dahin, wo der Festgeber hielt, mit dem jedoch kein Wettkampf begann. Alle Ritter der Galeere hielten nur ein friedliches Lanzenstechen und ritten hierauf von dannen, weil schon wieder Trompeten und Pauken die Aufmerksamkeit rege machten. Ein großes Schloß wandelte gleichsam daher; von seinen Zinnen donnerte das Geschütz, und wenn es schwieg, vernahm man fröhliche Weisen aus dem Innern. Auf dem höchsten Thurme erhob sich der Kriegsgott mit einem goldenen Banner in der einen, ein Schwert in der andern Hand. Mit Fahnen gleicher Art waren die vier Seitenthürme geziert und auf der einen las man in goldenen Buchstaben:

> Tod ist es nicht, wenn man durch ihn
> Sich größern Ruhm erwirbt,
> Wol aber ist es herrlicheres Leben!

Die andere sprach:

> Die Fama preist den Ruhm Granadas;
> Unsterblich lebt es immer fort!

Auf der dritten stand:

> Der wahre Adel ist, daß man die Tugend übt;
> Wer ihr sich weiht, die wahre Größe liebt!

Und endlich von dem Banner des vierten Thurms ward gesagt:

> Die Fama läßt die Trompete ertönen,
> Verkündet die Pracht und die Herrlichkeit
> Von diesem Schlosse wer weiß wie weit.

War auch Jedermann von der Galeere bezaubert gewesen, so staunte man doch nicht weniger über Alles, was dieses Schloß sehen ließ. Gold, Silber, Krystall und Edelsteine blendeten das Auge, wohin es blickte. Viele Ritter folgten dem glänzenden Gebäude, und als es endlich stillstand, öffnete sich hier ein Thor, sowie dort eins, es kamen Ritter hier wie dort heraus und an ihren Farben wie an ihren Schildern nahm man ab, daß sie von dem Stamme der Zegris, Gomelés, Macas und Vanegas seien, welche den Festgeber zu einem Stechen herausfoderten, wo indessen nur ebenfalls ein Rennen stattfinden solle, was er mit seinen Rittern bestand, daß beide Theile mit gleicher Ehre schieden. Noch ein ähnliches Schauspiel gab es; der tapfere Malech Ababeg erschien, seit kurzem erst von schweren Wunden genesen, die er im Kampfe mit dem spanischen Ritter Ponce de Leon davongetragen hatte. Drei mal stach er mit Abenamar nach dem Ringe und drei mal stach ihn der Eine wie der Andere herab, daß die Kampfrichter entschieden, wie das Bildniß seiner Dame neben dem Fatimens zu stehen werth sei, und Alabez selbst noch ein von Gold und Silber gearbeitetes Schifflein als Preis empfing, womit er die schöne Cohayda beschenkte. Ihr zu Ehren war er auf einem Wagen erschienen, der ihr Bildniß trug, zu dem von ihm aus eine goldene Kette ging, daß er gleichsam an ihr gefesselt zu sein schien. Über dem in allem Glanze prangenden Wagen schwebte jedoch auch noch eine Wolke, welche ununterbrochen Blitze sprühte und Donner hören ließ, wie wenn der Himmel zürne. Erst als er so vor dem Balkon des Königs und der Königin angekommen war, löste sie sich wie in dünne Lüftchen auf und ließ nun die volle Pracht des Wagens schauen; auf einem Throne sah man den großen Propheten, welcher eine zierlich gear-

beitete goldene Krone dem Bilde der reizenden Cohayda aufs Haupt zu setzen schien, von dem die Fülle des blonden Haars in zahllosen Locken herunterfiel. Und so wie er gekommen war, verschwand er gleichsam wieder in seinem Wagen, eingehüllt von der Wolke, die blitzte und donnerte, daß Boabdil ausrief: „Ein schöneres Schauspiel glaube ich nie sehen zu können!" Wol hatte er Recht; denn bald ging seine Herrschaft und Granadas Herrlichkeit (1492) zu Ende. Mit diesem Ringelrennen wurde sie gleichsam beschlossen. Die Feindschaft, welche die Zegris und Abencerragen schon lange gegeneinander hegten, hatte hierbei neue Nahrung gefunden. Boabdil ließ sich von den Abencerragen verleiten, die tapfern Zegris meuchelmörderisch hinrichten zu lassen. Mit ihnen hatte er sich der rechten Hand beraubt; die Zwietracht war in Granada eingekehrt. Als Ferdinand von Kastilien zum Angriff schritt, hatte er wenig Mühe, den letzten Rest der Maurenherrschaft zu vertilgen; wer aber wissen will, wie hoch hier Kunst und Geschmack gediehen war, ohne daß der Koran sich ihnen hinderlich entgegengestellt hatte, darf nur dieses historische Bild aus der Geschichte der Mauren in Spanien betrachten. Zu sehr ins Schöne gemalt ist es sicher nicht, denn wir verdanken es einem Spanier selbst, dem Geschichtschreiber der bürgerlichen Kriege in Granada, welcher im 16. Jahrhundert lebte und bei seiner Arbeit eine Menge Romanzen zu Gruude legte, die noch in Aller Munde lebten, die Herrlichkeit dieses Johannistags zu schildern.

Der fruchtbare französische Theaterdichter Alexander Hardy.

Nächst dem Spanier Lopez de Vega, dem Niemand den Ruhm streitig machen kann, der fruchtbarste Theaterdichter gewesen zu sein, da die Zahl seiner großen und kleinen Bühnenarbeiten gegen 2000 Stück betragen haben soll, zum mindesten aber 1000 betragen hat, ist wol kein dramatischer Dichter thätiger gewesen als Alexander Hardy, der Theaterdichter einer reisenden Schauspielergesellschaft, die sich endlich in Paris festsetzte. Vom Jahre 1594 an, wo er sein erstes Stück schrieb, bis etwa 1630, wo er gestorben sein mag, schüttelte er vom dramatischen Baume die Aepfel herunter, wie man sie nur verlangte, sodaß er nach Einigen 600, nach Andern bis 800 zusammengereimt und geleimt hat; 500 gibt er selbst an, wovon er alle Jahre einen tüchtigen Band herausgab. Binnen 24 Stunden flossen ihm nicht selten 2000 Verse aus der Feder und manches Stück ward von ihm heute angefangen und in drei Tagen schon aufgeführt. Von eigentlicher Dichtkunst war hierbei keine Rede. Er war ein tüchtiger Reimschmied, der seinen Stoff in so viel Akte und Scenen zerschnitt, als gerade nöthig und bestellt waren. Einige Jahre nach seinem Tode war er bereits verdrängt und vergessen. Im Leben selbst hatte er stets mit Kummer und Elend zu kämpfen, und „die Fesseln der Armuth hindern den Geist, sich zum Himmel aufzuschwingen", sagt er selbst in der Dedication des dritten Bandes seiner Schauspiele, indem er sich jedoch freut, daß nach 30 Jahren sein bischen Genie immer so frisch ist wie im Anfange.

Über seine Armuth bei solcher Geistesfruchtbarkeit darf man sich wenig wundern. Bis zu der Zeit des Corneille bezahlten die Schauspieler für ein Schauspiel drei Thaler. So weit als sein Zeitgenosse in England, Shakspeare, mit seinen verhältnißmäßig so wenigen Stücken hat er es also in keiner Art gebracht. Dieser konnte gemächlich auf seinen Lorbern ausruhen, die noch heute frisch und kräftig sind, während Hardy sich auf dem Sterbebette an stumpf geschriebenen Federn laben mußte.

Der Genfersee.



Mannichfaltiges.

Das Waadtland hält sich für den aufgeklärtesten Canton der französischen Schweiz. Aber jeder Durchreisende überzeugt sich vom Gegentheil und nirgend spukt der Teufel mit seinem ganzen Generalstabe so arg als gerade dort. Er führt hier eine große Menge von Namen und Titeln, sodaß jeder Buchstabe des Alphabets besetzt ist. Der Glaube an Elfen, Nixen und Polter- und Quälgeister aller Art ist allgemein und eine Menge abergläubischer Handlungen haben sich erhalten. Stirbt Jemand, so wird gleich alles Wasser, das sich zur Zeit im Hause befindet, aus den Fenstern gegossen; erst nach Tagesfrist werden die leeren Gefäße frisch gefüllt. Dies geschieht aus Furcht, die Seele des Verstorbenen möchte darin ertrinken. Außerdem muß der nächste Verwandte des Todten mit einer Haselruthe an jeden Bienenkorb klopfen, um den Bienen anzuzeigen, daß Trauer im Hause sei; denn die Bienen sind Familienglieder und müssen als solche von allen Vorfällen, welche das Haus betreffen, unterrichtet werden. Ein Schlag bezeichnet ihnen eine Heirath, zwei eine Geburt, drei einen Todesfall. Unterläßt man es, fliegen sie alle den nächsten Morgen davon und die Körbe bleiben leer.

Der sogenannte zwölfte Kuchen (Twelft-cake) ist ein Backwerk, welches die englischen Conditoren und Kunstbäcker um die Weihnachtszeit auszustellen pflegen und welches in vornehmen Familien am Dreikönigsabend verzehrt wird. Die Bäcker lassen bei der Ausschmückung des Twelftcake ihrer Phantasie ganz freien Lauf. In der Regel rund und weiß, wird er mit mehr oder weniger geschnörkelten und gezackten farbigen Papierkränzen eingefaßt. Auf der Oberfläche des Kuchens befindet sich gewöhnlich ein hoher gothischer Dom, von oben bis unten durchsichtig und von Kandiszucker wie aus brüsseler Spitzen gewebt. Um den Dom herum liegen und stehen allerlei Conditorkunstwerkchen in der willkürlichsten Zusammenstellung. Von diesen beweglichen Theilen kann sich jeder Gast etwas zur Erinnerung und zur Einreihung in seine Nippsachen mitnehmen. Nur der Körper unten wird gemeinschaftlich verzehrt. Solche Kuchen sind theuer; oft werden bis 10 Pf. St. dafür bezahlt, als Schlußessen allerdings eine theure Geschichte.

Trapper, d. h. Fallen- oder Schlingensteller, werden in den endlosen Wiesenwüsten (Prairien) Amerikas halbwilde Menschen genannt, die in immerwährendem Kampfe mit den wilden Thieren leben, welche sich in jenen Steppen seit Jahrhunderten zusammengehäuft haben. Dem größten Theile nach sind es Auswürflinge der bürgerlichen Gesellschaft, die vor dem strafenden Auge des Gesetzes entflohen sind, oder auch nur unbändige Naturen, denen selbst die umfänglichste Freiheit, die der Staat gestattet, ein unerträglicher Zwang dünkt. Sie haben in den Steppen Strapazen und Entbehrungen zu ertragen, gegen welche die erdichteten Abenteuer Robinson's wahre Kinderspiele sind; ihre Haut verdichtet sich zu einer Art von Leder, das mit gegerbter Büffelhaut mehr Aehnlichkeit als mit der menschlichen hat, und wenn solche Trappers, etwa um ihre aufgesammelten Bären- und Biberfelle zu verkaufen, in die bewohntern Gegenden herabkommen und, in rohe Thierhäute gehüllt, auf den Straßen herumwandeln, so mag es Vielen vorkommen, als wären die Menschen der Urwelt wieder auferstanden.

Tuch aus Gras wird in China in großer Menge fabricirt. Das Material liefert eine Nesselart, die bei den Chinesen Ma heißt. Sie hat eine Wurzel von gelblich weißer Farbe, die jährlich 10—15 Stängel in einer Höhe von 7—10 Fuß emportreibt. Die Stängel sind aufrecht, haarig und krautig; die wechselständigen Blätter sind eirund, auf der Oberfläche dunkelgrün, unten silbergrau. Die Pflanze wächst am Fuße von Bergen; auch pflanzt man sie gern als Einfassung um Felder, auf denen man Gewächse baut, da die Hausthiere die Ma-Pflanze vermeiden. Sie wird im Jahre drei mal geschnitten; die letzte (October-) Ernte liefert die besten Fasern, aus denen das feinste Tuch gemacht wird. Das Loslösen und Zertheilen der Fasern ist eine mühsame Arbeit, die von Frauen und Kindern verrichtet wird.

Die Insel Jona, eine der Hebriden, galt in den frühern Zeiten für heilig und daher ließ sich der hochländische Adel gern auf den Kirchhof begraben, der jetzt die Ruinen einer uralten Kapelle des heiligen Oran umgibt, welche von vielen Reisenden besucht werden, weil sie von einer merkwürdigen Bauart sind; spitze, straff gespannte Bogen ruhen auf sehr niedrigen Stützen. Eine fast ganz zerfallene Mauer umschließt den Kirchhof, zwischen dessen niedergetretenen Gräbern und halbversunkenen Grabsteinen Windhafer aus dem losen aufgewehten Sande hervorwächst. Mehr als 300 Kreuze sollen einst den Kirchhof von Jona bedeckt haben. Die Insel hat ungefähr 500 Einwohner, die in der bittersten Armuth leben. Sie alle stehen, ohne sonstigen Zusammenhang mit der übrigen Welt, unter dem Pächter des Herzogs von Argyle, dem die hebridischen Inseln gehören. Der Pächter allein hat ein ordentlich aussehendes Wohnhaus. Die übrigen Einwohner leben in elenden Baracken oder in Felsenklüften.

Die Korallenriffe, die sogenannten Atollen, welche vorherrschend in der Südsee in so außerordentlicher Menge und Ausdehnung vorhanden sind, rühren von der ununterbrochenen Thätigkeit der Polypen her, die in der Stille allmälig Größeres zu Stande bringen, als der Menschen Fleiß und Kunst je zu Stande gebracht hat, wie groß es auch sei. Der Archipel der Maledivischen Inseln ist übersäet von solchen Korallenbänken und Riffen, und die größte Atolle derselben ist 88 geographische Meilen lang und 20 Meilen breit.

Die Straßen von Tunis, erzählt ein Reisender, bieten einen ganz eigenen Anblick dar. Die meisten Häuser sind Ruinen; denn in einer Sonnenhitze von 45 Grad zerfallen die Häuser in Staub; man flickt sie etwas, baut sie aber neu nicht wieder auf und diese Leichen von Häusern geben der Stadt ein auffallend trauriges Ansehen und ein Araber nimmt sich mit seinem ernsten Gesichte, seinen bloßen Beinen, seinem langen Barte auf den ausgezackten Trümmern eines verfallenen Hauses bewundernswürdig aus. Zuweilen wächst ein Baum, meist ein Feigenbaum, durch die Öffnung eines Fensters oder durch die Spalte einer Mauer aus einem Hause hervor, breitet einen seiner Äste aus, ohne daß Jemand daran denkt, auch nur einen abzuschneiden. Zwanzig oder dreißig Jahre machen ihn zum Herrn des Hauses; man muß sich bücken und kriechen, um durchzukommen. In den Tagen des Sturmes schwankt er und erschüttert das ihn nährende Haus, bis er es mit einer letzten Erschütterung umwirft und die Trümmern sich anhäufen um den knorrigen Stamm, der grünend aus einem Schutthaufen hervorragt, wo sich die Eidechse sonnt und die schillernde Schlange hindurchwindet.

Ungeschickt und geschickt zu gleicher Zeit. Ein Engländer, welcher bei dem Fürsten Kaunitz speiste, versah es und warf ein Glas Rothwein um. Der Fürst fuhr auf: „Ist das Sitte in England?"

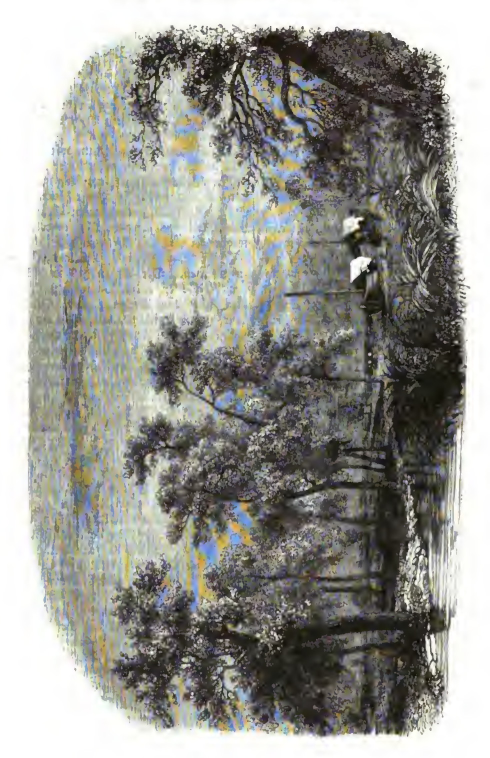
Nein, antwortete der Engländer kalt, aber wenn es einmal geschieht, thut der Wirth, als sähe er es nicht.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 483.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [3. April 1852.

Thalgrund von Fusine in der Lombardei.



Reiseskizze aus dem Westen Nordamerikas.

Nach längerm Unwohlsein wurde mir eine Reise angerathen und ich entschloß mich, einen Ausflug nach dem fernen Westen Nordamerikas zu machen. Frau und Tochter wurden dazu eingeladen und wir traten in unserm Familienwagen, wohl versehen mit Allem, was wir erdenklicherweise bedürfen könnten, einen großen Korb von Mundvorräthen mit eingeschlossen, unsere Reise an. Unter dem Familienwagen denke sich aber der Leser nicht etwa einen luxuriösen, bequem eingerichteten Reisewagen. Wir sind im Westen. Der Wagen besteht aus einem Kasten von rohen Bretern, auf den plumpesten Rädern balancirend, und statt der Federn haben wir zwei der schlanksten Tamarindenstämme, die an den Seiten mit eisernen Haken befestigt sind. Auf diesen Federn ruhen Breterſitze, nach Umständen mit oder ohne Kissen, immer aber reich mit Büffelhäuten behangen.

Es war ein trüber Julimorgen, doch bald klärte sich der Himmel auf und die Sonne schien so brennend, daß sie unsere Regen- und Sonnenschirme verwandelte und wir unter der drückenden Hitze fast ohnmächtig wurden. Als wir die Grenzen des bebauten Landes erreicht hatten, wechselte plötzlich die Hitze mit der Kühle einer Grotte und die Pferde trabten langsam dahin, als wenn sie den feuchten Moorboden und den erquickenden Schatten bequemer genießen wollten.

Es nahte die Mittagszeit und der Magen erinnerte daran, unser Mahl zu halten. Es war bald ein grüner, freundlicher Platz gefunden, auf dem wir unsere Kissen, Büffelhäute und Decken ausbreiteten. Als unser Walddiner beendigt, Fleisch und Eingemachtes, Mehlspeise, Kuchen und das ungeheure Brot jedes in seine Ecke des gewaltigen Korbes, der unsere Schätze barg, zurückgekehrt und der kleine dünne Buttereimer, der sorgsam ins Wasser gesteckt worden, wieder in sein Kleid von frischen Blättern gehüllt war, setzten wir unsere Reise fort. Unbemerkt waren dunkle, unheilschwangere Wolken heraufgezogen und wurden dichter und schwerer. Wir fuhren schneller, denn auch die Pferde hatten sich gestärkt und schienen überdies einzusehen, daß einiger Grund zur Eile vorhanden sei. Kein Haus war zu erspähen, denn an dem Nebenwege, den wir eingeschlagen, sind Ansiedler noch selten und zerstreut. So führte uns der Weg größtentheils durch lange Strecken noch unberührten Waldes, wo wir oft mit großer Aufmerksamkeit nach dem Zeichen suchen mußten, das des Landvermessers Axt in die Rinde eingehauen hatte.

Bald kam der Regen und gar ernstlich. Nicht etwa kleine, warnende Tröpfchen, sondern eine plötzliche Flut, die in einer halben Minute durch und durch drang. Der Regen schlägt mit solcher Gewalt an die Pfähle der Einzäunungen, daß er ringsum einen leichten Nebel bildet. Die kleinen Seen im Wege sehen aus, als wenn sie kochten und der Himmel scheint schwerer zu werden, je mehr er ausströmt. Nun sind wir gar an einem offenen Felde und ein See ist zwischen uns und dem fernen Walde!

Aber da ist ein Dach! Ich sehe einen Schornstein! Und da ist eine Kuh, die sich, Schutz suchend, dicht an eine niedrige Strohhütte lehnt, und ein Paar arme vergessene Hühner haben sich unter einen alten Karren geflüchtet. Wir nähern uns einer menschlichen Wohnung und hoffentlich einem guten Feuer und einem freundlichen Willkommen! Nur vorwärts, ihr guten Pferde!

Das Blockhaus war ziemlich klein, und obgleich die zierlichen Getreideschober und saubern Hühnerställe einen sorgsamen Hausvater ankündigten, fanden wir doch an der Vorderseite keinen Zaun, sondern statt dessen gewaltige kaum behauene Stämme, über die wir klettern mußten — ein eben nicht angenehmes Manoeuvre, wenn der Regen in Strömen herabfällt. Mit ein wenig Geduld gelangten wir jedoch zu dem Hause, das, wie die meisten ersten Ansiedelungen, nur eine Hinterthür hatte.

Das unbehagliche, aber äußerst reinliche Innere zeigte eine offenbare Armuth. Da war kein wohlgefüllter Schenktisch, keine weißen Gardinen, kein glänzendes Geschirr, keine gewaltige künstlich geschnitzte Bettstelle mit Sternen von allen Größen und Monden in allen Vierteln, nicht einmal die gewöhnliche Ausstellung von Sonntagskleidern — sonst unvermeidliche Möbel einer Waldwohnung. Die gute Frau Wirthin war fast zu dünn, um einen Schatten zu werfen, und der Ehemann mit seinem grünen Augenschirm sah gedrückt und niedergeschlagen aus. Die Frau legte ihr Strickzeug in den Schoos, als wir eintraten, der Mann schien in unthätiger Ruhe dagesessen zu haben.

Dessenungeachtet fanden wir das bei den Ansiedlern im Westen übliche herzliche Willkommen. Unsere nassen Kleider wurden sorgfältig zum Trocknen aufgehangen und selbst die Büffelhäute und Decken fanden einen Platz auf jenen dünnen Stangen, welche in jedem Blockhause über dem Feuerherde hängen, um entweder bei nassem Wetter die Wäsche, lange Reihen Kürbisse oder zierliche Guirlanden von Äpfelscheiben zu trocknen. Der Regen gab noch kein Zeichen baldigen Nachlassens, die Dachrinnen strömten ununterbrochen, und das Rollen fernen Donners war hörbar. Wir hatten mithin alle Aussicht, wenigstens für die nächste Nacht die Gastfreundschaft des Farmer und seiner Familie in Anspruch nehmen zu müssen.

Als wir dies besprachen und die gute Frau uns versicherte, sie wolle, was in ihren Kräften stehe, zu unserer Bequemlichkeit thun, konnte sie nicht unterlassen, uns zu sagen, daß Zeiten gewesen wären, wo sie uns unter solchen Umständen besser würde aufgenommen haben. „Aber diese Tage sind vorüber", fuhr sie seufzend fort, „und wir haben so viel Trübes erlebt, daß ich kaum mehr auf einen Wechsel hoffe. Wir verließen eine behagliche Besitzung in York, weil mein Mann sich nicht zufriedengeben konnte, wenn er die Nachbarn ihr Land verkaufen, in den Westen ziehen und reich werden sah. Wir kauften so viel Land, daß wir es nicht bewirthschaften konnten; doch hatten wir bald einige Acker angebaut und daraus beinahe unsern Bedarf, aber nicht genug, um etwas verkaufen zu können. So mußten wir wieder etwas Land verkaufen, in der Absicht, um davon die Steuern zu bezahlen, allein wir nahmen den Kaufpreis in wilder Katzenmünze (Papiergeld, von einer Schwindelbank ausgegeben), die sich, ehe wir sie los waren, als werthloses Papier auswies. Mein Mann nahm sich dies sehr zu Herzen, dazu hatten wir Alle das Fieber — dann warf es sich auf seine Augen, und nun ist er beinahe blind. So sind wir heruntergekommen, immer tiefer. Aber Weinen hilft nichts, sagte das arme Geschöpf, ihre Augen trocknend, denn wenn Thränen unsere Lage hätten bessern können, so wären wir wahrhaftig jetzt besser daran."

Unsere Wirthin war eine rührige Frau und besorgte selbst alle jene kleinen Geschäfte, welche den

Wunsch in sich tragen, die Gäste möchten sich heimisch fühlen. Sie konnte uns nur wenige Kleider zum Wechseln anbieten und war unermüdlich in der Sorge, diejenigen Stücke, welche wir entbehren konnten, am Feuer zu wenden und zu trocknen. Wir hofften nämlich immer noch, der Sturm werde vorüberziehen und wollten die Mantelsäcke nicht eher öffnen als in unserm Nachtquartier. Der Regen aber wurde nicht schwächer und das ferne ununterbrochene Rollen des Donners, das sich langsam näherte, drohte eine längere Dauer des Unwetters. Die Dachtraufen strömten fröhlich ihre Fluten aus und es war höchst ergötzlich, zu sehen, wie unsere Wirthin mit einem alten Mantel über dem Kopfe aus- und einflog, um Töpfe, Pfannen, Waschschüsseln, Eimer und Milchkännchen so aufzustellen, daß sie eine möglichst große Quantität des herabfallenden Wassers auffingen, indem sie uns anvertraute, sie müsse suchen so viel wie möglich Regenwasser zu erlangen, da Seife sehr theuer sei. Ein langer Trog, aus dem hohlen Stamme eines Baums gefertigt, war so gestellt, daß er Alles, was von der einen Seite des Dachs strömte, auffing, während die sorgsame Hausfrau an der andern alle Utensilien des Hausrathes in Reihe und Glied aufgestellt hatte und eifrig beschäftigt, die vollen Gefäße durch leere zu ersetzen, sich entschuldigte, daß sie den alten Mann nicht zu Hülfe riefe, da es seinen Augen schaden könnte, wenn er naß würde.

Frau Gaston hatte das letzte Milchtöpfchen hinausgetragen und kam eben ins Haus zurück, als das Geräusch eines Wagens das Toben des Sturms übertönte und im nächsten Augenblick ein lautes Halloh! uns ankündigte, daß noch andere Reisende Obdach suchten.

Ich werde ihnen sagen, sie sollen weiter, nach Jericho, fahren, meinte Frau Gaston, denn hier können wir sie auf keine Weise unterbringen.

Was? Zwei Meilen weiter in diesem Regen! sagte der Mann. Nein, nein, das geht nicht an. Der Regen wird nicht lange mehr anhalten, laß' sie nur herein!

Mit diesen Worten nahm er seinen großen Strohhut und ging, seine neuen Gäste willkommen zu heißen.

Hollah, hollah! Wo im Himmel steckt denn das Volk? Trollt euch doch heraus! rief einer der Ankommenden.

Herr Gaston eilte so rasch, als seine armen halbblinden Augen ihm erlauben wollten, während seine Frau frisches Holz auf das Feuer warf und ihr Möglichstes that, den Herd und den Platz davor mit den Überresten eines Besens rein zu fegen.

Kaum war sie damit fertig, so hörten wir die Stimmen näher kommen, erst mit dem Heulen des Sturms gemischt, dann immer deutlicher werdend. Ein sehr scharfer Discant übertönte die andern, indem er allen möglichen Formen weiblicher Klagen Ausdruck verlieh.

O Gott! rief die Stimme. O Gnade! Gott bewahre mich! O Vater, ich ertrinke, ich ersticke wahrhaftig!

Zuerst erschien ein stattlicher alter Herr, auf seinen Schultern etwas tragend, das nach der Kraft- und Haltlosigkeit, mit der die Last auf ihm hing, beim ersten Anblick ein großes in Seide geschlagenes Kissen zu sein schien. Ihm folgte, so gut sie vermochte, eine große schlanke Dame, die seine Frau zu sein schien, und nach einer kurzen Begrüßung der Frau vom Hause waren beide alte Leute eifrig und ängstlich beschäftigt, das erwähnte Kissen zu entrollen, aus welchem sich, nachdem die Enthüllung geschehen war, eine sehr zimperliche, ziemlich hübsche junge Dame, ihre Tochter, erhob.

Hinter oder eigentlich mit dieser Gruppe trat ein starker wohlgeformter junger Mann ungestüm ein, der den Kutscher gemacht zu haben schien. Er brachte einige Kissen und einen großen Mantel, die er in eine Ecke warf und sich selbst, mit dem Rücken zum Feuer gewendet, am Herde postirte, eine Stellung, von der aus er die Gesellschaft behaglich überschaute.

Die Sachen müssen hereingebracht werden, sagte der ältliche Herr.

Ja, ich denke, besser dürfte es sein, bemerkte der junge Mann als Antwort. Ich wenigstens würde sie hereinnehmen, wenn sie mein wären.

Warum bringt Ihr sie denn nicht herein? fragte der Herr mit drohender Stimme.

Ich? Ja, ich weiß nicht; ich könnte es wol allenfalls thun, aber hört einmal, Herr, ich möchte, daß Ihr über etwas im Klaren wäret; ich habe mich nicht verpflichtet, Euch zu bedienen. Ich bin keines Menschen Sklave, merkt Das! Was ich versprochen, werde ich halten. Ich ging mit Euch als Kutscher. Wenn Ihr in mir einen Bedienten glaubt, so irrt Ihr Euch gewaltig!

Aber, fuhr er fort, als ob seine natürliche Gutmüthigkeit über seinen Stolz die Oberhand gewonnen hätte, ich kann allemal einem Gentleman helfen, wenn er mich wie ein Gentleman darum bittet, und am Ende, vermuthe ich, bin ich stärker als Ihr, so will ich mich denn daran machen.

Mit diesem großmüthigen Entschlusse ging der junge Mann hinaus und füllte bald mit dem Beistande des halbblinden Farmer jeden Winkel, der erspart werden konnte und manchen, der es eigentlich nicht konnte, mit einer bunten Sammlung von Sachen, die unter gegenwärtigen Umständen sehr im Wege waren. Drei wunderbare Mantelsäcke von weißem Leder bildeten die Hauptmasse, Reisetaschen und Schachteln waren ohne Zahl und zum Beschluß erschien eine kostbare Guitarre.

Das ist, denke ich, Alles, sagte der alte Herr zu den Damen gewendet, als die Ladung untergebracht war.

Alles! erwiderte der Rosselenker; ich hoffe wenigstens, es ist Alles, aber das weiß ich, was in der Welt Jemand mit solcher Masse von Sachen macht, kann ich nicht begreifen. Wenn ich nach Tejas gehen wollte, brauchte ich nicht mehr Bagage, als ich in meinem Taschentuche tragen kann. Worauf ich aber neugierig bin, ist, wo wir Alle schlafen sollen. Der Regen draußen spricht nichts vom Aufhören, und wenn wir hier schlafen sollen, so müssen wir es wie die Nadeln auf dem Nadelkissen, Alle auf einem Ende thun. Ich schlage vor, daß wir alle diese Raritäten hinaus ins Freie tragen und aus den Häuten und Kissen ein gutes dickes Wetterdach darüber machen.

Die junge Dame warf bei diesen Worten ihrer Mutter Blicke voll unaussprechlicher Bedeutung zu, und in der That zeigten alle diese unfreiwilligen Gäste nicht geringen Unwillen in ihren Zügen. Das Haus und seine Bewohner, sogar unser unschuldiges und harmloses Selbst ward in einer Weise angestarrt, die eben keine besondere Vorliebe für das Ganze und seine Theile aussprach. Es war dies auch nicht zu verwundern, denn das Haus war eins der ärmsten Blockhäuser, die ich je gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das bischöfliche Collegium in Kalkutta.



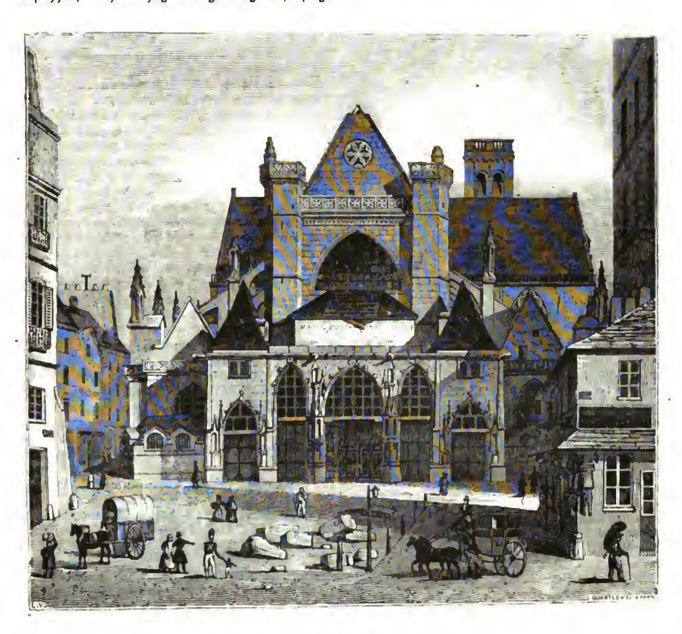
Kalkutta gehört nicht allein zu den größten Städten auf der Erde überhaupt, indem es, alle Vorstädte dazu gerechnet, gegen 800,000 Einwohner und sieben Stunden Umfang haben soll, sondern kann besonders auch als die erste Stadt Asiens angesehen werden. Denn wenn auch vielleicht Peking mehr Bewohner hatte, so sind doch der Handel, die Cultur, das Gewerbe, die Wissenschaft noch nicht so weit gediehen wie hier, und außerdem ist ein großer Theil dieses Gouvernementssitzes von ganz Bengalen, worin weit über 25 Millionen Einwohner leben, ganz auf europäischen Fuß gebaut. Unser Bild zeigt uns eine Art Palast, ein außerordentliches großes Prachtgebäude, wo keine Spur von hindostanischem Charakter zu bemerken ist. Es ist das große bischöfliche Collegium. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde nämlich von der englischen Regierung in dieser Hauptstadt ein Bisthum ersten Ranges errichtet, dessen Sprengel sich, was die englische Episkopalkirche betrifft, über drei Welttheile, Asien, Afrika und Polynesien erstreckt, und die Organisation desselben ward dem Bischof Hebert (gestorben 1826) übertragen, der nun auch besonders darauf sah, an Ort und Stelle ein Collegium zur Bildung tüchtiger Geistlichen damit zu vereinen. In diesem Palaste nun wohnen sie und empfangen den nöthigen Unterricht, was Sprachen betrifft, um dann da oder dorthin gesendet zu werden, theils ihren Landsleuten das Evangelium zu predigen, theils den Eingeborenen Gelegenheit zu geben, sich zum Christenthume der englischen Kirche zu wenden, zu welchem Zwecke auch noch eine Bibelübersetzungsanstalt da ist, welche die Bibel in allen möglichen asiatischen Sprachen geliefert hat, so wenig auch bis jetzt Früchte dadurch erzielt worden sind.

Die Kirche St.-Germain l'Auxerrois in Paris. *)

Man sieht es diesem Bilde gleich beim ersten Blicke an, daß es eine uralte Kirche vorstellt, so fest ist die hier übereinandergehäufte, gethürmte und aneinandergedrängte schwere Steinmasse, die wahrscheinlich ihren ersten Anfang bis ins 6., wo nicht gar ins 5. Jahrhundert zurückführen kann, als eben Paris sich zur Größe einer Haupt- und Residenzstadt emporschwang. Von jeher hatte sie daher auch die Ehre, als Hofkirche zu gelten, und da die meisten französischen Könige die allerchristlichsten hießen, wenn auch meist nicht waren, so hatten sie hier doch bisweilen Gelegenheit, an ihre Pflichten, an ihre Schwächen, ihre Sterblichkeit erinnert zu werden, sobald ein Bossuet, Massillon oder sonst ein berühmter Kanzelredner predigte; denn ein anderer gelangte nicht leicht zu der Ehre, an hohen Festtagen die Kanzel hier zu betreten. Nur dem Erzbischof, Bischof oder Generalvicar war diese vorbehalten. Da jetzt der Präsident der Französischen Republik wieder mehr den unbeschränkten Herrscher als ersten Beamten des Staats zu spielen geneigt ist, so wird der alte Bau auch wol aufs neue benutzt werden, für seine sonn- und festtägliche Erbauung zu sorgen. Inzwischen muß alsdann eine große Reparatur vorgenommen werden, was das Innere betrifft. Schon die erste Revolution hauste schrecklich darin; die Spuren davon verschwanden zwar unter der Restauration, denn Ludwig XVIII. und Karl X. verzierten die Kapellen, die Pfeiler, den Hochaltar mit Gold und Silber, mit reichen Sammtdecken, mit Kandelabern, Meßgewändern und Gefäßen, daß keine Kirche in Paris so reich wie diese ausgestattet war. Allein obschon der Sturm der zweiten Revolution vom Jahre 1830 an ihr glücklich vor-

*) Auch ehemals die St.-Vincentskirche genannt.

überging, so verursachte doch ein am 14. Februar 1831 von dem verhaßten Erzbischof von Quelen zu Ehren des Herzogs von Bourbon veranstaltetes Todtenamt einen solchen Aufstand in Paris und so große Wuth gegen diese Kirche, daß nichts als eine verstümmelte, öde Halle blieb, die bis jetzt unbenutzt stand. Der Klerus hat umsonst sie wieder herzustellen gesucht; Viele haben sich ihrer Erhaltung nur als eines alten Denkmals angenommen, Viele dagegen auf gänzlichen Abbruch gedrungen, um dem Louvreviertel mehr Raum zu schaffen. In den einzelnen Theilen zeigt der uralte Bau allerdings keine Übereinstimmung, weil im Laufe der Jahrhunderte viel umgeändert und zugesetzt wurde; betrachtet man aber die erstern selbst, so wird man zum Staunen über die dann wahrzunehmende Harmonie hingerissen. Man sehe nur diese lange Fronte des Abendchors an, die uns hier entgegentritt, aber erst 1435 gebaut wurde; wie Alles hier sich zueinander fügsam gestaltet und eins mit dem andern in Einklang steht, und der ganze Vorbau doch wieder darauf berechnet scheint, den Hauptheil der Kirche, das Schiff, erbaut 1433, wenn auch nicht in edler Einfachheit, doch mächtig und gewaltig emporsteigen zu lassen. Daß sich oben im Frontispice auch die Mairie des vierten Arrondissements bemerkbar zu machen gesucht und so die Hofkirche zu einer gewöhnlichen Pfarrkirche erniedrigt hatte, muß man der eiteln Bourgeoisie zugute halten. Wann die Kirche den Namen St.-Germain l'Auxerrois, d. h. des Bischofs Germain von Auxerre erhielt, weiß man nicht. Noch im 9. Jahrhundert hieß sie St.-Germain le rond, vielleicht wegen der sie umgebenden Gräber. An tragischen Schicksalen hat es ihr übrigens auch in alter Zeit nicht gefehlt. Die Normannen plünderten sie im 9. Jahrhundert. Von den uralten Grabdenkmälern sind auch nicht viele mehr übrig; doch sieht man das der im Jahre 601 verstorbenen berüchtigten Fredegonde (vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1851, Nr. 439). Von Dem, was Maler und Bildhauer im 17. und 18. Jahrhundert schufen, dürfte sich auch noch Manches erhalten haben. So wurde z. B. 1746 die Bildsäule des heiligen Vincenz und St.-Germain aufgestellt, und aus den frühern Jahrhunderten sah man die Marmormonumente von Helden, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern aller Art.



Tregeagle.

Eine englische, **Fanny Lewald** nacherzählte Gespenstergeschichte. *)

Tregeagle von Trevordor war im Jahre 1550 eine von den Magistratspersonen der Grafschaft Cornwall. Er war berüchtigt durch die Strenge der von ihm verhängten Strafen, welche fast immer außer Verhältniß zu dem begangenen Unrecht standen. Auch im gewöhnlichen Leben galt er für einen tyrannischen und habsüchtigen Charakter. Seine Beamten und Pächter fürchteten und haßten ihn, und so unbeliebt war er im ganzen Lande, daß man seinen Namen mit Allem in Verbindung brachte, was Schlechtes und Grausames geschah.

Als seine Zeit um war, ereilte Tregeagle der Tod, und sein Todeskampf ward, wie es ihm gebührte, durch alle nur denkbaren leiblichen und geistigen Schrecken erschwert. Indeß er starb denn endlich doch, und wurde in der Kirchspielskirche, nahe bei dem Manorhouse von Trevordor, zur Erde bestattet. Aber der Tod, der sonst Ruhe für Jeden bringt, sollte keinen Frieden für ihn haben, das Grab ihm keine Ruhestätte werden.

Tregeagle hatte während seiner Lebzeit durch betrügerische Mittel sich den größten Theil eines an Trevordor grenzenden Gutes zugeeignet. Jetzt nach dem Tode des mächtigen und gefürchteten Tregeagle brachte der Erbe jenes Guts, der sich mit Recht übervortheilt glaubte, die Sache vor den Assisen von Bodmin zur Sprache. Sein erster Versuch, Gerechtigkeit zu erlangen, schlug dem Kläger fehl, weil er die nöthigen Zeugen nicht vorzubringen im Stande war; aber fest entschlossen, den Besitz seiner Ahnen den fremden Händen zu entreißen, foderte er eine neue Untersuchung und erbot sich, Tregeagle selbst vor die Geschworenen zu bringen, überzeugt, daß ein Todter nicht lügen könne und dürfe.

Als nun der Gerichtshof sich zum zweiten male versammelt hatte, beschwor der Kläger in lauter und feierlicher Weise Tregeagle von Trevordor, augenblicklich zu erscheinen, und zum Entsetzen aller Richter, Zeugen und Geschworenen trat plötzlich der kalte, blasse Körper des todten Tregeagle, in den die Seele noch einmal zurückgekehrt war, in die Bank der Zeugen ein.

Alles sprang auf in starrem Schauder. Der Richter allein behielt die Fassung und Muth genug, den lebenden Todten im Namen Gottes aufzufodern, als Zeuge die Wahrheit zu sagen. Bebend und mit einer Grabesstimme antwortend, folgte Tregeagle dem Befehle und von den Lippen des Todten hörte man das Geständniß der Gottlosigkeiten, durch die er sich in den Besitz des fremden Eigenthums gesetzt, und das Bekenntniß aller Sünden und Verbrechen, die er begangen hatte.

Das brachte die Geschworenen wieder zu sich selbst und sie entschieden, wie es ihre Pflicht erheischte, zu Gunsten des Klägers. Sobald dieser nun zu seinem Rechte gelangt und zu dem Erbe seiner Väter gekommen war, wollte er in der Freude seines Herzens den Ort verlassen. Der Richter aber rief ihn zurück und bat ihn, den todten Tregeagle aus der Zeugenbank und aus dem Gerichtshofe zu entfernen, damit andere Zeugen eintreten und die Verhandlungen ihren Fortgang haben könnten.

Indeß Jener erklärte, das gehe ihn nichts an. „Die Arbeit, Tregeagle hierher zu schaffen, sagte er, war so groß und schwer, daß ich die Mühe, ihn wieder in die Erde zu bringen, euren Händen überlassen muß, welche mächtiger sind als die meinen!"

Die Richter, die Advocaten, die Jury beriethen hin und her, aber sie wußten nicht, was zu beginnen. Der starre, erdfahle Körper des Citirten stand und stand in der Zeugenbank und sah sie mit seinen gespenstigen Augen an, deren Geisterblick ihnen das Haar sträuben machte. Man rief die Priester von Bodmin zu Hülfe, und da es auch diesen nicht gelang, Tregeagle zur Rückkehr in das Grab zu vermögen, kam man überein, man müsse ihm eine niemals zu beendende Arbeit aufgeben, um ihn von diesem Orte fortzubringen und ihn für immer unschädlich zu machen. Ein alter erfahrener Mönch fand diese Arbeit.

Nahe bei Bodmin, in dem Bodmin-Moor, liegt der Dasmerry-Teich, ein kleiner, dunkler See, wahrscheinlich entstanden durch die großen Ausgrabungen, welche die alten Bewohner des Landes gemacht haben, um Zinn in dem Boden zu suchen. Der Dasmerry-Teich soll unergründlich und ein Dornbusch, den man in denselben hinabgeworfen, im Hafen von Falmouth wieder zum Vorschein gekommen sein. Dorthin nach dem Dasmerry-Teich beschloß man Tregeagle zu senden, damit er mit einer durchlöcherten Napfschneckenmuschel den Dasmerry-Teich ausschöpfe.

Tregeagle mußte gehorchen und ging an seine Arbeit; aber der Teufel, den es verdroß, daß diese Seele ihm durch die Buße der schweren Arbeit entrissen werden könne, wollte sich ihrer wieder bemächtigen und verfolgte den vor ihm fliehenden, arbeitsmüden Tregeagle in wildem Laufe um den melancholischen See. Endlich wurde der Teufel wüthend, nahm einen doppelten Ansatz und zwang Tregeagle von dem ihm angewiesenen Ufer zu flüchten. Er trieb ihn in sausender Windesbraut über die Moore und über die Haide und hatte ihn beinahe erreicht, als Tregeagle in seiner Verzweiflung mit dem Kopfe durch die Fenster der St.-Neots-Kirche rannte und, indem er das Bild des Gekreuzigten erblickte, Sicherheit vor seinem Verfolger gewann.

So blieb Tregeagle in den Scheiben stecken und das schreckliche Gesicht des Gespenstes stierte die heilige Brüderschaft mit seinen angstgequälten Zügen an, als sie zum nächsten Gottesdienste in die alte, friedensvolle Kirche traten. Glücklicherweise waren die Mönche von St.-Neot mächtiger als die Priester von Bodmin. Sie besaßen die ganze Kraft des heiligen Neot, welche dieser Bruder König Alfred's ihnen sterbend übertragen hatte. Es gelang ihnen daher leicht, den Todten zu bannen. Sie fesselten ihn mit geweihten Ketten und brachten ihn nach Padstow an das Ufer des Meers, wo er den aufgewehten Sand der Düne mit Stricken von Sand in Sandbündel zusammenbinden sollte.

Tregeagle arbeitete und arbeitete, band und band, immer höher wurden die Dünen, und wenn es ihm endlich gelungen war, ein Sandbündel zusammen zu binden mit einem Stricke aus Sand, so kam der Sturm und Strick und Bündel verstäubten im Winde. Sein heulendes Wuthgeschrei, sein todtesmüdes Röcheln der Verzweiflung störten fast allnächtig die Bewohner von Padstow. Oft fuhr die ganze Stadt aus dem Schlafe auf, erschreckt durch Tregeagle's unterirdi-

*) Sie erklärt zugleich die Art und Weise, in der das Volk Naturerscheinungen und Umgestaltungen der Erde mit seinem Wunderglauben in Verbindung zu setzen pflegt.

sches Geheul. Sie konnten es nicht ertragen, und abermals wendete man sich mit Weihwasser, Kerzen und Meßbuch gegen den Verdammten.

Als man sich seiner zum dritten male bemächtigt hatte, führte man ihn weit ab von Padstow. Die Priester selbst geleiteten ihn nach der südlichen Küste von Cornwall und verpflichteten ihn, Säcke voll Sand von Gunwallow durch den Fluß Loo zu tragen, der vom Hafen von Helstone hin zum Meere floß. Helston war damals ein großer, ansehnlicher Hafen und die Wellen des Atlantischen Meers erfrischten alltäglich das Wasser des Looflusses, sodaß es schwer zu wandern war in dem Gewoge der Ebbe und Flut.

Eines Tages, als die Südwestwinde den Grund des Meers erreicht und seine Wellen aufgepeitscht hatten zu kochender Wuth, trug der unglückliche Tregeagle seine Last gerade mitten durch die Mündung des Flusses. Er kämpfte gewaltig gegen den wilden Orkan, bis er endlich ermattet und in Verzweiflung den Sack von seinen Schultern warf und so furchtbar jammerte und heulte, daß der Sturm dagegen nur als ein schwacher Laut erschien.

Der gewaltige Sack fiel tief zu Boden und verstopfte den Hafen von Helstone. Der Fluß schwoll und wurde zum See, die Stadt unterlag einer zerstörenden Überschwemmung.

In Zorn, Angst und Schrecken versammelten sich die Bewohner auf der Höhe und beriethen, wie man künftig Tregeagle in einer Weise beschäftigen und wohin man ihn schicken müsse, um ihm jede Beunruhigung der Menschen unmöglich zu machen.

So ward er nach dem letzten Punkte des Landes, nach Landsend gebracht. Hier gab man ihm einen kleinen Besen in die Hand und befahl ihm, den Sand aus der Pulcurnow-Bucht an der Südseite des Vorgebirges, rund um die Spitze nach der Rangissele-Bucht zu fegen, die sechs Meilen davon am nördlichen Ufer gelegen ist. Der Zug der Wellenströmung geht aber in entgegengesetzter Richtung und die vorherrschenden Winde kommen von Südwest.

Seitdem kämpfen denn Wind und Wellen unablässig gegen Tregeagle, ihn für seine Missethaten zu strafen und noch immer hört man sein Klagegeschrei, wenn Wind und Wellen den Sand zurücktreiben, den er eben mühsam mit seinem kleinen, schwachen Besen zusammengekehrt hat.

Gute Aussichten für die Paläontologie.

In der Provinz Valencia in Spanien, nordwestlich von Teruel, erstreckt sich eine kahle, aus breiten, abgerundeten Kuppen gebildete Hügelkette mehre Stunden lang hin, die ein zusammenhängendes Knochenlager bildet. Ein grünlichgrauer, erdiger Mergelsandstein beherbergt die fossilen Knochen, welche unter- und durcheinander liegen. Vollständige Gerippe sind allerdings noch nicht aufgefunden worden, aber man hat vielleicht auch noch nicht ernstlich darnach gesucht. Dagegen hat man ganze Massen von Zähnen gefunden, die ihrer Größe und Form nach großen, fleischfressenden Thieren angehört haben mögen. Schade ist es, daß die Knochen sehr weich sind und an der atmosphärischen Luft in der Regel zerfallen. Wenn Ausgrabungen mehr in die Tiefe hinein vorgenommen würden, stieße man doch vielleicht auf vollständigere Überreste der Thiere, welche das hier so zahlreiche Material geliefert haben.

Amphitheater von Verona.



Mannichfaltiges.

Die indianischen Urbewohner Australiens hält der Reisende Gerstäcker, den wir nun bald wieder zu sehen hoffen dürfen, für das vielleicht auf niedrigster Stufe stehende Volk der Erde. Eine häßlichere, schmuzigere Race lasse sich kaum denken. Sie bauen sich keine ordentlichen Hütten, sie haben nicht einmal Bogen und Pfeile. Wohnungen brauchen sie des Klimas wegen nicht und ihr Nomadenleben treibt sie von Ort zu Ort; gegen den Regen wissen sie sich sehr geschickt durch aufgestellte Stücke Baumrinden zu schützen und gegen Kälte ist ihre derbe Natur abgehärtet. Bogen und Pfeile haben sie nicht, weil das Holz ihrer Wälder wahrscheinlich nicht elastisch genug zu Bogen ist und sie auch mit Hülfe ihres Wurfstocks die kleinen Speere so weit und sicher wie einen Pfeil schleudern. Zu ihrem Hauptputze gehört das Einreiben ihrer rabenschwarzen Haare mit Fett; das Nierenfett ist die Trophäe, die sie ihren überwundenen Feinden entreißen und durch das sie, wenn sie sich damit einreiben, die Stärke des Besiegten auf sich überzutragen meinen. Der nordamerikanische Wilde skalpirt seinen zu Boden geworfenen Feind, ohne ihn zu tödten; die australischen Indianer schneiden ihren Gefangenen den Leib auf, versichern sich ihres Fettes und bekümmern sich um weiter nichts. „Jetzt, wo ich Australien hinter mir habe", erzählt Gerstäcker, „schreibe ich mit großer Gemüthsruhe über diese, das Wenigste zu sagen, unangenehme Gewohnheit dieser wilden Stämme. Damals aber, als ich den Murray hinunter durch ihre Mitte zog, war mir gar nicht so wohl zu Muthe und ich weiß mich eines Morgens noch recht gut zu erinnern, daß ich mich ordentlich untersuchte, ob ich mein Bischen Fett noch richtig bei mir hätte."

Die Fingalshöhle auf Staffa verhält sich — sagt Fanny Lewald — zur Blauen Grotte in Capri wie die Edda zur griechischen Götterlehre. Alles ist hier majestätischer Ernst, großartiges Naturwalten. Selbst die Naturlaute sind streng und düster, wie Form und Farbe des Basalt. Die silberweißen Möven, die farbigen Eriken, Vögel und Blumen haben etwas Unwahrscheinliches in dieser Umgebung. Der helle Tag und das Sonnenlicht erscheinen wie ein geborgter Schmuck. Um die Fingalshöhle in ihrer höchsten Majestät zu sehen, muß man sie in den Nebeln des Herbstes und Winters besuchen.

Ein afrikanischer Sommer ist so öde und trostlos, daß er einen nordischen Winter mit seinen schneebedeckten Flächen noch übertrifft. Jede Spur von Wachsthum hat aufgehört. Das Grün der Bäume ist in schmuziges Gelb verwandelt; die brennende Sonne hat den unbeschatteten Boden so ausgedörrt, daß breite Spalten entstanden sind. Die Tage sind unerträglich heiß, die Nächte auffallend kühl. Starker Thau, der gegen Morgen wie Staubregen fällt, ist der Gesundheit sehr nachtheilig und erzeugt böse Augenkrankheiten, die häufig mit völligem Erblinden endigen.

Einige Cactusarten in Brasilien erreichen eine Höhe von 20—30 Fuß und ihre ungeheuern fleischigen Äste scheinen mehr ein Werk der Kunst als der Natur zu sein; manche gleichen den prachtvollsten Armleuchtern, andere der schönsten Pyramide. Die fleischigen Äste dieser Cactusarten werden in Zeit der Noth von den Stacheln gereinigt, gekocht und als Gemüse genossen Nur Gewächse wie diese können während der anhaltenden Trockenheit, welcher Brasilien fast die Hälfte des Jahres hindurch unterworfen ist, ihr Grün behalten.

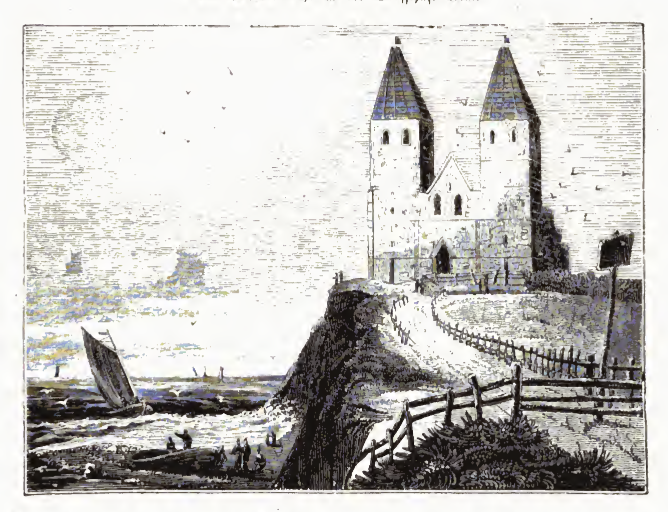
Thierisches Leben — so meint man gewöhnlich — nehme in den arktischen Gegenden, je mehr man sich den Polen nähere, mehr und mehr ab. Diese Ansicht ist aber nicht richtig. Nur dem Menschen sind die Polarländer feind; denn die Zahl Derer, die jenseit des Polarkreises leben, ist ausnehmend klein und hört zwischen 75° und 77° N. Br. ganz auf. Aber mit den Polarthieren ist dies ganz anders. Viele derselben sind der ungeheuern Kälte und andern Eigenthümlichkeiten jener Länder gemäß eingerichtet, sodaß sie in einem andern Klima gar nicht leben könnten. Das thierische Leben findet sich also in den Polargegenden wie in den tropischen; die Zahl der Arten ist zwar bedeutend geringer, diesen Mangel ersetzt aber auf der andern Seite die ungeheure Masse der Individuen.

Verantwortlicher Redacteur: A. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 484.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [10. April 1852.

Die Reculverkirche in der Grafschaft Kent.



An der Südwestküste Kents, etwa drei Stunden von Canterbury an der Meerenge von Calais, müssen die Römer lange Zeit ein festes Lager gehabt haben. Dort hat man römische Münzen häufig gefunden und festes Mauerwerk sieht man noch jetzt, was auf eine Stadt hindeutet, die am Felsengestade hinlief. Im Meere selbst sind auch wol noch Spuren davon, sowie von Kellern und Cisternen. Als die Römer Britannien räumten und der angelsächsische König Ethelbert von Kent das Christenthum angenommen hatte, siedelte er sich mit seinem Hofe hier an und ließ sich einen Palast dicht neben dem alten Römerfort bauen, worauf dann im Jahre 669 einer seiner Nachfolger, Egbert, das Ganze an einen Priester Bassa abtrat, der ein Kloster bauen sollte, den Mord zu sühnen, welchen der König an seinen zwei Neffen begangen hatte. Damals stand schon die Kirche von Reculver, wie der ganze Ort hieß, aber viel weiter landeinwärts. Denn das Meer, an der Küste tosend und schäumend, wenn die Herbststürme ihre Wuth geltend machen, hat die unten hinstreichenden Dünen längst weggerissen und nur den unerschütterlichen Felsen verschont, auf dem dieses uralte Gotteshaus steht. Kaum daß man auf dem Berge um dasselbe herumgehen kann, und vor etwa 30 Jahren beabsichtigte man, das alte Kirchlein selbst niederzureißen, um ein heiteres, freundlicheres tiefer landeinwärts von den Trümmern aufzubauen, denn nicht selten schlugen die Wogen bis über die Felsenfläche herauf, daß die Kirchengänger sich wol gar fürchteten und in Lebensgefahr kamen, wenn ein dichter Nebel den Felsenrand verhüllte. Allein der Bau ist so uralt, die Erinnerung an die früheste Zeit so ehrwürdig. Man stand daher von dem Gedanken ab und trieb ins Meer ein festes Pfahlwerk, sodaß zwischen den Wogen und dem Felsen eine steinerne Vormauer aufgeführt, der letztere selbst aber dadurch vor den Verheerungen des Oceans gesichert wurde. Einst soll die Stadt Reculver sehr ansehnlich gewesen sein, jetzt ist

sie zu einem armen Dörflein herabgesunken. Einst ging der Felsen weit ins Meer hinans und diente oben auf seiner Fläche als Begräbnißstätte rings um die Kirche, jetzt sieht man noch aus seinen Seiten bei niedrigem Wasserstande die Gebeine Derer herausragen, welche hier begraben wurden. Immer bleibt jedoch der uralte Bau ein Zeuge längst vergangener Tage und auf dem Sande der hohen Klippe hat man eine weite Aussicht über den Ocean, die bei Stürmen und zur Zeit der Flut nicht selten wahrhaft groß und erhaben sein mag.

Reiseskizze aus dem Westen Nordamerikas.

(Fortsetzung.)

Das Äußere unserer Umgebung stach allerdings gegen das elegante Aussehen unserer neuen Gäste gewaltig ab. Ihre Toilette war nach der neuesten Mode, freilich durch den unhöflichen Regen etwas arg zugerichtet. Der jungen Dame Reisecostum trug alle Spuren des städtischen Luxus an sich. Ein schwerseidener grüner Oberrock, jetzt aufs schönste gesprenkelt, ein feiner florentiner Strohhut, etwas aus der Façon gebracht und durch den grünen Schleier prächtig gefärbt, die feinsten Schuhe und weißseidenen Strümpfe, mit Flecken besäet, waren die traurigen Überreste der Reisekleidung, in welcher Miß Angelika Margold durch die Wälder zu wandern für angemessen gefunden hatte. Ihr langes Haar, nicht mehr in Ringellocken, hing glatt und feucht herab und das kleine blasse Gesichtchen zeigte das größte Unbehagen, das Vater und Mutter wegzuhätscheln suchten.

Es ist entsetzlich! rief sie, indem sie mit fast verzweifelter Miene ihre feuchten Locken durch die reichgeschmückten Finger zog, wirklich entsetzlich! Wir können hier die Nacht nicht bleiben!

Aber was wollen wir machen, liebes Kind, erwiderte die Mutter. Du stirbst ja, wenn du weiter fahren solltest — und du sollst, so oder so, ein bequemes Bett haben.

Das klang tröstlich, und während Mutter und Tochter leise flüsterten, unternahm Papa Margold zu entdecken, was ihre gegenwärtige Zufluchtsstätte außer dem Schutze des Obdachs etwa noch sonst darbieten könnte.

Diese Nässe kältet Einen durch und durch, sagte er. Habt Ihr keinen Blasebalg, dem Feuer etwas nachzuhelfen?

Die arme Frau vom Hause versuchte es mit ihrer Schürze, ihr Mann mit seinem Strohhut; das zuletzt angelegte Holz war aber feucht gewesen und schien nicht geneigt, zu brennen.

Was Blasebalg! rief der junge Mann, dessen Name, wie sich ergab, Butts war, wir können selbst das Feuer andlasen. Weg da, laßt mich es versuchen! Und mit Hülfe mächtiger Lungen und des alten Besenstumpfs brachte er in kurzer Zeit eine helle Flamme zum Vorschein, indem er freilich Rauch und Asche nach allen Seiten verbreitete.

Die Damen zogen sich empfindlich zurück, ein Manoeuvre, das Herrn Butts außerordentlich zu ergötzen schien.

Na, ängstigt euch nicht, sagte er, Asche hat noch Niemanden vergiftet.

Papa Margold forschte die Wirthin aus, was sie zum Thee geben könne, nicht daran denkend, daß eines Farmers Haus kein Wirthshaus ist, wo jeder Reisende ohne weiteres fodern kann, was ihm beliebt. Ich hoffe, Ihr habt doch Thee — und Butter und Brot — und —

Ach, rief die arme Frau aus, ich habe seit drei Monaten nur Sagothee gesehen, und was das Brot betrifft, so könnte ich wol ein Paar Johnnykuchen — aus Mais mit Wasser — backen, wenn Ihr die mögt; auch etwas Butter ist vorhanden!

Gott bewahre! Kein Brot im Hause? rief der alte Herr.

Keinen Thee? rief seine Frau.

O Gott, was für ein fürchterlicher Ort! seufzte das Töchterchen höchst jämmerlich.

Nun, ich für meine Person stimme für Johnnykuchen, sagte der Rosselenker. Ihr backt uns einen Johnnykuchen, Frauchen, und wer aus Johnnykuchen und Butter nicht ein gutes Abendbrot zu machen weiß, der verdient hungrig zu bleiben.

Frau Gaston, obgleich sichtlich durch die Unhöflichkeit der Fremden verletzt, machte sich stillschweigend ans Werk, Herrn Butt's Wünschen nachzukommen, während dieser selbst es sich vollständig bequem machte, das kleine Mädchen der Wirthin auf den Schoos nahm und Herrn Margold freundlich einlud, sich auf ein Bret zu setzen, das er über zwei Klötze gelegt hatte, um die Zahl der Stühle zu vermehren.

Kommt, sagte der dienstfertige Butts, nehmt es leicht und Ihr lebt desto länger. Kommt, setzt Euch her zu mir und laßt dem Weibervolke mehr Platz.

Herr Butts nahm die Umstände, wie sie waren; seine Art und Weise, sich mitzutheilen, schien aber so wenig anziehend, daß die Familie Margold ihn mit zunehmendem Widerwillen betrachtete.

Bis jetzt hatten wir kaum mit den neuen Gästen ein Wort gewechselt und halb und halb amüsirt durch die Scene, uns selbst und unser Eigenthum in den möglichst kleinsten Raum zusammengedrückt, ruhig den Ausgang abwartend. Die Leute sahen jedoch so wahrhaft unglücklich aus, so hoffnungslos aus ihrem Elemente gerissen und schienen überdies, den Wolken nach zu urtheilen, so wahrscheinlich unsere Gefährten für die Nacht sein zu sollen, daß wir wohl oder übel Mitleid mit ihnen empfanden und ihnen unsere Hülfe anboten, so weit unsere genauere Kenntniß des Lebens in den Wäldern uns besser ausgerüstet hatte. Der Eßwaarenkorb kam zum Vorschein und sein mannichfacher Inhalt versprach eine nicht unbeträchtliche Verbesserung des von Butts verheißenen Abendbrotes. Eine kleine Theebüchse und ein Stück glänzenden Zuckers krönten das Ganze, und es war merkwürdig zu sehen, wie die Gesichtsmuskeln der neuen Gäste mit jedem neu ans Tageslicht geförderten Artikel mehr zu dem gewohnten, glatten Ausdruck einer höflichern Atmosphäre zurückkehrten. Mama Margold, zehn Jahre jünger, nachdem all' die verdrießlichen Falten sich gelegt hatten, fand es für angemessen, dann und wann einen gnädigen Blick auf unsern Winkel zu werfen, und ihr Mann, der mir bisher seinen breiten Rücken zugewendet hatte, drehte sogar seinen Stuhl um.

Wir wurden jetzt schnell bekannt. Unsere Wirthin, die Geduld und Höflichkeit selbst, brachte sehr bald einen Tisch zu Stande, der beinahe groß genug war, alle Erwachsenen zu fassen, und als sie ankündigte, daß Alles fertig sei, drehte Herr Butts seinen Stuhl, den er zum Zeitvertreib in bedenklicher Art auf den hintern Füßen balancirt hatte, plötzlich um, saß regelrecht am Tische und lud die Gesellschaft höflichst ein, Platz zu nehmen. Da war keine Wahl und die Fremden setzten sich, während Frau Gaston den Thee machte

und ihr armer, halbblinder Mann geduldig mit den Kindern auf den zweiten Tisch wartete.

Freund Butts war ganz in seinem Elemente. Er gab sich besondere Mühe, Jeden zu nöthigen, von Allem zu genießen, und als er sah, daß Miß Angelika hartnäckig ausschlug, was er ihr auch anbieten mochte, so schnitt er mit seinem eigenen Messer ein gewaltiges Stück Butter ab und legte es mit der Miene freundlichster Sorge auf ihren Teller.

Der jungen Dame Starrblick würde Jeden von gewöhnlicher Empfindung unfehlbar versteinert haben, Butts aber, stark im Bewußtsein seiner Tugend, sah und fühlte nichts als seine eigene Wichtigkeit; überdies schien er sich durch die Gesetze der Galanterie für verpflichtet zu halten, gegen die einzige junge Dame in der Gesellschaft ganz besonders aufmerksam zu sein. „Aber, Ihr eßt ja gar nichts", rief er aus. „Das Fahren bekommt Euch wol nicht? Nun, was mich betrifft, mich macht es so wild und scharf wie ein Häckselmesser! Wenn Ihr in dieser Art weiter reist, werdet Ihr immer dünner und dünner werden und ich sollte denken, Ihr wäret schon dünn genug!"

Es war kaum in eines Menschen Macht, dies zu ertragen, und Papa Margold, dessen bisher offenbar künstlich erhaltene Geduld jetzt erschöpft war, fiel nun über Butts her, ihn bedeutend, sich um seine eigenen Geschäfte zu bekümmern.

O! Ihr seid böse, nicht wahr? Nun, nun, ich meinte eben nur höflich zu sein! Wir sind einfaches Volk hier!

Herr Margold schien sich seines Zorns zu schämen, als er sah, wie demüthig ihm entgegnet ward, und ließ von nun an den rüstigen Rosselenker gewähren, der sein Mahl zwar mit angemessenem Appetite beendigte, sich aber offenbar nicht behaglich fühlte.

Höchst ergötzlich war die Noth Miß Angelika's, als es sich darum handelte, Maßregeln für die Nacht in dem gedrängt vollen Blockhause zu treffen. Die Aussichten waren eben nicht glänzend, die Art und Weise aber, wie die feinen Leute vor allen erdenklichen Schrecken bangten, zu lächerlich, als daß irgend Jemand hätte ernst bleiben können.

Die Arrangements für die Nacht waren jedenfalls ernsterer Natur als die für das Abendbrot. Es waren nur zwei breite Betten und ein kleineres vorhanden; diese geringen Mittel sollten für die ganze Theepartie zureichen, die überdies noch durch zwei erst später nach Hause gekommene Knaben des Farmers vermehrt war. Nach vielem Überlegen, zahllosen Vorschlägen und nicht wenigen für die Gefühle unserer höflichen Wirthsleute eben nicht geeigneten Bemerkungen ward beschlossen, die beiden breiten Betten so nebeneinanderzustellen, daß sie ihre Lasten gegenseitig unterstützten und das gesammte weibliche Personal sowie die kleinen Kinder aufnehmen könnten. Das kleinere Bett ward durch sinnreiche Mittel für die übrigen Kinder zurechtgemacht, für den alten Herrn aus den Büffelhäuten und Wagenkissen ein Lager bereitet und zwar durch Niemand anders als durch den nachgebenden Butts, der das Vergangene zu vergessen schien und eifrig für das Gemeinwohl beschäftigt war. Dieser in der That aufopfernde Mensch begnügte sich selbst mit einem Lager nach indianischer Manier, die Füße am Feuer und irgend etwas unter dem Kopfe, ein Beispiel, dem der alte Farmer bald nachfolgte. Unsere Wirthin trennte hierauf die Partien durch die gewöhnliche Wand von Betttüchern und es schien, als sollte bald alle Drangsal im Schlafe vergessen sein.

Aber ach! es ward bald klar, daß Miß Margold nicht die Absicht hatte, eine Person von so unbedeutender Wichtigkeit zu bleiben. Sie hatte ihren Vater schon mehrmals von seinem Lager aufgerufen, um ihn verschiedene Dinge aus den verschiedenen Mantelsäcken und Schachteln holen zu lassen, ohne die sie, wie sie sagte, nicht daran denken könnte, zu Bett zu gehen. Sie hatte von ihrer Mutter alle Dienste einer Kammerjungfer angenommen, ohne ihr selbst die geringste Aufmerksamkeit zu bezeigen, und jetzt fiel ihr ein, daß es ihr unmöglich sei, in einem Bette zu schlafen, in dem so Viele lägen und beschloß, die Nacht aufzubleiben.

Ein tiefes Schweigen großer Bestürzung ruhte für einige Zeit auf der ganzen Gesellschaft, als dieser Entschluß laut ward. Ein langes, tiefes und ausdrucksvolles Pfeifen Butt's unterbrach zuerst die Stille, allein die Erinnerung an das Vergangene schien seine Zunge zu zügeln.

Ich denke, daß du wol hier schlafen könntest, süßes Kind, meinte Herr Margold in seinem behaglichen Neste in der Ecke.

Die junge Dame schrie fast auf vor Schrecken über diese Zumuthung.

Laß gut sein, mein Püppchen, sagte die Mutter. Ich will mich hier auf den Stuhl am Feuer setzen und du sollst Platz genug haben.

Ach nein, Mama, das geht nicht. Warum kann die Frau nicht aufsitzen? Ich möchte fast glauben, daß sie es so gewohnt ist! Dies ward in einem Tone gesagt, der Jedermanns Ohr erreichte.

Mutter und Tochter flüsterten noch eine Weile miteinander fort und das Resultat war, daß die Dame eins der Betten von dem andern abrückte, wobei sie mit so wenig Sorgfalt verfuhr, daß eins der kleinen Kinder unserer Wirthin unter lautem Geschrei auf die Erde fiel.

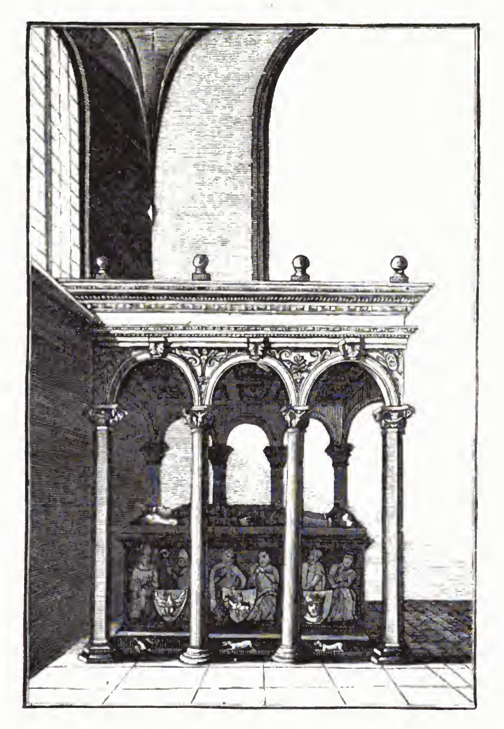
Das war zu viel. Der halbblinde Ehemann und Vater erwachte aus seinem Schlummer. Seine Geduld war, wie Butts sagte, aufgebraucht.

Nachbar, sagte der alte Mann, ich weiß nicht, wer ihr seid noch woher ihr kommt; auch fragte ich nicht danach, denn das Unwetter trieb euch in mein Haus. Meine Familie that, was sie konnte, um es euch hier bequem zu machen. Ihr waret willkommen; aber wir sind arm und haben nicht viel anzubieten. Nun scheint es, ihr seid mit nichts zufrieden, und euer Benehmen hat mich und meine Frau verletzt. Ihr denkt, wir sind armes, unwissendes Volk, und das sind wir auch; aber ihr denkt, wir fühlen nicht wie andere Leute, und darin irrt ihr euch. Was ich nun will, ist dies: der Regen hat aufgehört, der Mond scheint hell genug uud so denke ich, ihr packt eure Sachen auf und fahrt zum nächsten Wirthshause, wo ihr fodern könnt, was ihr wollt, und bezahlt, was ihr erhaltet. Ich hier halte kein Wirthshaus, obgleich ich immer bereit bin, einen höflichen Reisenden aufzunehmen, so gut ich kann!

Ich weiß nicht, ob diese unerwartete, ruhige Erklärung unsers Wirths mehr wie ein Donnerschlag oder wie der Strahl einer Feuerspritze wirkte. Er verminderte die Wirkung seiner Rede nicht durch fernere Worte. Er wartete schweigend, aber es war ein entschlossenes Schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Grabmal Jagello's zu Krakau.

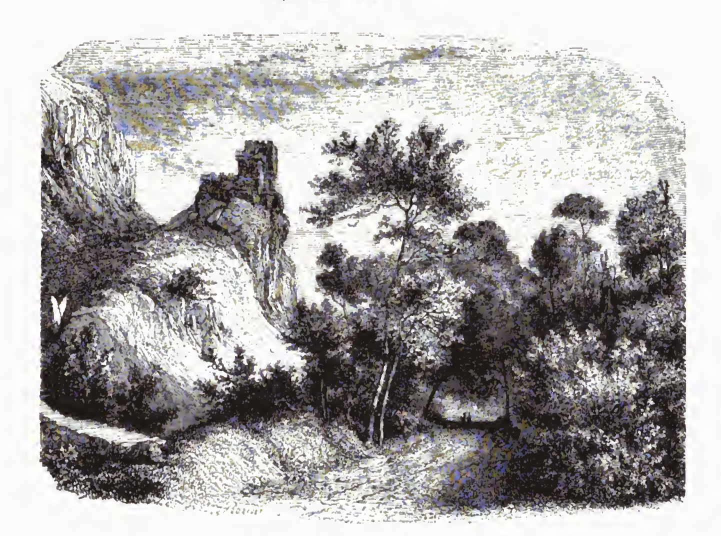


Wir sagten schon früher (Pfennig-Magazin, Jahrgang 1852, Nr. 482), daß in der prachtvollen Metropolitankirche zu Krakau sich zu beiden Seiten eine Reihe Kapellen und Mausoleen hinzieht und hinter dem Hochaltare endet, in welchen die Überreste längst verstorbener Könige und polnischer Großen ruhen. Eins der ältesten Denkmäler unter denselben ist nun das des Königs Jagello, der das zweite große Königsgeschlecht gründete, unter welchem Polen zum höchsten Gipfel seiner Größe gelangte, um von da an aber auch seinem Untergange entgegenzugehen. Im Jahre 1370 war Kasimir III. gestorben, der Letzte der Piasten, welche über 500 Jahre hier geherrscht hatten. Mit ihm erlosch jedoch der mächtige männliche Königsstamm und der Adel erwählte endlich nach langem Zaudern und nach kurzer Vereinigung Polens mit Ungarn den Großherzog Jagello von Lithauen zu seinem neuen Herrn, indem er sich auf Kosten der Königsmacht neue Vorrechte anmaßte, sodaß schon von jetzt an die Erbfolge in Jagello's Hause minder durchs Gesetz als jedesmalige neue Wahl bedingt wurde, welche dann der Nachfolger nur durch neue große Opfer gleichsam erkaufen mußte, bis endlich 1576 auch dieses Geschlecht ausstarb und Polen nun völlig ein Wahlreich, dadurch aber auch ein immerwährender Heerd von Parteikämpfen wurde, besonders als nun die Reformation eingedrungen war und den Staatsämtern auch eine kirchliche Farbe zu geben veranlaßte. Jagello, der Stifter dieses Königshauses, wußte, was Kasimir III. geschaffen hatte, kräftig zusammenzuhalten. Sein Großherzogthum Lithauen, jetzt mit Polen vereint, gab dem letztern einen Umfang, Glanz und eine Macht, wie damals kein europäisches Reich hatte. Doch alles dies schwand bald, als er 1454 das müde

Auge schloß, und mancher edle Pole mag wol seufzend an seinem prachtvollen Denkmale in der Kirche hier der frühern Periode gedenken, wo er mit mächtiger Hand herrschte. Nichts blieb von jenen Tagen als der Sarkophag, der seine Asche hier einschließt und unter einem steinernen Baldachin gleichsam zu stehen scheint, den vier schlanke, von goldenem Laubwerk geschmückte Säulen auf jeder Seite tragen. Nicht allzufern von ihm ruht auch sein Urenkel, der letzte der Jagellonen, Sigismund II., in der sechsten der Grabeskapellen, deren wir gedachten.

Da liegen sie, der Würmer und des Moders Raub,
Nichts blieb als eine Hand voll Staub!

Thal von Botzen in Tirol.



Eine Elefantenjagd auf der Insel Ceylon. *)

(Aus einem Schreiben des englischen Malers Andrew Nicholl.)

Ich verließ Colombo (den Sitz des Statthalters an der Westküste) am 28. Juli 1849 mit der Kandypost, um bis Ambepusse zu gehen. Nachdem ich die Schiffbrücke über den Kalang-Ganga passirt hatte, nahm die Landschaft einen wildromantischen Charakter an. Die Straße zieht sich eine große Strecke weit längs des jenseitigen Ufers des Flusses durch einen dicken Wald von Suria- und Cocosnußbäumen und von der Natur gepflanzte Gärten voll Mangobäumen, Granatäpfeln, Paradiesfeigen, Custard- und Rosenäpfeln, Gewürznelken, Brotfruchtbäumen, Citronen und Limonien, deren dichtes Laubwerk den ganzen Tag über den köstlichsten Schatten über den Weg wirft, während in den freier gelegenen Theilen der Landschaft der Arekanußbaum seine herrlichen Zweige mit ganzen Büscheln seiner Früchte ausbreitet und seine dunkelgrünen, dem des Talipo ähnlichen Blätter in den glänzenden Äther emporstreckt. Die Pfefferrebe mit ihren rothen und grünen Beeren und andere Rankengewächse mit dem feurigsten Carmoisin, Purpurroth, Blau und Gelb ihrer windenartig gestalteten Blüten schlängeln sich um

*) Veranstaltet zu Ehren des neuangekommenen Gouverneurs Lord Torrington.

jene Bäume und ihr dichtes Laubwerk. Es geht nichts über die Schönheit und bunte Farbenpracht in diesen Wildnissen und über die wundervolle Üppigkeit des Pflanzenwuchses zu dieser Jahreszeit in Ceylon. Bäume von mehr als 100 Fuß Höhe, Farrnkräuter, welche so groß als unsere Waldbäume werden, Bambusarten, deren Halme hohlen Baumstämmen gleichen und als Fässer, Eimer u. s. w. benutzt werden, finden sich hier in größter Anzahl.

Auf halbem Wege zwischen Colombo und Kandy liegt die Station von Ambepusse in einem abgeschiedenen Thale, von hohem Waldgebirge umgeben. Die Straße, die wir von hier einschlagen mußten, führt nach Cornegalle hin, das in entgegengesetzter Richtung liegt, längs des Ufers des Maya, eines reißenden Flusses mit sehr klarem Wasser. Cornegalle liegt am Fuße eines hohen Felsengebirges, Antagola, d. h. Berg der Fangzahnelefanten genannt. Die letzten 22 Meilen des Wegs wurden in einem von Ochsen gezogenen Bandy oder schmalem Fuhrwerke zurückgelegt, das an den Seiten und oberhalb mit einem Geflechte aus Cocosnußblättern bedeckt ist, um Schutz gegen die Sonne zu gewähren. Dieser Theil der Reise war langweilig und ermüdend und wir hatten 12½ Stunden gebraucht, bis wir das Rasthaus erreichten.

Der Kraal, d. h. die Einhegung, worin die Elefanten gefangen werden, war in der Nähe des Kimboolworia oder Alligatorflusses und noch 18 Meilen entfernt. Wir begaben uns dahin zu Pferde auf einem Pfade für Reiter, welcher uns bald in einen dichten Wald führte, wo ungeheure bloßliegende Wurzeln uralter Bäume uns den Weg versperrten, der noch dazu von Schlingpflanzen mit großen, spitzigen und giftigen Dornen besetzt war. Nach wenigen Meilen gelangten wir ins Freie, sodann wieder in einen Wald, durch den kein Sonnenstrahl dringen konnte. Der erwähnte Fluß ist 120 Fuß breit und sein Bett war um diese Zeit so trocken wie die Wüste. Allenthalben sah man Gruppen in den verschiedenartigsten Trachten Ostindiens im Schatten großer Bäume gelagert, andere unter kleinen Schirmdächern aus Talipotblättern sitzen, wo sie sich ihren Reis kochten.

Mit den prachtvollsten Kletterpflanzen, die man sehen kann, waren die Bäume bekränzt, ja oft einem Netze gleich damit überzogen. Von Ast zu Ast, von Baum zu Baum schwang sich die große Winde der Dschungeln und war nicht selten zu einer Höhe von 70 Fuß über unsern Köpfen emporgeschossen. Hin und wieder stieß man auf Schädel und andere Ueberreste vom Gerippe des Herrn der Wälder, welche von frühern Jagden Kunde gaben und im Schilfmoor zerstreut bleichten. Geht man zwei Meilen am Flusse hinauf, so kommt man zuerst an einen tiefen Bach, wo sich viele Alligators aufhalten sollen, dann zu den Trümmern einer angeblich schon vor Christi Geburt erbauten Brücke. Den Ufern des Flusses entlang brannten riesige überhängende Eichenholzbäume, welche die Treiber angezündet hatten, damit die Elefanten sich nicht den Fluß hinauf zögen. Eine andere Lache befindet sich drei Meilen unterhalb des Flusses, worin die Jäger die gefangenen Elefanten baden; wir sahen eine Gruppe derselben, die unter schattigen Bäumen, zu deren Rechten und Linken graue Felsenmassen sich erhoben, Kühlung gesucht hatten. Eine kleine Strecke davon standen Zelte, Kaufläden und Menschengruppen in den mannichfaltigsten Farben gekleidet. In weiter Entfernung bewegten sich Hunderte von menschlichen Wesen gleich Pünktchen auf dem sonnebeglänzten Sande dieser wundervollen Gegend, die jetzt von Tausenden belebt, nach ein paar Tagen aber wieder der stille und sichere Aufenthalt der Bewohner dieser Wildniß ist, während Singvögel mit dem prachtvollsten Gefieder ihre lieblichen Melodien sangen inmitten der unvergleichlichen Blumenwelt dieses herrlichen Landstrichs. Der Kraal war ein eingezäunter Platz von etwa drei Acres. Es wurden starke Baumstämme fest in den Boden eingerammt und mit Querstangen und mächtigen Stützen mittels Streifen von Bambusrohr verbunden. Dieselben stehen je zwei Fuß auseinander, sodaß die Jäger bequem durch dieselben aus- und einschlüpfen können. Mehre tausend Mann sind wochenlang mit dem Treiben durch den Wald beschäftigt. Hierbei werden Nachts in einiger Entfernung voneinander Feuer angezündet, sodaß sie einen Kreis bilden, der oft mehr als 20 Meilen groß ist. Diese Feuer befinden sich auf leichten Gestellen, die man mit Erde belegt und oberhalb mit einer Bedeckung aus Talipotblättern versieht, daß der Regen das Feuer nicht auslösche. Je mehr sich nun der Kreis der Treiber verengt, desto näher werden diese Gestelle zusammengerückt. Hierdurch werden die Elefanten, die sich sehr vor dem Feuer fürchten, sowie durch das Geschrei, das Trommeln und Schießen, das auf der ganzen Kette der Treiber sich vernehmen läßt, nach und nach auf einen begrenzten Raum zusammengetrieben, der nicht viel breiter als eine Meile ist und den Zugang zum Kraal bildet, indem er immer schmäler wird, bis er endlich in der Öffnung sich endigt, welche in das Gehege selbst führt. Man läßt zu gleicher Zeit in der Nähe dieses Eingangs vier bis sechs zahme Elefanten herumstreichen, welche beim Näherkommen der wilden sich unter ihren Trupp mischen und gegen sie freundlich thun, wodurch sie dieselben auch wirklich in die Falle locken auf eine Art, welche den Eindruck macht, als sei es ihnen um den Fang ebenso sehr zu thun als den Menschen.

Geduldig warteten wir auf die Ankunft der wilden Heerde von 1 Uhr Nachmittags bis halb 9 Uhr Abends. Man sagte schon davon, daß irgend ein Schelmenstück verübt worden sein müsse, um die Sache zu vereiteln. Auf einmal vernahm man Schüsse und hörte die Stimmen der Treiber immer näher und näher kommen. Als die Elefanten schon recht nahe waren, erhoben die Leute auf den Posten ein Geschrei, jedoch zu früh, denn es scheuchte die Thiere zurück und man glaubte schon, sie seien durchgegangen. Noch einmal wiederholte sich das Schießen, der Lärm ward stärker, das Schreien und Trommeln immer lauter und heftiger, dann hörte man plötzlich ein Rauschen, als in einem Augenblick wie durch Zauberschlag ein Lichtglanz rings um die Umzäunung sich verbreitete und bläuliche Flammen, Fackeln und andere Feuer einen blendenden Schimmer auf die Scene warfen, indessen die toll gemachte Heerde der Elefanten in den Kraal stürzte, Alles zerstampfend und niedertretend. Große Bäume wurden zerknickt, zersplittert und umgerissen und der ganze Platz, kaum noch vom dichtesten Gebüsch und Wald bedeckt, sah einem frisch gepflügten Felde gleich. Wie unsinnig rannten die Thiere darin umher, von einem Ende zum andern und erfüllten die Luft mit ihrem schrecklichen Geschrei. Außerhalb aber drängten sich Tausende von Menschen aus allen Gegenden der Insel und Holzstöße flackerten rings um das Gehege. Die Anzahl der auf diese Art gefangenen Elefanten war 18, worunter drei sehr kleine, aber auch von den größten, die ich je gesehen habe.

Am andern Morgen begann das Einfangen und Fesseln derselben. Auf sechs zahmen Elefanten ritten die Jäger mit Spießen bewaffnet in das Gehege, in welchem die Gefangenen wie eine Heerde sich zusammenhielten, wobei die jungen unter den Bäuchen der Mütter Schutz zu suchen schienen. Oft pflegten diese edeln, gefühlvollen Thiere, indem sie von den Jägern rasend gemacht, hin- und herstürzten, über die Jungen ihren Rüssel zu strecken, um sie zu schützen. Von Zeit zu Zeit ward ein Angriff gemacht. Wenn eins der Thiere mit furchtbarem Geschrei die riesigen Ohrlappen aufgerichtet, den Schweif gerade ausgestreckt und mit hocherhobenem Rüssel umherrannte, suchten ihm gewöhnlich zwei der zahmen Elefanten beizukommen, indem sie es in die Mitte nahmen, wobei ein dritter sehr großer mit Fangzähnen hinten nachkam, um den wilden zu spornen, im Fall er sich ungeberdig anstellte. Auf diese Art von den andern getrennt, ward er von den ihm zur Seite befindlichen zahmen dermaßen eingeklemmt, daß einer der Jäger einen Strick um einen seiner Hinterfüße schlingen konnte, worauf er an einen Baum hingezerrt und daselbst angebunden wurde. Ebenso fesselte man ihn nachgehends auch an den andern Füßen. Auf diese Art ward die ganze Heerde einer um den andern eingefangen. Nur die jungen ließ man frei laufen. Es war übrigens eine traurige Scene, wie man diese edlen Thiere, die langjährigen Bewohner jener Wildnisse und so zu sagen die Erbherrscher der Wälder von Ceylon überwältigt, erschöpft und gebunden sah und sie so erbärmlich schreien hörte. Einige derselben hatten sich auf die Seite gelegt, während die jungen an den gefangenen Müttern saugten.

Den Beschluß machte der Zug zur Schwemme im Alligatorsumpfe. Die Damen begaben sich in Palankins, die Herren zu Fuß dorthin. Zwei zahme Elefanten escortirten zwei ihrer gefangenen Brüder, auf welchen die Jäger an den Kimboolwonafluß hinunter zum Badeplatz ritten, begleitet von der übrigen Mannschaft, deren Geschäft in dem Einfangen und Zähmen dieser Thiere besteht. Hunderte von Neugierigen hatten sich im Schatten der Bäume versammelt, um jene Scene mit anzusehen.

In diesen Gegenden, wo man keine Dämmerung kennt, tritt, wenn der Mond nicht scheint, die Dunkelheit, stockfinstere Dunkelheit auf einmal ein. Von dem zauberhaften Scheine der Leuchtkäfer aber, welcher die Wälder der Tropenländer des Nachts erhellt, kann sich keinen Begriff machen, wer es nicht selbst gesehen. Von Millionen dieser Insekten wimmelt es in den Dschungeln und buchstäblich ist jeder Baum davon bedeckt. Wie die Sterne am Himmel in einer hellen, kalten Nacht, zahllos gleich dem Sand am Meer, das Auge des Sterblichen entzücken und seine Seele mit Bewunderung erfüllen, so das Funkeln dieser winzigen Geschöpfe, welche, die Herrlichkeit und Größe des Schöpfers in ihrem Theile verkündend, dem müden Wanderer eine willkommene Leuchte auf seinem Pfade werden.

Johann Friedrich's von Sachsen Grabschrift.

Dieser Fürst, der nach der Schlacht bei Mühlberg in lange Gefangenschaft gerieth und bekanntlich die Kurwürde verlor, starb zu Weimar am 3. März 1554. In der Grabschrift, die man ihm setzte, heißt es: „Von Gottes Gnaden erwählter Zeuge und Märtyrer Jesu Christi, ein Fürst der Betrübten, Herzog der rechtschaffenen Bekenner des Glaubens, Graf der Wahrheit, Fähnrich des heiligen Kreuzes, ein Exempel und Vorbild der Geduld und Beständigkeit, Erblasser des ewigen Lebens."

Campagna von Padua.



Mannichfaltiges.

Der Kaffeebaum erreicht, wenn Scheere und Messer seinem Wachsthume keine Grenzen setzt, eine Höhe von 5—6 Ellen. Da jedoch durch eine solche Höhe das Pflücken der Bohnen sehr erschwert sein würde, so wird in den Plantagen die Spitze des Stamms, sobald er Mannshöhe erreicht hat, abgeschnitten, worauf er sich in die Breite entwickelt. Einen prachtvollen Anblick gewährt ein in Blüte stehendes Kaffeefeld; nach einem heißen Regen bedeckt sich ein solches in einer Nacht mit weißen, einen köstlichen Duft verbreitenden Blüten, die gleich frisch gefallenem Schnee von dem dunkeln Grün der Blätter wunderbar abstechen. Aber wie der Schnee bei warmem Wetter schnell vergeht, so welken auch diese Blüten bald dahin; kaum einen Tag lang erfreut man sich ihrer Pracht; am folgenden sind sie schon dürr und meistens abgefallen.

Gibraltar befindet sich in einem immerwährenden Kriegs- und Belagerungszustande. Ueberhaupt darf kein Fremder die Stadt betreten, für den nicht ein dort angesessener Bürger garantirt, und um namentlich vom spanischen Festlande nach Gibraltar zu kommen, bedarf der Reisende, wenn er nicht Engländer ist, einer Erlaubniß der spanischen Regierung, die er mit einem Thaler ungefähr bezahlen muß. Der Grund dieser sonderbaren Maßregeln liegt in dem Werthe, den die englische Regierung auf den Besitz dieses Felsens legt und in dem Wunsche der spanischen, den Schmuggelhandel zu hindern. Der Zudrang von Fremden aber findet ununterbrochen statt und dem Gouverneur der Festung kann es nur lieb sein, wenn von Spanien aus der Eintritt in die Festung erschwert wird. Die Abgabe ist gerade geeignet, den Schmuggelhandel im Kleinen zu beschränken und im Großen zu begünstigen, weil nun Jeder wenigstens so viele Waaren in der Stadt kauft, daß die Ausgabe für die Erlaubniß durch den Gewinn an umgangenem Zoll gedeckt wird.

Die „sieben Brüder" ist der gewöhnliche Name einer Gruppe von Platanenbäumen bei Bujukdere, einer Vorstadt von Konstantinopel, hart am Bosporus, welche geschichtliche Merkwürdigkeit hat und von vielen Reisenden besucht wird. Unter diesen Bäumen stand nämlich einst das Zelt Gottfried von Bouillon's, der mit einem Fähnlein von Kreuzfahrern hier campirte, bis ihn die Reihe der Ueberfahrt nach Asien traf.

Der Gesammtwerth des Geldes, welches im vorigen Jahre in Rußland in Gold- und Silbermünzen circulirte, belief sich auf 320 Millionen Rubel. Welche Massen Geldes aber von dort auswandern, kann man schon daraus schließen, daß im vorigen Jahre 13 Millionen Pud englische Steinkohlen in Rußland eingeführt wurden, von welchen die reichliche Hälfte auf Petersburg allein kommt. Aber dieser Zins an das Ausland wird bald verringert werden. An mehren Orten in Rußland hat man Steinkohlenlager entdeckt und schon sind im Süden, im Gouvernement Jekaterinoslaw und im Lande der donischen Kosaken Steinkohlenlager zur Ausbeutung in Angriff genommen.

Das Tabacksverbot. Sultan Amurath in Konstantinopel hatte das Tabackrauchen bei Strafe der Enthauptung verboten; er glaubte, die vielen Feuersbrünste, welche damals fast täglich in der Hauptstadt wütheten, rührten von dem Leichtsinn beim Tabackrauchen her. Einst befand er sich verkleidet am Bord eines Caiks im Bosporus. Ein türkischer Soldat (Spahi), der sich im Boote befand, suchte sich ein stilles Plätzchen unter einem als Vorhang vorgezogenen Segeltuch und fing an zu rauchen; der Sultan gesellte sich zu ihm und zündete gleichfalls seine Pfeife an. Schnell erhob sich der Spahi, gab ihm einen Schlag in den Rücken und sagte: „Kennst du nicht des Sultans Befehl?" — Amurath versetzte: „Der Befehl gilt dir wie mir. — „Nein," schrie der Soldat. „Ich kämpfe für ihn, ich könnte für ihn sterben, jeden Augenblick; mich kann er mit seinem Gesetze nicht gemeint haben. Dir aber rathe ich, seinem Willen zu gehorchen." Amurath setzte die Pfeife weg. Er erkundigte sich später nach dem Namen des Spahis, ließ ihn einige Tage darauf zu sich kommen und gab sich zu erkennen; der Soldat erschrak und bat ihn um Gnade. Der Sultan gab ihm einen einträglichen Posten, durch den er aber weit von Konstantinopel entfernt wurde.

Eine eigenthümliche Sammlung. Dr. Johann Hösel, Consulent der freien Reichsstadt Schweinfurt, hatte eine Sammlung von 4000 Leichenpredigten zusammengebracht, die er sich in 94 Quartbände hatte einbinden lassen. Er hatte sich vorgenommen, den Abend seines Lebens mit täglicher Lesung dieser Sammlung zuzubringen, kam aber nicht weit über den ersten Band hinaus. Wir haben von ihm ein auch jetzt noch schätzbares „Historisches Gesangbuch" (Schleiz 1681), in welchem er unter Anderm erzählt, im Anfange des 16. Jahrhunderts sei der Mangel an deutschen Liedern so groß gewesen, daß man bei dem Begräbnisse Friedrich's des Weisen (1525) das Lied gesungen habe: Gott sei gelobet und gebenedeiet rc., „welches" — wie er hinzusetzt — „wohl merklich und betrüblich."

Ein indianisches Frühstück. Als wir am Ufer ausstiegen — erzählt ein Reisender in Nordamerika — um zu frühstücken, kamen vier Indianer auf uns zugeritten. Sobald sie abgestiegen waren, nahm sich der Eine der Pferde an, ein Anderer sammelte kleine Stäbchen, der Dritte machte Feuer und der Vierte bereitete sich zum Angeln vor. Zu diesem Zwecke schnitt der Letzte ein Stück von seinem Ledergurte ab, ungefähr so groß wie eine Bohne, machte sich aus zwei oder drei Haaren, die er aus den Pferdeschweifen riß, eine Angelschnur und befestigte das bischen Leder anstatt eines Hakens oder einer Fliege an das Ende derselben. So gerüstet ging er eine kurze Strecke weit in den Fluß, setzte sich auf einen Stein und begann die kleinen Fische, welche drei bis vier Zoll lang waren, an das Ufer zu schleudern, so schnell als er nur wollte; nnd während er so beschäftigt war, las sie ein Anderer auf und warf sie nach dem Feuer hin, wo ein Dritter sie an kleinen Stäbchen rund herum aufpflanzte; und kaum waren sie so aufgespießt, so waren sie auch schon gebraten. Die Kameraden setzten sich dann nieder und verschlangen sie, Köpfe, Schwänze, Gräten und Alles, so schnell wie man ein Eidotter verschlingt. Alles das war das Werk weniger Minuten, und ehe unser Diener seinen Kessel für das Feuer fertig hatte, genossen die Indianer schon ihr Frühstück. Wenn die Fische das Stückchen Leder oder den Köder gefaßt hatten, so blieben sie mit ihren Zähnen daran hängen, gerade lange genug, um sie an das Ufer zu werfen, was mir als eine neue Art zu angeln vorkam; Feuer von zwei Stücken Holz erzeugt, war auch etwas Neues für mich; doch was mich am meisten überraschte, war die Regelmäßigkeit und Schnelligkeit ihres Verfahrens, da ihnen in der That die Bereitung und Verzehrung ihrer Mahlzeit weniger Zeit wegnahm, als mir die Beschreibung derselben.

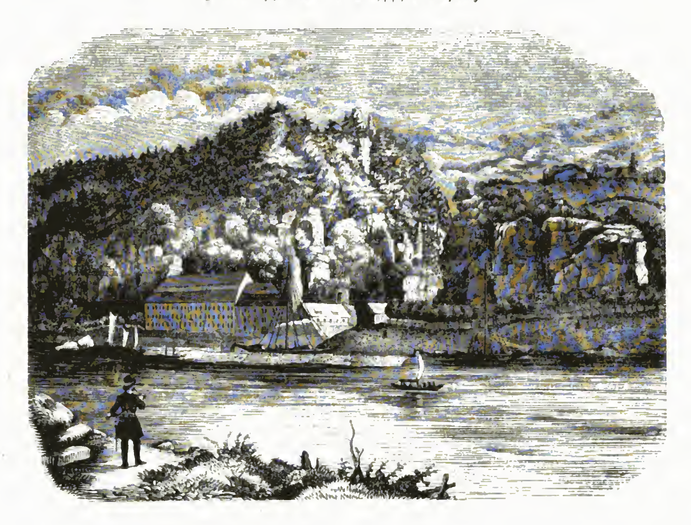
Musikalische Dampfboote werden die Nordamerikaner nächstens haben, wenn es nicht wieder ein Puff ist, wie der neulich erst mit der Erlegung der Seeschlange, wo Alles, bis auf Tag, Stunde, Namen u. s. w. so genau erzählt war, daß man sich fast hätte verführen lassen, das Ganze für wahr zu halten. Ein Herr William Ployt von Indiana versichert mit Hülfe von Röhren, die über die Dampfkessel gelegt werden und von daran angebrachten Pfeifen, die sich beliebig öffnen und schließen lassen, eine artige Musik hervorbringen zu können.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 485.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [17. April 1852.

Herniskretschen in der Sächsischen Schweiz.



Reiseskizze aus dem Westen Nordamerikas.

(Fortsetzung.)

Die Margold's waren in wahrhaft jämmerlicher Verlegenheit. Miß Angelika, die sehr wol wußte, daß sie von den zu erwartenden Unannehmlichkeiten frei bleiben würde, war ziemlich ruhig; Papa aber und Mama blickten einander an wie vom Donner gerührt. Als der alte Farmer sah, daß seine Rede ohne Wirkung blieb, ging er zu Butts, schüttelte ihn an den Schultern und sagte ihm, er möchte gehen und die Pferde anspannen.

Was? die armen Thiere mitten in der Nacht anspannen? sagte er, sich die Augen reibend. Was in der Welt ist denn los? Sitzt die junge Dame wieder auf dem hohen Pferde?

Eure Leute wollen es anderswo versuchen und ein besseres Nachtquartier haben, das ist Alles, erwiderte der ziemlich aufgeregte Wirth. Sie sind nicht zufrieden mit dem Besten, was wir ihnen geben konnten und so wünsche ich, daß sie es mit dem Hotel in Jericho versuchen. Es sind nur zwei Meilen und Ihr seid schnell dort.

Ich stelle mich auf den Kopf, wenn ich weiter fahre, meinte der unerschütterliche Butts; ich rühre keinen Fuß. Ich werde wahrhaftig kein solcher Narr sein.

Aber wenn wir vor die Thür gewiesen werden, sagte Herr Margold, der sich höchst ungern erhoben hatte, so ist es Eure Pflicht . . .

Ich bin nicht verpflichtet, irgend Jemand in der Nacht zu fahren, sagte Butts. So denkt also nicht daran, mich hineinzumischen. Was aber das aus der Thür weisen betrifft, so ist das hier nicht der Mann, der irgend Jemandem die Thür zeigt, so lange man ihm höflich begegnet. Er ist ein wenig böse, weil Ihr nicht mit Dem zufrieden seid, was er Euch geben kann. Ich sehe, es hat bei ihm übergekocht; ich dachte, es würde eher kommen. Seht, das ist einmal so im Westen. Wenn die Leute unverschämt sind, so gehen wir gerade drauf los. Er wird schon wieder still sein, wenn Ihr höflich seid. Es ist ihm etwas in den Kopf gestiegen, das ist Alles. Macht nur, daß Euer Weibervolk still ist, das Übrige wird sich dann finden.

Armer Papa Margold! Das war eine schwere Aufgabe! Aber der Schlaf ist ein wunderbarer Friedensstifter, und da Papa, Mama und das Fräulein Tochter sehr müde waren — die Tochter vom Quälen, die Ältern vom Gequältwerden —, so ward durch Butts' Vermittelung bald Waffenstillstand geschlossen.

Wir waren übereingekommen, mit den Margold's eine Strecke weit zusammenzureisen, so lange ihr Weg der unsere war. Als wir am Morgen unsere Vorbereitungen zur Abreise getroffen hatten, foderte Papa Margold die Rechnung; der Farmer wollte natürlich nichts nehmen. Jener bestand darauf, bezahlen zu wollen und ließ eine Banknote auf dem Tische zurück, als er das Haus verließ, ohne Adieu zu sagen — eine neue Unhöflichkeit, in welcher Frau und Tochter ihm treulich folgten.

Ihr denkt doch nicht, daß ich gestern Abend zu weit gegangen bin? fragte der gute Gaston ängstlich, als wir uns ebenfalls zur Abreise anschickten.

Nicht im geringsten. Ihr hattet ganz Recht, war unsere aufrichtige Antwort; denn in der That glaubten wir, daß der arme halbblinde Mann mehr als genug ertragen habe.

Nun, ich denke, das war eine verdrießliche Zeit für Euch, sagte Butts, der Abschied zu nehmen kam, und ich hörte ihn hinzufügen, als wir hinausgingen: Ihr habt ihnen eine gute Lection gegeben; ich möchte sie nicht für eine Kuh erlebt haben.

Herr Margold fuhr in unserm Wagen bis Wellington, wo wir Kaffee trinken wollten, und mir ward der Rücksitz in dessen Wagen neben Madame Margold angewiesen, während Miß Angelika und ihre Guitarre den Hauptsitz einnahmen.

Der Morgen war köstlich und ein frischer Westwind kam, gleichsam um die Gemüther zu erfrischen und die Stimmung der Gesellschaft nach den Erlebnissen der Nacht zu erheitern. Aber dieser säuselnde Wind, der auf seinen Schwingen manchen Tropfen des gestrigen Regens trug, zerarbeitete Miß Angelika's Locken unverschämt, und ihre kleine Stirn umzog sich mit sehr unschönen Falten, als an einer Stelle des Wegs, wo das Laub sich über unsern Häuptern erhob, ein stärkerer Windstoß einen reichlichen Schauer niedersandte, der den Locken die letzte Spur früherer Haltung und der jungen Dame den letzten Rest ihrer Geduld nahm.

Nein, es ist zum Umkommen! jammerte sie. Es ist rein unmöglich, auch nur eine Stunde lang anständig auszusehen!

Nun, ein Trost ist, meinte Butts freundlich, daß hier nicht eben viel Leute sind, die sehen können, wie schlecht wir uns ausnehmen. Wir sind es ohnedies nicht gewöhnt, Jemanden so geputzt zu sehen.

Zwiefacher Zorn kräuselte Miß Angelika's Lippe; sie bewahrte ein verächtliches Schweigen als den einzigen Schild gegen die Impertinenz des Kutschers, der sich durch das Pfeifen eines Liedes tröstete. Sie hatten den jungen Mann in einem benachbarten Städtchen angenommen und aus seinen gefälligen Zügen und zuvorkommenden Manieren geschlossen, sie hätten einen Schatz von Höflichkeit erworben. Es war auf Miß Angelika's besondern Wunsch geschehen, daß die Familie die große Straße verlassen hatte und in die Wälder gedrungen war. Sie wünschte etwas Romantisches zu erleben, hatte aber nicht daran gedacht, was es koste. Butts war in der That, was sie von ihm erwartet hatten: geschickt, gutmüthig, willig und verstand sein Geschäft aus dem Grunde. Aber er hatte bisher nur mit Menschen gelebt, die ihn ganz wie ihres Gleichen behandelten. Er war der Sohn eines Farmer, dessen Ländereien jedem seiner Erben einen guten Theil in Aussicht stellten, und als er von Herrn Margold als Kutscher angeworben ward, hatte er keine andere Idee, als daß er in jeder Hinsicht Einer von der Gesellschaft sein würde, ausgenommen in Bezug auf seine Pflicht gegen die Pferde, welche er auch mit gewissenhafter Treue und Sorgfalt erfüllte. Alles dies lag so klar vor Augen, daß es mich wunderte, wie Miß Margold seine gutmüthige Zudringlichkeit nicht mit mehr Ruhe aufnehmen und sie allein seiner Unkenntniß, nicht aber böser Absicht zuschreiben konnte. Unglücklicherweise schien die junge Dame zu fürchten, daß ihre Würde unwiederbringlich verloren sein würde, wenn sie nicht jedes Zeichen von Impertinenz tief empfände, und da Butts zu den Leuten gehörte, welche keinen Wink verstehen, so sprach er nur um so mehr in der Überzeugung, blos den unrechten Weg eingeschlagen zu haben, um sich angenehm zu machen.

Als er es endlich unmöglich fand, den Lippen der schönen Angelika eine Antwort zu entlocken, rief er einen jungen Mann an, den wir unterwegs eingeholt hatten.

Hollah! Steffen! Wo steuert Ihr hin? Wenn Ihr nach Wellington wollt, so springt auf und Ihr sollt einen Sitz haben. Ich bin hier so allein wie eine wilde Katze. Ich denke, Ihr werdet nichts dawider haben! wendete er sich zu Mistreß Margold.

Die Dame sagte nichts, und der Reisende war schnell auf dem Bocke zu Butts' großem Behagen, indem er somit einen Gesellschafter hatte.

Nun, wie geht es Euch jetzt? fragte Butts.

Je nun, man schleppt sich so durch. Seid Ihr wohlauf diesen Sommer?

Es geht so so! Ich ziehe Schweine zum Verkauf auf, so lange ich deren erlangen kann.

Seid Ihr hier von Jemand gemiethet oder zieht Ihr an Eurer eigenen Angel?

Ich habe eine Zeit lang für den alten Pendleton gearbeitet, der in Wellington die Mühlen gebaut hat. Jetzt fahre ich den alten Herrn da hinten nebst seinen Damen; ich vermuthe aber, wir werden nicht so lange mehr in einer Koppel ziehen.

Warum? Bezahlt er nicht?

O, da habe ich keine Angst. Geld ist gerade das Ding, von dem er am meisten zu haben scheint. Aber

er braucht einen Bedienten, und das wißt Ihr, Steffen, ist eine Beere, die an unsern Sträuchen nicht wächst.

So nahm er Euch als Bedienten? Haha! und bei diesem Gedanken lachte Steffen lang und laut auf.

Nun, nun! Man sollte denken, Ihr hättet ein Sperlingsnest mit einem Adlerei darin gefunden, meinte Butts, den das Lachen seines Freundes zu verletzen schien.

Aber es ist doch auch zu drollig, gewiß und wahrhaftig! war die Antwort und die beiden Freunde erschöpften sich in mannichfaltigen Erörterungen und ergötzten einander durch Dies und Jenes, während meine Aufmerksamkeit durch die unermüdliche Redseligkeit der Madame Margold in Anspruch genommen ward. Ich war dadurch ganz betäubt und in eine Art Halbschlummer gefallen, als ich durch eine klare männliche Stimme aufgeweckt ward, die eins jener markigen, einfachen Lieder sang, wie wir sie bei dem Sohne der Natur finden. Ein Vers folgte dem andern, und so roh und einfach die Melodie, so kunst- und oft geschmacklos die Worte waren — es klang fröhlich und kräftig in der reinen, stärkenden Luft, unter der freien kühnen Wölbung uralter Bäume, und fast that es mir leid, als wir uns dem Wirthshause in Wellington nahten. Butts fand sich bei diesem Anblick veranlaßt, seine Stimme nicht ferner anzustrengen und seinen Rossen einige ermuthigende Peitschenhiebe zu geben, um einen „Trab für die Allee" hervorzubringen, wie er sich kunstgerecht ausdrückte.

Wir fanden ein ziemlich anständiges Wirthshaus und ein erträgliches Frühstück; der Ort selbst aber bot einen traurigen Anblick dar. Es war einer jener Flecken, welche die speculativen Zeiten urplötzlich ins Dasein gerufen, und die große Mühle, das Wirthshaus sowie mehre andere unverhältnißmäßige Gebäude hatten noch nicht den Luxus einer Fensterscheibe oder eines Malerpinsels kennen gelernt. Ein Allerhandsladen, in welchem jeder mögliche Handelsartikel angeboten ward — Glacéhandschuhe und Ochsenjoche, Pferdegeschirre und Theetassen, Stiefeln und Damenhüte — prunkte mit einem einladenden Schilde, der Commis aber saß rauchend auf den Stufen vor der Thür und die wenigen Müssiggänger ihm zur Seite schienen Whiskeyliebhaber zu sein.

Nach dem Frühstück — bei welchem, beiläufig gesagt, Butts und sein Freund Steffen es sich nicht nehmen ließen, obenan zu sitzen — trennten wir uns von Margold's, welche wenige Meilen wieder auf die Landstraße gelangten, während wir tiefer in die Wälder eindrangen. Vor dem Abschiede fand jedoch Butts Gelegenheit, uns zu Zeugen aufzurufen, wie er Herrn Margold die Banknote wiedergab, welche dieser auf des alten Gaston Tisch zurückgelassen hatte. „Er sagte", fügte der junge Mann lächelnd hinzu, „er würde es lieber sehen, wenn Ihr Euch höfliche Sitten dafür kauftet, sobald Ihr könntet!"

Unser fernerer Weg ging durch einen unbebauten, unebenen Strich Landes und wand sich in wunderbaren Schlangenlinien um den Abhang manches hohen waldigen Hügels. Der Morgenwind wehte noch erfrischend fort, dennoch hatte die Sonne solche Macht gewonnen, daß uns Allen der gelegentliche Schatten einzelner Baumgruppen höchst erwünscht kam. Es war ergötzlich, den blitzesschnellen Sprüngen der fröhlich hämmernden Spechte zu folgen, und Waldeslust jauchzte in uns auf, als das Geräusch der Räder drei junge Rehkälber aufscheuchte, die ruhig am Fuße einer gewaltigen Eiche geruht hatten und anmuthig über Berg und Thal dahinflogen, jetzt dem Auge entschwanden, dann auf dem fernen Hügel wieder sichtbar, von dem aus sie uns ängstlich beobachteten. Es war ein lieblicher Anblick und ich fast betrübt, als die feenhaften Begleiter uns gänzlich verlassen hatten. Jedenfalls gehörte jene Morgenfahrt zu jenen unbedeutenden Dingen, deren man sich dennoch lange nachher noch mit Vergnügen erinnert.

Die Gewässer glänzten wie geschmolzene Diamanten, der üppige Rasen sah wie belebter Smaragd aus und der Himmel blickte tiefblau hernieder; die Schatten dunkelnd, dem Lichte neue Kraft verleihend.

Der Weg ward immer wilder und rauher und unser Wagen fiel plötzlich in ein so großes und tiefes Loch, daß es die Pferde zum Stillstehen brachte. Sie waren, wie wir selbst, auf ein solches Ereigniß unvorbereitet gewesen; denn der Boden war bisher weich, wenn auch nicht eben — auch grün war er über und über — was hatte nun diese Fallgrube zu bedeuten?

Da es vergebens war, die Bäume und Spechte danach zu fragen, so fuhren wir weiter. Einige Schritte vorwärts und wir fielen in eine ähnliche Grube. Es war dies ein verdrießlicher Weg, und fast wurden wir selbst verdrießlich, als wir durch ein neues Wunder unterbrochen wurden; — ein entferntes Rufen: „Yo hebt!" wiederholte sich in regelmäßigen Zwischenräumen und führte unsere Gedanken plötzlich an das liebe Meer, dessen Töne uns noch viel vertrauter waren als das Gemurmel des Waldes.

Yo hebt! Yo hebt! und das verworrene Getöse vieler Stimmen ward immer vernehmbarer, während wir einen Hügel hinauffuhren, dessen Seiten überall in gleicher Art ausgehöhlt waren. Als wir den Gipfel erreicht, von wo der Weg plötzlich in ein tiefes, waldiges Thal hinabführte, erblickten wir eine fremdartig schöne Scene, die Alles erklärte.

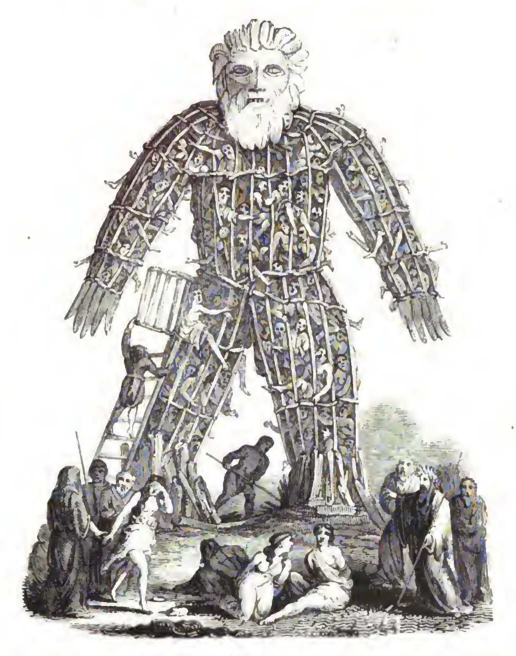
(Beschluß folgt.)

Ehrlichkeit.

Im September 1791 wurden in Paris die französischen Krondiamanten aus der sogenannten Kunst- oder Geräthekammer gestohlen. Die Hauptunternehmer des Attentats, Douligny und Chambon, waren auf frischer That ertappt und ergriffen worden. Aber durch ihre Complicen waren die meisten Diamanten und Juwelen schon verschleppt und sie wurden späterhin nicht alle wieder erlangt. Dieser Krondiamantendiebstahl hat gewissermaßen seine eigene Geschichte, die voller Abenteuer und Überraschungen ist. Hier nur ein Beispiel. Ein Polizeibeamter nimmt eine Haussuchung bei der Frau eines der eingezogenen Diebe vor. Diese hatte auf dem Kaminsims einen Becher mit Scheidewasser stehen, in das sie ein reich mit Diamanten geschmücktes Stirnband gelegt hatte, um die Legirung ausfressen zu lassen. Von dem Herannahen des Polizeibeamten unterrichtet, bleibt ihr keine Zeit mehr, den Becher zu verstecken, und sie schleudert ihn mit seinem ganzen Inhalte zum Fenster hinaus. Eine Weile darauf geht eine alte Bettlerin vorbei; gebückt und die Augen aufs Pflaster geheftet, sieht sie die kleinen blitzenden Dinger im Kothe versäet. Aus Neugierde hebt sie

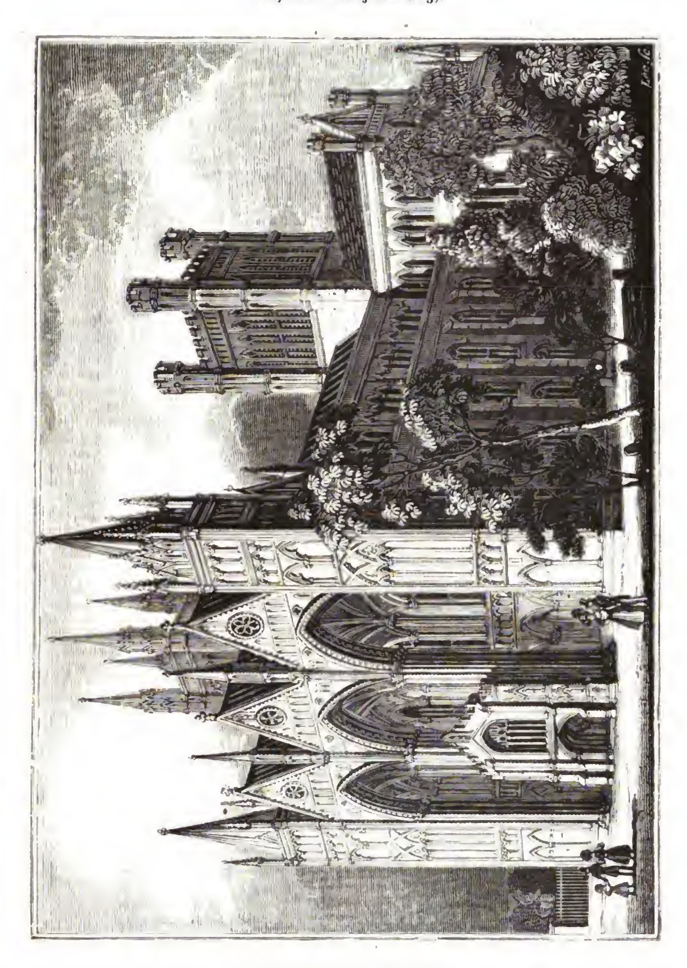
die ihr unerklärbaren Funken auf, tritt hundert Schritte weiter bei einem Goldschmidt ein, der sie belehrt, daß es Diamanten seien. Jetzt hat sie den Zusammenhang weg, meldet sich beim Sections-Comité, legt vor ihm ihren Fund nieder, läßt sich einen Empfangschein geben und geht weiter, um zu betteln.

Die Menschenopfer bei den alten Briten und Galliern.



Die Priester der alten Bewohner Britanniens und Galliens hatten sich den mächtigsten Einfluß auf ihr Volk zu verschaffen gewußt und leiteten es ganz nach ihrem Gefallen. Sie misbrauchten ihr Ansehen auch durch die Darbringung von Menschenopfern, und es kam ihnen gar nicht darauf an, bei der Verrichtung ihrer priesterlichen Geschäfte das Leben von Menschen dranzugeben, indem sie aus der Art, wie Jemand mit einem Schwertstreich zusammenstürzte, wie er zu Boden fiel, wie sein Blut floß und wie sein Körper im Tode zitterte, Zukünftiges vorherverkünden zu können die Meinung ausgehen ließen. Auch wenn ein Häuptling erkrankte, brachte man Menschenopfer dar, oder wenn eine Landplage sich zeigte, ein Krieg eröffnet werden sollte und dergleichen. Bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten baute man aus Holz und Weidengeflechten eine große menschenähnliche Figur, in welche man alle zum Tode Verurtheilte festband. Reichte die Zahl derselben nicht zu, so steckte man noch so viele Unschuldige hinein, als man für nöthig erachtete, um die Götter zu versöhnen. Ein solches schreckliches Opfer, wie es uns unter Andern Cäsar beschrieben hat, ist hier abgebildet.

Kathedrale von Peterborough.



Die Eroberung von Numantia.

Ein Schreckensgemälde aus der alten Römerzeit.

Die allgemeine Weltgeschichte, kann man wol sagen, gleicht einer großen Gemäldegalerie, in welcher sich die Bilder aller Zeiten und Völker aneinander reihen. Bald stellen uns die Bilder allgemeine Ereignisse dar, bald werden sie mehr zu Portraits einzelner Männer und Frauen, welche auf das Geschick der Völker wohlthätigen oder bösen, jedenfalls aber großen Einfluß hatten. Im Allgemeinen jedoch macht die ganze Galerie auf uns keinen angenehmen Eindruck. Wir sehen den Einzelnen mit stolzer Verachtung und Geringschätzung über Tausende gebietend dahinschreiten, unbekümmert, wen sein Fuß zertritt. Das Schicksal hat ihn auf den Thron eines Volks erhoben, das er veredeln und glücklicher machen könnte; statt jedoch dieses zu thun, nimmt er die Jugend desselben, um an ihrer Spitze über ein anderes Volk herzufallen und es zu knechten und ausplündern zu lassen, und so lange er in seinen Raubzügen glücklich ist, so lange er von Triumph zu Triumph eilt, folgt ihm Alles, was in seinem Volke Kraft fühlt und freut sich der Brocken, die ihm von der fetten Beute hingeworfen werden. Ob es Recht oder Unrecht sei, was ihr Fürst begeht, ob es nicht besser sei, den Frieden daheim zu pflegen und den Feldbau, die Kunst, die Weisheit zu fördern, danach fragt Keiner. Wir sehen nur in unserer Galerie so häufig einen Tyrannen, der über Millionen gebietet, und diese Millionen vor ihm im Staube kriechen oder sich nach seinen Winken heute dahin und morgen dorthin stürzen, um zu morden, zu plündern, zu sengen und auf Menschen Jagd zu machen, die ihre Sklaven sein sollen. Ist von Völkern die Rede, welche keinen solchen Fürsten an ihrer Spitze haben, sondern sich durch frei gewählte Häupter leiten lassen, so wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Ein mächtiges Volk fällt über ein schwächeres her und vernichtet es oft, daß kaum der Name von ihm bleibt, ja kaum die Stätte gefunden werden kann, wo dasselbe einst den Acker baute und die Freuden des Lebens genoß. Gehe man in die älteste Zeit zurück und man wird Belege dazu finden, bis in die Tage der Gegenwart herauf. Wie viele Völker sind verschwunden, welche uns unsere Galerie der Geschichte zeigt, indem wir nur auch Gelegenheit haben, endlich zu sehen, daß das Volk, durch welches das eine oder das andere vernichtet wurde, endlich ebenfalls solches Schicksal hatte!

Unter den alten Völkern, welche in der Nähe und in der Ferne jedem Lande und dessen Bewohnern die Unabhängigkeit zu rauben drohten, weiß die Geschichte keins zu nennen, welches dieses Ziel Jahrhunderte lang so unverrückt vor Augen gehabt, verfolgt und erreicht hätte, als das römische. Im Mittelpunkte von Italien gelegen, von Hirten, Ackerbauern und selbst wol Räubern begründet, faßte es mitten unter kleinen Völkerschaften hier Wurzel, lieferte ihnen mancherlei siegreiche Gefechte, erwarb sich Muth und gewann Achtung, und ehe hundert Jahre vergangen waren, konnte es schon ringsherum allen den kleinen Völkern die Spitze bieten, die nach allen Richtungen seine Grenzen berührten. Aber immer und immer strebte es, diese Grenzen zu erweitern und durch Einfachheit, Festigkeit, Ausdauer, Klugheit, Billigkeit gelang ihm dies immer mehr und mehr, daß nach Verlauf einiger Jahrhunderte Rom so viel hieß als Italien. Ein Völkchen nach dem andern war in diesem Kerne aufgegangen und mit ihm verschmolzen. Doch Rom war damit noch nicht zufrieden; es streckte seine Polypenarme immer weiter aus, es griff im Norden über die Alpen hinüber nach Gallien, es griff übers Meer in Süden nach Afrika; die Inseln im Westen und die Küste im Osten sollten nicht minder seine Sklaven sein, und endlich war es auch damit nicht zufrieden; das fernste Land nach Abend hin, Spanien, galt ihm als Ziel seines Strebens. Man sieht, was die Einheit gegen die Vielherrschaft vermag. Italien war nach und nach in dem kleinen Rom verschmolzen, weil eine seiner kleinen Völkerschaften nach der andern einzeln es mit diesem aufgenommen, von ihm verschlungen und alsdann dazu benutzt worden war, mit dieser gewonnenen Kraft wieder über eine andere herzufallen. In solcher Art sollte nun auch Spanien unterjocht werden, und es gelang auch. Bewohnt von zahlreichen kleinen Völkern, welche miteinander selbst hier in Frieden, dort in Feindschaft lebten, war es schon seit Jahrhunderten von den handeltreibenden Phöniziern und Karthaginensern besucht worden. Beide hatten sich an der Südküste festgesetzt. Das reiche Cadir erinnert an die früheste Zeit v. Chr. Mit solchen rohen Völkern vermag der verschmitzte Kaufmann den vortheilhaftesten Handel zu treiben. Er gibt ihnen glänzenden Tand für die werthvollsten Geschenke der Natur, d. h. die Producte des Bodens. Die Phönizier waren hier verschwunden, die Karthaginenser vertrieben von — den Römern. Die Karthaginenser hatten in Spanien so festen Fuß gefaßt, daß sie Roms Herrschaft sehr gefährdeten. Spanien sollte für Karthago der Punkt werden, wo man immer ein großes, stehendes Heer durch Frankreich (Gallien) nach Italien senden konnte. Die rohen, wilden Einwohner hier ließen sich gern zu Kriegern werben, weil es Waffenschmuck gab und Beute im fernen Lande gehofft werden konnte. Mit einem solchen Heere war Hannibal durch Gallien nach Italien über die Alpen gekommen und hatte das Fortbestehen des römischen Staats in Frage gestellt. Von daher kamen ihm immer neue Kräfte oder konnten doch kommen, und als nun endlich Karthagos Schicksal selbst entschieden, sein Dasein vernichtet war, daß man nicht weiß, wo seine Stätte sicher zu finden ist, da betrieben es die Römer mehr, als sonst geschehen war, sich erst im Süden, dann in ganz Spanien festzusetzen. Bereits waren wol ziemlich 600 Jahre seit Roms Gründung verflossen und mit Karthago's Fall hatte die glänzendste Periode für dasselbe begonnen. Was für Widerstand war von den zerstreuten Kräften in Spanien zu fürchten? Hatten sie sich früher den Karthagern gebeugt, um wie viel eher mußten sie wol jetzt vor Rom zittern! Allein so sehr leichtes Spiel gab es doch nicht, wie man hier gemeint hatte. Die Karthager übten eine milde Herrschaft; sie verlangten eigentlich nur Kriegsdienste, und diese bezahlten sie reichlich. Es war ungefähr ein Verhältniß wie das, in welchem England zu Ostindien steht, wo ebenfalls 200,000 Mohammedaner und Hindus ihm ebenso treu als tapfer dienen, weil sie gut gekleidet, genährt und bezahlt werden. Rom dagegen pflegte vom Letztern so wenig zu wissen, daß es nur Statthalter und Beamte hinschickte, welche selbst sich bereichern wollten. Eine den Römern gehorchende Völkerschaft sollte nicht nur Krieger stellen, sondern sie auch noch mit allem Nöthigen versorgen und die Geldgier der römischen Befehlshaber befriedigen. Die Folge davon war Widersetzlichkeit hier, Aufstand dort, am Ende Krieg an vielen Orten, und Alles würde mit Vertreibung der Römer geendet haben, wenn die Spanier ein Volk gewesen

wären, statt daß sie aus unendlich vielen kleinen Völkern bestanden, die miteinander selbst oft auf Tod und Leben gekämpft hatten, die es oft gern sahen und halfen, wenn die Römer den Nachbarn das Garaus machten, ohne zu ahnen, daß der nächste Tag auch ihnen solch Schicksal bereiten könnte und würde. In solcher Art waren die Römer immer weiter und weiter von Süden nach Norden heraufgekommen. Wie viele Menschen dabei das Leben verloren, kam nicht in Betracht; denn der Sieg ersetzte sie reichlich, und die freiwillige Unterwerfung gab nicht minder neue Kräfte zu neuen Siegen. Rom ließ seinen Feinden nur die Wahl, sich zu unterwerfen, indem sie Geiseln für ihre Treue stellten und große Summen zahlten, zahlreiche Krieger im römischen Heere auftreten ließen und sie dann Bundesgenossen, ja wol gar Freunde genannt wurden, oder aber das Glück der Schlacht zu erproben, wo die rohe Tapferkeit der römischen Kriegskunst und Kaltblütigkeit unterlag, das besiegte Volk aber zum Schrecken aller andern weit und breit ausgerottet wurde. Tausende der Besiegten wurden in solchem Falle als Sklaven nach Italien oder in andere den Römern gehorchende Provinzen gesendet und ihre Hauptstadt der Erde gleich gemacht. In dieser Weise hatte Karthagos Leben geendet und in gleicher Weise sollte auch das Schicksal Numantias in Spanien entschieden werden. Von Karthago können wir nicht mehr die Stätte als im Allgemeinen bezeichnen, von Numantia wissen wir ebenso wenig mehr anzugeben. Es lag am Duero, in der Gegend von Soria, da, wo der kleine Fluß Pueto in den Duero mündet, vielleicht in dem Dreieck, was auf solche Art entsteht, und war der Hauptsitz, die Hauptfeste einer Völkerschaft, der Arevaker. Wer auf der Karte nachsieht, wird finden, daß die Römer, als sie hier standen, schon weit über zwei Drittheile der ganzen pyrenäischen Halbinsel in ihren Händen hatten und die ganze Linie des Duero wahrscheinlich bis zu seiner Mündung in den Ocean beherrschten. Numantia lag hoch oben auf einem Berge, den dichter Wald fast unzugänglich machte, daß nur ein Weg hinaufführte, der mit Gräben und Pfahlwerken vertheidigt wurde. Auf den andern Seiten diente der Duero und auch wol selbst der Pueto als natürliche Schutzwehr. Der ganze Norden von Spanien war von kriegerischen Völkern bewohnt; die Arevaker zeichneten sich besonders unter ihnen durch Zahl und Tapferkeit aus. Numantia allein stellte 8000 Streiter ins Feld; lange standen sie an der Spitze, wenn es galt, den Römern Widerstand zu leisten, und schon hatten die Römer 14 Jahre lang sich bemüht, die Hartnäckigkeit zu besiegen, wobei sie jedoch dermaßen meist den Kürzern zogen, daß öfter ein Friede geschlossen wurde, wie man ihn in Rom einzugehen gar nicht gewohnt war. Und die römischen Heere waren hier keineswegs klein. Der eine Feldherr, Metellus, hatte (im Jahre 613 v. Chr.) 30,000 Streiter im Felde gehabt; sein Nachfolger, Pompejus Aulus, der Ahnherr des nachher so berühmten Pompejus, nicht minder; aber er mußte sich nach großem Verluste in Kämpfen und einem Winterlager zu einem Abkommen herablassen, das er in Rom selbst trotz aller Zeugen geradezu leugnete, und als ihn ein Dritter, Mancinus, abgelöst hatte, schloß dieser gar einen Frieden, welcher in Rom so wenig anerkannt wurde, daß man den unglücklichen Feldherrn den Numantinern auslieferte, mit dem Bedeuten, ihn zu behandeln, wie sie es für gut hielten. Die verhältnißmäßig rohen, wilden Numantiner waren edel genug, nicht Rache an ihm, dem Einzelnen, zu nehmen und gaben ihm sogleich die Freiheit zurück. In Rom selbst war Volk und Senat jedoch gleich sehr über das Beginnen eines kleinen Volkes empört. Das mächtige Karthago, Roms Nebenbuhlerin, war gefallen, und Numantia, ein ganz unbekannter Punkt, wollte sich nicht unterwerfen? Die römischen Adler sollten vor solchem Häuflein ihre Fittige einziehen? „Mit nichten!“ hieß es. „Cornelius Scipio, der schon auf den Trümmern Karthagos saß, mag auch die Mauern dieser Stadt zerstören! Seinem Beinamen Afrikanus mag er auch noch den des Numantinus zugesellen!“ Und der große, so berühmte Scipio, der Besieger Hannibal's, ging als Consul, als Feldherr dahin ab, obschon gewissermaßen ohne Heer.

(Beschluß folgt.)

Schlanders in Tirol.



Mannichfaltiges.

Der Tarpejische Felsen in Rom, einst die Richtstätte der Römer für Verbrecher, namentlich politische, liegt jetzt unter Verschluß und wird für Geld gezeigt, wie dies in Rom und Italien überhaupt so ziemlich mit allen Dingen der Fall ist, an denen ein historischer Name oder vielleicht auch nur ein historisches Vorurtheil haftet. Den Schlüssel zu diesem Heiligthume führt der Pförtner der preußischen Gesandtschaft. Unter seiner Führung tritt man in einen kleinen, nicht etwa sonderlich schön gehaltenen Garten, welcher, auf dem Rande des Capitolinischen Hügels gelegen, einen Blick auf das zu Tage tretende Gestein desselben gestattet. Eine Wand, welche über die Dächer der an den Fuß des Hügels sich anlehnenden Häuser 30—40 Fuß hoch emporsteigt, ist der berühmte Tarpejische Felsen. Es würde allerdings unmöglich sein, das Gegentheil zu beweisen. Vom Capitol nach dem Tarpejischen Felsen ist nur eine ganz kurze Strecke; bekanntlich hatten die Römer mit Bezug auf das Schicksal des Manlius das Sprüchwort: „Vom Capitol nach dem Tarpejischen Felsen ist nur ein Schritt.“ Aber auch dieser kurze Weg wird den Fremden verleidet, weil eben das Capitol, der Stolz des alten Roms, ein Hauptsitz der römischen Bettelhaftigkeit ist, welche namentlich durch schmuzige und zudringliche Kinder die Fremden brandschatzt. Die kleinen Vagabunden eröffnen ihre Feindseligkeiten mit der stereotypen Frage: „Wollen Sie den Tarpejischen Felsen sehen?“ Bei der Kundgebung dieser Absicht melden sich 20 kleine Tagediebe, von denen jeder einen Bajocco beansprucht. Denn der eine hat zuerst gefragt, der andere hat dem Pförtner geschellt, ein dritter hat gesagt, daß er schellen solle, und so wird das Thema: Gib mir etwas! zu unendlichen Variationen ausgesponnen.

Bild der Weltpracht. An einem Pfeiler der Pfarrkirche in Minden hängt an einer Kette eine ziemlich große Tafel. Auf einer Seite derselben ist ein schönes Frauenbild gemalt, in prächtigem Schmuck, wie eine Königin, einen Spiegel in der Hand, mit der Umschrift: Eitelkeit der Eitelkeiten. Am Rande herum stehen die Reime:

Der Welt Pracht, Ehr und Herrlichkeit
Ist meines Herzens Ergötzlichkeit,
Meine Freud, meine Lust zu aller Ziet,
Drum bin ich aller Sorgen quitt.

Wendet man die Tafel um, so erblickt man auf ihr das Bild des Todes, grauenhaft häßlich gemalt, eine Sense haltend, von welcher die Worte ausgehen:

Ich komm und mach der Freud' ein End,
Und aller Welt Lust und Freud verwend.
In Heulen, Weinen und Wehklagen
Thu ich verkehren ihr guten Tage.

Der Frosch ist den Mohammedanern ein heiliges Thier, weil er das Lob Gottes anhaltend verkündigt. Mohammed selbst befahl das sonst verachtete Thier zu ehren, weil einst Frösche den Abraham aus dem Feuertode gerettet hätten. Als nämlich die Chaldäer den Erzvater in die Flammen gestürzt hatten, ihn zu tödten, kamen Frösche mitleidig herbei, spieen Wasser und löschten den Brand. So steht es im Koran geschrieben.

Die Wolfshetze in der Ukraine. In die Löcher, welche die Bauern dort zur Aufbewahrung der Feldfrüchte graben und mit Strohschichten überdecken, gewissermaßen in einen Stall dieser Art steckt man ein Lamm; der Wolf wittert die Beute, wühlt sich durch das Stroh und fällt wie ein Plumpsack in das Loch herab. Jetzt ist es um allen seinen Muth geschehen, der Appetit nach dem Lamme ist ihm völlig vergangen. Er versteckt sich in den finstersten Winkel. Da kommen denn die Bauern mit einer Art von Heugabel, mit der sie den unberufenen Eindringling an der Kehle festhalten, legen ihm einen Maulkorb an, knebeln ihm die Füße und laden ihn auf einen Karren. Jetzt wird der arme Sünder zur Richtstätte gefahren, die Criminalverhandlungen beginnen und der Urtheilsspruch lautet auf Tod. Jäger und ein Rudel tüchtiger Windhunde stehen auf ihren Posten. Auf ein Zeichen werden dem Delinquenten Fesseln und Maulkorb abgenommen, ein tüchtiger Hieb mit der Peitsche deutet ihm an, er solle sich auf die Beine machen. Das geängstete Thier macht einen Kraftsprung, sieht sich um und will von der erlangten Freiheit Gebrauch machen; aber schon sind die ungeduldigen Hunde von der Koppel losgelassen. Hunde und Jäger setzen ihm nach über Hecken und Gräben, und es dauert nicht lange, so sinkt der gehetzte Feind erschöpft zusammen und muß den Pelz als Beute den Siegern überlassen, da sonst von ihm nichts weiter gebraucht wird. Denn sein Fleisch rühren die Hunde nicht an.

Jute ist der Name eines neuen Webestoffs, mit dem man sich jetzt in England angelegentlich beschäftigt, der in der Mitte zwischen dem Hanf und der Baumwolle steht und durch den die Engländer sich der Tyrannei der amerikanischen Baumwolle entziehen zu können hoffen. Jute ist eine Art Hanf, die in den Ebenen Bengalens häufig vorkommt; in Ostindien heißt diese Pflanze Natta-Jute, auch Gheenallapaat. Diese Faserpflanze hat das Eigenthümliche, daß sie sich sowol in parallele Fäden kämmen, aber auch kardätschen läßt, mithin in seltsamer Weise die Eigenthümlichkeiten des Flachses mit denen der Baumwolle vereinigt. Schon ist es gelungen, diesen Stoff so vollständig zu bleichen, daß keine Seide schöner glänzt. Die Jute läßt sich ganz gut mit Seide, Wolle, Flachs und Baumwolle verarbeiten; aus ihr gemachte Flanelle, Tricots, glatte Zeuche und Tuche waren bereits auf der Londoner Ausstellung zu sehen. Mehr als 20,000 Tonnen dieses Stoffs sind schon in England eingeführt; man glaubt, daß Stoffe dieser Art auf die bevorstehende leipziger Ostermesse dürften gebracht werden, und die Einführung dieses neuen Webestoffs könnte sehr wichtig werden.

Englands Macht an der westafrikanischen Küste wächst zusehends. Schon hat es sich die Mündungen der großen Ströme der Küste von Guiana gesichert, des Camiroans, Calliborn, Bonny und Niger. Es schließt in aller Stille mit den eingeborenen Häuptlingen Verträge ab; wo es geht, kauft es diesen durch seine Agenten alle ihre Rechte um einen Spottpreis ab, oder schließt Verträge mit ihnen. In diesen bedingt sich England die möglichste Handelsfreiheit aus; ohne seine Einwilligung dürfen die Häuptlinge keinen Krieg unternehmen und mit keiner andern Macht der Welt Unterhandlungen anknüpfen. Kurz — England sichert sich augenscheinlich mehr und mehr die volle Herrschaft in Afrika.

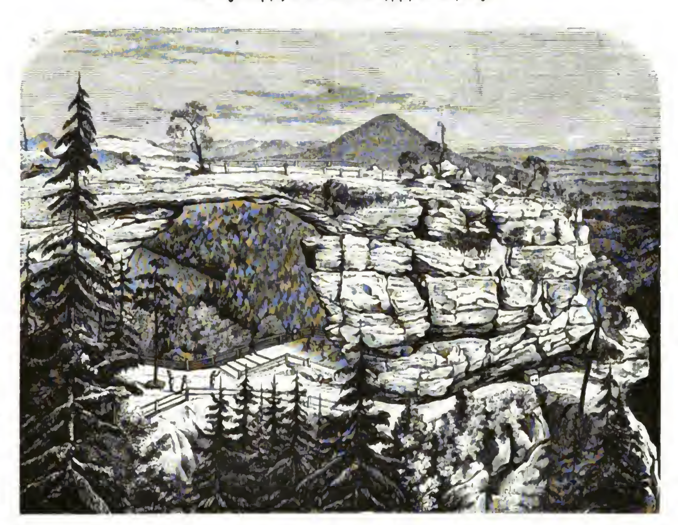
Stock nennen die Schweizerbauern kleinere, gewöhnlich neben dem großen Bauernhause stehende Wohngebäude, wohin sich in der Regel die Ältern zurückziehen, wenn die Wirthschaft von einem der Söhne übernommen wird.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 486.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [24. April 1852.

Das Prebischthor in der Sächsischen Schweiz.



Reiseskizze aus dem Westen Nordamerikas.

(Beschluß.)

Es waren vor unsern Augen einige 80 oder 100 Arme eifrig damit beschäftigt, über einem Flusse das Balkengerüste einer kolossalen Mühle aufzurichten. Dieses Schauspiel, so alltäglich es überall sonst sein mag, ist in den Wäldern von nicht geringem Interesse und der Müssiggänger und Knaben waren nicht weniger da als Arbeiter selbst. Viele sprangen und sangen, lachten und jauchzten, Andere lagen in der Nähe einer Hütte, die für die Erfrischung der Gäste hergestellt war; denn man muß wissen, daß bei solchen Gelegenheiten die Nachbarn sämmtlich ihre eigenen Geschäfte verlassen und ihre Hülfe anbieten — aus Gefälligkeit und nicht für Geld, indem sie kaum einen Dank und nur denselben Dienst im Nothfall erwarten. Überdies betrachtet man diese Zusammenkünfte als freundschaftliche Besuche, und sie sind fast die einzige Gelegenheit

für den Ansiedler, sich einmal in Gesellschaft vergnügt zu machen.

Die Arbeit ging rasch und tüchtig von statten, jedes Stück paßte und das Gebäude wuchs wie unter zauberischem Hammer. Der Meister, hellen Kopfs und klaren Auges, stand dabei, auch die kleinste Bewegung leitend. So dauerte es nicht lange, bis der letzte Balken seinen Platz gefunden hatte auf den gewaltigen Fundamentalsteinen, die in unserm Wege so wahrnehmbare Spuren zurückgelassen hatten. Dies war der Augenblick des Triumphs. Die Leute, welche bisher über alle Theile des Gebäudes zerstreut gewesen waren, stellten sich längs der Hauptbalken auf und gaben drei Hurrahs.

Es blieb nichts übrig, als dem Gebäude einen Namen zu geben. Eine Stimme ließ sich hören:

In diesem Thal
Steht des Gebäudes schöner Rahmen,
Wer gibt ihm einen Namen?

worauf aus einer fernen Ecke erwidert wurde:

Wir wollen es nennen des Müllers Pracht,
Am Tag' nehm' er's Geld und zähl's in der Nacht!

Die ganze Gesellschaft verfügte sich, die höchst prosaischen Reime auf der Zunge, in die Hütte, wo Erfrischungen in Fülle vorhanden waren. Wir wurden eingeladen an ihrer Fröhlichkeit Theil zu nehmen und labten uns an einem Glase trefflichen Biers — ein Luxus, der in den Wäldern sehr hochgeschätzt wird.

Es war dunkel, als wir unser Nachtquartier erreichten, und die Sterne tauchten einer nach dem andern auf, ihr silbernes Licht über den Himmel ausbreitend. Wir waren mehre Meilen von der nächsten Stadt, die den Namen Konstantinopel führt, und das Haus, zu dem wir jetzt gelangten, stand einsam in der Mitte einer großen offenen Ebene, auf der nicht ein einziger Baum übriggelassen war. Dies war uns nicht neu; es ist der vorherrschende Geschmack dieser Gegend; dennoch gewöhnt man sich sehr schwer an eine so barbarische Sitte. Was uns aber als neu auffiel, waren dreizehn mächtige Pfeiler, die nicht etwa das niedrige Dach der Hütte trugen, sondern im Halbkreise umherstanden, nichts als den sternbesäeten nächtlichen Himmelsbogen über sich. Düster und unheimlich standen sie in dem lautlosen Dunkel da.

Kein menschlich Wesen empfing uns; nur die Hunde bellten dumpf. Man wartet jedoch in sollen Fällen nicht auf ceremonielle Einladungen und wir traten daher ohne weiteres ein. Drinnen war's trübe.

Der Herr des Hauses, ein kräftiger Farmer von etwa 40 Jahren, lag ausgestreckt auf einem Bette, offenbar außer Bereich menschlicher Hülfe. Seine Augen hatten den eisigen Glanz des Todes und in seinen Zügen sprach sich unendliche Angst und Trauer aus, die sich auf den Gesichtern Aller, die um sein Bett herumstanden, spiegelte. Ein ängstliches Schweigen herrschte im Zimmer, und nur in langen Zwischenräumen ward ein schwaches Seufzen des Sterbenden hörbar, dem ein herzbrechendes Schluchzen des Weibes folgte, welche seine Stirne mit zitternder Hand trocknete. Die armen Kinder und zwei oder drei Nachbarn waren noch zugegen; einer der letztern nahm uns bei Seite und erklärte uns den traurigen Vorfall.

Der arme Mann war von einem fallenden Baum zermalmt worden. Er war ein kühner und glücklicher Bienenjäger gewesen, und die Pfeiler, welche unsere Neugier erregt hatten, waren Zeichen seiner Triumphe. Sein Glück hatte ihn leider angetrieben, alle seine Nachbarn im Sammeln von Bienen und Honig übertreffen zu wollen. Jedes der dreizehn Monumente vor seinem Hause war mit Gefahr seines Lebens errungen. Es waren Stämme von Bienenbäumen, welche mit Mühe und Noth im Wald aufgefunden und mit solcher Geschicklichkeit gefällt waren, daß die Bewohner derselben ungestört blieben, obgleich nicht blos der Baum, sondern auch alle Theile über dem Sitze der Bienen abgehauen werden mußten.

Trotz all seiner Erfahrung war dem armen Mallory die ganze Wucht eines gewaltigen Stammes — die Bienen bauen meist nur in den stärksten Bäumen des Waldes — auf den Rücken und die Schultern gefallen, und obgleich kein Bruch zu finden war, zeigte doch der erste Blick, daß der Schlag tödtlich gewesen.

Dazu kam, daß nicht allein kein ärztlicher Beistand in der Nähe, sondern des Unglücklichen Sohn auch noch genöthigt gewesen war, zwei Meilen weit zu gehen, ehe er eine Schleife und ein paar Ochsen erhalten konnte, um den hartgetroffenen Vater nach Hause zu bringen. Was mußte die arme Frau gelitten haben, als sie ihren traurigen und beschwerlichen Weg über tausend Hindernisse in die Tiefe des Waldes verfolgte, wo sie den Gatten sterbend, vielleicht schon todt finden sollte!

Hier hatten die traurigen Folgen zu kühner Wagniß unaussprechliches Wehe gebracht, und wir konnten die tiefste Angst in den beschatteten Zügen des Leidenden lesen, als er langsam die jugendlichen Gestalten seiner Kinder überblickte und sein Auge zuletzt auf seiner Frau haften ließ.

Wenn du und sie nur versorgt wären — sagte er mit schwacher und verlöschender Stimme — Gottes Wille geschehe!

Die letzten Worte waren kaum vernehmlich, die Empfindung aber gewiß da; denn der ruhige, gottergebene Ausdruck überschattete allmälig die eingefallenen Züge.

Inzwischen war der Arzt angekommen, und wir fanden in einem entferntern Nachbarhause bei dessen Bewohnern, einem alten Manne mit seiner gleichbejahrten Frau, ein freundliches Unterkommen. Vor dem Forste tanzten auf einer üppigen Wiese glänzende Scharen lustig schwärmender Glühwürmer. Der Mond war noch nicht aufgegangen, der Himmel mit dunkeln Wolken bedeckt und der immer wechselnde Schimmer ihres grünlich goldenen Lichts gab ein köstliches Bild. Dennoch wanderten meine Gedanken zu der eben verlassenen Sterbescene zurück.

Unser Schlaf war nach den Beschwerden des Tages tief und fest. Da erweckte uns ein lautes Hämmern und wir meinten der Tag sei angebrochen und der alte Zimmermann habe seine Arbeit begonnen. Er hatte jedoch ein Licht und als ich hinblickte, ward ich gewahr, daß sein Geschäft kein anderes war als einen Sarg zu fertigen. Es war in den ersten Frühstunden eines Sonntags.

Macht Ihr wirklich einen Sarg? fragte ich.

Ja wohl, antwortete der Alte, und zwar für unsern Nachbar Mallory; Ihr wißt ja — Ihr waret ja gestern Abend da — der Mann, den ein Baum zerschmettert hat.

Mallory! So ist er also todt und so rasch —

Ganz todt war er noch nicht, als sie zu mir kamen und mir das Maß zum Sarge brachten. Ihr wißt wol, sie müssen ihn bald begraben, weil es so warm ist.

Der Gedanke machte mein Blut gerinnen. Ein Sarg für einen noch lebenden Mann und Vater! Wieder standen jene mit dem Tode ringenden Züge, jener Blick männlicher, tiefer Sorge und Zärtlichkeit für die Geliebten, die er so plötzlich verlassen mußte, vor meinen Augen. Meine Blicke waren wie festgebannt an den Sarg und ich verlor keine Bewegung des Alten. Eine weiße Schnur ward an den Seiten befestigt, der Deckel geschnitzt, geglättet und festgeschraubt, und eine erhitzte Phantasie sah den noch warmen Körper, aus dem das Leben kaum entschwunden war, in die düstern engen Banden eingepreßt!

Der Tag brach an, ehe das Werk fertig war; der alte Mann löschte sorgsam das Licht aus, öffnete die Thür und legte in der Dämmerung des Morgens die letzte Hand an. Er färbte den Sarg mit einer röthlichen Mischung und lehnte ihn, nachdem er sein Werk in jede Richtung gewendet und mit einem Blick gewerblichen Beifalls betrachtet hatte, gegen die Außenseite des Hauses, um ihn in den Strahlen der aufgehenden Sonne trocknen zu lassen.

Wir frühstückten eben, als zwei junge Leute eintraten und nach dem Sarge fragten.

Wann starb der arme Mallory?

Er athmete noch bis Mitternacht, aber seit Dunkelwerden sprach er nicht mehr.

Wann soll er denn begraben werden?

Heute nach dem Gottesdienst!

Diese Sitte des schnellen Begrabens ist dem ganzen Westen gemein, zumal aber, wenn sich die Gelegenheit darbietet, den Todten an einen Sonntag zu beerdigen, wo ein Prediger anwesend ist. Der Gottesdienst ward an diesem Tage in einer großen Scheuer, einige (engl.) Meilen von dem Hause des Verstorbenen gehalten. Die zahlreichen Sekten der Scheuer waren mit Bänken von rohen Brettern und einen abgesonderten langen Sitze für die Prediger versehen. Die Menge war so groß, daß selbst, nachdem alle Balken und sonstigen Ruhepunkte besetzt waren, noch Viele sich auf die möglichst nahe herangezogenen Wagen vertheilten. Von dort aus konnten sie Alles sehr gut hören, was drinnen gesprochen ward, denn die Redner, deren sieben waren, strengten abwechselnd ihre Lungen in einer Art an, wie ich es früher nie vernommen hatte.

In der Menge herrschte die größte Aufmerksamkeit und eine allgemeine Ehrfurcht und Andacht. Gebet und Gesang wechselten mit den kurzen Reden der Prediger. Einer der Redner begann ein Lied und Jedermann fiel ein. Dann folgte die Austheilung des heiligen Abendmahls — eine Scene, die ich selten mit mehr innerer und äußerer Andacht vor sich gehen sah. Ehe die heilige Handlung zu Ende war, erschien der Sarg des unglücklichen Mallory und mit ihm sein schluchzendes Weib und die verwaisten Kinder in unserer Mitte. Einer der Prediger, seit langen Jahren Nachbar des Verstorbenen, hielt hierauf eine Rede. Dann folgte die ganze Versammlung in feierlicher Procession zum Begräbnißplatz, einem lieblich einsamen Orte, mitten in tiefster Wildniß, jedoch sorgsam eingehegt. Einige einzelnstehende gewaltige Bäume beschatteten die wenigen nur mit einem Kreuz am Kopfe und einem an den Füßen bezeichneten Gräber. Schweigend ward der Staub dem Staube übergeben, und ein alter ehrwürdiger Mann dankte zuletzt im Namen der Familie den Freunden und Nachbarn für ihre Theilnahme.

Wir verließen diese Trauerstätte und setzten unsere Reise tiefer nach Westen fort. Aber lange begleitete uns die Erinnerung an das Sterbehaus des unglücklichen Mallory.

Die Promenade bei Segorbe in Spanien.

Unser Landsmann Willkomm, der Spanien und Portugal in vielen Richtungen durchzogen hat, gedenkt der Glorieta von Segorbe, einer Stadt in Valencia, in folgenden Worten:

„Die Glorieta ist ein reizender Garten, welcher an der Südwestseite der Stadt auf einem steilen Vorsprunge des Stadtberges gelegen und mit einem eisernen Gitterwerke umgeben ist. Unter den hohen Ulmen, die den geräumigen Platz beschatten, ziehen sich breite, mit eleganten Ruhebänken aus weißem Marmor gezierte Sandwege zwischen von zierlichen Rohrgeflechten umhegten Bosquets hin, und mehre Fontainen, deren von prächtigen Trauerweiden umkränzte Bassins ebenfalls aus weißen Marmor verfertigt sind, schleudern mächtige Strahlen krystallenen Wassers hoch in die Luft empor und verbreiten fortwährend eine angenehme Frische. Die Bosquets bestanden zum Theil aus Gewächsen, die man bei uns nur in zwerghafter Gestalt in Töpfen und Kübeln sieht. Klafterhohe Oleander- und Orangegebüsche mit Tausenden rosenrother und weißer Blumen übersäet, die einen fast betäubenden Wohlgeruch verbreiteten, erhoben sich neben Rosen und Myrtensträuchern und neben üppigem mit brennendrothen Blütendolden geschmücktem Strauchwerk capscher Pelargonien. Dazwischen leuchteten die fußlangen, schneeweißen Röhrenblumen der Datura Arborea, die hier als schlankes Bäumchen mit anderthalb Fuß langen Blättern auftrat, und die goldgelben Blütentrauben der Cassia Tomentosa, und hoch über alle bisher erwähnten Gewächse ragten die pyramidalen aus grünlichweißen Lilienblumen zusammengesetzten Sträuße einiger Prachtexemplare von Yucca Gloriosa empor, die mit ihren zierlichen, auf schlanken, mannshohen Stämmen stehenden Kronen ellenlange Schwertblätter, wie kleine Palmen aussahen. Noch nie war mir die valencianische Cultur so reizend erschienen wie hier. Ich konnte mich nicht satt sehen an diesen wunderbaren Terrassen, deren weiße Stützmauern je nach ihrer Lage und Entfernung in der Beleuchtung der untergehenden Sonne bald in zartes Rosenroth, bald in duftiges Violett getaucht erschienen. Es ist besonders das vielfach nuancirte Grün, was dem Auge so wohl thut. Hier fröhliche, hellgrüne Maisfluren, umkränzt von dunkeln Brombeerhecken oder von dem gelblichen phantastischen Blattgeäst der Opuntia und den blauen Riesenblättern der Pita, die hier und da ihre Blütencandelaber, deren Blumenbüschel in den rothen Strahlen der Abendsonne wie angezündete Kerzen leuchteten, hoch über die Hecken emporhob; dort das glänzende saftige Grün einer Gruppe von Lorber- und Feigenbäumen neben dem nettern und lichtern Colorit der Maulbeerbäume; weiterhin düstere Olivenhaine neben goldgrünen Rebengeländen, anderwärts schwarzgrüne Cypressen und dunkelbelaubte, von heitern Rebenguirlanden üppig umrankte Ulmen und Zirbelbäume; diese in Form und Colorit unendlich contrastirenden Vegetationsgruppen, durchwebt von der farbigen Lichtglorie der südlichen Abendbeleuchtung verliehen der Landschaft einen Zauber, der sich wol empfinden, aber nimmermehr beschreiben läßt.“

Schloß und Brücke von Conway in Nordwales.

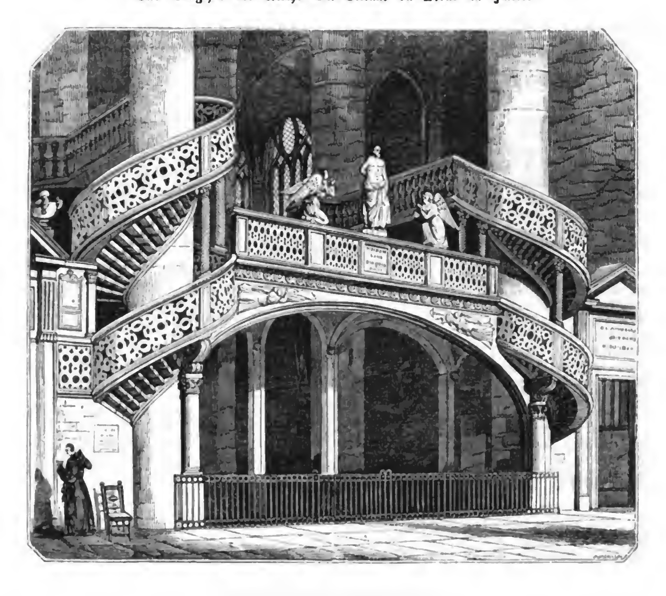


In der nördlichsten Spitze der Grafschaft Caernarvon, nicht weit vom Ausflusse des Conway, erhebt sich in einer malerischen Gegend die ehrwürdige Veste, Schloß Conway, erbaut auf Befehl Eduard I. im Jahre 1284, als Zwingburg gegen die empörungssüchtigen Waleser. Bald nach Vollendung des Baues wurde sein königlicher Gründer darin belagert, und wäre durch Hunger zur Uebergabe gezwungen worden, wenn nicht zur rechten Zeit noch eine Flotte Lebensmittel und Hülfe gebracht hätte. Bei Ausbruch der bürgerlichen Unruhen unter Karl wurde das Schloß zu Gunsten des Königs von dem Erzbischof Dr. John Williams, welcher seinen Neffen Wilhelm Hookes im Jahre 1645 zum Commandanten ernannte, mit einer Besatzung versehen, und in Vertheidigungszustand erhalten. Als der König zwei Jahre später den Prinzen Ruprecht an der Stelle des Erzbischof zum Statthalter in Nordwales ernannte, erboste der Prälat darüber, verbündete sich, da Karl I. auf seine Beschwerden nicht achtete, mit Mytton, dem General des rebellischen Parlaments, und stand ihm in der Bezwingung von Conway bei. Die Stadt wurde am 15. August 1646 erstürmt, das Schloß aber hielt sich bis zum 6. November desselben Jahres.

Die eiserne Hängebrücke, welche gerade am Schlosse die beiden Ufer des Conway verbindet, gewährt einen höchst malerischen Anblick, und ist zugleich ein Werk von nationeller Wichtigkeit, weil sie einen Theil der Communication zwischen Liverpool und Dublin bildet. Im Jahre 1822 wurde sie nach der Zeichnung Telford's begonnen, um die gefährliche Fähre, die sonst hier war, überflüssig zu machen, und am 1. Juni 1826 wurde sie zum Gebrauche des Publicums eröffnet. Die Thürme, welche die Ketten tragen, sind in einem, dem Schlosse vollkommen ähnlichen Stile gebaut, sodaß man sie sich mit geringer Anstrengung der Phantasie als die ursprüngliche Zugbrücke der alten Veste denken kann. Die Ketten der Brücke sind am westlichen Ende in dem Felsen hinter dem Schlosse, und am westlichen in einem Inselfelsen, der durch einen 2000 Fuß langen Damm mit dem Ufer verbunden ist, befestigt. Die Länge der Brücke zwischen den Tragethürmen beträgt 327 Fuß, und die Erhöhung über den höchsten Wasserstand zur Fluchtzeit 15 Fuß.

Die Stadt Conway war sonst mit massiven Mauern umgeben, welche $1\frac{1}{2}$ engl. Meile im Umkreise hatten, und deren Stärke durch 24 runde und halbrunde Thürme vermehrt wurde, von denen der größte Theil, sowie die vier Hauptthore noch ziemlich wohl erhalten sind. Im Jahre 1185 ist hier auch von Llewellyn von Jorwerth eine Cistercienserabtei gegründet worden, von welcher jedoch kaum noch Spuren vorhanden sind.

Das Singchor der Kirche St.-Etienne du Mont in Paris.



Die Eroberung von Numantia.

(Beschluß.)

Wir thun hier einen Blick in die Art, wie die Römer den Krieg zu führen wußten. Mancher Schüler, der seinen Livius las, mancher Leser, der Rotteck's Weltgeschichte zur Hand nahm, mag sich wol oft die Frage vorgelegt zu haben, woher nur die Römer immer so große Heere aufstellen und ergänzen konnten, wie die fast nie aufhörenden, so blutigen Kriege nöthig machten. Das Wunderbare hierbei jedoch verschwindet, sobald man den Begriff Rom auf die große Ländermasse überträgt, die durch einen Wink von Rom aus in Bewegung gesetzt wurde, Menschen, Geld und Kriegsbedarf herbeizuschaffen. Jedes solches Heer hieß ein römisches, ohne oft wenig mehr Römer zu haben, als solche, die den Oberbefehl führten. Im schlimmsten Falle hob man selbst Sklaven aus und versprach ihnen nach beendigtem Kriege die Freiheit. Solche Aussicht verwandelte sie in die besten Krieger und in solcher Art konnte man immer ein neues Heer schaffen. Kam es zur Schlacht, so standen diese Truppen in dem ersten Treffen und hatten nur die Wahl, zu siegen oder zu sterben; denn der Kern aus eigentlichen Römern oder vollkommen erprobten Kriegern in ihrem Rücken würde die Flüchtigen ohne Weiteres selbst niedergemetzelt haben. Gerade jetzt, als Scipio nach Spanien ging, vermochte er nur Freiwillige aus Rom, aus Italien und mehre den Römern oder ihm selbst befreundeten „Königreichen" anzuwerben und aus ihnen eine Schar von Freunden zu bilden, wie er sie oft zu nennen pflegte. Und als er nun nach Spanien kam, fand er die dort befindlichen Kräfte im erbärmlichsten Zustande, ohne Mannszucht, schlaff, verweichlicht, selbst muthlos. Mit ihnen gleich den Krieg zu beginnen, schien ihm ein zu gewagtes Stück. Erst mußte neuer Kriegssinn geweckt werden. Aus dem Lager verjagte er die zahlreichen Krämer, die Wahrsager, die Priester, den ganzen Opferkram; das ganze Gepäck mußte auf Nichts beschränkt werden, indem er selbst auf das, was bleiben konnte, sein Siegel drückte. Für die Speisen durfte Jeder nur einen Topf, fürs Getränk einen Becher haben. Die Erde und Stroh

oder eine Rindshaut mußte als Nachtlager dienen; er selbst gab das Beispiel dazu. Alle Reit- und Packpferde wurden entfernt. „Was wäre mit Leuten anzufangen, die nicht ihren Beinen vertrauen können?" sagte er. Alle Diener hatten gleiches Geschick; „es wäre schöne Sache, wenn Jemand erst zum Waschen und Baden fremde Hände nöthig hätte!" rief er. Mit Klagen durfte ihn Niemand behelligen. „Wer streng als Feldherr ist, nützt seinem Heere", sagte er. „Im Gegentheil hat nur der Feind Nutzen davon!" Zugleich wurde der Soldat zu einer Thätigkeit, zu einem blinden Gehorsam angehalten, wie es uns fast kaum glaublich dünkt. Alle Tage zog man hin und her und umgab das wechselnde Lager mit Wall und Graben, die morgen wieder geebnet und gefüllt werden mußten. Ueberall war er dabei zugegen; Niemand durfte aus dem Viereck treten, in welchem das Heer sich bewegte. Sah er Den oder Jenen matt werden, so mußte dieser oder jene Reiter absteigen und den Müden aufsitzen lassen. Erst als in solcher Weise das Heer eine ganz andere Gestalt gewonnen hatte, rückte er näher nach Numantia vor, ohne sich jedoch in einen Kampf einzulassen; denn wäre dieser nachtheilig ausgefallen, so hätte sein Ansehen gelitten und der wieder erwachende Muth des Heeres wäre aufs neue gesunken. Dagegen streiften seine Reiter weit umher und brachten, was von Futter und Saat zu finden war, ins Lager. Die entferntern Wege wurden hierbei stets den nähern vorgezogen, wenn sie gegen die Ausfälle der Numantiner sicherer waren. „Ohne Nothwendigkeit muß man sich auf das Würfelspiel des Kampfes nicht einlassen!" gab er zur Antwort, wenn ihm ein Unterfeldherr darüber Vorstellungen machte. „Der Arzt greift auch erst zum Messer und Brenneisen, wenn die andern Mittel nicht wirken wollen!" Die kleinen Völkerschaften, von welchen die Numantiner an Lebensmitteln und Kriegern Unterstützung empfingen, wurden durch solche Streifzüge zuerst in Schrecken gesetzt. Sie sahen ihre Heerden forttreiben, ihre Saaten in Brand gesteckt. Mit einer auserlesenen Schar folgte er selbst in einiger Entfernung auf solchen Streifzügen, um jeden feindlichen Hinterhalt zu entdecken, die etwa Angegriffenen zu unterstützen und sie sicher ins Lager zurückzubringen. Das letztere bekam immer neuen Zuwachs. Selbst Massinissa, ein Freund der Römer und Bundesgenosse in Afrika, der bei Karthagos Falle kräftig geholfen hatte, brachte zwölf Elefanten und eine große Menge Schleuderer, sowie Bogenschützen. Die Numantiner sahen wol, daß sie es mit dem vorsichtigsten Feldherrn zu thun hatten, der Nichts aufs Spiel setze, langsam aber sicher zu Werke gehe. Früher, vor dem Ausbruche des Krieges, waren sie treue Bundesgenossen der Römer gewesen und zu dem gewagten Kampfe durch die so gewöhnlichen Bedrückungen und Erpressungen der Römer, wie nicht minder durch den Viriatus gereizt worden, der, ursprünglich wenig mehr als Hirt und Räuber, das ganze nördliche Spanien gegen Roms Herrschaft aufgewiegelt und Jahre lang diese bekämpft hatte, bis er endlich dem Verrath und Meuchelmorde unterlag, worauf aber die von ihm aufgeregten Wellen noch lange fortbrausten. Es lag den Numantinern jetzt daran, zu Rom wieder in das frühere, wenn auch drückende Verhältniß zu kommen, und sie knüpften mit Scipio allmälig Verhandlungen an. Ihre Abgeordneten erschienen in seinem Lager:

Wir hätten nimmer uns vom Rechte und
Gesetz des römischen Senats getrennt,
Wenn nicht die unerträgliche Gewalt,
Die Willkür dieses Consuls und des andern
Uns endlich hätte die Geduld geraubt.
Vom Geize in der ärgsten Art getrieben
Und mit der ärgsten Willkür noch im Bunde,
Behelligten sie unsern Nacken so
Mit einem Joch, daß wir gezwungen waren,
Von ihnen, vom Senat uns loszusagen.
Und in der langen Zeit, seit dieser Kampf
Nun zwischen beiden Theilen hat bestanden,
Ist wahrlich kaum ein Feldherr hier erschienen,
Mit dem wir hätten unterhandeln können.
Doch jetzt, da das Geschick nun unser Schiff
Zu einem sichern Hafen führen will,
Da ziehen wir des Krieges Segel ein
Und fügen uns in jeden Friedenspakt.

Scipio erscheint uns in der Geschichte mit so viel Ruhm und Edelmuth und Großmuth bekränzt, daß ihm wenige Feldherren des Alterthums zur Seite stehen. Allein der Glanz seiner Thaten darf uns nicht blenden. Als Feldherr verschmähte er kein Mittel, und als Römer galt ihm Alles nur als Verbrechen, was den blinden Gehorsam gegen seinen Staat verletzte. Daß die Beamten desselben die größte Willkür übten und zur Verzweiflung trieben, rechtfertigte nicht im entferntesten eine Handlung, die den Römerstolz beleidigt hatte. Die Numantiner hatten Dies gethan und Römerblut vergossen, sie waren in seinen Augen treulose Rebellen, und mit Vernichtung solcher allein konnte Genugthuung gegeben werden. So wies er die zur Unterwürfigkeit, zum Frieden, zum alten Bunde Geneigten mit harten Worten zurück:

Zu spät thut ihr der Reue Zeichen kund;
An eure Freundschaft liegt mir wenig nur!
Erprobt aufs neue eure starke Rechte,
Ich werde sehen, was die meine thut.
Auf sie hab' ich bereits mein Glück gebaut
Und meinen Ruhm und euern Untergang.
Denn für die lange Schmach von so viel Jahren
Gibt eure Bitt' um Frieden nicht Ersatz.
Fahrt fort im Krieg und schadet uns aufs neue,
Laßt eure Scharen wiederum erscheinen!

Und immer näher zog sich das furchtbare Gewitter über die unglückliche Stadt zusammen; 60,000 Köpfe zählte jetzt sein Heer; von allen Orten waren die aufgebotenen Bundesgenossen angekommen; in zwei Lager vertheilte er die Kräfte; mit einem tiefen Graben und hohen, doppelten Wall umgab er die Stadt. Der Duero war zu breit, eine Brücke darüber zu schlagen, und auch zu reißend. Auf seinem Rücken kamen immer Krieger und Lebensmittel herab in die Stadt. Allein bald erhob sich auf dem rechten, dann auf dem linken Ufer ein festes Schloß, und zwischen beiden wogten lange an Ketten und Seiten befestigte Balken, die mit spitzen eisenbeschlagenen Pfählen bewehrt waren, daß nicht der kleinste Nachen hindurch konnte. Hohe Thürme schirmten den Wall ringsherum, stark bemannt und in genauester Verbindung. Es war auf nichts Geringeres abgesehen, als die Stadt durch Hunger zu besiegen. Alle Ausfälle ihrer Einwohner, alle Stürme dieser gegen seine Wälle scheiterten an der Wachsamkeit und den getroffenen Vorkehrungen Scipio's, der hohnlachend die Gepeinigten mit dem Schicksale vergeblich ringen sah und zu seinen Kriegern gesprochen hatte:

Ich denk', es sollen diese wilden Numantiner
Mit uns nicht mehr zum Handgemenge kommen.
Besiegen will ich sie in einer Art,
Wie's meinem Vortheil wol viel besser dient.
Es soll ihr Stolz sich legen und den Kopf
Verlieren, daß die Wuth sich selbst verzehrt.
Ein tiefer Graben hat sie jetzt umgeben,

Der Hunger, unerträglich, soll sie zähmen.
Das Blut der Römer soll nicht ferner noch
Aufs neu' den Boden dieser Erde färben;
Es reiche hin, was sie uns schon im Kampf
Hartnäckig, grausam, oft gekostet haben!

Von nah und fern war die Stadt abgeschnitten; in einer finstern, stürmischen Nacht war es fünf muthigen Jünglingen gelungen, glücklich auf dem Flusse zu den benachbarten Völkerschaften zu kommen und die Lage ihrer Bürger zu schildern, sie um Hülfe zu bitten. Rom trieb sie überall hinaus. In einer Stadt nur, Lutia genannt, thaten sich 400 Jünglinge zusammen, ihrem Begehren zu entsprechen. Doch ehe sie noch einen ohnmächtigen Versuch hätten machen können, war Scipio von den Aeltesten der Stadt selbst in Kenntniß gesetzt worden und flog mit einer leichten Schar dahin, auf die Auslieferung der Wagehälse zu dringen. „Entweder Dies oder Lutia wird der Erde gleichgemacht!" ließ er hineinsagen, und bebend brachte man die Unbesonnenen in sein Lager. Und nun seht den edeln Scipio! Allen 400 ließ er die Hände abhauen, sie dann in die Stadt hineinschickend, um nach der großen That unter Klang und Sang ins Lager zurückzukehren. An solchem Sinne scheiterte auch ein zweiter Versuch der Numantiner, ein Abkommen zu treffen; sie erhielten nur zur Antwort, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben müßten. Immer ärger wüthete nun die Hungersnoth. Alles Eßbare ward aufgezehrt; man verschlang jedes Gräslein und gekochte Häute; dann griff man zum Fleische der Todten, und endlich fiel der Stärkere über den Schwächern her, ihn zu tödten, zu verzehren. Eine Pest mordete mit dem Hunger um die Wette. Nichts blieb den Verzweifelnden, als um die Gnade zu flehen, sich ergeben zu dürfen, Hunderte ermordeten sich, ehe es geschah, selbst, und Weiber und Kinder hatten meist gleiches Geschick. Als die Uebriggebliebenen ins römische Lager kamen, sah man sie ebenso mit Abscheu, wie mitleidsvoll an, so hager waren sie, so stier das Auge, so abscheulich die Ausdünstung. Funfzig der verhältnißmäßig Gesündesten wählte Scipio aus, sie nach Rom zu senden, wo sie seinen Triumph verherrlichen sollten. Die Uebrigen wurden zu Sklaven herabgewürdigt, und ihre Stadt der Erde gleich gemacht (730 Jahr v. Chr.), daß Niemand weiß, wo sie gelegen hat. Der große Scipio aber kehrte heim und hieß — Africanus Numantinusque. Nur der Name der muthigen Stadt ist geblieben, und der Dichter hat öfters ihr Schicksal von seiner Muse besingen lassen. Die hier eingeschalteten Belege sind aus der „Numancia" des berühmten Cervantes, ein Trauerspiel, so ergreifend, wie es nur ein Spanier schreiben konnte, der mit den alten Geschichten seines Volkes an Ort und Stelle vertraut geworden war!

Ein orientalischer Staatsstreich.

Dschung Bahadur, der sich vor zwei Jahren als Gesandter in England befand, erhob sich auf eine kecke Art, die ihm auch den Ehrennamen des Löwen von Nepal erwarb, zum Premierminister des Königs von Nepal, d. h. zum eigentlichen König. Er hatte sich im Dienste der nepalesischen Armee ausgezeichnet und emporgeschwungen, und war eben dadurch ein Gegenstand der Furcht und Besorgniß an dem schwachen verrätherischen Hofe geworden. Sein Tod war beschlossen und der Henker stand schon in Bereitschaft. Ein Sklavenmädchen, das einst in seinem Dienste gestanden hatte, hörte von dem Plane; sie eilte zu ihm, theilte ihm Alles mit und bat ihn, auf seiner Hut zu sein. Dschung Bahadur beschied seine Brüder zu sich, enthüllte ihnen, was vorging, versicherte sich ihrer Zustimmung und ihres Entschlusses, für ihn das Leben selbst einzusetzen, befahl ihnen dann, ihre Gewehre zu laden, ihre Säbel umzugürten, und ihm nach dem Palaste zu folgen. Sie gehorchten und schon waren sie auf dem Wege nach der königlichen Burg. Der König war im Rath (Darbar) und der Premierminister, der Anstifter des Anschlags gegen Dschung Bahadur, saß ihm zur Rechten. Als Dschung Bahadur mit seinen Brüdern vor der Palasttreppe anlangte, ward er von der Schildwache angerufen; aber ein Hieb — und der Kopf der Schildwache rollte die Stufen hinab. Höher aber stand eine zweite Schildwache; ehe sie den Posten verlassen konnte, theilte sie das Schicksal der ersten. Der erbitterte junge Mann stürmte in den Audienzsaal, schritt nach dem Sitze des Königs zu, zeigte diesem den Hinrichtungsbefehl, den er sich zu verschaffen gewußt hatte, und fragte dann den Minister, ob dies nicht seine Handschrift und des Königs Unterschrift sei. Aber ehe noch eine Antwort erfolgen konnte, schlug Dschung Bahadur sein Gewehr auf den Minister an, schoß ihn nieder, faßte dann die Leiche und warf sie zum Fenster hinaus. Ein arger Tumult erhebt sich. „Was?" — ruft Dschung Bahadur. „Ist es der Mühe werth, so viel Lärm zu machen?" Er sieht den Schrecken des Königs und legt ihm ein bereitgehaltenes Decret vor, das ihn selbst zum Premierminister und zum Oberbefehlshaber des Heeres ernennt. Der König unterzeichnet es hastig. Und dieser Staatsstreich sicherte dem neuen Minister von diesem Augenblickt an eine ruhige Existenz und den Besitz seines Amts. England in der Eigenschaft als Botschafter zu besuchen, war sein eigener Gedanke. Der König aber nahm ihm mit Freuden an; denn ein Minister, der sich gleichsam mit einem Sprung in den Palast in seinen Dienst gedrängt hatte, konnte ihm nichts weniger als angenehm sein.

Straße von Trient.



Mannichfaltiges.

Die Faröer, siebzehn größere Inseln, die zusammen etwa 23 Quadratmeilen Flächeninhalt haben, und mehre kleinere, die wie ungeheure Kegel oder unregelmäßige Säulen emporragen, gehören zu den einförmigsten Wohnplätzen, die unsere Erde zu bieten hat. Grüne, gelbe, rothe und schwarze Flechten und Moose bekleiden die schwarzgrauen Felsen und ihre hohen unregelmäßigen Küsten sind von schmalen Fjorden (Meerbusen) eingerissen. Vergeblich aber sucht das Auge nach einem Baume oder einem Strauche; selbst die an Eis und Schnee gewöhnte Fichte vermag auf den rauhen, fast immer von tosenden Winden umstürmten Faröern nicht auszudauern. Und doch ist die faröische Landschaft nicht ohne eigenthümliche Reize. Wenn düstere Wolken den Himmel verhängen, wenn Nebel hier und da die Küste decken, wenn das Meer im Innersten aufgewühlt ist, daß die Wogen sich in einer wol hundert Fuß hohen schäumenden Brandung lösen, und wenn sich vielleicht in einen solchen Strudel von oben herab ein Wasserfall stürzt — dann könnte man, bemerkt ein Reisender, um dieses erhabene Schauspiel vielleicht den geglätteten Golf von Neapel hingeben.

Eine brennende Zuckerrohrplantage. Nirgends zeigt sich das nicht mehr im Dienste des Menschen stehende, entfesselte Element des Feuers schrecklicher, als beim Brande einer Zuckerrohrplantage, welche die glühende Sonne wie zum voraus für die Verwüstungen des Brandes vorbereitet hat. Kein Brand hat dieses Erschreckende, keiner so reißende Flammen. Schnell wie der Blitz bahnen sie sich ihren Weg und verzehren Alles, worauf sie treffen. Im Nu ist ein ganzer Hügel mit Feuerflammen bedeckt, welche den kreisförmigen Linien, die man zur Pflanzung der Rohre zog, folgen. Die majestätischen Feuerwellen haben anfangs einen Glanz und Schimmer, deren Pracht kaum ein Dichter oder Maler darzustellen im Stande ist. Wenn dann die Gewalt des Windes die Stärke der Hitze noch vermehrt, so nehmen sie eine düstere Färbung an und man glaubt, jene flüssigen Lavaströme zu sehen, die sich mit Ungestüm von feuerspeienden Bergen herabwälzen. Sobald man gewahr wird, daß das Feuer eine Pflanzung ergreift, schlägt man mit verdoppelten Schlägen auf die Appellmuscheln; die Echos ertönen und senden den Schall weithin, der Lärm verbreitet sich zu den benachbarten Pflanzungen. Das Geräusch dieser Muscheln, der Anblick der Neger inmitten all der Feuer, das Ausdrucksvolle in ihren Pantomimen, ihr Arbeiten, das ungeduldige Toben und Lärmen der Weißen, die Gruppen von Pferden und Mauleseln, welche den Hintergrund des Gemäldes bilden, die Bewegung, Unordnung und Verwirrung an allen Enden, die Wirbelsäulen des Rauchs, das Schießen der Flammen, das Knarren und Krachen der verbrennenden Rohre — Alles bildet ein Schauspiel, das mit Worten schwer zu schildern ist.

Der französische Lustspieldichter Merle, der im Februar dieses Jahres im 67. Jahre seines Alters starb, war lange Jahre hindurch ein musterhafter Theaterdirector, der Schonung seiner Acteurs und Nachsicht gegen sie mit der dem Publicum schuldigen Achtung oft auf fast wunderbare Weise in Einklang zu bringen wußte. So zeigte ihm einmal der erste Heldenspieler an, er könne seine Rolle in einem neuen Drama unmöglich noch bis Sonntag vollständig einstudiren. „Bis wie weit haben Sie dieselbe studirt?" fragte Merle. „Bis zum Schluß des dritten Act." „Sehr gut!" Sogleich ließ Merle einen andern Schauspieler rufen und trug ihm auf, das Ende der Rolle einzustudiren. Sonntag wurde das Stück aufgeführt. Der erste Schauspieler gibt seine Rolle ganz vorzüglich bis zum Schluß des dritten Acts. Dann zeigt man an, er sei plötzlich unwohl geworden, und sein College, der für ihn eintreten wolle, bitte um Nachsicht. Der College spielt, ohne zu stocken, die beiden letzten Acte und das Publicum ist höchst zufrieden mit der Direction des Theaters, die auf solche Zufälle eingerichtet ist und die Rollen doppelt einstudiren läßt.

Durch Alter und Größe merkwürdige Bäume. Auf Teneriffa steht in einem Garten von Orotova ein kolossaler Drachenbaum. Alexander von Humboldt fand im Juni 1799 den Umfang desselben 45 Fuß weit. Die Messung geschah mehre Fuß über dem Boden; ihm so nahe als möglich hatte der Riesenbaum gegen 70 Fuß im Umfange, bei einer Höhe von nicht viel mehr als 65 Fuß. Nächst den Drachenbäumen gehören die Adansonien in Afrika zu den ältesten Bewohnern unsers Planeten in seiner gegenwärtigen Gestalt. Der Venetianer Cadamosto fand im Jahre 1459 an der Mündung des Senegal Stämme, deren Umfang er auf 100 Fuß schätzt. Adanson sah im Jahre 1749 dergleichen von 25—30 Fuß im Durchmesser bei 70 Fuß Höhe. Plinius erwähnt in seiner „Naturgeschichte" eine Riesenplatane in Lycien, in welcher der römische Consul Lucinius Mutianus mit 21 Personen speiste. Die Höhlung dieses Baums war mehr als 30 Fuß weit.

Eine neue Heizmethode wird von London aus empfohlen. Die Erfindung besteht darin, daß man im Kamin statt der Kohlen dünne Metallstücke anwendet, die, wenn man einen kleinen Strom von Gas darauf wirken läßt, augenblicklich glühendroth werden und eine außerordentliche Hitze verbreiten. Die Flamme, welche durch eine geeignete, aber sehr einfache Einrichtung des Gases erzeugt wird, das mit den Metallplättchen vereint wirkt, hat das Aussehen eines hellen freundlichen Kohlenfeuers und ist kaum davon zu unterscheiden. Die Hitze kann regulirt werden, indem man den Hahn der Gasröhre dreht; es bleibt kein Ruß, kein Rauch, noch sonst eine Unannehmlichkeit der Kohlenfeuer und das Gas kann ausgelöscht oder das Feuer so schwach als man will, gehalten werden.

Lebenskraft. In einer Mumie, die man vor einigen Jahren in Mailand öffnete, fand man auch eine Partie Weizenkörner, die in ihrer Behausung vielleicht ein paar Jahrtausende verborgen gewesen waren. Man vertheilte sie nach allen Richtungen hin, um Versuche mit ihnen anzustellen. Ein Gutsbesitzer in der Lombardei pflanzte einige dieser Körner in gute Erde und sie hatten ihre Keimfähigkeit nicht verloren. Eine der Ähren trug 90 Körner und der daraus gewonnene weitere Samen hat zu der Weizenart Veranlassung gegeben, die in Italien als „Josephsweizen" bezeichnet wird.

Die Jagd auf Affen in den Wäldern Centralamerikas aus bloßem Muthwillen erklärt der reisende Engländer George Byam als ein unverzeihliches Unrecht. Er schreibt: „Wenn man sieht, was ich gesehen habe, wie ein von einer Büchsenkugel getroffener Affe auf dem Rücken liegt, die Pfote auf die Wunde legt, sie dann vor die erstarrenden Augen hält und das Blut betrachtet, mit aller Angst und Qual in den Gesichtszügen, wie auf einem menschlichen Angesichte, der wird gewiß nicht wieder auf einen Affen schießen, wenn ihm ein menschliches Herz im Busen schlägt."

Wohlriechende Disteln wachsen in der Nähe von Tunis; ihre Blumen aber wachsen so unmittelbar am Boden, daß man, um sie ganz zu erlangen, die Erde aufgraben muß. Eine solche blätter- und stiellose Blume, die polypenartig aussieht, legt man in eine Schale mit Wasser und dann erfüllt eine einzige Blume mehre Tage hindurch die Stube mit dem herrlichsten Wohlgeruche.

Das gestörte Gebet. Eine Pilgerin, die, den Rosenkranz in den Händen haltend und ihn abbetend, nach Maria-Einsiedeln hinschreitet, wird von einem Wanderer, der sie einholt und um etwas befragt, in ein Gespräch gezogen. Auf einmal ruft sie verlegen aus: „O weh! Jetz isch mer 's Betet und 's Unbetet unterenander cho!"

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 487.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [1. Mai 1852.

Die Festung Königstein in der Sächsischen Schweiz.



Der Widerspenstige.

Eine Episode aus der Kriegszeit von 1808—14.

Zwischen Chatelet und Montereau an der großen Straße, die nach Burgund führt, liegt ein ziemlich großes Dorf, mit Namen Valence. Fontainebleau liegt nur drei Stunden entfernt hinter großen Wäldern, welche diesen kleinen Landstrich gleich einem Kranze umgeben; lange Wiesen schlängeln sich zwischen diesem Walde und dem Dorfe hin, und von Paris kommt die Straße, die mit hohen Pappelbäumen bepflanzt ist. Es gibt keinen angenehmern Aufenthaltsort als diese Einsamkeit, die von einem Wege durchschnitten wird, der von einer großen Stadt zur andern führt. Denn während man die erquicklichste Ruhe genießt und die balsamischen Düfte der Wälder einathmet, sieht man jeden Augenblick Reisekaleschen und schwere Postwagen, deren Rollen zuerst im tönenden Echo der Pappeln wiederhallt, sodann auf dem Pflaster des Fleckens die Fensterscheiben erschüttert und endlich im Walde von Montereau verhallt.

Im Sommer des Jahres 1808 sah man eines Morgens einen jungen Fußgänger im Schatten dieser

schönen Pappeln herabkommen. Dieser junge Mann, Namens Hubert, war eine Waise, aber noch nicht lange Zeit, denn er war noch in Trauer und trug einen Flor um den Hut.

Das Ziel seiner Reise war ein weißes Haus am andern Ende des Dorfes, am Rande des Waldes von Montereau, wo Vater Vincent, ein Winzer, mit seiner Tochter Germanie wohnte. Er war Hubert's Pathe. Dessen Mutter, um die er jetzt trauerte, war aus Montereau gebürtig. Sie hatte einen Capitain geheirathet, der im Kriege geblieben war. Sei es nun wegen ihres Kummers darüber oder wegen der den Frauen angeborenen Sanftmuth oder endlich aus mütterlicher Schwäche und in der Hoffnung ihr Kind zu erhalten: — sie hatte ihren Sohn in dem Haß gegen Schlachten und der Furcht vor Kanonenkugeln erzogen; Hubert konnte zeichnen, singen, Verse machen, war geistreich und religiös, allein gegen Alles, was Soldat hieß, fühlte er einen förmlichen Abscheu. Er hatte von seiner frühesten Jugend an jedes Jahr in der Weinlese den Vater Vincent besucht, und dieser freute sich mit seiner Tochter Germanie immer lange vorher auf diesen Tag.

Diesmal kam Hubert lange Zeit vor der Weinlese, denn man war erst im August. Es mußte etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein, was ihn zu diesem unerwarteten Besuch veranlaßt.

Während Hubert längs der Pappeln herging und nur noch eine Viertelstunde von der Wohnung seines Pathen entfernt war, saß dieser am wohlbesetzten Tische und frühstückte. Es war ein dicker Mann, mit vollem und ehrlichem Gesichte. Neben ihm saß ein junger Mann, der enge gelblederne Beinkleider, Stiefeln mit Sporen, einen ganz neuen blauen Kittel, gepuderte Haare, einen mit Wachstuch überzogenen Hut und auf demselben dreifarbige Bänder trug. Seine Tochter Germanie war nicht zugegen.

Ich wiederhole dir, Nikolaus, daß das nicht angeht, sagte der Vater Vincent zu diesem jungen Mann und setzte sein eben geleertes Glas auf den Tisch; ich will lieber offen mit dir sprechen.

Das ist mir auch lieber, Onkel, erwiderte dieser mit verdrießlichem Gesichte. Ich bin ganz einfach selbst gekommen, statt meinen Vater zu Ihnen zu schicken, wie das gewöhnlich Sitte ist. Es schien uns Beiden so einfach....

So einfach! so einfach!

Aber zum Teufel! mein Vater ist Ihr Bruder; er ist der größte Postmeister auf 20 Stunden in der Runde, und wenn man euer beiderseitiges Vermögen zusammenrechnet ...

Ich merke wol, daß Turgon, dein Vater und mein älterer Bruder, diese Sache als ein gutes Geschäft betrachtet und zwar um so mehr, als ich den Theil des Erbes, um den er mich gern gebracht hätte, gut benutzt habe, er aber von Jahr zu Jahr immer mehr heruntergekommen ist; aber du, mein Junge, ich begreife nicht, wie du hierin nur eine Geldspeculation erblickst.

Aber, Onkel, ich halte mein Cousine werth.

Das ist nicht wahr; du würdest sie unglücklich machen; ich habe kein Vertrauen zu deinem Charakter, ich kenne dich, und so lange ich lebe, wird Germanie deine Frau nicht.

Sie sind hart, Vater Vincent!

Ich bin gerecht und liebe mein Kind. Bist du nicht Conscribirter und marschirst du nicht morgen? Wie kannst du um eine Frau werben, wenn du die Bänder eines Conscribirten am Hute trägst?

Je nun vierzehn Tage oder drei Wochen erhält man schon Urlaub, um sich zu verheirathen.

Ja, und vier Wochen später ist die Frau Witwe.

O fürchten Sie nichts! Ich lasse mich nicht todtschießen!

Das weiß ich recht gut; du bist kein Kerl, der seine Haut zu Markte trägt.

Das dürfen Sie nicht sagen, Onkel, denn es gibt keinen Postillon wie ich.

Ja, ja! du spielst den Tapfern auf dem Rücken eines Pferdes, aber etwas Anderes ist es zu Fuß mit dem Gewehr im Arme vor einer Batterie zu stehen.

Der Senat hat die Aushebung von 80,000 Mann decretirt, die nach Spanien marschiren sollen; allein wenn alle Conscribirten Nikolasse wären, so könnte man deren 200,000 Mann zählen ...

Das fehlt noch, daß du prahlst!

Hören Sie, Onkel, Sie wollen nicht, das ist Alles. Man müßte wol auch noch erst erfahren, ob Germanie Ihrer Meinung ist.

Germanie mag dich nicht, wenn ich es dir gerade heraussagen soll und nun denke ich, sind wir zu Ende.

Das ist leicht gesagt: das ist das Ende. Aber ich weiß recht gut, daß Germanie vielleicht doch anders dächte; wenn es ihr ordentlich vorgestellt würde, und der Mosje, den Sie ...

Nun, wem meinst du damit?

Alle Wetter, wen anders als Ihren Pathen, diesen Tölpel Hubert, den Herrn von Habenichts, den Feigen, den man mit einem Faustschlag zur Erde streckt!

Und was würdest du thun, wenn ich ihm den Vorzug gäbe?

Ich würde es ihm nachtragen; ich habe ihn niemals ausstehen können!

Schweige, Germanie kömmt ...

Die Tochter des Winzers trat ein und das Gespräch war plötzlich abgebrochen. Der alte Vincent zog schnell ein großes Glas Wein aus, gleichsam um sich Fassung zu ertrinken; Nikolaus stützte den Ellenbogen auf den Tisch und kaute an den Nägeln; Germanie machte ein verdrießliches Gesicht und warf einen ungeduldigen Blick auf den Postillon, den sie vielleicht nicht mehr zu finden gedacht hatte. Alle Drei schwiegen und das junge Mädchen fing an den Tisch abzudecken als an die Thüre geklopft wurde.

Germanie eilte hinaus, um zu öffnen. Hubert trat ein. Nikolaus sprang vom Stuhl auf und wurde bleich; der Vater Vincent war ganz verwundert und machte große Augen.

Guten Tag, Pathe! Guten Tag, Germanie, sagte Hubert traurig, ohne Nikolaus zu sehen, der seinen Stuhl in eine Fensterecke gerückt hatte.

Guten Tag, antwortete der Winzer, während Germanie ihren Jugendfreund herzlich willkommen hieß, schnell einen Stuhl herbeiholte und ein Gedeck auflegte.

Setze dich, Hubert, und genieße erst etwas, dann erzähle uns deinen Kummer, den ich dir auf dem Gesichte ablese.

Ich danke, Vater Vincent! Ich habe schon in Chatelet gefrühstückt.

Mit diesen Worten legte Hubert seinen Tornister ab und setzte sich an den Tisch. Nikolaus schwieg und rührte sich nicht.

Du hast keinen Hunger, das ist möglich; aber du bist nicht stumm; trinke einen Schluck und rede. Was ist vorgefallen?

Was vorgefallen ist? erwiderte Hubert lebhaft. Seht hier!

Und er zog aus seiner Tasche ähnliche Bänder, wie der Postillon am Hute trug, warf sie auf die Erde und trat sie mit Füßen.

Wie! du bist Conscribirter und willst nicht marschiren?

Ich bin Conscribirter und will nicht marschiren, erwiderte der junge Mann und stützte den Kopf auf die geballte Faust.

Nikolaus regte sich nicht, aber die Freude spiegelte sich auf seinem Gesichte.

Aber, sagte der Winzer, ich glaubte, du seiest als der einzige Sohn einer Witwe frei?

Ach! erwiderte Hubert mit Wehmuth, ich bin jetzt eine Waise...

Ach Gott, deine Mutter?

Sie ist nicht mehr ... vor vierzehn Tagen ...

Armer Junge, sagte der Winzer und schob seinen Teller zurück, während Germanie weinend Hubert's Hand ergriff.

Hubert erwiderte gefaßt: Sie hat viel an Euch gedacht, die arme Frau; sie wollte dieses Jahr mit zur Weinlese kommen, und da ich dann nicht Soldat geworden wäre, so hätte ich mit Germanie vielleicht Hochzeit gehalten. Aber das geht nun nicht mehr! fügte er traurig hinzu.

Geh' mein Junge, sagte der alte Winzer herzlich, man muß sich nur verständigen. Sei ein Mann, besiege deinen Kummer! Man muß vor allem dem Vaterlande dienen. Geh' zu deinem Regimente, führe dich brav auf, gib uns Nachricht, und wenn du ausgedient hast, so verspreche ich dir auf mein Wort Germanie zur Frau!

Gut, murmelte Nikolaus zwischen den Zähnen, ohne sich zu regen.

Hubert schüttelte mit dem Kopfe und wiederholte: Das geht nun nicht mehr!

Weshalb nicht? Du bist erst 22 Jahre alt. Dies ist nicht das Alter zum Heirathen und ohne Weiteres hätte ich dir die Kleine auch nicht gegeben. Du magst zwei oder drei Jahre entfernt bleiben, sodann Urlaub nehmen und uns besuchen; wir werden dann sehen. Bei deiner guten Erziehung wirst du übrigens bald aufrücken. Marschire also und ich hoffe, daß mein Pathe kein Widerspenstiger sein wird.

Hubert, welcher Alles angehört hatte, ohne ein Wort zu sagen, erhob den Kopf und antwortete mit zitternder Stimme: Ich bin es schon, Pathe!

Wie, ein Widerspenstiger? rief der Vater Vincent und schlug die Faust auf den Tisch.

Ein Widerspenstiger! erwiderte Hubert gefaßt und sprang auf. Sodann nahm er den Tornister auf, ergriff seinen Stock und sagte reisefertig zu Vincent und Germanie:

Hört! Meine Mutter hatte noch keine drei Stunden die Augen geschlossen, so wurde ich schon geholt. Man verlor keine Zeit. Das Vaterland, dem man nach Ihrer Meinung zuerst dienen muß, konnte wol warten, bis der Sohn seine Mutter beerdigt hatte, und ihn erst dann dem Tode entgegenschicken. Aber nein, Vater Vincent! Am Tage vor der Beerdigung sollte ich marschiren. Ich fand Niemand, den ich um 24 Stunden Gnade hätte bitten können, als einen alten Sergeanten, von denen einer, die man Brummbäre nennt. Dieser erwiderte mir, fast ohne mich anzuhören, daß man einen alten Schnauzbart wie ihn nicht anführe, und drehte mir den Rücken zu. Was soll ich Euch sagen? Ich mußte mich verbergen, um dem Leichenwagen folgen zu können. Die Kameraden sind ohne mich abmarschirt!

Du irrst dich, mein Junge, unterbrach ihn der Vater Vincent etwas besänftigt, man wird auf dieses Alles Rücksicht nehmen. Erzürne mich nicht gegen dich. Geh' zu deinem Corps, du wirst mit zwei oder drei Tagen Arrest loskommen.

Das ist möglich, denn ich bin ja nicht geflüchtet; ich bin mit meiner Marschroute in der Hand hierher gekommen, allein ich bleibe dessenungeachtet ein Widerspenstiger, weil ich es sein will!

Aber weißt du, daß man dich verfolgen, daß man dich an einen Pferdeschweif binden und von Gensdarmen mit flachen Säbelhieben forttreiben lassen wird?

Nun gut, man wird mich tödten, Vater Vincent! O! sehen Sie, ich weine nicht; allein ich habe mehr Kummer im Herzen, als der Kaiser Macht, um sich Gehorsam zu erzwingen. Ich werde es nie vergessen, was man mir gethan hat; ich werde nicht gestraft werden, weil ich meine Mutter beerdigen wollte. Ihr werde ich gehorchen, ihrem Rathe werde ich folgen und ihre Worte nie vergessen. Sie hat mir oft gesagt: „Hubert, dein Vater ist im Felde geblieben, du hast gesehen, was ich gelitten habe; ich werde nur aus Kummer sterben; nun wenn dich nach meinem Tode der Anblick eines Epauletts je in Versuchung führt, wenn du dich schlägst, Hubert, so erinnere dich, daß jeder Hieb von dir irgend Jemand, eine Mutter, eine Schwester, eine Tochter, eine Frau in Verzweiflung stürzt". Und ich will weder Witwen noch Waisen machen, ich will mich nicht schlagen! Man soll mich tödten ... Lebt wohl, Vater Vincent! Ich war nur gekommen, um Abschied von Euch zu nehmen und auch von dir, Germanie... Ah! da ist ja noch Jemand ... Sieh, es ist Nikolaus!

(Fortsetzung folgt.)

Die Festung Mazada am Todten Meere.

Die Ruinen dieser am westlichen Ufer des Todten Meeres gelegenen Festung, die zu den fast am seltensten besuchten Punkten Judäas gehören, hat im vorigen Jahre der Franzose de Saulcy besucht und ausführlich beschrieben. Der Fels, auf welchen die Ruinen von Mazada (d. h. Festung) liegen ist nicht ohne Mühe zu erklettern. Der Weg, der hinaufführt, heißt von den Windungen, in denen er sich nur allmälig erhebt, der Schlangenweg. Der Berg endigt nicht in eine Spitze, sondern in eine breite Kuppe. Hier ließ der Oberpriester Jonathas eine Festung anlegen. Später ward sie vom König Herodes erweitert und verstärkt. Die Mauer, welche er erbauen ließ, war aus weißem Gestein erbaut, 12 Ellen hoch uud 8 Ellen dick. Sie war durch 37 Thürme gedeckt, jeder 50 Ellen hoch. Außer andern Gebäuden, die innerhalb an die Ringmauer sich lehnten und mit den Thürmen in Verbindung standen, bauete Herodes an dem Westabhange einen prächtigen Palast mit vier Eckthürmen, 60 Ellen hoch. In Felsen gehauene Cisternen dienten zur Aufbewahrung des Trinkwassers. Die Festung war stets reichlich verproviantirt und in der reinen Luft des Ortes hielten sich die Lebensmittel ungewöhnlich lange. Die Waffenvorräthe, die hier aufgehäuft waren, reichten für 10,000 Mann aus. Die Ruinen von Mazada sind sehr merkwürdig, und werden von de Saulcy

mit der größten Genauigkeit beschrieben. Fast ganz unbeschädigt hat sich eine riesengroße Cisterne erhalten; ein in den Felsen gehauenes Gewölbe, das wahrscheinlich als Magazin diente, überrascht durch seine grandiose Form. Mazada war ein Art von Königstein für Judäa; hier brachten die Könige und Privatleute im Falle eines unglücklichen Kriegs ihre Schätze in Sicherheit. In dem furchtbaren Kriege, welchen die Juden gegen ihre römischen Beherrscher mit grenzenloser Erbitterung führten, ward aber Mazada doch endlich zerstört; den furchtbaren römischen Ballisten und Skorpionen konnte es auf die Länge nicht widerstehen. Der Anführer der Römer war Flavius Sylva, der Statthalter von Judäa. Nach Mazada hatte sich der tapfere Eleasar mit dem Reste der Juden zurückgezogen. Nach einer langen Belagerung zerstörte ein gewaltiger Sturmwidder einen Theil der Ringmauer Mazadas. Die Belagerten errichteten zu ihrem Schutze eine zweite Mauer. Die Römer wußten sie bald wieder zu zerstören und wollten nun den letzten Schlag, die Stürmung, vornehmen. Aber Eleasar und die Seinen, die nun Alles verloren sahen, wollten nicht lebendig in die Hände ihrer Todfeinde fallen. Sie tödteten Weiber und Kinder, häuften alle ihre Schätze auf und übergaben sie den Flammen. Zehn wurden ausgeloost, ihre Kinder zu tödten, und gaben sich dann selbst den Tod. So starben, Frauen und Kinder mit eingerechnet, 960 Personen und es blieb den Römern nichts übrig, als schweigend die Todesverachtung ihrer Feinde zu ehren und zu bewundern. So erzählt uns der jüdische Geschichtschreiber Josephus; doch kann es sein, daß sein Bericht etwas übertrieben ist.

Odysseus, König von Ithaka,

der Held des nach ihm benannten Homerischen Heldengedichts.



Schiffbruch der Medusa.



Die Fregatte Medusa, welche im Juni 1816 von Frankreich aus unter Capitain Chammaray nach der Westküste von Afrika abging und außer der Besatzung und den Matrosen gegen 400 Passagiere (Gelehrte, Künstler, Handwerker rc.) an Bord hatte, strandete an der Bank von Arguin an der Westküste Afrikas. Um die Passagiere zu retten, ward in Eile ein Floß gebaut, welches etwa 150 Personen aufnahm, und von den Boten, welche die vorhandenen Vorräthe an Lebensmitteln aufgenommen hatten, ins Schlepptau genommen ward. Aber bald kappten die Boote die Taue und überließen das Floß seinem Schicksale. Sechs Tage ward es auf dem

Meere umhergetrieben und der Mangel an Lebensmitteln erfüllte es mit Schreckensscenen.

„Am Ende des sechsten Tages entdeckte man plötzlich am fernen Horizonte ein Fahrzeug. Die Brigg Argus war es, welche von Senegal abgeschickt worden war, uns aufzusuchen. Man denke sich unsere Freude, die allgemeine Erhebung und Aufregung. Es galt die letzte Anstrengung, um von jenem Schiffe bemerkt zu werden. An den Tauen und am Maste hielten sich die muntersten aufrecht, andere schwangen sich auf die Fässer und ließen die Tücher wehen, einige saßen regungslos in dumpfem Brüten, andere lagen hingestreckt, ausgetrockneten Leichnamen ähnlich — auf den nassen überfluteten Sparren; zu schwach zum Rufen und Schreien — vermochten nur wenige noch zu sprechen, zu lispeln! Wir wurden gerettet."

Diese letzte Unglücksscene schildert unser Holzschnitt nach dem schönen Gemälde des Herrn Gericault.

Die Walpurgisnacht.

Daß auf Walpurgis das gesammte Heer der Kobolde und Hexen ein großes Fest auf dem Blocksberge (Brocken) feiert, ist eine uralte Sage. Auf die Einladung ihres Heermeisters mit dem Pferdefuße unternimmt in dieser verrufenen Nacht (vom 30. April zum 1. Mai) die ganze zahlreiche Zunft der Hexen und Unholde eine Luftreise zu jenem Berge, ihrem Haupttummelplatze, indem sie auf Ofengabeln, Besenstielen, Katzen, Hunden, feurigen Drachen, halben Schweinen, und wie das Unholdsfuhrwerk weiter heißt, durch die Schornsteine, hoch in den Lüften dahinfahren. Dort sitzt Satanas auf seinem Throne und empfängt jedes Jahr aufs neue die Huldigungen seiner Untergebenen, die nicht selten auch in die abscheulichsten Thiergestalten verwandelt, musicirend um ihn herumtanzen und springen, dann aber, wenn Saus und Schmaus zu Ende sind, auf dieselbe Art, wie sie gekommen, wieder zurückkehren.

Ungeachtet diese Vorgänge in der einzigen Mitternachtsstunde ganz abgethan sein mußten, so soll diese edle Gesellschaft doch immer noch Zeit übrig behalten haben, auf ihrer Hin- und Herreise in die Wohnungen der Landleute einzudringen, und diesen manchen argen Possen zu spielen. Nur wer sein Haus und Vieh, durch Anmalen dreier Kreuze (†††) an den Thüren, letzeres durch gewisse Wurzeln und Kräuter, z. B. Schwarzkümmel, weißen Thorant, Teufelsabbißwurzel u. s. w., die man den Thieren zu fressen gab, oder womit man die Ställe ausräucherte, zu verwahren nicht unterließ, blieb von den Hexen verschont.

Forschen wir nach dem Ursprunge dieser über ganz Deutschland verbreiteten Sage, so müssen wir bis auf Karl den Großen zurückgehen, aus dessen Zeiten sich aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Entstehung herschreibt.

Bekanntlich gelang es diesem berühmten deutschen Kaiser die heidnischen Sachsen, und darunter auch die Bewohner des Harzes, durch Feuer und Schwert zum Christenthume zu bekehren. „Wenn Jemand unter den Sachsen — dahin lautete des mächtigen Kaisers Befehl wider diese Völker — sich ungetauft zu verbergen sucht, zur Taufe zu kommen verschmäht und Heide bleiben will, der soll des Todes sterben!"

Was Wunder, wenn Angesichts dieser Drohung die bedrängten Sachsen öffentlich die Taufe annahmen, und das Apostolische Glaubensbekenntniß, das ihnen obendrein in lateinischer Sprache vorgesagt wurde, ohne allen Verstand nachsprachen — innerlich, d. h. im Herzen blieben sie doch Heiden und verehrten heimlich und des Nachts in Hainen und Wäldern ihre Götzen nach wie vor.

Wie dies geschah, davon zeugen die noch heutiges Tages an vielen Orten vorhandenen Altäre, die zwar ohne alle Kunst, meist aber mit unglaublichen Anstrengungen aus großen rohen Feldsteinen errichtet wurden, über welche man einen flachen Stein, eine Platte legte, so groß man dieselbe nur irgend bekommen konnte. Einer der stattlichsten dieser Altäre, der noch jetzt unter dem Namen des Hexenaltars vorhanden ist, befand sich auf dem Brocken, und namentlich war es die Feier des wiederkehrenden, wohlthätigen Frühlings, die zu jener Zeit hier besonders festlich begangen wurde. Unter Musik, Tanz und Gesang brachte man am frühen Morgen des 1. Mai, dem Tage, wo die alten Deutschen gewöhnlich ihr Vieh wieder auf die Weide zu treiben pflegten, reiche Opfer den Göttern dar, um aufs neue deren Gunst für die Heerden u. dergl. sich zu erflehen. Damit nun aber die entfernter Wohnenden auch gleich beim Aufgange der Sonne ihr feierliches Opfer weihen konnten, trafen sie schon Abends vorher auf dem Blocksberge ein, und machten dort oben während der Nacht vielleicht mehr Lärmen, als am Festtage selbst.

Nachdem aber nun Karl der Große in das Land eingedrungen war und auch von diesen Festen Kunde erhalten hatte, ließ er alle Zugänge zu dem Brocken mit Wachen besetzen. Indeß die Noth macht erfinderisch. Die Sachsen, die nun einmal der väterlichen Religion nicht untreu werden, und das schönste ihrer Feste dem christlichen Zwingherrn, der ihnen schon den verhaßten Zehnten aufgebürdet und so viele Freiheiten geraubt hatte, zum Trotz fortfeiern wollten, verkleideten sich in allerlei Masken, vermummten und verlarvten sich auf die abenteuerlichste Weise und bahnten sich durch diese wohlberechnete List durch die furchtsam vor ihnen zurückweichenden Wachen einen Weg zu ihren fröhlichen Zusammenkünften. Natürlich wußten andern Tages die erschrockenen Hüter ihren staunenden Kameraden nicht schrecklich genug zu schildern, was für häßliche Gestalten und teuflische Ungeheuer sie über Nacht gesehen hätten, und logen, der Eine tapferer als der Andere, noch Allerlei hinzu, um den Schein von Feigheit von sich abzuwälzen. Auf diese Weise läßt sich leicht erklären, wie die Sage vom Blocksbergsritte in der Walpurgisnacht entstanden und verbreitet sein mag. So ist sie auch auf uns gekommen, und wird Jahrhunderte lang noch fortleben im Munde des deutschen Volks, namentlich da der größte Dichter desselben, der unsterbliche Goethe, sie in einer gar herrlichen Dichtung der Nachwelt überliefert hat.

Schließlich noch die kurze Bemerkung, daß die heilige Walpurgis selbst, deren Namen der 1. Mai im Kalender trägt, mit dieser berüchtigten Brockenfahrt außer aller Verbindung steht. Diese sehr fromme Dame war die Tochter Richard's, des Königs von England, und starb als Äbtissin in dem schwäbischen Kloster Heydenheim. Eine Zeitgenossin Karl's des Großen, half sie demselben thätig die Ausbreitung der christlichen Religion befördern, und wurde deshalb vom Papste unter die Heiligen versetzt. Das Fest ihrer Selig- oder Heiligsprechung verlegte man aber auf den 1. Mai.

Die Agave (Aloe).



Unter den vielen Zierden, die während des Winters in unsern warmen Gewächshäusern stehen müssen, spielt die Agave nebst der Aloe, welche man früher für eine Pflanzengattung nahm, ein Kind Afrikas und Amerikas, eine vorzügliche Rolle, und prangt in verschiedenen Arten. Das ursprünglich griechische Wort Agave bedeutet wunderbar, bewundernswerth, und sagt nicht zuviel, wenn man diese großen dicken, rinnenförmig ausgefüllten, fleischigen, längs den Rändern und an drei Spitzen mit starken Stacheln bewafneten Blätter oder wol gar die seltene, fast ans Wunderbare streifende schöne Blütenkrone betrachtet. Besonders zeichnet sich in solcher Art die südamerikanische Agave aus, welche einen Schaft von wol zehn bis zwanzig Ellen hoch treibt, der zuletzt in einer hunderttausendfältigen Blütennische endigt. Sie kam 1561 nach Europa und gelangt bei uns selten zur Blüte. „Hundert Jahre gehören dazu, ehe die Aloe blüht!" behauptete sonst der Aberglaube, und die Wahrheit ist, daß eine solche Pflanze in ihrem Kübel ein halbes Jahrhundert und manche für immer steht, ohne Miene zu machen, ihren Schaft heraus- und emporzutreiben. Geschieht es jedoch einmal, so pflegt es in der That mehr für eine Begünstigung ihres Gärtners zu gelten und die Zeitungen rühmen auch wol jetzt noch alsdann solches Glück. Allein auch damit ist noch manche seltene Erscheinung verbunden; der Blütenschaft schießt dann so schnell in die Höhe, daß man wol sagen möchte, er wachse zusehends; die Blüten aber öffnen sich mit einem heftigen Knall und mit ihrem Ende hat auch das Leben der Pflanze selbst ein Ende.

Sie blüht nur ein mal schön und wird sich dann entfärben,
Und neiget dann das Haupt zum — Sterben! —

wie Goethe sagt. In ihrem Vaterlande sind die Agaven- und Aloearten von großer Bedeutung. Die Mexicanische gibt ein berauschendes Getränk, die Pulque genannt. Werden nämlich die innern Blätter herausgerissen, so dringt in der trichterförmigen Höhle ein helles süßes Wasser wol 12—18 Monate lang heraus. Alle Tage sammelt man es. Nach der Verdunstung hat man einen natürlichen Zucker; mischt man es mit Wasser, Citronen- und Pomeranzenschalen und läßt es vier bis fünf Tage gähren, so dient es als der köstlichste Wein, die genannte Pulque, für welche mancher Mexicaner selbst den Rock versetzt. Außerdem dienen die Blätter, das Dach zu decken, sie geben ein festes Gewebe, das statt unsers Flachses verarbeitet wird. Aus dem Gewebe der Wurzeln werden Stricke gedreht. Einige andere Arten, die eigentliche Aloe, die vornehmlich in Afrika, doch auch in Amerika, heimisch sind, geben im reingedrückten Safte ihrer Blätter, den man theils durch die Sonnenwärme, theils durch Aus- und Einkochen gewinnt, die früher für eine Lebenspende gehaltene Aloe; mit einem „Elyxirium proprietatis", das noch in unsern Apotheken zu haben ist, versprach der berüchtigte Paracelsus das Leben bis zum Alter des Methusalem zu verlängern und führte den Beweis davon — indem er schon im 48. Jahre starb. Aus ähnlichem Grunde setzte man sonst vielen Arzneien Aloe-Extract zu, z. B. der Augsburger Lebensessenz, den Polychrestpillen. Die beste Sorte Aloe bezieht man vom Rothen Meere aus der Insel Soccotrina. Aber auch hier zeigt sich wieder das Wunderbare, das „Agavon" der Griechen; die letztere, die Agave, gibt Honigseim und die ihr in der Structur so ähnliche Aloe eine der bittersten Droguen. Welche kleine unsern Sinnen verborgene Modificationen bedingen hier so ganz entgegengesetzte Producte!

Die Fischerinsel mit Isola Bella im Hintergrunde.



Mannichfaltiges.

Ex Oriente Lux! Dieses Ausrufs kann und mag man sich kaum enthalten, wenn man die Masse von Gegenständen überblickt, welche in den letztvergangenen Jahren durch die Ausgrabungen am Euphrat, die Layard leitete, in den Kreis unsers Forschens und Wissens eingetreten sind und uns mit dem öffentlichen und häuslichen Leben der Assyrer gar genau bekannt gemacht haben. Eine ganze Welt neuer Eindrücke wird dem Beschauer des Assyrischen Museums in London aufgeschlossen und da immer ein Gegenstand erläuternd zu dem andern hinzutritt, so bereichert sich unsere Kenntniß des orientalischen Lebens im grauen Alterthume zusehends. Namentlich treffen diese Erläuterungen das schreckliche Handwerk des Kriegs. Nur Einiges sei hier erwähnt. Auf zwei Rädern gehende Wagen, mit Standarten geschmückt und mit zwei oder auch drei Pferden bespannt, wurden im Kriege gebraucht. Ein großer Luxus ward mit dem Pferdegeschirr getrieben, das oft sehr prächtig war und dessen Anblick den Glanz der Turniere ins Gedächtniß zurückruft. Die Kunst des Angriffs und der Vertheidigung der festen Plätze war beinahe zu dem Punkte gelangt, wie man sie im Mittelalter sieht; die Mauern derselben hatten Zinnen und ebenso die Thürme, durch die sie befestigt waren; um sich dieser Plätze zu bemächtigen, wandte man Sturmleitern an und brachte Feuer vor die Thüren. Eine große Rolle in der Belagerung spielte der Sturmbock, mit dessen Hülfe eine Mauer durchbrochen wurde; er bewegte sich auf Rädern und war mit einer Kappe bedeckt, welche die Soldaten schützen sollte, die mit einem spitzigen Instrument von Eisen oder Kupfer bewaffnet waren. Die Belagerten boten Alles auf, diese Maschine anzuzünden, welche die Belagerer gegen das Feuer zu vertheidigen suchten. Auch wurden bei Belagerungen Brücken geschlagen, um über einen Fluß oder einen Arm des Meeres zu gelangen.

Die Fortschritte unserer Zeit gegen die frühern treten fast nirgends so sichtbar hervor, als in der oceanischen Schiffahrt, welche die ganze Stellung der Erdtheile, der Continente und aller Inseln gegen sonst zu einer völlig andern gemacht hat. Die Seefahrt von Europa zum Cap der guten Hoffnung ist bei der jetzigen genauesten Kenntniß der Winde und Strömungen zu einer bloßen Ueberfahrt von einem Erdtheile zum andern geworden. Denn diese Fahrstraße von 2000 geographischen Meilen wird jetzt regelmäßig in 55 Tagen zurückgelegt. Zu einer Chinafahrt brauchte man noch am Ende des 18. Jahrhunderts in der Regel 8—9 Monate, wenn das Glück gut war; oft noch eine viel längere Zeit. Jetzt ist diese Passage in der Regel auf vier Monate reducirt. Das neuyorker Packetboot nach Liverpool macht die Fahrt von 800 geographischen Meilen in nicht immer vollen 16 Tagen Zeit und durchfliegt etwa 50 geographische Meilen in 24 Stunden. Der Atlantische Ocean ist also in der That hierdurch in einen schmalen Meeresarm oder in einen großen Kanal verwandelt. In Berücksichtigung kommt hierbei vorzüglich, daß die Dampfschiffahrt von einer Fessel befreit, welche sonst die glücklichste Seereise zum Stillstand brachte, indem gerade durch die Regionen der Windstille auf den Oceanen die Dampfschiffe am schnellsten hindurchsegeln.

Für Diejenigen, die Hunger haben! Diese Aufschrift schlägt Eugen Sue für Büchsen vor, welche man an den Ausgangsthüren der Cafés und Restaurationen anbringen soll. Er hat nämlich die Beobachtung gemacht, daß Wohlhabende niemals zum Wohlthun und zur Linderung fremder Noth geneigter seien, als wenn sie in Cafés oder Restaurationen sich gütlich gethan haben und voll von leckern und berauschenden Genüssen das Local verlassen. Er hofft durch die Befolgung seines Rathes den Armenverwaltungen reichliche Einnahmen zuzuwenden und möchte sich überwiegend wol nicht getäuscht haben.

Naiv. Bei einem ländlichen Feste, welches einst der Graf von Artois auf einem seiner Landgüter zu Ehren des Königs von Dänemark, der ihn mit einem Besuche beehrte, veranstaltet hatte, zog ein niedliches Bauermädchen die Augen des königlichen Gastes auf sich und da Alles so recht von Herzen fröhlich war, wollte er das kleine Ding durch eine Tour, die er mit ihr auf dem Wiesenplane tanzen wollte, auszeichnen. Aber das Mädchen antwortete auf die Auffoderung dazu mit einem kurzen Knixe und den Worten: „Ich bin schon versagt und mein Etienne ist schrecklich eifersüchtig."

Das Nordcap, der nördlichste Punkt Europas, ragt wie eine einsame Warte weit in das Meer hinaus in schauerlicher Einsamkeit und kämpft seit Jahrtausenden gegen die rasenden Winterstürme und gegen die andringenden Eisschollen den erbitterten Kampf um Tod und Leben. Gewaltige Steinblöcke liegen an seinem Fuß wie Leichen erschlagener Krieger und furchtbare Schluchten und Klüfte sind zu Breschen geworden, in welche der ergrimmte Gegner eindringt, dessen Wellen in vergeblichem Sturme auf die hohen Zinnen der Burg zu steigen versuchen.

Der Handel mit Schnee, der bei uns in diesem Jahre hart an der Grenze des Mais auch noch möglich gewesen wäre, setzt auf und um den Aetna Hunderte von Menschen das Jahr hindurch in Thätigkeit. Schnee wird nicht nur durch die ganze Insel, sondern auch nach Malta und dem Festlande von Italien versandt. Hoch oben auf dem Aetna formt man den Schnee in Ballen von etwa 300 Pfund; tiefer unten werden sie mit Stroh umwunden und in Packtuch eingenäht. In dieser Gestalt kommen sie zum Transport. Je nach der Jahreszeit wird das Pfund mit 6 bis mit 18 Pfennigen verkauft.

Afghanistanisches Gottesurtheil. Nach dem Berichte eines neuern Reisenden gibt es unter den Afghanen eine Art von Ordal, um den Thäter eines Diebstahls zu entdecken. Der Verdächtige wird an einer Stange in den Brunnen hinabgelassen; in dem Augenblicke, wo er das Wasser berührt, schießt ein Bogenschütze einen Pfeil ab, dem ein junger Mann im schnellsten Laufe nachstürzt. Kommt der Angeklagte früher aus dem Brunnen heraus, als der Läufer den Pfeil wieder hat, so ist die Unschuld des Geprüften anerkannt.

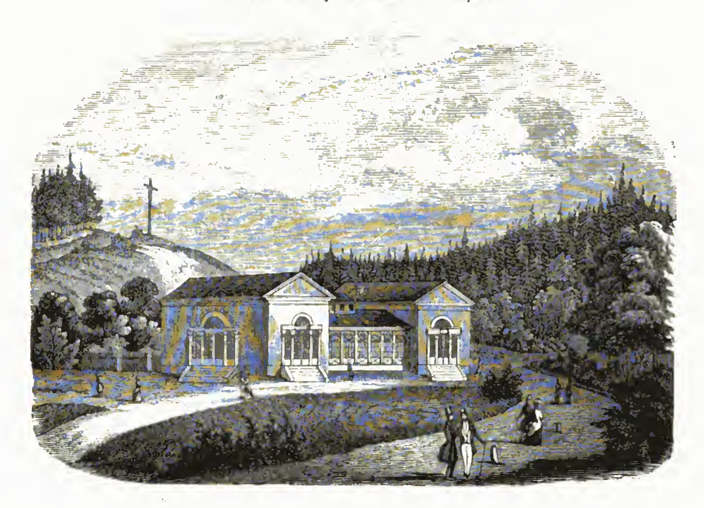
Ankündigungen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 488.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [8. Mai 1852.

Das neue Bad zu Marienbad in Böhmen.



Der Widerspenstige.

(Fortsetzung.)

Hubert hatte, als er sich umwandte, endlich den Postillon bemerkt und dieser war aufgestanden.

Ja, ich bin es, Herr Hubert, erwiderte dieser in einem Tone, aus welchem alle niedrige Leidenschaften heraustönten, die er während des Gespräches hatte zurückhalten müssen.

Ich freue mich Sie zu sehen, Herr Turgon, sagte Hubert kalt. Wie ich sehe, sind Sie gleich mir Conscribirter.

Allerdings, ich bin Conscribirter, aber durchaus nicht wie Sie, denn ich marschire.

Jeder hat seine eigene Ansicht, antwortete Hubert nachlässig und drehte sich um, um leise mit Germanie zu sprechen, die sich ihm genähert hatte.

Vater Vincent hatte seinen Stuhl zurückgeschoben und sah den Postillon streng an.

Wie Sie sagen, Jeder hat seine Ansicht, erwiderte Nikolaus, und die meinige ist, daß ein Wider-

spenstiger jetzt, wo der Kaiser aller Truppen bedarf, ein ...

Nun was? fragte Hubert, ohne die Stimme zu erheben, aber in einem solchen drohenden Tone von Überlegenheit, daß der Postillon das Wort nicht zu sagen wagte.

Nichts! antwortete er mit zurückgehaltener Wuth, und verließ ohne Gruß das Zimmer.

Hubert, sagte der alte Winzer und erhob sich, wir lieben dich Alle hier und du liebst uns, nicht wahr?

Jetzt, wo meine Mutter nicht mehr lebt, liebe ich nur euch.

Du willst dich nicht schlagen und willst nicht gestraft werden, weil du deine Mutter beerdigt hast. Ist dies Alles? fragte der Alte.

Das ist Alles!

Nun gut. Ich will die Sache mit dem Kaiser abmachen. Der Henker soll mich holen, wenn ich sie nicht ins Reine bringe. Der Kaiser ist in unserer nächsten Nähe, in Fontainebleau; er reist nach Bayonne und, wie man sagt, erst morgen. Bleibt hier, meine Kinder! Heda! Pierrot, rief er aus der Thür, die in den Garten ging, schnell, sattle mir den alten Schimmel!

Ja, Herr Vincent! antwortete eine Stimme von außen.

Hubert, fuhr der alte Winzer fort, du hast dich eben, ohne es zu ahnen, in die Hände eines Schuftes gegeben; traue dem Nikolaus nicht; bleibe nicht hier. Germanie, bringe ihn in den Weinberg und schließe ihn in das Häuschen ein.

Aber, Vater, Nikolaus kennt dies Alles, ... die Gensdarmen werden gewiß bald hier sein.

Nun gut, dann ...

Herr Vincent, der Schimmel ist gesattelt! rief Pierrot auf der Straße.

Nachdem der Winzer die Tochter umarmt und Hubert die Hand gedrückt hatte, kletterte er auf seine Stute und galoppirte nach Fontainebleau.

Wir wollen die Thür fest verschließen und dann sogleich in das Gartenhaus gehen, sagte Germanie zu Hubert.

Kaum waren sie in die Mitte des Weinbergs gekommen, so hörten sie schon ein starkes Klopfen an der Hausthür. Sie bückten sich unter die Weinstöcke und sahen bald die Gensdarmen über die Gartenmauer steigen. Germanie veranlaßte Hubert schnell nach dem Walde zu laufen. Sie schlichen sich durch die Weinstöcke, welche an den Wald stießen und eilten ins Gebüsch. Sie stürmten weiter und immer weiter, bis sie keinen Ausweg mehr sahen.

Ach Gott, ach Gott, sagte das Mädchen, wir sind vom Wege abgekommen. Hinter uns die Verfolger! Was soll daraus werden? und sie fing an bitterlich zu weinen.

Hubert nahm sie bei der Hand und sagte: Und was thut es, sind wir hier nicht höher? Sieh' doch, wir sind ja ganz versteckt im Gebüsch; ein Hase würde sein Lager nicht besser wählen; das ist genug für einen Widerspenstigen!

O schweige doch, sprich dieses Wort nicht aus; wenn es Jemand hörte!

Ei, wer soll mich denn hier hören?

Hubert täuschte sich, denn man hatte gerade das Wort „Widerspenstiger" vernommen.

Ganz nahe an der Stelle, wo er nicht gesehen und gehört zu werden glaubte, weil er nichts sah, befand sich eine dieser langen und gleich den Bogengängen einer Kathedrale geraden Alleen, die ehemals für die königlichen Jagden ausgehauen waren. In dieser Allee gingen seit einer halben Stunde Männer auf und ab, die leise miteinander sprachen. Es schienen Offiziere; sie waren in Uniform und ihre goldenen Epauletten mit Bouillons zeigten einen hohen Rang an. Der eine war groß, der andere klein.

Der große trug eine blaue, am Kragen und an den Patten mit Gold gestickte Uniform, weiße Beinkleider und hohe Reiterstiefeln. Drei silberne Sterne schmückten seine dicken Epauletten; in der Hand hielt er einen goldbetreßten Hut und über der mit Orden bedeckten Brust trug er ein breites rothes Ordensband. Der kleinere trug eine grüne Uniform, Beinkleider von weißem Casimir und Reiterstiefeln. Seine Stirn war mit einem ganz einfachen kleinen Hute bedeckt. Es war Napoleon.

Am Ende der Allee hielt der kaiserliche Wagen und die Begleitung. Ohne Zweifel war an diesem Tage eine große Jagd und der Kaiser hatte sich an diesen abgelegenen Ort zurückgezogen, um mit einem seiner Großoffiziere sich zu berathen. Und Napoleon selbst war es, der das Wort „Widerspenstiger" gehört hatte und stehen geblieben war, um zu horchen. Unterdessen sagte Germanie zu Hubert:

Mein armer Vater! Glaubst du denn, daß sein Schritt Erfolg haben wird?

Dieser schüttelte lächelnd den Kopf und antwortete:

Zuerst ist es kaum möglich, daß er bis zum Kaiser gelangen kann und sodann hat dieser Mann wichtigere Dinge im Kopfe, als sich mit einer so unbedeutenden Angelegenheit zu beschäftigen. Endlich versteht er gerade keinen Spaß.

Aber was willst du denn thun? fragte das junge Mädchen unruhig.

Was ich thun werde? Ich werde zu Fuß in der Nacht von Wald zu Wald, von Berg zu Berg gehen, bis ich in ein Land kommen, wo ich sicher bin, daß man sich nicht schlägt ...

Ach, da könntest du sehr weit gehen! unterbrach ihn das Mädchen.

Ja, sehr weit! ... Aber was liegt daran? Ich verabscheue diese Menschenschlächter! Ich werde nie mit einem Säbel auf meine Mitmenschen einhauen. Ich liebe nur den Frieden! Ich will den Frieden und ich werde ihn zu finden wissen.

Und ich? fragte das Mädchen.

Du? O habe keine Furcht. Alles dies wird nicht lange dauern. Ich werde aus meiner Verbannung eher zurückkehren, als du glaubst ...

Und wenn mein Vater bis zum Kaiser dringt? Und wenn man dir verzeiht, ohne dich von deiner Militairpflicht freizusprechen?

Dann werde ich marschiren, Germanie, aber nicht bis aufs Schlachtfeld. Ich werde unterwegs desertiren.

Eine solche Hartnäckigkeit! Ist es denn möglich, daß du Furcht haben könntest?

Ich — und Furcht? O nein, Germanie. Obgleich von einer Frau erzogen, bin ich doch der Sohn eines Soldaten und mein Vater ist vor dem Feinde geblieben. Furcht! ... Ich? Ich würde mich selbst vor dem Kaiser Napoleon nicht fürchten!

Nun, aber wenn er hier wäre? antwortete Germanie ungläubig.

Wenn er hier wäre, so würde ich vielleicht schweigen, allein nicht nachgeben.

Mit diesen Worten ging Hubert mechanisch einige

Schritte vorwärts. Germanie folgte traurig an seiner Seite und plötzlich waren Beide erstaunt, sich in einer Allee zu befinden, an deren Ende sie den Weinberg des Vaters Vincent sahen.

Da sie nicht zweifelten, daß der Weinberg in diesem Augenblicke von ihren Verfolgern durchsucht würde, kehrten sie um, und standen plötzlich vor zwei Männern, von denen sie den Einen nur zu leicht erriethen. Germanie fuhr zusammen und wankte; Hubert erblaßte, aber er blieb ruhig und zog den Hut vor dem Kaiser, der unmöglich zu verkennen war.

Ah ha! sagte die sonore Stimme dessen, der die Armee anredete, das sind Sie also, Herr Widerspenstiger?

Und Napoleon hatte den jungen Mann schon mit dem schnellen und durchdringenden Blicke gemustert, der nur ihm angehörte.

Weshalb sind Sie nicht zu Ihrem Corps gestoßen? setzte er hinzu.

Weil meine Mutter soeben gestorben war, antwortete Hubert mit ehrfurchtsvoller und rührender Einfachheit.

Das ist gut! Sie werden nicht gestraft werden; aber in vierzehn Tagen marschiren Sie!

Ja, Sire!

Sie marschiren und schlagen sich!

Ich werde marschiren, erwiderte der junge Mann kalt, aber ich werde mich nicht schlagen.

Die erste Antwort des Gebieters, dem man Widerstand leistete, war ein Blick, vor dem Jeder erblaßte.

Wissen Sie, junger Mann, sagte er mit donnernder Stimme, daß ich Sie nach Brest oder Rochefort auf die Galeeren schicken könnte?

Sire, lassen Sie mich erschießen, wenn Sie wollen, erwiderte der kühne Märtyrer des Friedens ruhig.

Der Kaiser machte eine rasche Bewegung. Germanie sank auf ihre Knie und hob ihre zitternden Hände empor; aber Napoleon sah sie nicht an und antwortete kurz:

Das wird nicht lange dauern! Marschall, sind die Karabiner der Escorte geladen?

Stets, Sire!

Nun, mein Herr, sagte der Kaiser zu Hubert und zeigte nach dem Ende der Allee, gehen Sie dorthin, Sie werden da finden, was Sie verlangen.

Hubert bewegte sich nicht; er nahm den Flor von seinem Hute, wandte sich zu Germanie, die noch immer zu den Füßen des Kaisers sprachlos, bleich, einer Marmorstatue ähnlich, lag, entfaltete den schwarzen Schleier und warf ihn ihr über den Kopf mit den Worten:

Lebe wohl, Germanie! Dies war der Trauerschleier meiner Mutter, möge es der Deinige sein. Bewahre den Schleier der Witwe.

Der Kaiser hatte ihr den Rücken zugewendet und war mit seinem Großoffizier einige Schritte vorwärts gegangen; er drehte sich um und sagte zu Hubert:

Sind Sie bereit?

Ich bin bereit, Sire!

Gehen Sie!

Mit einem tiefen Trauerblick auf Germanie, ging Hubert festen Schritts vorwärts. Als er an Napoleon vorbei kam, fragt ihn dieser plötzlich:

Können Sie zeichnen?

Ja, Sire, stammelte der junge Mensch, über eine solche Frage ganz erstaunt.

Das ist gut. Der Tod scheint für Sie eine zu milde Strafe zu sein. Sie werden dem Generalstab des Herrn Marschall folgen. Er reist heute Nacht ab. Sie sind Zeichner mit dem Grade eines Unterlieutenants. Und erinnern Sie sich wohl, mein Herr, daß ich Ihnen ausdrücklich verbiete, sich zu schlagen!

Der Kaiser und der Marschall entfernten sich bei diesen letzten Worten und verließen Hubert, der unbeweglich stehen blieb und nicht einmal an Germanie dachte.

Sie riß den Trauerschleier von ihrem Kopfe und rief aus:

O Hubert, Hubert, wie groß war meine Furcht! Und jetzt diese überraschende Freude! O wie gut ist doch der Kaiser! Aber jetzt dieser Schleier? setzte sie zögernd hinzu.

Diesen Schleier? Bewahre ihn stets. Er darf nie im Winde einer Schlacht wehen und nie mit Blut befleckt werden. Ich schwöre bei ihm, treu meinen Grundsätzen und treu zu dir zurückzukehren.

Am folgenden Tage trat Hubert seine Stelle beim Marschall an.

(Beschluß folgt.)

Eine Ansprache Friedrich's des Großen an die Offiziere eines Cavalerieregiments.

Der unlängst erst verstorbene preußische Generallieutenant von der Marwitz theilt in seiner soeben erschienenen „Lebensbeschreibung" folgende Anekdote mit, die ihm von einem Gutsbesitzer in Ringenwalde in der Ukermark, einem Herrn von Ahlimb, zugekommen war, der bei dem Kürassierregimente Prinz von Preußen (den sogenannten Gelben Reitern) gestanden hatte, um die es sich in der nachstehenden Erzählung handelt.

Das Regiment kam jeden Herbst zum Manoeuvre nach Potsdam. Einstmals war der König sehr unzufrieden schon beim Einrücken ins Lager, und so ging es die drei Tage in einem Schelten fort. Den letzten Tag waren alle Offiziere zur Parole in Sanssouci versammelt, und nachdem der König jedem sein Theil gegeben, rief er noch besonders: „Messieurs von der Cavalerie!" und ging mit ihnen abwärts; dann fing er an:

„Das Regiment ist gänzlich verloddert, keine Accuratesse, keine Solidität, keine Ordnung! Die Kerls reiten wie die Schneider! Ich bitte mir aber aus, daß Jeder sein devoir besser thut, sich mehr um den Dienst bekümmert, und das Reiten besser betrieben wird; sonst werdet ihr es mit mir zu thun haben!

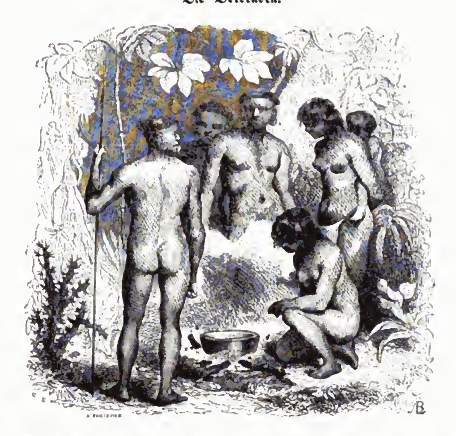
Ich weiß aber schon wie es zugeht; die Rittmeister denken nur ans Profitmachen und die Lieutenants ans Faullenzen! Ihr denkt wol, ich kenne eure Schliche nicht? Aber ich werde sie euch erzählen. So wie ihr morgen nur über die Neblitzer Fähre (⅔ Meile von Potsdam) hinaus seid, so fragt schon der Rittmeister: «Herr Wachtmeister, haben wir Leute hier aus der Gegend?» Ja, Herr Rittmeister, da ist der und der, der wohnt da und da, und der andere da, die möchten wol gern auf Urlaub gehen. «Sie sollen Urlaub haben, sobald sie ins Quartier kommen; wir können das Traktament ersparen. Sagen Sie mir nur auf jedem Marsch, wer in der Gegend wohnt, sie sollen alle Urlaub haben!» und so geht es alle Tage bis in die Garnison. Die Lieutenants aber wollen sämmtlich Bekannte besuchen und kriegen alle Urlaub, bis der Rittmeister ganz allein mit der halben Schwa-

dron in die Garnison rückt, welche die andere Hälfte der Pferde an der Hand führt, wie eine Bande Kosacken! Aber ich werde euch besser aufs Dach sitzen, es soll anders werden oder der Teufel soll euch holen!

Wenn dann die Leute anfangen sollen, wieder einzeln zu reiten, so kommt der Wachtmeister des Morgens zum Rapport, dann sagt der Rittmeister: Ich bin heute zu Mittag auf dem Lande und muß bei Zeiten wegreiten; der Premierlieutenant soll reiten lassen. Wenn dann der Wachtmeister zu diesem kommt, so sagt der: — So? ist der Rittmeister weg? Dann werde ich auch nicht zu Hause bleiben. Ich werde auf die Jagd gehen. Sagen Sie dem Secondelieutenant, daß er reiten läßt! — Der liegt dann gar noch im Bett und sagt: So, sind sie Beide weg? Das ist mir lieb, dann werde ich auch wahrhaftig nicht aufstehen. Ich habe die ganze Nacht getanzt. Sagen Sie dem Cornet, ich sei krank; er muß heute reiten lassen! — Und wenn es dann endlich an den Cornet kommt, so spricht der: Ach, lieber Herr Wachtmeister, was soll ich da stehen? Lassen Sie doch reiten. Sie verstehen es ja viel besser als ich! So geht es. Aber was soll daraus werden? Kann ich wol solche Cavalerie vor dem Feind gebrauchen? Wollt ihr eure Schande erleben und cassirt sein? Denn ich muß euch nur sagen, euer Dienst ist so, daß ich von einem Cavalerielieutenant mehr verlangen muß, als von einem Major von der Infanterie! (Hier hat er sich halb schüchtern und halb listig umgesehen, ob die es auch nicht hörten.) Wenn der Lieutenant auf der Feldwache ist und ich komme, so muß er mit der ganzen Gegend auf eine Meile vor sich Bescheid wissen, und mir ein deutliches Tableau davon machen, wonach ich mich orientiren kann. Schicke ich ihn auf Patrouille, so muß er mir genauen Bescheid bringen, wo der Feind steht, wie er sich postirt hat, wie stark, wo man ihm am besten beikommen kann, und wo er attaquable ist, — wie die Wege und Brücken dahin beschaffen sind, und ich marschiren kann, mit der Infanterie, Cavalerie und Artillerie. Und wenn es Zeit zur Attake ist, so müßt Ihr das selbst wissen und losreiten, denn wenn man erst zu euch schicken soll, ist es allemal zu spät! Das alles braucht ein Major von der Infanterie nicht — wenn der nur ein braver Kerl ist und feststeht, und dreist vorwärts, wenn es ihm befohlen wird, so ist er schon zu brauchen!

Ihr seht also, welchen honorablen Dienst ihr habt. Macht euch dessen würdig, applicirt euch besser, damit ihr allemal euer devoir und noch mehr thun könnt."

Die Botocuden.



Unter den wilden Völkern Brasiliens sind die Botocuden unstreitig das merkwürdigste. Noch jetzt leben sie in den bisher unerforschten Wäldern und Wüsten Brasiliens, wo sie Lebensmittel im Ueberfluß haben und daher ein freies Nomadenleben führen. Bis auf diesen Augenblick stehen sie jeder Spur der Gesittigung fern, haben weder Wohnungen noch Kleider und schließen sich schroff von allen Berührungen mit dem civilisirten Theile Brasiliens ab, sodaß wir nur sehr unvollkommene Kunde von ihrem gesellschaftlichen Zusammenleben haben.

Der Rheinfall bei Schaffhausen.



Der gelehrte Finke.

Daß man Kanarienvögel zu allerlei Kunststücken abrichtet, ist eine bekannte Sache. Den Beweis davon sieht man oft auf einem Jahrmarkte, selbst im Freien. Seltener kommt es vor, daß sie auch dahin gebracht werden, scheinbar zu rechnen oder aufgegebene Namen aus den ihnen vorgelegten Buchstaben zusammenzusetzen, und als im Anfange dieses Jahrhunderts George Jeantet, aus der Gegend von Straßburg gebürtig, mit einer Anzahl solcher kleinen Künstler in Deutschland auftrat, was vielleicht zum ersten mal geschah, so überraschte es nicht wenig die Freunde der Natur und die Beobachter der thierischen Geistesanlagen. Jedoch, was solche Kanarienvögel leisten, sieht man auch bei ihnen verwandten Vögeln, und wenn es viel seltener der Fall ist, so liegt es wol meistens darin, daß man sie nicht so jung in die Lehre nehmen, folglich nicht schon gezähmt zur Hand haben kann; allein der genannte Jeantet zeigte auch einen Finken, der durch die unendliche Geduld seines Herrn, durch Schmeicheln und sanftes Zureden ein erstaunliches Talent in solcher Art entwickelt hatte. Es wurden ihm die Zahlen 1—9 in drei Reihen vorgelegt und noch einige Nullen zum beliebigen Gebrauche, alle auf kleine Kartenblätter gedruckt, die der Finke bequem in den Schnabel nehmen und seinem Herrn hinreichen konnte. Und mit ihnen addirte, subtrahirte oder multiplicirte er, wie viel macht sieben und neun? Husch brachte er erst die 1 und holte dann die 6 dazu; und immer wählte er erst die Zehner, sowie dann die kleinere Zahl. Es ward ihm dann von einem Anwesenden die Frage vorgelegt: wie viel ist 4 × 8? Da brachte er die 3 und legte dann die 2 dazu. „Wenn ich 2 von 9 abziehe, wie viel bleibt?" hieß es wieder, und gleich brachte er die — 7. Unser Berichterstatter gab ihm auf, aus dem daliegenden Alphabete den Namen Constanze zusammenzusetzen, und mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen suchte er einen Buchstaben nach dem andern, indem er den letzten, höchst galant! dem Fragenden selbst überreichte und ließ sich schmeicheln, sein Köpfchen streicheln, ohne eher wieder fortzuhüpfen, bis er sein e wieder im Schnäbelchen hatte und es zu den übrigen Buchstaben legen konnte.*) Wer da glaubte, wie es bei Vielen der Fall ist, die so etwas sehen, daß das Vögelchen selbst solche Aufgaben löst, würde sich sehr irren. Das Geheimniß beruht auf dem Umstande, daß dieser Finke z. B. von seinem Herrn einen Wink bekam, diesen Buchstaben oder diese Ziffer aus den daliegenden zu wählen und mit schon gewählten zusammenzusetzen oder sie wegzunehmen. Aber dies Zeichen ist für den nicht Eingeweihten unmerklich und umsomehr die Aufmerksamkeit, wie der Gehorsam des kleinen Geschöpfes zu bewundern. In solcher Weise sah man dergleichen Aufgaben auch schon von einer Gans in London lösen, und noch häufiger von Kunstpferden zur Darstellung bringen, daß Hans und Grete staunt, wenn sie mit Ja und Nein antworten oder angeben, wie viel Uhr es ist? Die Geduld, welche der Lehrer hierbei bewies, das Zeichen einem solchen Schüler begreiflich zu machen, bleibt nichtsdestoweniger so bewundernswerth, wie die Fassungsgabe und Gelehrigkeit des kleinern oder größern Schülers selbst.

*) E. T. von Uklanski's „Briefe über Polen, Östreich, Sachsen u. s. w.", 1. Theil (Nürnberg 1808).

Das Armenwesen der alten Römer.

Die Armen in unsern Tagen machen uns bald selbst arm. In allen Städten und Ländern gehört es jetzt zu den wichtigsten Gegenständen, diese Leute von den Grenzen abzuhalten und die innerhalb derselben sind, zu nähren, zu kleiden, zu wärmen. In Spanien wimmelt es, sowie in Italien von Bettlern; in Frankreich ist es jeder zwanzigste Mensch; in Deutschland gibt es Städte, wo man sie zu Tausenden zählt, und in England muß man wünschen, selbst arm zu sein, um nur der Armentaxe zu entgehen; denn diese beträgt über fünf Millionen Pf. St. oder 35 Millionen Thlr. Da nun England nur 20 Millionen (ohne Irland) Einwohner hat, so käme auf jeden Kopf 1¾ Thlr. wenigstens. Rechnet man nun davon Kinder, Arme, Soldaten, Matrosen, Bettler u. s. f. selbst ab und macht dann die Repartition zufolge des Satzes: „daß jedes Kirchspiel seine Armen nähren müsse", so wird man obige Versicherung nicht übertrieben finden.

Doch mag uns das Armenwesen den Kopf warm machen, wie es will, sicher war es doch noch schlimmer in den glänzenden Zeiten, wo Rom die Welt beherrschte, in dieser Hauptstadt selbst; denn hier waren die Armen zu Hunderttausenden zu finden, und diese wollten als Herren der Welt, wofür sich auch der Geringste hielt, nicht arbeiten, nur essen, trinken und vergnügt sein. Ungeheure Geldmassen waren in die Hände weniger Familien gekommen, die ihrem Ehrgeize die Thore öffneten, wenn sie diesen müßigen Pöbel durch ungeheure Spenden und Almosen an sich, an ihre Partei fesselten. Was erst freiwillige Gabe war, wurde nachher von diesem ertrotzt, und die Kaiser konnten späterhin eher Alles durchsetzen, als diesen Tausenden das Brot entziehen, das sie zu verdienen nicht die entfernteste Lust bezeigten. Es wird nicht uninteressant sein, in das Detail des römischen Armenwesens etwas näher einzugehen, da es im Ganzen fester organisirt war, als Mancher wol denken möchte.

Ungeheuer waren die Unterstützungen, die den römischen Armen zufällig zum Theil wurden, als einmal die Reichthümer eines Cäsar, Pompejus, Crassus, Antonius alle unsere Vorstellungen übertrafen. Cäsar gab, als er seinen Triumphaufzug hielt, ein Gastmahl, wo an 22,000 Tischen wenigstens drei mal so viel Menschen schmausten. Überdies bekamen noch 320,000 ein Geschenk von Getreide und Öl und gegen zwei Carolin baares Geld. Ein ebenso großes Geschenk machte späterhin zwei mal Augustus; dann vermachte Tiber über zwei Millionen Thaler zu gleichem Behufe; und wenn nun auch solche Geschenke nicht sehr häufig sein konnten: so waren die kleinern desto gewöhnlicher, die jede Magistratsperson beim Antritte ihres Amtes, anfangs um sich zu empfehlen, späterhin gezwungen, machte, die der Senat bei jedem Anlasse um sich dem Kaiser zu empfehlen, vertheilte. Mit den Geschenken nahm natürlich die Unverschämtheit zu. Marcus Aurelius, der strenge, aber gute Kaiser, hielt es, als er von einer langen Reise zurückkam, doch für nöthig, Jedem vom römischen Pöbel gegen drei Louisdor zu schenken. Unter dem August verlangten die Armen sogar recht wohlfeilen Wein, d. h. sie wünschten ihn ganz umsonst zu haben. August ließ zur Antwort geben, daß die neuen Wasserleitungen genug reines und gesundes Wasser herbeiführten, wo Jedermann den Durst löschen könnte; aber seine Nachfolger zwangen doch ganz Ita-

lien, seinen Wein nach Rom zu schaffen, wo er nun spottwohlfeil ward.

Das Baden gehörte zum Luxus der Großen; der Pöbel beneidete sie darum, und schon August und dann späterhin jeder Kaiser baute Bäder, die Alles, was wir in der Art haben, zu einem Kinderspiel herabwürdigen. Bäder, ganz von Marmor aufgeführt, mit silbernen Hähnen, der kostbarsten Mosaik, wo zwei bis drei Tausend zu gleicher Zeit baden konnten, waren nichts Seltenes, und Jeder hatte hier für etwa vier Pfennige freien Eingang. Daß Schauspiele, Tänze aller Art alle Tage den müßiggehenden Pöbel beschäftigten, ohne daß es ihm einen Deut kostete, ist weltbekannt.

Wenn jene gelegentlichen Geschenke gewissermaßen mehr für den Luxus des römischen Bettlers berechnet waren, so war auf einem andern Wege ein- für allemal auch für sein Bedürfniß gesorgt. Schon zu den Zeiten des zweiten Punischen Krieges kaufte der Senat Korn in Menge, um es den ärmern Bürgern unter dem Marktpreise zu lassen. Im Jahre 693 nach Erbauung der Stadt Rom wurde aber den Dürftigen, nach dem Clodischen Gesetze, das Korn gar unentgeltlich geliefert. Die Zahl solcher Armen belief sich zu Cäsar's Zeiten auf 320,000. Die Kronländer, welche die Römer nach und nach unterjocht hatten, mußten, um dies möglich zu machen, den Zehnten ihrer Ernten in die Magazine nach Rom liefern und die übrigen neun Zehntel zur Disposition so lange liegen lassen, bis man daselbst wußte, ob noch mehr nöthig war. Ägypten wurde vom Augustus ganz besonders dazu ausersehen. Jeder Bürger, der Korn bekommen sollte, erhielt eine Tessera, ein Täfelchen, das er im Magazin monatlich vorwies.

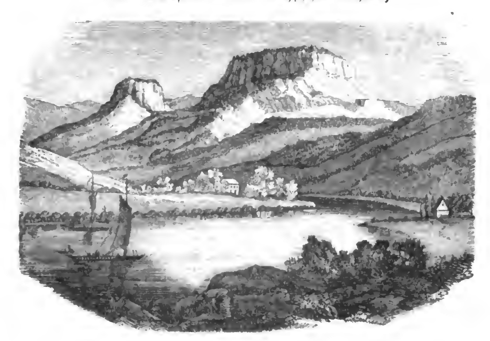
Späterhin wurde statt des Korns das Brot gleich selbst gegeben.

Wahrhaftig! Die römischen Bettler wären von den unserigen zu beneiden. Das Brot ist ihnen gewiß. Jeder, der sich um ein Amt bewirbt, erkauft mit Sestertien ihre Stimme, damit sie sich einen frohen Tag machen können. Hat er das Amt, so gibt es Feste, Spiele, Schmäuse. Stirbt ein Großer, so vermacht er ihnen Millionen. Jeder Kaiser läßt ihnen Bäder bauen! Kurz, ein römischer Bettler war glücklicher, als ein vornehmer Bürger in den Provinzen; denn Obdach und Kleidung mußten in diesem Landstriche theils entbehrlicher, theils nebenbei zu erwerbende Bedürfnisse und die einzigen sein, für die er durch Arbeit zu sorgen genöthigt war. Übrigens wissen wir ja, wie der römische Bettler auch jetzt noch darüber am wenigsten bekümmert ist.

Englisches Wesen.

Ein Landsmann von uns, der vor einiger Zeit England besuchte und nicht ohne Vorurtheile mancher Art dahin kam, erkennt doch in einem seiner ersten Briefe die durch alle Classen gedrungene Bildung mit lautem Lobe an und rühmt das Self-Government, das allen Engländern gleichsam auf der Stirn geschrieben stehe. „Ich wohne so recht mitten in London und muß alle Tage durch Cheapside, Fleet-Street, wo Menschen und Wagen nie Platz genug haben; ich habe auch nie einen Zank, einen Streit, noch nie ein grobes Wort gehört, noch nie einen zornigen Engländer gesehen. Wo geschrien, geschimpft und geschlagen wird, da sind es Irländer, Franzosen oder Deutsche. Ich scheuchte einmal ein kleines Bettelmädchen, das mich verfolgte, etwas unwillig mit den Worten zurück: «Get away! I have no change.» Das arme Kind machte einen Knix und sagte: «Thank you, Sir!» Der schmutzigste, massivste Kohlenträger ruft, so oft er Jemand stößt, treuherzig sein «Beg your pardon».“

Der Lilienstein in der Sächsischen Schweiz.



Mannichfaltiges.

Das Fest des Adonis, unter welchem man nach der Meinung der besten Ausleger die personificirte vegetabilische Naturkraft zu verstehen hat, sodaß das Verschwinden der Vegetation mit dem Eintritte der winterlichen Sonne als der Tod des Adonis betrachtet und beklagt wurde (die Adonisklage), ward mit besonderer Feierlichkeit in Alexandrien begangen und der griechische Dichter Theokrit schildert es uns in einer seiner lieblichen Idyllen mit den lebhaftesten Farben. Er läßt daselbst zwei syrakusanische Frauen, die sich gerade in Alexandrien aufhalten, von Neugierde getrieben und in Begleitung ihrer Mägde, nach dem Palast des Königs Ptolemäus gehen, um den Adonis zu schauen, dem die Königin Arsinoe ein herrliches Fest bereitet hat. Wie ein zahlloses Heer von Ameisen, so wogen ungeheure Scharen schaulustiger Menschen in den Straßen auf und nieder, welche zum Palast des Königs führen. Mitten durch zieht die königliche Reiterei, deren muthige bäumende Rosse den Frauen Schreck und Angst einjagen. Je näher sie dem Schloßplatze kommen, desto größer wird die Schar, desto dichter die Menge. Ein altes Mütterchen, das, den Schauplatz verlassend, seine Neugierde soeben befriedigt hat, gibt den Syrakusanerinnen den Rath, den Versuch zu wagen, sich nach einer Thür, die sie ihnen bezeichnet, zu drängen. „Durch den Versuch kamen die Achäer nach Troja", fügt sie mit weiser Belehrung hinzu. So gelangen sie denn an das Portal und von da in die Festhalle. Hier fallen den weiblichen Kenneraugen zuerst die köstlichen Gewebe und Teppiche ins Auge; dann ruhen ihre Augen auf den „drei mal geliebten Adonis", auf silbernem Lager hingestreckt. Ein feierlicher Trauergesang erschallt aus der Höhe und stimmt die Menge ernst und feierlich und am folgenden Tage mit dem Frühroth wird er zu dem Meeresgestade getragen und ins Meer versenkt.

Jean Jacques Rousseau war bekanntlich während seines Aufenthalts in der Straße Plâtrière in Paris ganz unzugänglich. Der Fürst von Ligne, der gern seine Bekanntschaft machen wollte, hatte sich unter dem Vorwande, einen Herrn Rousseau aus Toulouse zu suchen, bei ihm eingeschmuggelt und, mit den Augen an seiner Gestalt hinauffahrend, sagte er: „Ah! Herr Rousseau! der Philosoph? Ist es denn wahr, daß Sie so geschickt im Notenabschreiben sind?" Rousseau zeigte ihm ein kleines längliches Buch. „Sehen Sie einmal, wie sauber dies ist!" Dann sprach er von der Schwierigkeit der Arbeit und — das Eis war gebrochen.

Schiffbrüche kommen viel häufiger vor, als wir in unsern Umgebungen gewöhnlich glauben. Nach einem im englischen Parlamente erstatteten Berichte nimmt man auf einen Durchschnitt von sechs Jahren den Verlust an Eigenthum auf britischen Fahrzeugen, die zur See gescheitert oder untergegangen sind, auf 3 Millionen Pf. St. (etwa 20 Millionen Thaler) an. In den ersten elf Tagen des diesjährigen Monats Januar sind im Bereiche Englands nicht weniger als 60 Schiffe und 27 Menschenleben durch Schiffbruch verunglückt. Man hat jetzt den Entschluß gefaßt, daß die Entstehung aller Schiffbrüche ebenso streng untersucht werden soll, wie jeder gewaltsame Todesfall oder jede Feuersbrunst zu Lande. Die Befehlshaber der Küstenwachen in jedem Seedistricte, die Oberaufseher der Marine in Zollhäusern, die Agenten des Lloyds sollen berechtigt werden, in vorkommenden Fällen zu einer Untersuchungsbehörde zusammenzutreten, an welche alle Kaufleute und Schiffsrheder sich zu wenden haben. Man hofft, daß durch diese Veranstaltung die Zahl der Schiffbrüche an britischen Küsten bedeutend abnehmen werde.

Der erste Kaffeebaum, welcher nach Europa kam, wurde im Jahre 1710 nach Amsterdam gebracht. Herr van Hoorn, Gouverneur zu Batavia, schickte ihn dem Bürgermeister von Amsterdam Nikolaus Witson, der ihn in den botanischen Garten daselbst setzen ließ. Der Baum kam sehr gut fort, blühte und trug Früchte, aus denen man wieder viele junge Bäume zog. Von jenem einzigen Baume stammen die meisten Kaffeebäume in Europas botanischen Gärten her.

Sibirien bietet in seiner nördlichsten Ablagerung einen schauderhaften Anblick dar. Alles ist eine weit ausgedehnte Wüstenei von Salzsteppen, unbegrenzten Sümpfen, Salz- und Süßwasserseen. Die Kälte ist dort so streng, daß der schwammige Boden fortwährend bis zur Tiefe von einigen hundert Fuß unter der Oberfläche gefroren ist, und die Oberfläche selbst, die vor Ende Juni gar nicht aufthaut, überzieht sich schon Mitte September wieder mit Eis; neun oder zehn Monate im Jahre deckt tiefer Schnee die Erde. Glücklicherweise sind heftige Stürme während des Winters nicht häufig. In den Einöden des Kolyma begrenzen unabsehbare Schneegefilde und eisbedeckte Felsen den Horizont, die Natur liegt fast in einen ewigen Winter eingehüllt, das Leben ist ein beständiger Kampf mit Entbehrungen und den Schrecknissen der Kälte und des Hungers: man glaubt das Grab der Natur zu schauen, welches nur die Gebeine einer andern Welt bewahrt. Die Menschen und selbst der Schnee dampfen und augenblicklich verwandelt sich diese Ausdünstung in Millionen Eisnadeln, welche ein Geräusch in der Luft verursachen, ähnlich dem beim Zerreißen von Atlas oder dickem Taffet. Die Rennthiere begeben sich in die Wälder oder drängen sich aneinander, um sich zu erwärmen, und nur der Rabe, der dunkle Wintervogel, theilt noch die eisige Luft mit trägem und schwerem Flügel, eine lange Linie feinen Dunstes hinter sich lassend, die den Pfad seines einsamen Fluges bezeichnet. Die Stämme der dicksten Bäume zerbersten mit einem lauten Krachen, Felsmassen werden von ihren Stätten losgerissen, der Boden der Thäler klafft in gähnenden Spalten auf, aus welchen die unterirdischen Gewässer aufsteigen und, eine Dampfwolke ausstoßend, alsbald zu Eis erstarren. Die Atmosphäre wird dick und die glitzernden Sterne verdunkeln sich. Die Hunde vor den Hütten der Sibirier wühlen sich in den Schnee und ihr Geheul unterbricht in Zwischenräumen von sechs bis acht Stunden die allgemeine Lautlosigkeit des Winters.

Der Meerschaum. Die ausgibigsten Lager dieses Minerals findet man in den Gruben bei Theben in Griechenland. Die Größe der Meerschaumknollen wechselt von der eines Kubikzolls bis zu der eines halben Kubikfußes und darüber. Der Meerschaum ist von gelblich- oder grünlichweißer Farbe und im feuchten Zustande weich wie Wachs, zerspringt jedoch beim Trocknen in der Luft sehr leicht. Die schönsten Stücke werden dadurch unbrauchbar und darin liegt auch der Grund des hohen Preises.

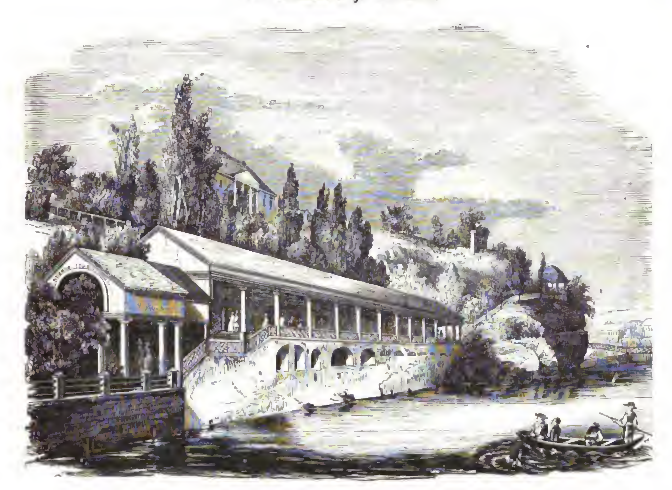
Das Himalajagebirge beschreibt der Engländer Hough also: „Als ich nach Indien kam, hatte ich keine andern Berge gesehen, als die Schottlands nnd der Schweiz. Aber welch ein Unterschied zwischen der dortigen Vegetation und derjenigen, welche den westlichen Hang des Himalaja schmückt. Alles ist hier großartig und überraschend, herrliche Stauden mit duftenden Blüten geschmückt, Gräser von unbekannter Art, auffallend durch ihre Stärke und ihren Bau; Bäume, deren Zweige weithin ihre Schatten verbreiten oder sich in den Wolken verlieren, schmücken die Abhänge der hohen Berge. An den Ufern eines brausenden Baches offenbarte mir Metallsand das Dasein der Erzreichthümer, welche im Innern dieser Berge verschlossen sein mögen. Auf den Bäumen und in der Luft zogen Vögel mit buntem Gefieder und harmonischem Gesange meinen Blick an und entzückten mein Ohr. Dagegen traf ich nur auf wenige gefährliche und kriechende Thiere. Die Luft war so rein und dünn, daß mein Auge einen fast unermeßlichen Gesichtskreis zu umfassen vermochte."

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 489.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [15. Mai 1852.

Die Colonnaden zu Karlsbad.



Der Widerspenstige.

(Beschluß.)

Am 6. Juli des Jahres 1809 stand Napoleon's große Armee bei Wien, um eine entscheidende Schlacht zu liefern. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli hatten die Franzosen die Donau überschritten und waren von der Insel Lobau in die Ebene von Wagram vorgerückt, während die auf dem linken Ufer stehenden Batterien des Erzherzogs Karl von Oestreich den Batterien antworteten, die auf der Insel aufgestellt waren, der Donner sich mit diesem fürchterlichen Getöse vermischte und der Brand von Enzersdorf sich mit den Blitzen des Himmels vereinigte. Am 5. Juli wurden die Vorbereitungen zur Schlacht getroffen. Der 6. Juli war der Tag, welcher den Namen der Schlacht von Wagram führen sollte.

Das Armeecorps des Marschalls, unter dessen Befehlen Hubert stand, kam in diesem Feldzuge zum ersten mal ins Treffen. Hubert, zu Pferde, in schöner Uniform und den Säbel an der Seite, befand sich unter den Adjutanten des Marschalls. Bis dahin waren alle Treffen entfernt und vorbereitend gewesen. Nur Masséna war ernstlich ins Feuer gekommen, weil er allein dem Centrum der Oestreicher gegenüberstand. Der Kampf, der noch vier Stunden entfernt war, verrieth sich nur durch den Donner der Kanonen. Die

Fahnen wurden in die Höhe gerichtet, die Adjutanten sprengten umher, die Musikchöre ertönten; der kleine Mann in der grünen Uniform ritt auf seinem arabischen Schimmel zwischen den Gliedern umher und entzündete Aller Herzen mit seinen Feuerworten. Die Feinde waren zahlreich; man sah sie jetzt, sie bedeckten das Land.

Bei diesem Anblicke, bei diesem der Schlacht vorhergehenden Gemurmel, bei diesem Donner der Trommeln schlug das Herz Hubert's mächtiger und er konnte sich kaum der Thränen enthalten.

Unterdessen zog sich Masséna dem Schlachtplane gemäß in guter Ordnung auf den linken Flügel zurück. Das Gewehrfeuer wurde hörbarer; die Luft zitterte und ein weißer dicker Dampf schwebte über diesem Feuerherde. Schon drang der rechte Flügel der östreichischen Armee in den Raum, den Masséna zwischen der Donau und seinem Corps offen gelassen hatte. Der Marschall schickte seinen Adjutanten ab, um das Vorücken des Feindes zu melden und Befehle einzuholen. Die Division Boudet, die man zur Bewachung der Brücken zurückgelassen hatte, war auf die Insel zurückgedrängt, der Rückzug war bedroht; aber Napoleon schien gleichgültig bei diesen Nachrichten; er hörte sie schweigend und blickte nicht nach der Donau, sondern nach dem rechten Flügel hin. Es war Mittag. Der Kaiser sah, daß Davoust über Neusiedel nach Wagram vorrückte, er sah, daß das östreichische Armeecorps wankte. Er gab das Signal.

Sogleich bewegte sich das ganze Centrum seiner Armee gleich einer römischen Phalanx und rückte schnurstracks durch die Ebene gegen das feindliche Centrum vor. Aber dieses Centrum rückte auch vor, und um Zeit zur Ausführung seines Plans zu gewinnen, deckte sich Napoleon mit einer Batterie von 60 Geschützen. Die Schlacht begann auf diesem Punkte. Das Geschütz donnerte, der Sturmschritt wurde von den Tambouren geschlagen und die Musik jedes Regiments spielte.

Dem Marschall waren nur noch drei Adjutanten geblieben. Hubert sprengte vor:

Um Gotteswillen, Herr Marschall, lassen Sie mich diesen Befehl überbringen!

Unmöglich, mein Herr, Sie dürfen nicht ins Feuer!

Sie haben Recht, ich darf mich nicht schlagen!

Wohlan indeß, gehen Sie, erinnern Sie sich aber an das Verbot des Kaisers!

Und der Widerspenstige sprengte in vollem Galopp in das Handgemenge. Aber der Kaiser hatte ihn bemerkt, ritt auf den Marschall zu und fragte:

Wer ist dieser Mann? Es ist mein Widerspenstiger, nicht wahr?

Der Marschall bejahte es lächelnd.

In diesem Falle muß man einen Andern abschicken.

Es ist schon geschehen, Sire!

Weder der Kaiser noch der Marschall hatten sich getäuscht. Sie kannten die Menschen.

Hubert war noch keine 200 Schritte weit, so hatte er schon den Befehl, mit dessen Ueberbringung er beauftragt worden, sowie das Verbot des Kaisers vergessen.

Der Feind hatte Aspern und Eßlingen wieder gewonnen und seine Kanonen bespielten die etwas weiter unten unter dem in Ruin liegenden Enzersdorf geschlagenen Brücken. Schon erreichten Plänkler und die Artillerie die Spitze dieser Brücken und wollten sich auf ihnen festsetzen. Einige östreichische Brigaden nehmen in der Ebene die Nachzügler der Division Boudet gefangen, welche den Fluß nicht mehr passiren konnten. Hubert sah dies Alles. Mit einem mal war er Soldat, überschaute die Gefahr, sprengte vorwärts, erreichte die Fliehenden, hielt sein schäumendes Pferd an und rief:

Unglückliche, ihr weicht zurück!... Kehrt gegen den Feind!... Der Kaiser läßt euch durch mich sagen, daß die Schlacht gewonnen ist!

Bei diesen Worten hielten die Meisten an und ordneten sich instinctmäßig; der Rest zauderte, Hubert schwang seinen Säbel und rief mit Donnerstimme:

Der erste, der über mein Pferd hinausgeht, ist des Todes.

Dies ist ein altes Wort aus den Zeiten des Ritterthums und Hubert kannte es. Aber er wußte auch, daß der, welcher flieht, ihm nicht leicht widersteht.

Alle hatten sich wieder in Reihe und Glied gestellt, mit Ausnahme eines einzigen, der nach der Donau zu floh, wo ihn einige feindliche Soldaten, die in einer alten Hütte versteckt waren, umzingelten und gefangen nahmen, — es war Nikolaus!

Unterdessen hatte sich Hubert an die Spitze dieses Bataillons von Flüchtlingen gestellt, die in Helden umgewandelt waren und mit den Bajonetten die Angriffe der verfolgenden Cavalerie zurückwiesen. In Folge dieser schrägen Bewegung wurden die, welche Nikolaus gefangen genommen hatten, umzingelt, gefangen und mit Nikolaus ins Hauptquartier gebracht.

Unser Widerspenstiger, in den eine Löwenmuth gefahren war, war dem Verbote des Kaisers ungehorsam bis ans Ende. Er hatte die Brücken besetzen lassen. Dreihundert Mann, durch sein Beispiel elektrisirt, wiesen die Angriffe von Zweitausend zurück. Vergebens wurden Kanonen gegen sie aufgefahren, vergebens wurden sie von der Cavalerie angegriffen, vergebens rückte Infanterie gegen sie an. Hubert war auf allen Seiten und feuerte an. Sie kannten ihn nicht, es schien, als ob er sie seit 20 Jahren commandirte. Ihm hatten sie zu verdanken, daß sie, welche degradirt zu werden verdienten, nun der Ehrenlegion würdig waren.

Glücklicherweise hatte Masséna den Befehl, den Hubert zu überbringen vergessen hatte, durch einen andern Adjutanten erhalten.

Masséna hatte seine Stellung wieder eingenommen und sich den Titel Fürst von Eßlingen erworben, den er noch an demselben Abend auf dem Schlachtfelde erhielt.

Auf dem Schlachtfelde führte man auch einen jungen Mann, der ganz verwirrt und von Gefangenen umgeben war, mit verbundenem Kopfe, den Arm in der Schärpe, neben einer östreichischen Fahne gewaltsam bis zum Schimmel des Kaisers.

Die Ehrenlegion und Capitain, Herr Widerspenstiger!

In der Nähe wurde zwischen vier Füselieren ein Franzose weggeführt, der Gefangener der östreichischen Gefangenen war. Hubert erkannte ihn und bat um Gnade für ihn. Er wurde nur aus dem Regiment gestoßen und kehrte schimpflich nach Frankreich zurück. Es war Nikolaus.

Hubert, oder vielmehr der Widerspenstige, wie ihn Napoleon fortwährend nannte, entsprach in der Folge allen Erwartungen, die sein plötzlicher Muth in dieser ersten Schlacht erweckt hatte. Sechs Jahre später war er Brigadegeneral. Den Kaiser betete er an und Kriegsruhm war sein Streben. Er hatte Germanie,

den alten Winzer Vincent, und Alles was ihm sonst lieb und werth gewesen, darüber vergessen.

Es war im Jahre 1814. Die verbündeten Mächte hatten die Marne im Rücken von Marmont und Mortier überschritten, die Pairs noch zu vertheidigen hofften. Napoleon verließ Doulevent und Saint-Dizier und marschirte mit der Armee bis Villeneuve-l'Archevêque, aber von da fuhr er rasch nach Fontainebleau.

Unter den Offizieren des Gefolges nahmen einige den Weg, der am andern Ufer des Flusses nach Melun führt. Einer von ihnen kam in Valence an; es war ein General; man spannt die Pferde aus und er verlangt schnell andere. Man antwortet ihm, daß es an Pferden nicht fehle, daß aber kein einziger Postillon da sei. Derjenige, welcher ihn bis hierher gefahren hatte, war halbtodt vor Erschöpfung niedergefallen. Er hatte ihn vier Stationen gefahren, ohne abzusitzen. Der General streckte wüthend den Kopf aus dem Wagenschlage.

Wie, rief er fluchend, Niemand ist hier, um mich nach Paris zu fahren, während dasselbe belagert wird!

Kein einziger, erwiderte zitternd ein Stallknecht; es ist nicht meine Schuld. Es sind wenigstens zehn Senatoren durchgefahren, die auf ihre Güter flüchten. In einer Stunde wird einer zurückkommen!

In einer Stunde! Währenddem hat man Zeit, Paris an allen Ecken anzubrennen!

„Herr General, da wäre wol Nikolaus, der ein tüchtiger Postillon ist und der Sie schnell fahren würde; aber er ist der Sohn des Postmeisters und befindet sich jetzt dort im Saale, um seinen Ehecontract zu unterzeichnen.

Seinen Ehecontract! rief der Offizier wüthend.

Und schon war er, ohne den Namen Nikolaus gehört zu haben, aus dem Wagen gesprungen und ging mit großen Schritten über den Posthof nach dem bezeichneten Saale. Mit einem Fußtritt stieß er die Thüre ein; er trat ein.

Etwa zwanzig Bauern in Festkleidern standen um einen Tisch, an welchem der Notar des Ortes saß. Neben ihm neigte sich ein junger Mann mit einem Blumenstrauß im Knopfloch, der soeben seinen Namen unterschrieben hatte, über die Stelle, welche der Notar noch mit dem Finger bezeichnete, und gab die Feder fröhlich seiner Verlobten, die weiß gekleidet, aber bleich wie der Tod war.

Die Erscheinung war ein Donnerschlag für alle Anwesenden, besonders für die Braut, die halbtodt zur Erde sank.

Dieser General war Hubert, die Verlobte war Germanie.

Wie! rief er, ohne sie zu betrachten und warf einen fürchterlichen Blick auf die Versammlung. Wie! ihr seid in Festkleidern, während eure Brüder vor Paris im Schlachtgetümmel stehen!... Hinweg von hier! Schärft eure Pflugscharen und eilt euren Brüdern zu Hülfe! verlaßt auf der Stelle das Zimmer!

Die ganze Versammlung ging auseinander. Nur die beiden Verlobten, der Notar und der Postmeister blieben im Saale zurück.

Und du, fuhr der General immer gereizter fort und wandte sich an den Postillon, ohne ihn wiederzuerkennen, du verheirathest dich an dem Tage, wo du im Sattel sitzen solltest!

Mit diesen Worten ergriff Hubert den Ehecontract und zerriß ihn.

Alle schrien auf, aber der General zeigte in einer gebieterischen Bewegung dem bestürzten Bräutigam die Thüre und setzte hinzu: Zu Pferd! Im Namen des Kaisers befehle ich dir!

Der Postillon verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Der Postmeister glaubte eine Entschuldigung wagen zu dürfen und sagte:

Herr General, diese Heirath war wichtig, ein Aufschub kann sie unmöglich machen, und da sie die Zukunft meines Hauses sichert...

Nun gut, unterbrach ihn der aufgebrachte General schon an der Schwelle der Thüre, Sie können heirathen, wenn die Feinde des Vaterlandes nicht mehr vor den Thoren stehen!

Niemals! rief das junge Mädchen. Herr Hubert! setzte sie hinzu und eilte ihm mit gefalteten Händen nach, Herr Hubert! Haben Sie denn Germanie vergessen? Ich bin Germanie, jene Germanie, die Sie versteckte, als Sie sich nicht schlagen wollten! Mein Vater ist gestorben; ich bin eine Waise und dies benutzt man, um mich wider meinen Willen zu verheirathen! Außer Ihnen habe ich keine Stütze und keinen Beschützer!

Der Postmeister, der Niemand anders als Turpou, Germaniens Onkel und nun ihr Vormund war, und dessen eigennützige Absichten auf die Erbschaft seiner Mündel so plötzlich durchkreuzt wurden, stand vor Zorn und Furcht unbeweglich und erwartete ängstlich die Antwort des ehemaligen Widerspenstigen.

Dieser zauderte; seine Erinnerungen hatten noch nicht die Herrschaft über ihn. Er hob das junge Mädchen, die vor ihm kniete, auf, aber seine Augen waren stets nach außen gerichtet.

Ja, ja, sagte er, Germanie... ich erinnere mich... aber morgen, morgen, später... wenn Paris gerettet ist... wenn Frankreich... Adieu, Adieu! sagte er rasch.

Aber Germanie streckte ihre Arme nach ihm aus. Hubert, Hubert, Sie werden nicht gehen!... ich habe jetzt zu viel gesagt... ich bin verloren, wenn Sie weggehen! Bleiben Sie einen Augenblick!

Heute ist es unmöglich!... Mache Platz, Kind!

Und mit fester Hand faßte er schon den Arm der erschrockenen Germanie, um sie zur Seite zu schieben, als seine Adjutanten, die ihm folgten, ankamen. Auf der Chaussee erhob sich ein verworrenes Getöse.

Alles ist zu Ende! Herr General. Wir sind unterwegs den Kurieren begegnet. Der Kaiser marschirt allein von Essonne nach Fontainebleau zurück.

O Unglück! rief Hubert erbleichend. Lassen Sie uns eilen, meine Herren!

Herr General, beruhigen Sie sich... bedenken Sie...

Ich mag nichts hören!... Vorwärts, meine Herren, vorwärts!

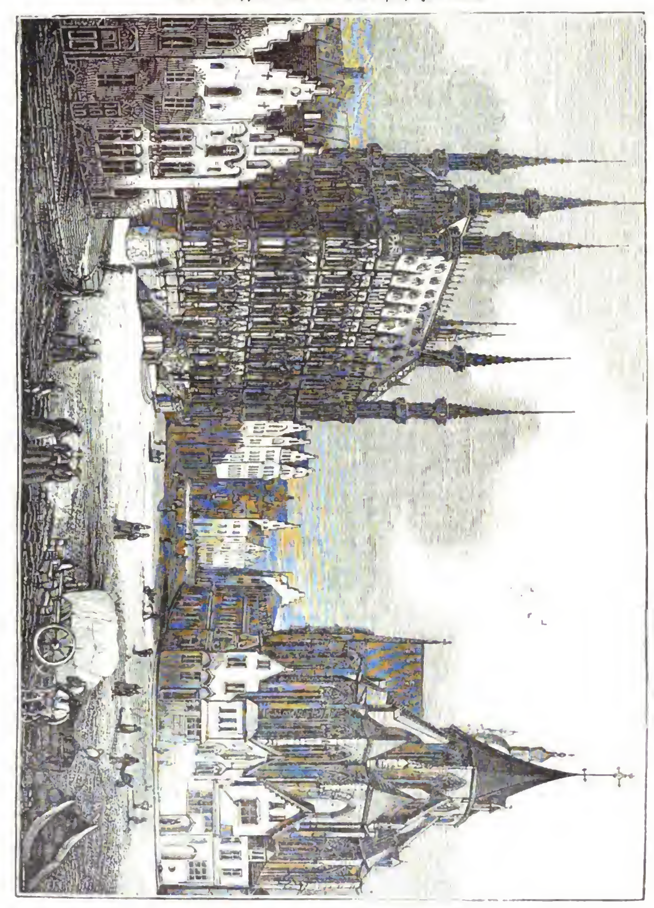
Und mit dem Säbel in der Hand wollte er fortstürzen, als Germanie ihn kalt an der Hand faßte mit einer Würde, die ihn wider Willen beherrschte. Alle betrachteten erstaunt das blasse junge Mädchen. Sie sagte kein Wort und doch blieb der General unbeweglich und wie versteinert vor ihr stehen. Während der Verwirrung, in der Niemand auf sie achtete, hatte sie ihre Brautschleier abgenommen und statt seiner ihr Gesicht mit einem langen schwarzen Schleier verhüllt. Es war der Witwenschleier, den ihr Hubert beim Abschied gegeben!

Diesmal verstand Hubert Alles und erinnerte sich an Alles; der Säbel entfiel seiner Hand und er

streckte seine Arme Germanien entgegen, die weinend an seine Brust sank.

Einige Jahre später lebte in dem hübschen Dorfe Valence eine ehrbare und glückliche Familie, aus einem noch jungen pensionirten General, einer hübschen Frau und zwei schönen Knaben bestehend. Die Mutter flößte ihren Söhnen die Liebe zur Tugend und zum Frieden ein. Aber der Vater und die Kinder eilten ans Fenster, wenn der Tambour des Dorfes vorüberzog.

Das Rathhaus und der Marktplatz zu Löwen.



Das Rosenfest in Salency.



Das Rosenfest ist eine alte Sitte. Der heilige Medard, Bischof von Noyon, der im 15. Jahrhundert lebte, soll es gestiftet haben. Dieser gute Bischof, der auch Herr von Salency, einem kleinen Flecken nahe bei Noyon, war, hatte die Gewohnheit, den Mädchen seines Sprengels, welche wegen ihrer Tugend in allgemeiner Achtung standen, eine Summe von 25 Francs und einen Kranz von Rosen zu schenken. Die erste Rosenkönigin soll des Bischofs eigene Schwester gewesen sein, welcher die öffentliche Stimme den Preis zuerkannte, nnd noch heute zeigt man über dem Altare der Kapelle des heiligen Medard, welche unweit Salency auf einem Hügel liegt, ein schönes Bild, auf welchem der edle Bischof, umgeben von Rittern, Chorknaben und Nonnen der tugendhaften Jungfrau den einfachen Rosenkranz mit Rührung auf die schwarzen Haare drückt.

Dieser Rosenkranz ist für alle Mädchen von Salency ein Tugendmittel; denn der heilige Medard hatte einen großen Theil seiner Güter dazu bestimmt, um dieses Fest für ewige Zeiten zu begründen. Noch jetzt wird ein Tugendpreis nebst der Rosenkrone feierlichst jährlich ausgetheilt und jede Jungfrau strebt darnach, diesen doppelten Preis zu verdienen.

Nach der Stiftungsurkunde muß aber nicht blos die Rosenkönigin selbst untadelig sein, sondern auch Vater und Mutter, Brüder, Schwestern und andere Verwandte müssen in gutem Rufe stehen. Der geringste sittliche Makel, ja selbst gegründeter Verdacht schließen von dem Preise aus. Es wird da eine wahre Adelsprobe veranstaltet; und Proben wahren Verdachtes wiegen gewiß mehr, als die Ahnenproben der Geburt.

Der Herr von Salency hat das Recht, die Rosenkönigin aus den Jungfrauen des Orts zu wählen, welche man ihm als die würdigste einen Monat zuvor bezeichnet. Ist sie ernannt, so wird sie von der Kanzel verkündigt, damit ihre Nebenbuhlerinnen Zeit haben, um die Wahl zu prüfen und sich dagegen zu erklären, wenn sie vor strenger Gerechtigkeit nicht bestehen kann. Diese Prüfung geschieht mit der strengsten Unparteilichkeit. Erst nach dieser Probe ist die Wahl des Herrn bestätigt.

Am 8. Juni, am Tage des heiligen Medard, gegen 2 Uhr Nachmittags, begibt sich die Rosenkönigin, weiß gekleidet, mit aufgelösten, auf die Schultern herabfallenden Locken, begleitet von ihrer Familie und zwölf ebenfalls weiß gekleideten Mädchen mit breiten Blumen-Gürtelbändern, denen zwölf Jünglinge des Orts die Hand reichen, in das Schloß von Salency unter dem Schalle der Trommeln, der Violine und des Dudelsacks; der gnädige Herr selbst oder seine Gemahlin empfangen sie; die Rosenkönigin dankt für den Vorzug, den man ihr gegeben; hierauf gibt der gnädige Herr, oder wer seine Stelle vertritt, und sein Landrichter jeder der Rosenkönigin die Hand, und führen sie unter Vorantritt der Musik, gefolgt von dem ansehnlichen Festzuge, in die Pfarrkirche, wo sie der Vesper auf einem Ehrenplatze mitten im Chore beiwohnen.

Ist die Vesper beendigt, so geht die ganze Geistlichkeit in feierlicher Procession mit dem Volke zur Kapelle des heiligen Medard. Dort segnet der Geistliche den Rosenkranz ein, welcher auf dem Altare liegt. Dieser Rosenkranz ist mit einem blauen Bande umwunden und durch einen silbernen Ring zusammengehalten. Nach der Einsegnung und einer Anrede an die Empfängerin setzt der Geistliche der knieenden Jungfrau den Kranz aufs Haupt und gibt ihr zu derselben Zeit die 25 Francs in Gegenwart des gnädigen Herrn und der Gerichtsbeamten.

Die also gekrönte Rosenkönigin wird nun abermals von dem gnädigen Herrn und seinen Begleitern nach der Pfarrkirche zurückgeführt, wo das Tedeum und ein Lied an den heiligen Medard unter dem Gewehrfeuer der jungen Leute des Orts abgesungen wird. Nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeit führt der gnädige Herr oder sein Stellvertreter die Rosenkönigin bis in die Mitte der Hauptstraße von Salency, wo die Lehnsleute der gnädigen Herrschaft eine große Tafel haben aufrichten lassen, bedeckt mit einem Tischtuche, zehn Schüsseln und zwei Messern, einer Salzbüchse voll Salz, einem Maß weißen Wein in zwei Krügen, zwei Gläsern, einem halben Maß frischen Wassers, zwei Weißbroten zu je einem Sou, einem halben Hundert Nüssen und einem Käse für drei Sou. Außerdem gibt man der Rosenkönigin noch als Ehrengabe eine Gerte, zwei Ballkugeln und eine Pfeife von Horn, mit welcher einer der Lehnsleute dreimal pfeift, ehe er sie überreicht. Letztere sind bei Strafe verbunden, alle diese Dienste mit Genauigkeit zu verrichten.

Von da begibt sich die ganze Gesellschaft nach dem Schloßhofe unter einen großen Baum, wo der gnädige Herr zuerst mit der Rosenkönigin tanzt. Dieser ländliche Ball endigt erst mit Sonnenuntergang. Den andern Tag Nachmittags ladet die Rosenkönigin zu sich alle Mädchen des Dorfes ein und gibt ihnen einen großen Schmaus, worauf alle bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Festlichkeiten nachfolgen.

Dies ist der Ursprung und die Feier des Rosenfestes zu Salency. Und in der That zeichnen sich die 500 Einwohner von Salency durch Zufriedenheit und gute Sitten vor Andern vortheilhaft aus. Rosenkönigin zu werden, ist aller Mädchen höchster Wunsch, und die besten Jünglinge bewerben sich um die Hand der also ausgezeichneten Mädchen.

So viel Gutes kann ein weises Vermächtniß stiften, wenn es mit Ehre und Vortheil wahre Verdienste krönt. Der gute alte Bischof wird noch im Himmel sich freuen, wenn er die vielen glücklichen Leute sieht, welche seine Stiftung durch Jahrhunderte hindurch geschaffen und seinen Namen der Nachwelt in dankbarem Andenken erhalten haben!

Kaiser Hadrian und der alte Gärtner.

Morgenländische Sage.

Vierundsechzig Jahre nach der Zerstörung des Tempels durch Titus erschien Hadrian in Judäa, um die letzte, größte nationale Erhebung der jüdischen Nation zu unterdrücken. Die Geschichte hat uns die grausamsten Thaten dieses Kaisers aufbehalten; selbst die römischen Schriftsteller haben sie uns nicht verschwiegen. Es ist jedoch daneben auch ein edler Zug aus seinem Leben bekannt geworden.

Als der Kaiser Hadrian sich am See Tiberias befand, und eines Tages mit seinem Gefolge das Gefilde durchstreifte, fand er einen Greis von sehr ehrwürdigem Aussehen und blieb vor ihm stehen. Der hochbetagte Mann war mit einer schweren Arbeit beschäftigt; er warf Erde aus, um, wie es schien, etwas in den Boden zu pflanzen.

Du scheinst sehr alt, redete ihn der Kaiser an, bist du nicht höchst betrübt darüber, in deinem Alter so schwere Arbeit verrichten zu müssen?

O nein, erwiderte der Greis; ich thue diese Arbeit gern, sie macht mir Vergnügen!

Und was beabsichtigst du mit dem Auswerfen der Erde? fragte der Kaiser.

Ich will, antwortete der alte Mann, Feigenbäume pflanzen.

Du bist so hochbetagt, nahm Hadrian das Wort, glaubst du die Früchte dieser Bäume noch zu erleben?

Der Himmel, sprach der Greis, hat mich 100 Jahre alt werden lassen, er kann mir noch drei Jahre schenken, dann tragen die Bäume Früchte und ich kann sie noch genießen! Und, fuhr er eifrig fort, wenn mich der Himmel vor dieser Zeit fortrufen sollte, so habe ich die Bäume für meine Kinder, Enkel und Nachkommen gepflanzt, wie meine Vorfahren dies für ihre Söhne und Enkel gethan. Darauf verneigte sich der Greis, holte die kleinen Stämme herbei und arbeitete ruhig fort.

Der Kaiser aber, durchdrungen von Ehrfurcht vor dem Greise, sprach huldvoll zu ihm:

Ich bin der Kaiser Hadrian! Mich hat dein Schaffen und Denken erfreut! Wenn du so glücklich sein solltest, die Früchte von den Bäumen, die du hier gepflanzt, genießen zu können — wenn dir der Himmel also noch so viele Jahre schenken sollte: dann sende mir einige von diesen Feigen und laß mich wissen, wie es dir geht!

Der Greis blickte den Kaiser ruhig an, erfreut im Innern über seine Herablassung, und sah, wie er sich endlich mit seinem Gefolge entfernte.

Die Sonne schien glänzend herab auf den greisen Gärtner, die Vögel sangen in den Lüften und die Blüten dufteten; dieser aber vollendete sein Tagewerk, und als die Sonne niedersank, verrichtete er seine Andacht und ging heim.

Der Himmel aber schenkte dem Mann noch fünf Jahre und die jungen Bäumchen waren emporgeschossen und blühten zur Freude des alten Mannes, und er genoß ihre Früchte.

Da fielen ihm die Worte des Kaisers ein, und er ging hinaus zu seinen Bäumen, die er gepflanzt. Die Sonne schien wieder glänzend herab wie vor fünf Jahren, die Vögel sangen in den Lüften und die Blüten dufteten; die alten Berge waren grün und der Himmel hellblau. Und er nahm ein Körbchen, legte Blätter in dasselbe und füllte es mit Feigen. Dann kleidete er sich sauber an und begab sich nach Antiochien, dem Aufenthaltsorte des Kaisers.

Das schneeweiße Haar des Greises flößte Jedermann Ehrfurcht ein und auch dem Kaiser. Er erkannte zwar nicht den Mann aus Tiberias, denn sein Rücken war mehr gekrümmt als vor fünf Jahren und das Gesicht hatte sich mehr gefaltet; aber die greise Gestalt hatte zu viel Ehrfurchtgebietendes, und als der Kaiser sie erblickte, ließ er den Mann sofort in sein Gemach eintreten, nahm ihn freundlich auf und fragte nach seinem Begehren.

Der alte Gärtner nahm das Körbchen voller Feigen und setzte es vor dem Kaiser nieder.

Du bringst mir etwas? fragte dieser.

Ich bringe, sprach der Greis, die Früchte der Bäume, die du einst von mir bei Tiberias pflanzen sahst. Du zweifeltest, daß ich, ein hochbetagter Mann, das Reifen der Früchte erleben werde, und hast damals den Wunsch geäußert, von mir, wenn mir längeres Leben gegönnt wäre, zu hören. Siehe, großer Kaiser, der Himmel hat mich die Ernte meiner Saat erleben

lassen; ich bringe dir einige Früchte von den Bäumen, die ich pflanzte! Du warst so freundlich und herablassend gegen mich; ich kam hierher mit dem Gefühle des tiefsten Dankes für Romas großen Kaiser. Erlaube, daß ich dich bitte, diese Früchte von mir anzunehmen!

Der Kaiser war erstaunt und erfreut über den alten Mann und sein Geschenk; er erinnerte sich sehr wohl, wie er ihn einst zu Tiberias fand. Er mußte mehre Stunden bei ihm verweilen, und Hadrian unterhielt sich während der ganzen Zeit mit ihm. Dann aber ließ er ihm das Körbchen mit Goldstücken füllen, mit so vielen als es fassen konnte, und sorgte mit jeder Aufmerksamkeit für ihn.

Die Höflinge aber flüsterten untereinander und sahen ungern auf die Huld und Gnade, denn der Kaiser hatte außer dem Geschenke dem Manne die Ehre erwiesen, ihn neben sich sitzen zu lassen und ihm oft die Hand zu reichen.

Als sie ihr Befremden über das Benehmen des Kaisers laut äußerten, fragte sie dieser:

Was befremdet euch und was setzt euch in Erstaunen?

Da erwiderte einer der Höflinge, der Augenzeuge seines Benehmens gegen den Greis war:

Wir sind erstaunt, wie du, o großer Kaiser, einem so geringen Manne so viel Aufmerksamkeit und Ehre für ein Körbchen Feigen schenken kannst!

Da wurde der Kaiser ernst und sprach:

Der allmächtige Gott hat diesen Greis beglückt; er hat ihn ein so hohes Alter erleben lassen und so hoch geehrt, soll ich, ein Mensch, ihn nicht auch ehren? Seht sein greises Haar; fodert es nicht Jedermann zur Ehre auf?

Die Höflinge schwiegen, der Greis aber wanderte heim und weilte bei seinen Feigenbäumen. Die Sonne schien hell, die Vögel sangen und die Blüten dufteten. Er sah nach den grünen Bergen und dem blauen Himmel und dankte dem Schöpfer für die Gnade, die er ihm erwiesen hatte.

Ein lustiges Stücklein vom „alten Dessauer".

Im August 1723 campirte das sächsische Infanterieregiment Marché bei Merseburg, und dies gab der regierenden Herzogin von Merseburg Veranlassung den Chef des hallischen Regiments, Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, mit seinen drei Söhnen zu einem Besuche einzuladen. Der Fürst erschien, und als nun ihm zu Ehren von den Truppen ein Manoeuvre ausgeführt werden sollte, stellte er seine beiden ältesten Söhne auf den rechten Flügel des Regiments, wo sie bis zum letzten Augenblicke blieben und alle einzelnen Uebungen mitmachen mußten. Das Exercitium erhielt aber den Beifall des alten Fürsten in so hohem Grade, daß er nicht nur der Kasse des Regiments 200 Thaler verehrte, sondern auch unter die Grenadiere selbst noch einige Hände voll Dukaten, Thaler und Guldenstücke vertheilte. Hierauf ließ er es sich auch nicht nehmen, mit den Offizieren auf der Wiese in einem Zelte zu speisen, indeß die Herzogin mit den übrigen Eingeladenen im Schlosse große Tafel hielt.

Kaum war jedoch der Fürst fertig mit Essen, was nie lange dauerte, so ließ er die Grenadiere wieder antreten und führte sie auf das Schloß; auch mußte der Oberst Marché ihm mit einem Corps Musketiere dahin folgen. Der Fürst ging nun mit seinen Leuten in den Speisesaal, marschirte etliche mal im Paradeschritt um die Tafel herum, und ließ dann die Grenadiere, die er so lieb gewonnen, immer innerhalb des Tafelzimmers exerciren, daß den Gästen Hören und Sehen verging.

Dann beorderte er die ganze Feldmusik des Regiments, und diese verführten mit ihren Trompeten und Pauken einen solchen Lärm, daß namentlich die armen Damen weder aus noch ein wußten.

Noch nicht genug! Der Fürst commandirte endlich sogar: „Feuer!" und obgleich die Soldaten von beiden Seiten Front gegen die Fenster machten, so verursachte doch das Abschießen der Gewehre eine so furchtbare Erschütterung der Luft in dem Saale, daß die schönen Tafelscheiben der Fenster alle im Nu zersprangen, auch die kostbaren Kleider der Damen und Cavaliere, wie die Chronik sagt, verdorben waren.

Natürlich hörte die Tafel sogleich auf, denn wer hätte in diesem Pulverdampfe ausdauern können! Der Fürst aber wollte sich vor Lachen ausschütten und nannte das eine königliche Lust.

Um 4 Uhr Nachmittags fiel es ihm ein zu tanzen. Er ergriff die regierende Herzogin, sein ältester Sohn die Prinzessin von Barby und so die andern Offiziere und ein Theil der Gemeinen die übrigen Damen. Alle Tänzer hatten jedoch nach dem Befehle des Fürsten, den entblößten Degen in der einen, ihre Damen in der andern Hand, und sprangen wild und unbändig umher. Das Vergnügen der Damen läßt sich also wol ermessen, da Collisionen mit den Degen fast unvermeidlich sein mußten.

Endlich um 6 Uhr entließ der Fürst die Soldaten, nachdem er sie zuvor noch einmal reichlich beschenkt hatte. Man tanzte nun noch bis 8 Uhr, dann ging es zur Tafel, und um 10 Uhr fuhr Leopold in der heitersten Laune wieder nach Halle zurück.

Tiroler Schützen.



Mannichfaltiges.

Die Krieger von Odeipur. Die eingeborenen Sipahis von Dscheipur und Odeipur in Ostindien sind so originelle Erscheinungen, daß man sie eher für Alles als für Krieger ansehen möchte, wenn nicht ihre ungeheure Lanze unwiderleglich bewiese, daß sie zu den Söhnen des Mars gehören. Ein kleines Pferd, besser mit der indischen Benennung Tatu bezeichnet, denn unter der Benennung „Pferd" (Ghora) möchte man kaum diese Thiere erkennen, die man für zehn, fünf, ja zwei Rupien kauft, groß genug eben, um die Größe jedes noch so großen Hundes zu überschreiten, hinlänglich mager, um seinen Knochenbau schon bei seinem Leben an ihm vollkommen studiren zu können, dient diesen Kriegern als Rosinante. Auf diesem Tatu befindet sich ein unförmlicher, hoher Sattel, der das Pferd fast von den Hüften bis zu den Schultern bedeckt. Ist der Sattel auch an und für sich schon hoch über dem Pferde, so sind doch noch alle Bedürfnisse des Suwars auf den Sattel gepackt, da er seinen ganzen Hausrath mit sich zu führen für nöthig findet. Eine große dickwattirte Decke, die dem Reiter als Bett dient; die verschiedenen Dinge, die er für das Pferd selbst bedarf, Stricke und Pflöcke, der Freßsack, sind hinten an dem Sattel angehängt; ein metallenes Gefäß, die Loda, und andere dem Reiter nothwendige Dinge hängen vorn an dem Sattel. Hoch oben sitzt der Krieger selbst, der nun in der Höhe von wenigstens einem Fuße über dem Rücken seines Pferdes, sich erhaben über das Getümmel da unten dünkend, mit stiller Befriedigung auf sein Kampfroß blickt. Nicht weniger als sein Pferd ist er selbst bepackt. In der kältern Jahreszeit umhüllt ihn eine dicke, wattirte, baumwollene Ankerka, die, oben eng, bis eine Spanne oberhalb der Knöchel hinabreicht, mit buntem Baumwollenzeuge überzogen ist und meist Spuren einer langen Gebrauchszeit an sich trägt. Ein großes Stirnband, gewöhnlich nicht viel reinlicher als der ganze Anzug, ziert das Haupt des Kriegers; ein Schwert oder wol auch zwei Schwerter sind an dem Leibgurte befestigt; ein Schild hängt auf dem Rücken und eine lange, oft 20 Fuß lange Bambusstange, Lanze genannt, dient ihm wol mehr als Balancierstange, wie als Waffe. Die Regimenter, welche unter englischen Offizieren stehen, das sogenannte regulaire Militair, ist allerdings wesentlich von diesen Rittern verschieden und wir haben in denselben nur ein Bild vor uns, wie der eingeborene Krieger, in seinem eigenen Geschmacke und nach eigener Ansicht sich vortheilhaft ausrüstet — gut genug, um so auf seinem Rößlein der Schrecken aller ruhigen Bürger zu sein!

Der verstorbene Professor Lachmann in Berlin hatte daselbst ein paar Doppelgänger, einen gewissen Schubart, der eine Töchterschule leitete, und einen Candidaten Dunkel. Diese Aehnlichkeit gab nicht nur zu manchen Verwechselungen Anlaß, auch zu manchen Scherzen. So befand sich Schubart einmal an einem öffentlichen Orte mit einem angesehenen Gelehrten in Unterhaltung; im Laufe derselben glaubte er zu bemerken, daß jener ihn verkannte und sagte: „Sie halten mich wol für den Prof. Lachmann?" „O nein", lautete die begütigende Gegenrede. „Ich weiß sehr gut, daß Sie der Candidat Dunkel sind."

Burlaken heißen die Russen, welche längs den Ufern der Wolga die Schiffszieher machen; man rechnet ihre Zahl auf 100,000 und diese Zahl kann einen Begriff geben von der Ausdehnung der Schiffahrt auf der Wolga und den darin verwertheten Capitalien. Sie wohnen auch längs der Wolga, die sie ihre „Nährmutter" nennen. Sie ziehen an den Schiffen vermittelst eines Gurts, der an das Ende der Leine befestigt ist. Bei kleinern Schiffen ist nur eine Linie Burlaken in Thätigkeit; bei größern Schiffen theilt sich die Leine in zwei Enden, die von zwei Reihen Gurtmänner gezogen werden. Der Burlake, welcher an der Spitze geht, Djädka (Großväterchen) genannt, muß die Arbeit so perfect kennen, daß er, ohne rückwärts zu sehen, fühlt und weiß, wer in dem Zuge nicht recht anzieht. Der zuletzt in der Reihe gehende Burlake heißt der „Langsame", und hat die Obliegenheit die Leine loszumachen, wenn sie sich in einen Busch oder Baum verhängt. Gleichmäßig, immer den rechten Fuß vorsetzend, gehen die Burlaken Schritt vor Schritt und bringen durch egales Fortschreiten ein gemeinsames Schwanken in die ganze Reihe. Um nicht halb einzuschlafen und in der Schläfrigkeit zu stolpern, ermuntern sie sich durch Gesänge, die sich von weitem gar nicht übel ausnehmen. Durch die auf der Wolga zunehmende Dampfschiffahrt wird das Geschäft der Burlaken von Jahr zu Jahr mehr beeinträchtigt.

Bibliotheken in Konstantinopel. Nach Ubicini's Briefen über die Türkei gibt es in Konstantinopel 40 öffentliche Bibliotheken, außer den besondern der Moscheen, deren Zahl mehr als 1000 betragen soll. Die Serailbibliothek enthält außer den Manuscripten, die nicht katalogisirt sind, über 15,000 Bände. Man berechnet die Zahl der Manuscripte in den öffentlichen Bibliotheken auf 9000. Da sich darunter auch viele griechische und lateinische befinden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß von Konstantinopel aus uns noch manche Bereicherungen unsers literarischen Bestandes aus der Zeit der Griechen und Römer bevorstehen.

Chinesische Pflanzen sind in den letzten drei Jahren vielfach in Frankreich cultivirt worden und von manchen darf man annehmen, daß sie sich dort einheimisch machen werden. Am erfolgreichsten könnte in dieser Beziehung der Tsing-ma (Corchorus textilis) werden. Er liefert den außerordentlich feinen Faden, aus dem der berühmte und kostbare Battist von Kanton gefertigt wird; sein zarter Faden übertrifft an Feinheit alle in Europa bisjetzt angebauten Faserstoffe.

Mohammed's Verzückung in den Himmel. Die Erzählung dieser Offenbarung des berühmten Religionsstifters ist so reichlich mit den prächtigsten Bildern einer glühenden Einbildungskraft ausgestattet, daß auch der hitzigste Araber sich befriedigt fühlen muß. Abgesehen von den Schnelligkeitsproben, die der Schimmel Alborak gibt, auf dem sich Mohammed blitzschnell — Al Borak heißt im Arabischen der Blitz — von einem Orte zum andern begibt, erscheint einzig in seiner Art der Engel Asrafel, der den Thron Gottes trägt. Dieser Thronträger hat eine Million Häupter, jedes Haupt eine Million Münder, jeder Mund eine Million Zungen, jede Zunge redet eine Million Sprachen, in welchen er Tag und Nacht das Lob Gottes preiset.

Der versetzte Knebelbart. Unter dem Vicekönig Don Juan de Castro im portugiesischen Indien ward im Jahre 1645 die für die Portugiesen äußerst wichtige Stadt Diu von den Ungläubigen belagert. Es fehlte der Regierung an Geld, um eine Flotte auszurüsten und der Belagerung ein Ende zu machen. Castro ließ sich die Hälfte seines Knebelbarts abschneiden und schickte sie den Kaufleuten von Goa als Versatz für eine Anleihe von 200,000 Pfund. Castro, als tapferer und rechtschaffener Mann bekannt, erhielt sofort die Summe, hob die Belagerung auf und löste seinen halben Knebelbart mit Ehren wieder ein.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

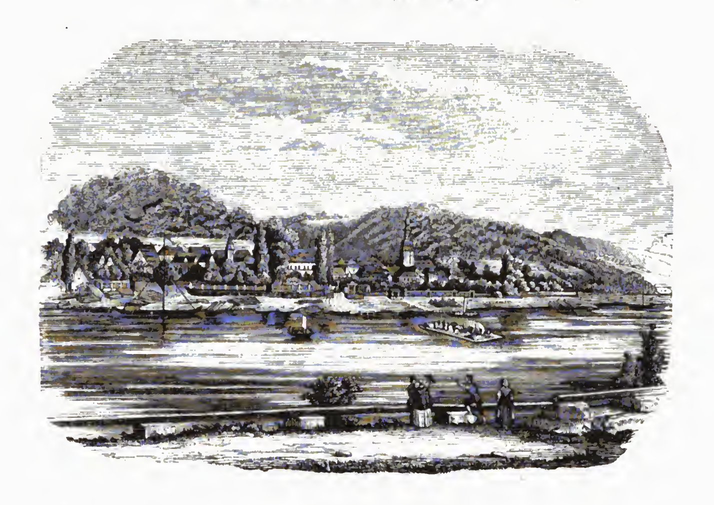
Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 490.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. **[22. Mai 1852.**

Schandau in der Sächsischen Schweiz.



Civilis und Veleda.

Die Sonne war im Westen hinter den waldbewachsenen Uferbergen des Rheins untergegangen. Eine mehr und mehr zunehmende Dämmerung breitete sich über die tiefen, dunkeln Wälder Westfalens aus. Der Mond stieg am Himmel herauf und beleuchtete mit seinem blassen, magischen Lichte die einsamen Gegenden. In tiefer Stille lag das Thal der Lippe. Nur das einförmige Geräusch des Wellenschlags schallte in die Abendluft hinein. Eine Schar Reiter zog die Lippe entlang. An ihrer Spitze ritt ein schöngewachsener Mann; das lange rothgefärbte Haupt- und Barthaar wallt um Schultern und Brust; das edle Gesicht ist entstellt durch den Verlust des einen Auges. Civilis war es, der berühmte Bataverhäuptling, der sein Volk befreien wollte von der Zwingherrschaft der römischen Cäsaren. Ein Gelübde hatte er gethan, nicht eher das Haupt und den Bart zu scheeren, bis er eine große Waffenthat gegen die Römer vollbracht hätte.

Die Reiter kamen endlich zu einem einsamen

Thurme, dessen graues Dach hoch in die Lüfte ragte. Hier wohnte in tiefer Abgeschiedenheit von der Außenwelt Veleda, eine Jungfrau aus dem Stamme der Brukterer, hoch im Ansehen stehend weit umher wegen ihrer Gabe, das Schicksal der Zukunft zu verkündigen. Sie wollte auch Civilis befragen, ob das Glück ihm hold sein werde in seinem Unternehmen. Er und seine Begleiter kamen an die niedrige Pforte des Thurmes, aber Zutritt bei der gottbegeisterten Jungfrau ward nicht gestattet. Denn sie entzog sich dem Anblick der Menschen, um ihnen desto mehr Ehrfurcht einzuflößen. Eine Verwandte von ihr hütete den Eingang. Civilis trug sein Anliegen vor, die Mittelsperson begab sich hinauf in das Zimmer der Seherin und in gespannter Erwartung hielten die Reiter. Nach einiger Zeit erschien die Botin wieder und verkündete dem überraschten Civilis in Veleda's Namen: „Die Götter haben dich zu ihrem Günstling erkoren. Erfolg wird deine Schritte krönen, die muthigen Germanen werden große Fortschritte machen in ihrem Befreiungswerke und Untergang wird das Loos der Legionen sein!"

Von Muth und Begeisterung erfüllt zogen die Reiter wieder in die heimatlichen Gaue Bataviens. Hier waren schon viele Häupter der Bataver, Kanninefaten und Friesen zusammengekommen, um mit Civilis über ihr Unternehmen zu berathschlagen.

Civilis hatte in frühern Jahren lange unter den Römern gelebt. Aber durch sein freimüthiges Wesen machten er und sein Bruder sich bei den Römern verdächtig. Sie wurden Beide verhaftet, sein Bruder hingerichtet, Civilis aber später freigelassen. Er war jedoch nicht der Mann, der solche Schmach auf sich ruhen ließ und schwur, sich an den Römern zu rächen. Bei seiner Rückkehr in die Heimat sah er, wie seine Landsleute unter den Bedrückungen der Römer seufzten. Ungebührlichkeiten römischer Werber hatten das Maß der Geduld erfüllt; allgemein regte sich in den Batavern die Sehnsucht nach Freiheit und freudig eilten die Vornehmsten des Landes zum Civilis, der sie unter dem Schein eines Opferfestes zu sich beschieden hatte. Mit Jubel wurde er begrüßt. Das Opfermahl wurde in einem heiligen Haine gehalten in nächtlicher Stille; die Männer ließen es sich wohl sein beim Becher voll herrlichen Meths, und als Civilis sie von der Freude und dem Getränk erhitzt sah, sprach er zu ihnen von den Bedrückungen und Räubereien der Römer und zählte alle Übel der Knechtschaft her, die sie erdulden müßten. „Man behandelt uns nicht mehr als Bundesgenossen", redete er sie an, sondern als Leibeigne; man gibt uns den Legaten, Präfecten und Centurionen preis, die unser Vaterland unter allen möglichen Vorwänden aussaugen. Schon wieder steht eine neue Aushebung bevor, man wird Kinder von Ältern, Brüder von Brüdern, Gattinnen von ihren Gatten reißen; unnennbarer Schmerz wird in Bataviens Gaue einkehren, nur Wehklagen und Jammer wird durch seine Wälder und Haine erschallen. Also schaut auf, ihr tapfern Häuptlinge, ermannt euch und erzittert nicht vor dem Namen der Legionen!"

Die versammelten Männer schlugen zum Zeichen ihres Beifalls ihre Schwerter und Speere zusammen und schwuren, in Schutz und Trutz gegen die Römer zusammenzu halten. Die Kanninefaten und Friesen schlossen sich unter ihrem Anführer Brinno an, und noch andere germanische Stämme folgten diesem Beispiele. Brinno erhob zuerst die Fahne des Aufstandes; er überfiel ein römisches Winterlager und zerstörte es. Auch die Kastelle wollte er zerstören, aber die römischen Präfecten verließen dieselben und zündeten sie an, weil ihre Vertheidigung unmöglich war.

Civilis glaubte mit List verfahren zu müssen und machte deshalb den Präfecten Vorwürfe über die Feigheit, mit welcher sie ihre Kastelle verlassen hatten. Er gab ferner vor, er wolle mit der unter seinem Commando stehenden Cohorte die Kanninefaten zur Ruhe bringen und ermahnte die Präfecten, ihre Winterquartiere zu beziehen. Allein man sah, daß hinter diesem anscheinend wohlgemeinten Rathe ein Betrug liege, daß Civilis beabsichtige die Cohorten zu zerstreuen, um sie leichter überwältigen zu können, und die Germanen, ein kriegerisches Volk, machten ihre Rüstungen zum Kriege nicht mit der Vorsicht, welche sie hätte verherrlichen sollen. Als aber Civilis sah, daß seine List nicht zum Ziele führte, schritt er zur offenen Gewalt, berief seine Völker zusammen und stellte sie unweit des Rheins in Schlachtordnung auf, die Friesen, Bataver, Kanninefaten, Germanen, jeglichen Stamm in einen besondern Keil. Gegenüber stand die römische Schlachtordnung, auch die römischen Schiffe auf dem Rheine waren gegen den Feind gewendet. Die Schlacht begann. Nicht lange hatte man gestritten, als die Cohorte der Turgrer zu Civilis überging; die römischen Soldaten, bestürzt über diesen Verrath, verloren den Muth und wurden mit leichter Mühe überwältigt. Auch auf den Schiffen war gleiche Treulosigkeit. Ein Theil der Schiffsmannschaft waren Bataver und glaubten ihrem Vaterlande nützen zu müssen. Sie störten wie aus Ungeschicklichkeit die Verrichtungen der übrigen und steuerten dem feindlichen Ufer zu. Als die Steuerleute und Befehlshaber sich widersetzen wollten, wurden sie von den Batavern ermordet und so gerieth die römische Rheinflotte, 24 Schiffe zählend, in die Hände des Civilis.

Ein so glänzender Sieg konnte natürlich nicht ohne Folgen bleiben. Civilis wurde durch Gallien und Germanien als der Befreier gepriesen. Froh über seinen Triumph schickte er eine Gesandtschaft mit Geschenken an Veleda. Die Jungfrau ließ ihn ermahnen fortzufahren auf der betretenen Bahn, und verhieß ihm neues Glück. Von verschiedenen germanischen Völkern kamen Gesandte, um ihm Glück zu wünschen und Hilfsvölker anzubieten. Civilis schloß auch mit den Galliern ein Bündniß, foderte sie auf, der Übel eingedenk zu sein, die sie seit einer so langen Reihe von Jahren durch die Herrschaft der Römer, erduldet hätten, und zu bedenken, daß die Freiheit errungen werden müsse, um jeden Preis.

Bald solle eine zweite Schlacht erfolgen. Als die Botschaft vom ersten Siege des Civilis erscholl, wurde eilends der Legat Mummius Lupercus mit zwei Legionen und Hilfsvölkern aus Ubiern und Trevirern bestehend, gegen Civilis abgeschickt. Auch befand sich eine batavische Cohorte noch bei Lupercus, welche längst abtrünnig nur Treue heuchelte, um dann in der Schlacht zu ihren Landsleuten überzugehen. Civilis stellte die Trophäen des letzten Sieges, die eroberten Adler vor seinem Heere auf, um seinen Kriegern den frischen Ruhm vor die Augen zu führen. Die Weiber und Kinder mußten die Wagenburg einnehmen, welche den Rücken des Civilis deckte. Bald erscholl das Gefilde vom Kriegsgesang der Männer, von dem herzzerreißenden Geheul der Weiber, vom Waffenklang; Civilis sprengte durch die Reihen der Seinigen, sie mit den Worten zum Kampf anfeuernd: „Vor den Augen des Rheins und der Gottheit Germaniens, unter ihrem Schutz und Schirm und eingedenk eurer

Gattinnen, Kinder, Ältern und Verwandtschaften, eures heimatlichen Herdes, geht in die Schlacht!" Die batavische Cohorte ging bald zu ihren Landsleuten über, und stellte den linken Flügel der Römer bloß; jedoch die Legionen hielten standhaft aus, bis die Ubier und Treviren schmälich die Flucht ergriffen. Die Scharen des Civilis drangen jetzt mit erhöhtem Muthe auf die Legionen ein und zwangen sie, sich mit starken Verlust in ihr Lager zurückzuziehen.

Während so in Germanien, vom Prophetenwort der Veleda gestachelt, Civilis Sieg auf Sieg errang, war in Rom große Verwirrung. Ein Cäsar stürzte den andern, um selbst nur auf kurze Zeit sich mit der Purpurtoga schmücken zu können. Galba mußte dem Otho weichen, dieser dem Vitellius und auch dieser regierte nur wenige Monate als schon die Legionen den Flavius Vespasianus zum Imperator erhoben. Vitellius hatte jedoch noch viel Anhang und so waren auch schon einige Cohorten der Bataver und Kanninefaten auf dem Wege nach Italien, um dem Vitellius zu dienen. Als sie aber von den Fortschritten hörten, die Civilis gegen die Römer machte, empörten sie sich, foderten Erhöhung des Soldes und machten Schwierigkeiten weiterzugehen. Als ihnen der Anführer Hordeonius ihre Foderung nicht gewährte, zogen sie sich zurück, um sich mit Civilis zu vereinigen. Unterwegs wollte ihnen Herennius Gallus, Legat der ersten Legion, die zu Bonna, dem jetzigen Bonn, ihr Standlager hatte, den Übergang über den Rhein verwehren und stellte sich mit 3000 Mann seiner Legionaren und einigen Cohorten Belger vor den Thoren der Stadt auf. Aber die tapfern Bataver drangen, in Keilordnung aufgestellt, und dicht geschlossen durch die dünne Schlachtordnung der Römer und besiegten sie vollständig. Ungehindert gelangten sie nun zu Civilis, dessen Heer dadurch bedeutend verstärkt wurde. Ein Versuch, die eingeschlossenen Römer für Vespasian zu gewinnen, mislingt. Mit Gewalt es durchzusetzen, gab Civilis auf und legte sich ruhig vor das Lager der Römer, indem er die Treue der Legionen durch Botschaften und Versprechungen zu erschüttern suchte.

Da kam ein Abgesandter von Rom, Namens Montanus, dem Civilis anzudeuten, daß er vom Kriege abstehe. Denn wenn er beabsichtigt hätte, für Vespasian's Sache zu fechten, so sei sein Zweck erreicht. Aber Civilis entließ den Montanus mit zornigen Worten, indem er ihm die Undankbarkeit der Römer vorwarf und erklärte, den Krieg für die Freiheit seines Volkes fortzusetzen.

Mit wechselndem Glücke wurde dieser nun fortgeführt. Auch Gallien erhob sich. Hier strebte Julius Sabinus danach, sich zum Beherrscher des Landes zu machen und ein gallisches Reich zu stiften. Aber die Germanen, die auf seiner Seite waren, waren damit nicht zufrieden und zogen sich zurück.

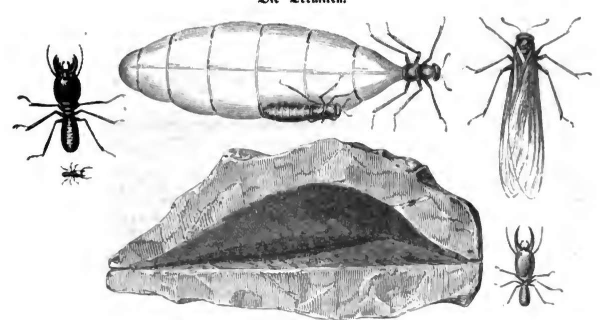
Jetzt fingen die Umstände an, sich zu ändern. Vespasian bestieg den römischen Thron und sandte den Cerialis, einen tapfern und kriegserfahrenen Feldherrn, mit Heeresmacht nach Gallien und Germanien, um die Ruhe wieder herzustellen. In Gallien gelang es ihm, er schlug den Sabinus und zwang die dem Civilis anhängenden Gallier, von diesem abzufallen. Nun war zwar Civilis auf sich allein beschränkt, aber noch gab er seine und seines Vaterlandes Sache nicht auf.

Die Bewohner der Colonia Agrippina, des jetzigen Kölns, handelten verrätherisch genug an Civilis. In ihren Mauern weilte Civilis' Gattin und Kinder, die er als Pfand seines Bundes mit den Bürgern hinterlassen hatte. Als Cerialis mit seinen Legionen anrückte, ermordeten die Römer die batavische und germanische Besatzung und boten die Familie unsers Helden dem Cerialis an. Draußen vor den Mauern kam es zur Schlacht zwischen beiden Heerführern und die römischen Legionen wurden in die Flucht geschlagen. Cerialis machte jedoch seine Niederlage wieder gut, indem er das feindliche Lager eroberte und zerstörte. Civilis ergänzte sein Heer durch Hilfstruppen aus Germanien und lagerte sich bei Castra Vetera (Xanten). Cerialis rückte ihm mit seinem Heere nach und jener ließ jetzt die ganze Gegend durch einen Damm, den er im Rheine zog, überschwemmen, um seinem Gegner ein schwieriges und unzugängliches Terrain zu bereiten. Ein kleines Gefecht, wobei man, im Wasser stehend sich bekämpfte, blieb zwar unentschieden; beide Feldherren suchten jedoch die Entscheidung zu beschleunigen. Der folgende Tag sollte diese bringen. Auf beiden Seiten stellte man sich in Schlachtordnung. Civilis und Cerialis redeten Beide zu ihren Heeren, sie zum Kampfe anzufeuern. Eine wüthende Schlacht entbrannte. Schon wollten die Legionen sich zurückziehen, denn sie konnten in dem sumpfigen Boden nicht gut kämpfen, als batavische Überläufer sie auf trockenes Terrain in den Rücken des Civilis führten. So von vorn und im Rücken angegriffen, mußte er sich zurückziehen und nur ein starker Regen und die einbrechende Nacht schützte ihn vor der Verfolgung und dem gewissen Untergange. Er begab sich mit seinem Heere auf eine Insel im Rheindelta und verschanzte sich, indem er die ganze Gegend um sein Lager herum überschwemmen ließ.

Cerialis trug jetzt durch Botschaft den Batavern Frieden, dem Civilis Verzeihung an, wenn er sich ergeben wolle, indem er ihm vorstellen ließ, daß längerer Widerstand nur Unheil bringen würde. Civilis sendete Boten an seine Vertraute, die Seherin Veleda, sie um Rath zu fragen. Sie rieth unbegreiflicher Weise jetzt zum Frieden und auch die Bataver gaben die Hoffnung auf, jemals die vollständige Freiheit zu erlangen. Civilis schloß mit Cerialis, der auch Feindesmuth zu schätzen wußte, einen ehrenvollen Frieden und erhielt Verzeihung. Er zog sich vom Schauplatz der Welt zurück und lebte wahrscheinlich mit seiner Familie in der Stille; denn die Geschichte schweigt über seine spätern Schicksale. Aber sein Name stand bei Römern, Galliern, Germanen und Batavern in hoher Achtung und die dankbare Nachwelt richtete ihn mehr nach seinem guten Willen, als nach seinen Thaten, und den Ergebnissen seines Krieges, der vom Schicksal nicht begünstigt wurde. Erst 1500 Jahre nach ihm wurde sein Geist in Wilhelm von Oranien wieder mächtig. Dieser Freiheitsheld verschaffte Bataviens Bewohnern die lange ersehnte Freiheit und Unabhängigkeit.

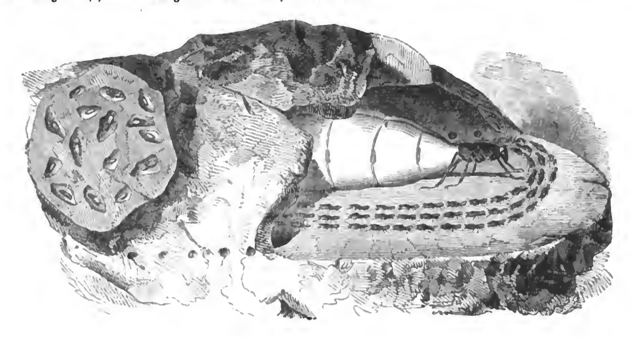
Auch Veleda zog sich zurück. Sie hatte ihre Rolle, als die Seele des Befreiungskrieges, ausgespielt und lebte fortan in tiefer Abgeschiedenheit in ihrem Thurme an der Lippe. Bald verließ sie ihn, um ihn mit Walhallas Räumen zu vertauschen. Raben und Eulen kreisten um das alternde Gemäuer, bis es in Trümmer und Staub verfiel und keine Spur mehr übrig blieb von dem geheiligten Sitze der gottbegeisterten Seherin an der Lippe.

Die Termiten.

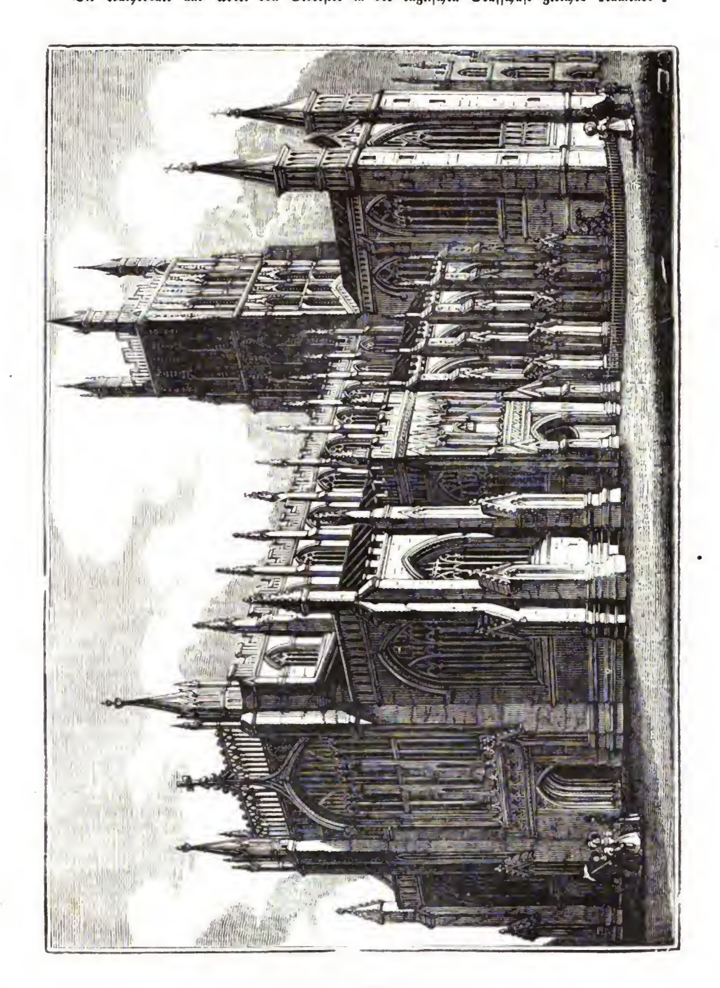


Die Termiten gehören zu den Insecten mit häutigen Flügeln und werden wol auch weiße Ameisen, Holzläuse oder Verwüster genannt. Sie leben in großen Gesellschaften in der heißen Zone und haben große durchsichtige Flügel, rosenkranzförmige Fühler, eine vierspaltige Unterlippe und am Hinterleibe zwei kurze, zweigliedrige, kegelförmige Spitzchen. Man unterscheidet Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Die gemeinen Termiten leben in Ostindien, Neuholland und Afrika innerhalb der Wendekreise. Alle sind weiß, doch das Männchen zeichnet sich durch einen gelben Kopf aus. Männchen und Weibchen haben Flügel, aber nicht immer. Wenn das Weibchen Eier trägt, so wird es viele tausendmal größer als das Männchen, und es legt in 24 Stunden 80,000 Eier. In jeder Wohnung lebt gewöhnlich nur ein eierlegendes Weibchen, welches wie bei den Bienen die Königin heißt. Das Merkwürdigste an den Termiten sind ihre Wohnungen. Dieselben haben eine Höhe von 8—12 Fuß, sind kegelförmig und werden allmälig so hart, daß man sie nicht zusammenzudrücken vermag. Sie enthalten eine Menge verschiedener Gänge und Kammern, die sie theils zu Wohnungen, theils zu Vorrathskammern benutzen. In der Mitte wohnen der König und die Königin, um sie herum die Geschlechtslosen, welche den künstlichen Bau aufführen, mehr nach außen liegen die Magazine und die Brutzellen. Eine Menge solcher Paläste pflegen zusammenzustehen und gewähren von weitem das Ansehen eines Dorfes, denn die Hütten der wilden Afrikaner gleichen von weitem den Termitenhügeln. Die Termiten richten großen Schaden an. Sie dringen in die Wohnungen der Menschen und zerstören hier Alles bis auf Stein und und Metall, sogar die Wohnungen selbst. Das scharfe Öl aus den Akaziensamen können sie nicht vertragen und sie lassen daher mit demselben bestrichene Gegenstände unberührt.

Die eingefügten Abbildungen zeigen die hier geschilderten Insecten in verschiedenen Stadien ihres Daseins, namentlich die Verwandelung der Eier in Maden und ihre allmälige Ausbildung, sowie zugleich die eigenthümliche Bauart ihrer kolossalen Wohnungen und die Art, wie die sogenannten Soldaten unter ihnen an derselben arbeiten.



Die Kathedrale und Abtei von Glocester in der englischen Grafschaft gleiches Namens.



Die Portraits der Prinzessin Eboli, des Don Carlos, der Elisabeth und Philipp's II. von Spanien.

Auf dem Schlosse Buitrago, dem Herzoge von Infantado gehörig, gab es, wenigstens bis zur Revolution (1808) eine große, prachtvolle Gemäldegalerie, in welcher namentlich auch die ähnlichsten Bildnisse der genannten vier so bekannten historisch-dramatischen Personalitäten vorhanden waren. Das Bildniß der Prinzessin Eboli war zwei mal da; das eine mal phantastisch aufgefaßt und zwar in einer Art, wie man es in der Zeit, wo es gemalt wurde, nach der bekannten Sinn- und Denkungsweise der Spanier kaum für möglich halten sollte. Wahrscheinlich war es das Werk eines Italieners, eines Vorläufers von Albani oder Domenichino; denn die spanischen Maler waren jederzeit viel zu kirchlich und finster gestimmt, als daß sie sich zu Amoretten herabgelassen oder das Reinsinnliche dargestellt hätten. Gerade dadurch aber zeichnete sich dies Bild aus und nun wirft Dies wieder ein besonderes Licht auf den sinnlichen Charakter dieser Fürstin von Eboli; denn sie war die Gemahlin des Rui Gomes de Silva, welchen Philipp II. zum Fürsten von Eboli ernannte, indem er dadurch wol auch seine geheime Verbindung mit ihr dem geduldigen Granden minder herbe machen wollte. Das Bildniß stellte sie in voller Figur dar, aber wie? In einer Veranda, unter dem Schatten einiger mächtigen großen Bäume, gerade als ob sie soeben das Bett verlassen habe, nur in feine Leinwand gehüllt. Die Augen brannten in düsterm Feuer und waren so sprechend, als ob sie lebe; das lange Haar wallte über die Schultern herab und Amoretten schwärmten überall herum, als wollten sie ihr Dienste leisten, oder sie ihre Macht fühlen lassen. Die Einen flochten ihr Blumen ins Haar; ein Anderer zog ihr den Pantoffel an; wieder Zwei derselben hielten ihr einen Spiegel vor; in der Ferne schoß Cupido einen Pfeil nach ihr ab, und dort schien Einer die Spitze seines Pfeiles zu erproben, ihn dann ebenfalls auf den Bogen zu legen. Aus dem Gebüsche lugte im Hintergrunde ein Faun; aber sie zeigte ihn lächelnd einem Cupido, der auf ihrem Schoose saß und sich zu fürchten schien.

Jedoch so reizend sie auch hier erschien, so blieb doch ihre Schönheit hinter der zurück, in welcher Elisabeth von Valois, die Tochter Heinrich's II. von Frankreich, strahlte. Sie war auf einem großen Wandgemälde in einem zweiten Saale dargestellt, wie sie ihren Einzug zu Pferde in Madrid hielt, um statt dem Don Carlos, dem König Philipp II. vermählt zu werden, und prangte in blauem Atlas. Den König sah man auf einem Balcon, schwarz gekleidet, mit dem goldenen Vließ; die Haare roth, schon vermischt mit weißen, ein langes, häßliches, bleiches, runzliches Gesicht. Geschmeichelt hatte ihm der Künstler in der That nicht; denn Philipp II. war (1559), als er diese Verbindung einging, noch nicht 33 Jahre alt.*) Don Carlos ritt der Königin zur Seite, blondlockig, blaue Augen, schöner Kopf, schmachtende Blicke auf die Königin geheftet, ob er gleich kaum erst 15 Jahre alt sein konnte; denn im 16. Jahre hatte Philipp II. die erste Ehe geschlossen. Die Kleidung war weißer Atlas, mit Edelsteinen besetzt; der Halskragen von den feinsten Spitzen, auf dem Kopfe ein kleiner, runder, auf der einen Seite aufgekrämpter Hut mit weißen Federn. Ein anderes Gemälde in der nämlichen Galerie stellte ihn in dem Augenblicke seines bevorstehenden Todes dar. Er saß auf einem Armsessel, den Ellbogen auf den Tisch gestützt, der vor ihm stand; der Kopf ruhte schmerzvoll in der Hand, die andere hielt eine Feder, als wollte er schreiben. Vor ihm stand ein Becher mit einem Ueberreste brauner Flüssigkeit, vielleicht von dem eben genommenen Gifte. Im Hintergrunde sah man noch zum Überflusse ein Bad rüsten, in welchem man ihm die Adern zu öffnen, Befehl hatte, wenn das Gift nicht hinreichte, das Leben des Unglücklichen zu enden. Das letztere Bild war ohne Zweifel nur mehr Phantasiestück, alle drei aber würden dem Stoffe, wie der Behandlung nach wol die Frage rechtfertigen, ob sie noch vorhanden sind und wo sie sich jetzt noch befinden mögen? Da Buitrago an der Heerstraße nach Madrid liegt, dürften sie kaum den Plünderungen der kunstliebenden französischen Marschälle entgangen und also zunächst nach Paris gewandert sein. Vielleicht daß ein neuerer Reisender davon Kunde gibt. Die hier mitgetheilten Notizen finden sich in der „Rélation d'un voyage d'Espagne" der Mad. d'Aulnoy, welche 1679 Spanien besuchte und eines der anziehendsten Gemälde von den Sitten und Gewohnheiten, wie von den Kunstschätzen jener Zeit daselbst nach ihrer Heimkehr entworfen hat.

*) Geburtsjahr 1527.

Was dem Noah beim Pflanzen der Weinstöcke begegnete.

Morgenländische Sage.

Ein neuer Frühling war gekommen. Der blaue Himmel sah freudig herab und Noah ging in seinem Garten umher; er sah mit Freuden auf die grünen Bäume und prangenden Blüten, und dachte an die vergangenen Tage der Sündflut. Er war im Herzen froh und heiter gestimmt, dankte dem Schöpfer im Himmel für seine Errettung und ging alsdann an seine Arbeit. Er pflanzte Weinstöcke und war so thätig und ämsig, daß er kaum den fremden Mann bemerkte, der sich ihm näherte.

Du bist so fleißig? fragte dieser.

Wie du siehst, antwortete Noah; ich pflanze Weinstöcke! Und wer bist du?

Ich bin ein Gärtner und liebe ebenfalls den Weinbau; ich pflanze die Stöcke mit Vergnügen und mit gutem Erfolg.

Nicht wahr? fragte Noah. Der Wein ist ein herrliches Geschenk des Himmels; er konnte uns nichts Schöneres geben! Der Wein erfreut des Menschen Herz und macht ihn heiter und fröhlich; er tödtet Sorge, Gram und Kummer.

Ja, sagte der Fremde, er ist in Wahrheit ein erquickender Trank! Weißt du, mich freut es, daß du mit so großem Lobe für den Wein erfüllt bist; ich will dich dafür lehren, die Weinpflanzen schneller keimen und gedeihen zu machen!

Verstehst du das? fragte Noah.

Ganz gewiß, erwiderte der Fremde. Ich habe mich von dem gutem Erfolg meines Mittels überzeugt.

Und was muß ich thun, fragte Noah, um die herrliche Frucht in reicherm Maße zu gewinnen?

Vor Allem müssen wir das Feld mit dem Blute eines Lammes düngen, sprach der freundliche Fremde, der aber Niemand anders war als Satan in Menschengestalt, der sich ärgerte, daß die Menschen eine so herrliche Frucht genießen sollten.

Noah wußte nicht, warum er unwillkürlich dem Fremden folgte. Er schlachtete ein Lamm und sprengte das Blut über die Erde.

Also, redete er den Fremden an, kann ich nun der reichsten Ernte entgegensehen?

Noch nicht, erwiderte der Fremde; es ist noch das Blut eines Löwen erfoderlich! Komm, wir wollen gehen und ein solches Thier erlegen.

Sie gingen und tödteten einen Löwen, und Noah sprengte dessen Blut auf den Acker.

Ist nun die Saat vollendet? fragte er.

Noch nicht, sprach der Fremde, es ist noch das Blut eines Schweines nothwendig, dann erst kannst du auf gutes Gedeihen rechnen!

Noah folgte bereitwillig und als das Feld bestellt war, dankte er dem Fremden.

Du bist so freundlich gewesen, sprach er, ich sage dir meinen Dank! Aber möchtest du mir nicht sagen, warum du mir gerade das Blut dieser drei Thiere empfohlen hast?

Der freundliche Fremde aber erwiderte nichts, denn er war plötzlich verschwunden.

Der Erfolg des Weingenusses aber entspricht seitdem der Eigenschaft der Thiere, deren Blut das Feld gedüngt hatte. Wenn der Mensch einen Becher leert, besitzt er die Sanftmuth des Lammes; leert er den zweiten Becher, beseelt ihn der Muth des Löwen; hat er aber den dritten Becher geleert, da sinkt er herab zur Niedrigkeit des gemeinsten Thieres, das sich im Kothe wälzt!

Das Himmelfahrtsfest in Valencia.

Unter dem schönen blauen Himmel Valencias wird gar manches Kirchenfest zu einem weltlichen Lust- und Freudenspiele umgewandelt, wobei der Himmel am wenigsten in Betracht kommt. Namentlich gilt Dies auch vom Himmelfahrtsfeste dort, das sonderbarerweise nicht zu Ehren der vermeinten Himmelfahrt Christi, sondern der Maria de los Desamparados, der Maria der Verlassenen, gefeiert wird, die übrigens, wenn sie sonst keine Freunde haben, verlassen bleiben, wie vor- und nachher. Es gilt hier ein lustiges Fest zu feiern, wozu die Jungfrau Maria den Namen und Anlaß hergeben muß. Ihre Kapelle steht auf dem Constitutionsplatze, und schon am Abende vorher baut man eine Menge Buden für die Krämer, welche mit Bildern, Näschereien, Spiel- und andern Sachen handeln, wobei aber auch noch Raum zu Tanz und Spiel bleibt. Am Vormittage selbst werden alle Häuser, alle Balcons namentlich aufgeputzt; allmälig sammeln sich an den Fenstern alle schönen Damen, welche die Prozession ansehen wollen, und endlich beginnt diese selbst, durch alle Straßen bis in die Domkirche. Die Glocken läuten, soviel ihrer in der Stadt sind, und dazu lärmen die Guitarren, die Tambourins, die Dulzainas, eine Art Trompeten, alle aus der uralten Zeit, wo die Mauren hier herrschten, in deren Costüme auch die zahlreichen Musikanten vorausschreiten. Nach ihrem Takte tanzen nun Zigeuner und Zigeunerinnen in ihrem Stile; während sie lustig mit den Castagnetten dazu den Takt schlagen, kommen nun auch eine Anzahl bekleideter Mönche; denn wirkliche gibt es seit dem Jahre 1837 deren nicht so viele mehr, und schon der Name ist jetzt zum Spott in Spanien geworden. Sie haben Stäbe mit bunten Seidenbändern, welche Geißeln vorstellen, womit Jeder geschlagen wird, den sie erreichen können, wie Hanswurst Jeden schlägt, den seine Peitsche erreicht. Allein nun kommt ein ganzes Regiment von Kirchendienern niederer Art, mit Kerzen, mit Fahnen, mit Heiligenbildern, mit sogenannten Reliquien, indem eine große Marienpuppe unter einem Baldachine, den vornehme Leute tragen, bald selbst erscheint. Der Weihrauch dampft aus großen Gefäßen, die hohe Geistlichkeit prunkt in goldgestickten Gewändern, Standespersonen schließen sich an und ein Bataillon Soldaten endigt den Zug, indem das Musikcorps die schönsten Walzer von Strauß aufspielt. Tausende füllen so, zuschauend oder hinziehend, die Straße, indem die Erstern ihre Cigarre dazu rauchen und ein Nachbar den andern fragt: „Sieht das nicht recht schön aus?" In der Kirche selbst wird nachher vermuthlich auch noch musicirt und gesungen, wie es die Erinnerung an Etwas mit sich bringt, das etwas Heiliges sein soll, aber nicht mehr ist.

Der Flecken Lecco in Tirol.



Mannichfaltiges.

Eidechsen in Jamaica. Ein echt tropischer Zug in dem Bilde dieses Landes, der dem Fremden gleich beim Eintritte auffallen muß, ist die Menge von Eidechsen. Kaum hat er den Fuß ans Land gesetzt, so bemerkt er das Rascheln in den dürren Blättern und das Hin- und Herschießen in den Dornenbüschen am Ufer. Namentlich ist es die schön gezeichnete Erdeidechse, die wie ein Vogel im Sande scharrt, und über den Rasen hin mehr fliegt als läuft. Längs der Straßen und Pfade zwischen den Feldern bemerkt man jeden Augenblick den sogenannten Holzsklaven sich sonnen, wobei die glänzenden fischartigen Schuppen mit metallischem Glanze schimmern; beim geringsten Anschein von Gefahr verschwindet er zwischen Steinspalten. Ist man in der Nähe von Wirthschaftsgebäuden, so hört man oft über sich einen seltsamen quakenden Ton, und sieht man aufwärts, so erblickt man drei oder vier Eidechsen ganz anderer Gestalt, Farbe und Bewegung an den Balken hängen oder träge, mit dem Rücken abwärts, daran hinkriechen. Es ist dies das Gecko, ein Thier, das besonders bei Nacht lebendig, aber an solchen Orten oder in hohlen Bäumen auch bei Tage zu sehen ist; das Thier bietet einen widerlichen Anblick, ist aber nicht giftig, wie man behauptet hat. Der Fremde tritt in ein Wohnhaus: allenthalben sieht er Eidechsen und wieder Eidechsen. Die kleinen Anoles u. s. w. jagen einander durch die Jalousien, halten jetzt an, um am Halse eine breite Scheibe von glänzendem Roth oder Orange zu zeigen, dann es wieder einzuziehen, und gleichsam damit zu coquettiren. Eines springt eine Elle und darüber weit, fällt auf den Rücken eines Spielkameraden nieder, und beide winden und schlingen sich in den unbegreiflichsten Verdrehungen. Ein anderes läuft an der mit Gyps beworfenen Wand auf und nieder, fängt die Ameisen weg, die in schwarzen Linien über die weiße Oberfläche ziehen, springt dann vielleicht von einem Kasten auf die Rücklehne eines Stuhls, und klettert einem Besuchenden auf den Rockkragen hinauf. Plötzlich springt es auf den Tisch. Kann es das nämliche sein? Einen Augenblick zuvor war es noch vom schönsten Goldgrün, außer am untern Theile des Schwanzes, wo es eine weiche, lichte Purpurfarbe hat; jetzt ist es wie durch Zauber schmuzig, rußbraun, wird dunkler und dunkler mit blassen Flecken von höchst unangenehmen Aussehen. Auf einmal aber ist Furcht oder Zorn hinweg, und das liebliche Grün erglänzt nun im Sonnenlicht wie zuvor. Man hebt den Vorhang auf, und es rennen zwei oder drei ganz kleine, nur 2″ lange, mit dem Gecko verwandte, aber nicht sehr zierliche Eidechsen hervor. In den Wäldern trifft man wieder andere Arten. Auf den Baumstämmen sieht man häufig die sogenannte Venus, eine den Hauseidechsen ähnliche Art von herrlicher, grasgrüner Farbe mit orangenfarbener Scheibe am Halse, aber viel größer und wilder. In den östlichen Theilen der Insel findet man den großen Iguana mit seinem sägeartigen Kamm den Rücken hinab. In den Sümpfen und Morästen trifft man den ohne Ursache verabscheuten und gefürchteten gelben Galliwasp, der müssig am Ausgange seiner Grube sitzt, oder sich von wilden Früchten und Sumpfpflanzen nährt.

Mansuetarier hießen bei den Römern die Thierzähmer, die es mit der Abrichtung der wildesten fleischfressenden Thiere ebenso weit gebracht hatten, als unsere Zeitgenossen jetzt. So ließ, wie uns erzählt wird, der römische Kaiser Heliogabal in einer Anwandlung tyrannischen Uebermuths abgerichtete Leoparden und Löwen an einem Nebentische speisen, zur Ueberraschung seiner unvorbereiteten Gäste, die bei dem plötzlichen Anblicke vor Schreck beinahe des Todes waren.

Die Stadt Asterabad in der persischen Provinz gleiches Namens am Nordabhange des Alburs hat ein ganz europäisches Ansehen. Die Häuser sind in europäischem Geschmacke zu zwei Stockwerken gebaut; hier finden sich nicht die flachen Terrassen, wie im mittlern Persien, sondern schiefe, rothe Ziegeldächer. Was den Reiz des Anblicks der Stadt erhöht, ist das sinnreiche Mittel, dessen sich die Einwohner bedienen, um die Erdmauern ihrer Gärten und Höfe gegen den Regen zu schützen, der sie bald zerstört haben würde. Sie bedecken die Höhe dieser Mauern mit quergelegten Binsen und pflanzen in diese hinein Narcissen und Hyacinthen. Diese schmalen, gleich den Gärten der Semiramis in der Luft hängenden Pfade erscheinen wie stets grüne Bänder und im Anfange des Frühjahrs bedecken sie sich mit gelben, weißen, blauen und rothen Blumen, deren Duft die ganze Stadt erfüllt.

Bergamo ist eine der nettesten und reichsten Städte Italiens, letzteres als Hauptsitz des Seidenbaus in der Lombardei. Die Lombarden pflegen zu sagen, daß sie allein, Bergamo an der Spitze, durch ihre Abgaben in baarem Gelde die östreichische Armee und die Festungsbauten, welche in aller Stille in allen Provinzen des Reichs ausgeführt werden, unterhalten. Bergamo hat die herrlichsten Trottoirs, ein größeres Theater, als Wien, Berlin und Dresden, ungeachtet der dortigen Höfe, herrliche Kirchen aus alter Zeit wetteifern mit neuen Palästen der reichen Einwohner; der Bau eines prachtvollen Gymnasiums ward vor kurzem erst vollendet und man sieht in der Stadt — keinen Bettler. Beneidenswerther Vorzug!

Die sogenannte Pompejus-Säule (richtiger: Diocletians-Säule) bei Alexandrien ist ungefähr 800 Schritte von dem Südthore dieser Stadt entfernt; sie steht auf einer mäßigen Anhöhe, rings von wüstem Lande umgeben, auf dem Fellahs ihre ärmlichen Hütten errichtet haben. Bekanntlich besteht sie aus vier Stücken, Piedestal, Basis, Schaft und Capital; ihre ganze Höhe beträgt 78, ihr Umkreis 29 Fuß. Capital und Piedestal sind von geringerer Arbeit, dagegen entzückt der 75 Fuß hohe Schaft, ein kolossaler Monolith aus syenitischem Granit (granitto rosso) mit herrlichster Arbeit. Leider ist dieses herrliche Denkmal verschwundener Zeiten durch moderne Barbarei auf abscheuliche Weise dadurch verunstaltet worden, daß viele Reisende ihre Namen, oft in enormen Lettern, mit Schwärze in die Säule eingezeichnet haben.

Die Auswanderung in England. Nach einem dem Parlamente unlängst vorgelegten Berichte sind aus England in den letzten fünf Jahren 1,494,044 Auswanderer auf 7129 Schiffen abgesegelt. Davon scheiterten 44 Schiffe, wodurch 1043 Menschen das Leben verloren.

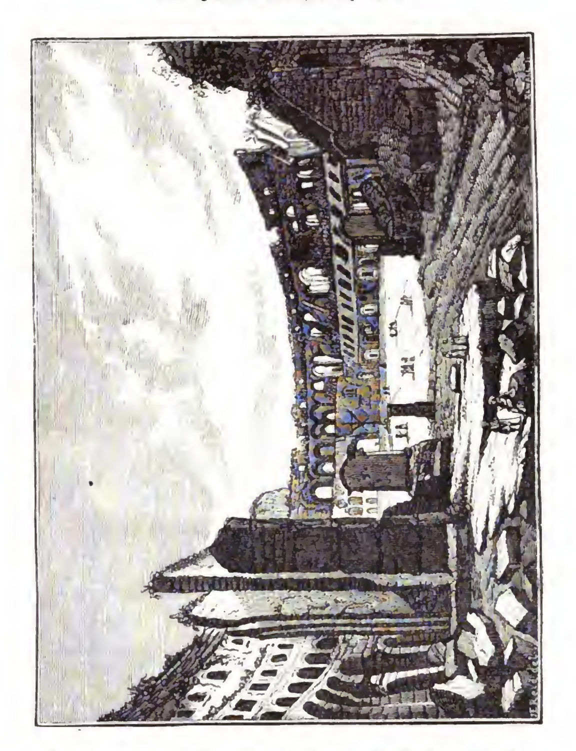
Die sogenannte Teufelsmauer im Harze, auf dem Wege von Quedlinburg nach Blankenburg, besteht aus Felsengebilden in so grotesken, zum Theil so regelmäßig aufeinander geschichteten Gestalten, daß man sie für ein menschliches Bauwerk halten sollte. Die Sage erzählt, der Teufel habe sich mit Christus in die Herrschaft über die Welt theilen wollen und diese Mauer zu erbauen angefangen, theils als Grenze beider Gebiete, theils zur Abwehr der Apostel des Christenthums. Da aber die Mauer zur bestimmten Zeit nicht fertig geworden, so wurde der Vertrag aufgelöst. Der Teufel, wüthend, umsonst gearbeitet zu haben, zerstörte das begonnene Werk und die einzelnen Trümmer desselben geben Zeugniß von der Ohnmacht des bösen Feindes gegen die stille und heilige Macht des Welterlösers.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 491.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. **[29. Mai 1852.**

Das Innere des Coliseums zu Rom.



Vergl. Pfennig-Magazin, Jahrgang 1833, Nr. 18; Jahrgang 1850, Nr. 403, S. 304.

Eisenbahnmärchen.

Als in Deutschland vor etwa 20 Jahren die Idee verwirklicht werden sollte, Eisenbahnen anzulegen, kamen mancherlei Bedenklichkeiten dagegen zur Sprache. Alles Neue, und wenn es das Beste ist, hat mit dergleichen zu kämpfen, besonders sobald Viele ihren Vortheil beeinträchtigt zu sehen fürchten müssen. Die Menschen, welche ihren persönlichen Nutzen dem allgemeinen Gewinn nachsetzen, gehören zu den seltenen Ausnahmen, und so gibt es kein Schreckbild, keinen Wahn, den sie nicht aufbieten, sich im Besitze zu erhalten. Bei Andern wirkt die Gewohnheit ein; denn sie ist ihnen so süß geworden, daß es ihnen schon peinlich dünkt, darin gestört zu werden; Andere haben auch wol die Erfahrung gemacht, daß jeder neue Hebel des Lebens doch auch bedenkliche Störungen mit sich führt, ehe er allgemeine Wohlfahrt bedingen kann; nicht zu gedenken, daß nicht alles Neue gut sei, sondern oft dem Alten nachstehe. Kurz — es gab eine große Menge Bedenklichkeiten in den höhern, um wie viel mehr in den niedern Schichten des Volkes, ohne daß sie jedoch so arg und so öffentlich herausgetreten wären, wie in England, wo bereits mehre ansehnliche Bahnen auch alle die Gespenster verscheucht hatten, die man in ihrem Gefolge zu sehen vermeinte. Dort war der Gedanke erwacht, dort hatte er also auch mit allen Hindernissen zu kämpfen gehabt; in Deutschland hatte man nichts zu thun, als sich die Sache selbst zu besehen, und so Mancher konnte daher seine Bedenklichkeiten nur im Stillen verträumen oder hinterm Bierkruge laut werden lassen. Allein in England — was waren da für Einwürfe zur Sprache gekommen! Die wenigsten Menschen, welche jetzt auf einer Eisenbahn fahren, können sich einen Begriff von den Popanzen machen, die damals im Parlamente und in den Zeitungsblättern auftauchten. Wir haben jetzt eine „History of the English railway", eine „Geschichte der englischen Eisenbahnen" von einem Herrn Francis (London 1851), die Alles zusammenstellt, was über ihre Entstehung und ihren Fortgang, die Thätigkeit ihrer Schöpfer und den Kampf ihrer Gegner durch rühmenswerthe Sorgfalt ermittelt werden konnte, und wenn wir Einiges aus dem Bestreben der Eisenbahnfeinde herausheben, hoffen wir ebenso sehr zur Belehrung wie zur Unterhaltung beitragen zu können. Vor allem machte man dem Landmann bange, daß der Rauch der Maschinen, wo sie nur hinkämen, jeden Vogel in der Luft tödten müsse; die Maschine ist so schwer, sagt man ferner, daß sie durch ihre Last selbst gehindert wird, sich zu bewegen. Wenn die Funken aus dem Schornstein kommen, muß Alles, ehe man es sich versieht, in Brand gerathen, denn wer will jeden Funken im Auge behalten! rief ein Anderer. Kein Mensch ist auf der Straße seines Lebens sicher; er wird überfahren, ehe er daran denkt! meinte ein dicker schwerfälliger Pachter. Die Ladies sahen ihre Pferde in Gedanken durchgehen, wenn ein Eisenbahnzug von fern dahinsauste; der Pachter fürchtete, keinen Hafer, kein Heu mehr absetzen zu können, denn aller Pferdegebrauch höre ja auf. Aus Furcht und Angst werden die Kühe keine Milch mehr geben und die Pferde ihre Reiter abwerfen! riefen seine Nachbarn. Als die Genehmigungsbill der Bahn von Liverpool nach Manchester im Parlamente debattirt wurde (1824), rief ein Mitglied, es sei die tollste Idee, welche je in dem Kopfe eines Menschen aufgetaucht wäre! „Eher gebe ich 10,000 Pf. St., ehe mir so ein Dampfer in die Nähe kommen darf!" schwor ein Anderer. „Ja, wenn so eine Eisenbahn gebaut werden sollte, meinte ein Dritter, so müssen wir den Ort verlassen, wo wir so lange froh und glücklich lebten!" „Ja wohl, wir müssen ihn verlassen und fortwandern!" seufzte der Pachter Feldkümmel und faltete die Hände. „Und wo die Locomotive vorbeisaust, fügte weise wieder Einer hinzu, da wächst kein Gras, da wird es vom Thau und vom Regen nicht naß; da hat das Feld gar keinen Werth mehr; kein Krautkopf wächst dann noch!" „Wo es einen Haltpunkt gibt, wird Alles ringsherum eine Wüste!" stimmte ein Gentleman bei, und der Fünfte oder Sechste äußerte wohlbedächtig: „So ein Traumbid ist der menschlichen Leichtgläubigkeit noch gar nicht geboten worden!" „Ach bei so schnellem Fahren ist man ja im Wagen des Lebens und seiner gesunden Glieder nicht sicher", versicherte noch wieder Jemand, und mich wundert es, daß er nicht von Erstickungsgefahr geträumt hat, welche ein leipziger dicker Philister besonders fürchtete. Die projectirte Bahnlinie lief durch einen tiefen Torf- und Moorboden, ein sogenanntes Moos, und war von dem berühmten Ingenieur G. Stephenson entworfen worden. Da dieser Boden unter dem Fußtritte des einzelnen Wanderers wankte, so schien es eine Thorheit, die Last eines Güter- und Personenzuges darüber zu leiten. „Ach! bemerkte da Einer der Parlamentsherren, der Stephenson weiß ja gar nicht, was ein Plan ist; in seinem Leben hat er noch keinen gemacht; der hat sich noch nicht überlegt, wo eine Brücke hinkommeu und wie sie gebaut werden und was sie kosten muß!" Die frommen Leute ließen auch in den Zeitungen ihre Stimme laut werden, und da es in England viele fromme Kopfhänger gibt, so fehlte es auch nicht an Geschnatter gegen den Mann, welcher das Korn der Witwen zu Boden treten und den Stachelbeerstrauch des Gärtners zerstören will. Die vornehmen Pairs drohten ihm, und im Hause der Gemeinen sprach man, daß er könnte ins Wasser geworfen werden (to be ducked); kurz, es kam wirklich dahin, daß die Bill durchfiel. Erst in der nächsten Session gelang es den Actionären, obschon mit großen Opfern, auch wol Bestechungen, sie durchzubringen, daß die Bahn dann im Jahre 1829 vollendet und 1830 dem Betriebe übergeben werden konnte. Ehe es aber zum Letztern kam, waren auch schon neue Bahnen projectirt worden und hatten natürlich mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, indem sich auch neue Phantome entgegenstellten. Hunderte von Schenken und Gasthäusern an der Straße müssen zu Grunde gehen, Tausende von Pferden unnütz werden! — hieß es, als die Bahn von London nach Birmingham berathen wurde. Der Arme verliert seine Arbeit und wird zum Bettler! Dem kleinen Landmanne geht es nicht besser! Das Schicksal der Bill war beim ersten Einbringen im Parlamente dasselbe, das die Bahn von Liverpool nach Manchester gehabt hatte. Besonders fürchteten sich die Leute, oder thaten doch so, vor den Tunneln; sie glaubten, erfrieren zu müssen, oder doch Katarrh, Schwindsucht und Rheumatismus zu bekommen und taub zu werden, wenn sie 2—5 Minuten im Finstern hier fahren sollten. Die plötzlich eintretende Finsterniß, das betäubende Donnern der Maschine, der grause Widerhall muß Alles mit Schaudern und Gedanken an Tod, an Vernichtung erfüllen! rief ein Arzt. Der Widerhall im Gewölbe, das Keuchen und Puffen der Maschine, das Klirren der Ketten sind schreckliche Dinge!

seufzte ein College von ihm. Die Schulmonarchen in Eton aber meinten, daß sich ihre Schüler unmöglich würden abhalten lassen, nach der Bahn zu laufen und da ein Unglück zu nehmen. Späterhin als die Eisenbahnen zu Dutzenden entstanden waren, kam noch mancher Fromme in seiner Perücke gekrächzt und protestirte gegen alle Fahrten am Tage des Herrn. Es geschah zum ersten mal im Jahre 1842; solche Fahrten, sagte ein Master Plumptel im Hause der Gemeinen, sind Höllenfahrten für sieben Schillinge und sechs Pence für eine Person. Und um der Sache Nachdruck zu geben, wurden auf allen Straßen Zettel verbreitet: „Feierliche Warnung für alle Sabbathschänder! Der Herr kommt zum Gericht, wie es sich durch das schnelle Verderben von fast hundert unsterblichen Wesen am Sabbath den 8. dieses (Mai) auf der Eisenbahn von Paris nach Versailles und in der Feuersbrunst bewiesen hat, welche am Sabbath in Hamburg ausgebrochen ist."*) Dergleichen Anträge sind im Parlamente fast alljährlich widerholt worden und haben auch wol in der St.-Johannesstadt einigen Anklang gefunden. Allein der gesunde Sinn der Mehrzahl hat doch endlich über diese, wie über die ersten Eisenbahnmärchen gesiegt, und sie zeigen nur, welchen Kampf alles Neue, auch noch so Gute mit dem Alten zu bestehen hat.

*) 5. Mai; der Himmelfahrtstag.

Die Trinkhörner bei den alten Völkern.

Das Horn galt bei den Völkern der Alten Welt als Symbol der Macht, der Kraft und Herrschergewalt, und wurde zu mancherlei Verrichtungen verwendet. Bei den Juden gehörten die Hörner zu den heiligen Geräthen. So hatte Joseph ein becherartiges Horn, womit er weissagte; einer der ältesten persischen Könige Dschenschid hatte ein gleiches Trinkgefäß, das Jedem, der hineinsah, die Geheimnisse des Staates offenbarte. Ähnliche Geschirre waren auch in Alexander's und Salomo's Händen. Die Juden schmückten mit Hörnern ihre Altäre, und benutzten sie zur Aufbewahrung ihrer Salben und Öle. Dieser Gebrauch ist noch heutigen Tages im Morgenlande üblich, und besonders gesucht sind zu diesem Behufe die Rhinoceroshörner. Selbst in der Synagoge, bei Opfern an hohen Festen, bliesen die Priester aus Hörnern. Auch Griechen und Römer kannten diese Verwendung der Hörner zu Geräthen, vorzüglich aber zu Trinkgefäßen. Aber noch weit voraus waren ihnen darin die Teutonen, Gallier und Celten, die einen Stolz darin suchten, ihren Gästen möglichst große Trinkhörner vorsetzen zu können. So war ein noch lange zu York aufbewahrtes Trinkhorn 27 Zoll breit. Aber auch bei den nordischen Völkern spielten die Trinkhörner nicht blos im Privatleben, sondern auch bei Feierlichkeiten eine große Rolle. Aus reich verzierten und geschmückten Hörnern tranken die Priester bei den Opfern, sobald den Göttern geopfert worden war. Dem Götzen der Wenden Swantewit war ein großes Horn geweiht, welches ihm mit Wein gefüllt in die Hand gegeben wurde, nachdem ihm der Priester daraus vorgetrunken hatte. Die Skandinavier gingen noch weiter, und ließen ihre Helden nach dem Tode in Walhalla aus großen Hörnern trinken. Die Götterdienerinnen, so heißt es in der Mythe, füllten dort die Hörner, und reichten sie den Auserwählten, die des Trankes der Unsterblichkeit sich erfreuten, und der Wonne des hohen Mahles genossen. In Schweden wurde jährlich im Februar ein großes Opferfest für die Ruhe und das Siegesglück des Königs gehalten, bei welchem das Volk jauchzend, aus Hörnern zechend, erschien. Aus einem Runenkalender ist ein Stück auf uns gekommen, auf welchem der Monat Februar (Hornung) verzeichnet ist. Jeden Trink- und Festtag markirt ein aufgerichtetes Horn. Über den Tagen, an welchen nicht gezecht wurde, steht das Horn verkehrt. Da aber alle Tage mit aufgekehrten Hörnern versehen sind, so werden sie wol alle Zechtage gewesen sein. Gehörnet hieß gebechert, und sonach hat wol auch von den Hörnern, aus denen man am Jolfeste (Jubelfest, Frühlingsfeier) zechte, der Februar den Namen Hornung oder Horn erhalten.

Zu den Trinkopfern gehörte Gebackenes von Weizenmehl, auch in der Form und Gestalt eines Hornes. In Thüringen heißt ein in solcher Gestalt in der Fastenzeit und um Ostern Gebackenes noch Hornaffen.

Bei den Galliern, Germanen und Celten konnte auch auf den Trinkhörnern vermittelst einer Vorrichtung geblasen werden. Dies thaten die Barden, Druiden, Priester und Priesterinnen dieser Völker, und zwar außer der Opferzeit auch dann, wenn die Orakel befragt worden waren, und die Priester den Kampflustigen vorauszogen, um sie zum Streite zu ermuntern, aufzurufen und das Zeichen zum Beginn der Gefechte zu geben. War die Schlacht vorbei, so wurde wieder aus diesen heiligen Hörnern getrunken, und jeder Krieger hatte entweder sein Horn bei sich, oder that dem Nachbar Bescheid.

Mit der Verbreitung des Christenthums hat sich der Gebrauch der Hörner bei heiligen Gelegenheiten verloren, dagegen ist er noch bis in die letzten Jahrhunderte geblieben bei Gelegenheit von Jagden und großen fürstlichen Traktamenten, bei denen solche mit Wein gefüllte Hörner als Willkommen herumgereicht wurden.

Jetzt sind sie freilich auch zu diesem Behufe außer Gebrauch gekommen, und nur die Kunstcabinete bewahren dieselben noch als Merkwürdigkeiten aus der Vorzeit.

Der spanische Buchhändler.

Bekanntlich hat sich der Buchhandel in keinem Lande so zu einem allgemeinen Geschäftsverbande vereint, als in Deutschland. Was irgendwo erscheint, ist in einem Hauptsitze desselben, z. B., in Leipzig entweder auf der Stelle, oder doch in wenigen Tagen für den ursprünglichen, vom Verleger festgesetzten Preis zu erhalten. In Frankreich findet eine solche gegenseitige Zusendung und Verrechnung schon bei weitem nicht so statt; es kauft da in der Regel ein Buchhändler dem andern eine Anzahl Exemplare für eigene Rechnung ab. Dasselbe gilt von Englands Buchhändlern. Natürlich müssen dadurch Bücher, von welchen sich nicht jeder Buchhändler einen Absatz in seinem Kreise versprechen kann, auch viel schwieriger und langwieriger zu beziehen sein. Noch viel weniger Geschäftsverbindung solcher Art findet sich aber in Italien, und die allergeringste oder so gut wie keine, ist in Spanien.

Was etwa in Madrid erscheint, läßt sich in Valencia z. B. oft nicht einmal selbst mit irgend einem Geldopfer beziehen; denn ein spanischer Buchhändler sitzt in seinem Vorrathe von alten und neuen Büchern so gleichgültig da, wie ein Türke auf dem Bazar in seiner Bude zwischen seinen Shawls oder Rosenölfläschchen. Seine meisten und fast einzigen Kunden sind ein Paar Geistliche, mit denen er beim Dampfe einer Cigarre plaudert. Kommt ein Anderer, oder gar ein fremder Reisender, so nimmt er kaum Rücksicht auf ihn; er weiß kaum, welche Bücher er hat und nicht hat; ein Verzeichniß derselben ist in seinem Laden nicht zu finden, und vor lauter Bequemlichkeitsliebe graut ihm schon von seinem Sitze aus den Arm nach einem Buche auszustrecken, das man etwa bemerkt hat. Was ein anderer Buchhändler verlegte, kennt er nicht, und so kann er auch nicht antworten, wenn eine Frage deshalb geschieht. Fragt man ihn nach irgend einem ältern Buche, so ist die kalte Antwort: "Wir wollen nachsehen; kommen Sie in einigen Tagen wieder! Man kommt wieder, und er gibt dem Fremden ein ganz anderes Buch. Man macht ihm Gegenvorstellungen. Ach das thut Nichts! sagte er; es steht auch darinnen, was Sie wollen! Sucht man ein historisches Werk, so gibt er einen Band alter Gedichte und zwar mit dem Bedeuten, daß es ein gutes Buch sei. „Ein Engländer hat mir vor fünf Jahren ein ganz gleiches abgekauft", setzt er auch wol noch hinzu; denn daß dieses kein Grund sei, jetzt auch solchen Handel zu machen, fällt ihm nicht ein. Ist er gerade bei recht guter Laune, so holt er auch noch ein anderes Buch herbei, um es anzubieten. Plötzlich besinnt er sich: „Ja so, Sie verstehen ja nicht Spanisch!" Und man hat vielleicht schon eine Stunde lang mit ihm gesprochen! Schnell sucht er daher nach einer alten französischen oder englischen Grammatik, denn er denkt, daß sie für den Fremden ein unentbehrliches Handbuch sein müsse. Hat er einen Band von Rousseau oder Voltaire, so gibt er ihn mit einer Miene, wie wenn es sich um eine Staatsverschwörung handle, und ist dann wieder außer sich, wenn man das Buch gleichgültig oder gar lächelnd weglegt. Kurz ein spanischer Buchhändler ist der wunderlichste Kauz, den man sich denken kann, und würde ein Kind des Todes zu sein glauben, wenn er mit aller Welt so in Verbindung stehen sollte, wie Jeder seiner deutschen Collegen, der an Einem Tage seine Bestellzettel vielleicht an funfzig verschiedene Städte abgehen läßt und aus eben so vielen Städten Packete empfängt.

Chinesische Entenzucht.



Viele Chinesen leben blos auf dem Wasser. Sie wohnen nicht nur darauf, sondern pflanzen auch ihre Zwiebeln und andere Gemüse auf Bambusflößen, die mit Rohr und starkem Grase gut durchflochten und mit Erde bedeckt sind. Dergleichen schwimmende Gärten werden an ihren Böten befestigt und so auf der Wasserfahrt mit nachgeschleppt. Auch die Entenzucht wird auf diesen schwimmenden Wohnungen stark betrieben. Man baut nämlich Böte, inwendig mit vielen Abtheilungen oder Stockwerken, eins über dem andern, welche die Schlafgemächer der Enten vorstellen. Ein solches Fahrzeug ist oft mit 5—600 Stück bevölkert. Jeden Morgen rudern sie dieselben ans Ufer, öffnen die kleinen Zellen, und über ein langes Bret, welches als Brücke aufs Land führt, spaziert das schnatternde Volk in großer Ordnung hervor, und zerstreut sich alsbald mit ämsiger Geschäftigkeit auf die benachbarten Reisfelder, wo es den Tag hinbringt, die ausgefallenen auf dem Boden liegenden Körner zu suchen. Vor Einbruch der Nacht läßt man eine Art kleiner Pfeife oder Kindertrompete ertönen, und kaum ist das schrillende Signal gegeben, so sieht man auch schon die Enten mit Eilfertigkeit, was nur die kurzen Beine austraben mögen, auf ihre Wohnung zuwatscheln. Dem Brete näher kommend beginnen sie einen höchst belustigenden Wettlauf; eine sucht die andere im

Rennen zu überholen; es entsteht in dem Schwarme ein allgemeines Schieben, Drängen und Puffen, wobei die Schwächern von der Planke gestoßen werden, sodaß sie ins Wasser platschen, und ans Ufer zurückschwimmen müssen, um ihren Marsch von neuem zu beginnen. Diese Eilfertigkeit hat ihren Grund in einer Buße, welche der letzten der Enten ohne Gnade auferlegt wird. An dem Ende des Bretes nämlich steht einer der Entenaufseher mit einem langen Bambus in der Hand, womit die Unglückliche, die zuletzt die Planke betritt, einen scharfen, unbarmherzigen Hieb empfängt. So versteht, vermittelst seines allmächtigen Bambus, der weise Chinese selbst in die Entenseelen Begriffe von Zucht und Ordnung zu bringen. Nicht wenig belustigend ist es für den aufmerksamen Beobachter zu sehen, wie der Entenherr, mit ernster Miene und aufgehobenem Stabe, einem Regimentsobersten gleicht, der die Reihen der Enten mustert und sie vor sich die Revue passiren läßt.

Die Simplonstraße.



Vergl. Pfennig-Magazin, Jahrgang 1850, Nr. 388.

Wallenstein.

(Aus einem Reisetagebuche.)

Dieser mächtige Gegner des Heldenkönigs Gustav Adolf trat mir und meinem Reisegefährten recht lebhaft vor die Seele, als ich in Prag, wo er öfterer wohnte, an seinem großen Palaste stand. Wir staunten das gewaltige, fensterreiche Gebäude an, wir traten in den schönen Park ein und konnten uns nicht enthalten, ein lebhaftes Bild menschlicher Größe und Vergänglichkeit uns zu zeichnen.

Hier, wie auch in Gitschin, lebte also Wallenstein in seiner Pracht und Herrlichkeit und doch selbst wieder so still und zurückgezogen, daß er stundenlang oft nur mit seinem Astrologen Zenno sich beschäftigte, um mit ihm aus den Sternen seine glänzende Zukunft zu lesen. Wie viel mochte der stolze Mann von sich halten! Gedenke man des Bildes, auf welchem er sich selbst, von Sonnenrossen auf einem Triumphwagen gezogen, von Malern darstellen ließ! Wir traten an die prachtvolle Säulenhalle, in welcher die herrlichen Frescogemälde die Zeichen irdischer Vergänglichkeit an sich trugen, und dachten uns in dieser, wie in den einzelnen Räumen des Palastes den Glanz hier verflossener Tage. Da dienten einem Manne 60 Edelknaben, gekleidet in Anzüge von blauem Sammet, besetzt mit rother Seide und Gold; da standen 50 Mann Soldaten, in theure Kleider gehüllt, als Leibwache im Schloßhofe, um die Zugänge zu den fürstlichen Gemächern zu bewahren; da trug man dem Fürsten täglich 100 Schüsseln zur Tafel auf, obgleich er selbst höchst mäßig lebte und oft äußerte, daß der des Lebens nicht würdig sei, der blos für seinen Magen lebe. Wie mochte einst der schöne Park, von dunklen, künstlichen Mauern umzogen, belebt gewesen sein, als Wallenstein's zahlreiche Dienerschaft vom Oberhofmeister, Stallmeister und Kammerherrn bis auf den Vorschneider und Küchendiener, 64 Köpfe zusammen, sich unter dem wohlthätigen Laubschatten gütlich that und in den kühlen Grotten, wie an den prächtigen Springbrunnen erfrischte! Dazu nun noch allerhand Künstler, die bei dem Fürsten Einlaß fanden und mit verschwenderischer Freigebigkeit beschenkt wurden. Ging es auf Reisen, so folgten dem Fürsten stets mindestens sechs Wagen mit seinem Gefolge, zu welchem allein 16 Kammerherren gehörten, von denen täglich vier den Dienst bei ihm hatten; doch ließ sich jeder Kammerherr von eigenen Pagen und andern Dienern aufwarten. In den Krieg nahm der Fürst gewöhnlich 100 vier- und sechsspännige Wagen mit, daher war es kein Wunder, daß die Gesammtzahl seiner Dienerschaft sich fast auf 900 Köpfe belief. Und dieser Wallenstein, der nur selten heiter, sondern fast immer mürrisch und finster war, sah doch bei seinen Festtafeln die Heiterkeit gern; ja es ging bei den Mahlzeiten sogar oft wüst her und man trank den Wein zuletzt gar aus Hüten; dieser Wallenstein war mistrauisch gegen Jedermann, ausgenommen seinen alten Zenno, dem er Alles glaubte, was er aus den Sternen gelesen haben wollte; dieser Wallenstein, der 20,000 Thaler nach einem Gefechte unter seine Soldaten vertheilen ließ, der überall fürstlich lohnte, der die tiefste Ehrerbietung von Jedermann, selbst von Fürsten foderte — dieser Wallenstein ging, von der Gicht geplagt, langsam und eigensinnig an einem Stocke, der ihm zur Stütze dienen mußte, und seine Diener hatten den strengen Befehl in seiner Nähe allen Lärm zu verhindern, weil ihm Wagengerassel, Hundegebell, ja jeder Tritt, jedes laute Wort unangenehm berührte! Wie ganz eigenthümlich war endlich auch der Fürst in seinen Entscheidungen! Als einst ein Hauptmann, der auf der Wache ihn nicht bemerkt hatte, Schläge bekommen sollte, sich aber der Strafe widersetzte und lieber sterben, als Schande erdulden wollte, was that da Wallenstein? Er lobte den Muth des Hauptmanns und schenkte ihm 2000 Thlr.! Was meinte aber der Fürst, als er einen gemeinen Soldaten zum Hauptmann gemacht, dieser jedoch sich nicht einmal bedankt hatte? Er sprach: „Daß der Hauptmann nicht dankte, ist Lob für mich; es beweist, daß ich das Verdienst und nicht die Person belohne."

So etwa schufen wir uns das Bild, von dem in der Weltgeschichte oft genannten Manne, und es war uns, als wenn die Statuen auf den grünen Rasenplätzen seines Parkes riefen: „Wir haben ihn gesehen, aber er ist nicht mehr!" Er war uns als wenn die Thränenweiden, die die Zweige nach dem Spiegel der Wasserbecken herabsenkten, trauerten, weil doch auf Erden Alles gar so vergänglich ist, was nicht im Jenseit einen Ankerpunkt findet.

Schweigend und nachdenklich verließen wir Schloß und Park.

Die drei Handwerksburschen.

Schwäbisches Volksmärchen.

Es saßen einmal drei Handwerksburschen ganz still und traurig in einem Wirthshause beisammen; denn sie konnten keine Arbeit bekommen und hatten nur noch fünf Kreuzer miteinander zu verzehren. Und wie sie nun so dasaßen, trat ein fremder Herr zu ihnen hin und fragte, warum sie denn so betrübt wären? Da klagten sie dem Manne ihre Noth, daß ihr Geld zu Ende sei und sie gar nichts verdienen könnten. Sprach der fremde Herr zu ihnen: „Ei, deshalb dürft ihr nicht so traurig sein, da ist wol noch Rath zu schaffen! Wenn ihr mir einen Gefallen thun wollt, so soll euch das Geld nie ausgehen." Da fragten sie, was denn das wäre? Darauf sagte der Fremde: „Ihr dürft nichts weiter reden, man mag euch fragen, was man will, als diese Worte: der Erste von euch muß immer antworten: Wir alle drei! der Zweite: Ums Geld! der Dritte: Und so ist es recht! Wenn ihr das thut, so werdet ihr keine Noth mehr leiden."

Da sahen die Handwerksburschen sich verwundert an und wollten es nicht wagen, weil sie sich fürchteten; allein da der fremde Herr versicherte, daß ihnen kein Leid dadurch geschehen werde, so versprachen sie es ihm und erlaubten ihm sogar, daß er ihnen eine Ader aufschlug, worauf dann ein jeder mit seinem eigenen Blute dies Versprechen unterschrieb. Darauf verschwand der Mann.

Die drei Handwerksburschen hatten aber, seitdem sie mit ihrem Blute unterschrieben, die Sprache verloren und konnte gar nichts mehr hervorbringen, als die Worte: Wir alle drei, was der Eine sprach, worauf dann jedesmal der Andere versetzte: Ums Geld! und der Dritte hinzufügte: Und so ist es recht! Alsbald fühlten sie aber, daß ihre Taschen voll Geld waren; deshalb besuchten sie nur gute Gasthäuser und ließen sich Essen und Trinken schmecken und bezahlten Alles wie vornehme Herren, indem sie von dem hingegebenen

Gelde, wenn es zuviel war, nichts wieder zurücknehmen wollten. So kamen sie auch einmal in ein vornehmes Wirthshaus und setzten sich an den Tisch. Da fragte der Wirth, ob sie etwas zu trinken haben wollten? Wir alle drei! sagte der Eine. Das kann ich mir denken! antwortete der Wirth. Ums Geld! versetzte der Zweite. Ja freilich, sagte der Wirth; umsonst ist der Tod. Und so ist es recht! fügte endlich der dritte Handwerksbursche hinzu. Das versteht sich! sprach der Wirth und lachte und ging hin und holte für Jeden einen Schoppen Wein. Und als sie den Wein getrunken hatten, fragte der Wirth wieder: ob sie auch etwas essen möchten? Wir alle drei! sprach der Erste, und dann der Zweite: Ums Geld! der Dritte: Und so ist es recht! Da sah der Wirth groß auf, und auch die Gäste, die da waren und das mit anhörten, verwunderten sich über die sonderbaren Leute; denn sie brachten weiter nichts vor, als eben diese drei Redensarten.

In demselben Wirthshause übernachtete aber auch ein reicher Kaufmann, der führte viel Geld bei sich und schlief dicht neben ihnen an. Da hörten sie um Mitternacht ein Geräusch in dem Nebenzimmer und ein Geschrei, was aber alsbald still ward. Dann vernahmen sie ganz deutlich die Stimme des Wirthes, der befahl, daß man die Geldsäcke forttragen sollte, und sie konnten nun wol denken, was da geschehen sein mochte, blieben aber mäuschenstill liegen, weil sie Angst hatten. Wie es nun Tag wurde und Alles aufstand, ging der Wirth in das Zimmer, wo der Kaufmann geschlafen, und erhub ein Geschrei: „Mörder! Mörder!" und lief zum Gericht und zeigte es an, daß ein Kaufmann über Nacht in seinem Hause ermordet worden sei, und daß er schweren Verdacht gegen drei Handwerksburschen hege, die dicht neben dem Kaufmann geschlafen hätten.

Da kam das Gericht herzu und fand den Kaufmann in seinem Blute liegen, nahm dann auch sogleich die drei Handwerksburschen gefangen und fragte sie, ob sie den Mann ermordet hätten? Da sagte der Erste: Wir alle drei! der Zweite: Ums Geld! der Dritte: Und so ist es recht! „Ei, ihr gottlosen Menschen!" rief der Richter, und befahl, daß man sie fortführte. Und weil man in ihren Taschen so viel Geld fand, wie man es sonst bei Handwerksburschen nicht antrifft, und sie ganz unverholen die Mordthat bekannten, so wurden sie zum Tode verurtheilt und zum Richtplatze hinausgeführt. Als sie nun aber geköpft werden sollten, da rief eine unsichtbare Stimme: Halt! Und mit einem mal fühlten die Handwerksburschen, daß sie wieder reden konnten und erzählten nun Alles, wie es ihnen ergangen war und wie sie nichts weiter, als die drei Antworten auf alle Fragen hätten geben können; zugleich aber zeigten sie den Richtern an, daß der Wirth selbst den Kaufmann umgebracht und seine Geldsäcke ihm weggenommen habe. Da wurde der Wirth festgesetzt, und als man das Geld mit dem Namen des ermordeten Kaufmanns bei ihm fand und seine Schuld offenbar war, erhielt er seine Strafe; die drei Handwerksburschen aber zogen nach der Angst, die sie ausgestanden, fröhlich von dannen und hatten nun Geld genug ihr Lebenlang.

Die Adansonia.



Vergl. Pfennig-Magazin, Jahrgang 1833, Nr. 37.

Mannichfaltiges.

Heiße Quellen in Californien. Dieses Land ist auch durch Naturerscheinungen verschiedener Art merkwürdig und neuerdings hat der englische Prof. Shepperd einen Theil des sogenannten Plutothals, das Napathal, in einer Strecke von 30 Meilen erforscht, wobei man auf eine Gruppe von etwa 20 Quellen stieß, bei denen Das am merkwürdigsten erschien, daß die Temperatur dieser Quellen im Laufe weniger Wochen sich veränderte, und von großer Kälte zu außerordentlicher Hitze übergeht. Prof. Shepperd wollte die Stelle suchen, wo diese Thermalwirkung am stärksten ist. Er sagt in seinem Berichte: „Wir wendeten uns nach dem obern Theile des Napathals gegen Nordwest, und nachdem wir einige Nächte im Regen campirt und fast undurchdringliche Wälder durchzogen hatten, erreichten wir am Morgen des vierten Tags den Gipfel eines hohen Piks. Im Westen erblickte man das Stille Meer, im Osten die hohen Gipfel der Sierra Nevada, während im Norden fast unmittelbar zu unsern Füßen eine ungeheure Bresche sich öffnete, die augenscheinlich durch ein gewaltsames Zerreißen der Berge in der Richtung von West nach Ost sich gebildet hatte. Die Sonnenstrahlen waren bereits in das enge Thal gedrungen, und beleuchteten diese tiefen Schluchten so sehr, daß man in der Entfernung von vier bis fünf Meilen deutlich dicke Dunstsäulen aufsteigen sah, ähnlich denen, wie man sie aus den Schloten einer Manufacturstadt aufsteigen sieht. Es war der 8. Februar: die Gipfel der Berge am Horizont waren mit einem Schneemantel bedeckt, während das Thal zu unsern Füßen bereits in grünem Schmuck prangte. Wir erreichten endlich am Rande des Felsen hinabsteigend die Stelle, wo die Geheimnisse der innern Welt sich plötzlich vor uns entfalteten. Im Raume von einer halben Quadratmeile sahen wir 100—200 Öffnungen, aus denen mit Gewalt Dampf hervorbrach, der sich in dichten Säulen von 200 Fuß Höhe erhob. Das Zischen der Dampfschlünde ließ sich auf eine Entfernung von mehr als einer Meilen hören. Einige dieser Öffnungen functioniren «spasmodisch» und im Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartet, übergießen sie den unvorsichtigen Reisenden mit siedendem Wasser. Die mineralischen und erdigen Stoffe haben an mehren dieser Mündungen Kegel gebildet, deren Inneres das Bild eines ungeheuern kochenden Kessels bietet; und wenn man sich nähert, vernimmt man das Rauschen des Wassers unter dem zitternden Boden. Es ist indeß nicht rathsam, allzu nahe zu gehen, denn leicht bricht die dünne Kruste unter den Füßen ein.“

Der König und sein Kutscher. Wenn König Friedrich II. von seinen jährlichen Revuen nach Potsdam zurückkam, kehrte er zu Mittag und des Nachts am liebsten auf dem Lande ein, fast alle mal bei Predigern, vermuthlich weil es dort ruhiger war als in den Städten. Die Prediger konnten dies immer als ein Glück ansehen, nicht nur, weil sie wol bisweilen bessere Pfarren erhielten, wenn sie dem Könige gefielen, sondern auch weil er allemal für den Mittag 50 Thlr. und für das Nachtquartier 100 Thlr. ihnen auszahlen ließ. Das Wenige, was der König verzehrte, ward besonders bezahlt. Die Bedienung mußte freilich tractirt werden, aber sie bestand immer nur aus wenigen Personen. Auf der Rückreise aus Preußen hatte der König fast allemal die letzte Nacht bei dem Prediger in Dögelin zugebracht. Im Jahre 1783 hoffte dieser auch auf das Einkehren des Königs und hatte sich darauf eingerichtet. Der Wagen des Königs kam angefahren und hielt. Der König sagte zu seinem Kutscher — dem bekannten Pfund —: „Ist das Dögelin?“ „Ja, Euer Majestät!“ „Hier will ich bleiben.“ „Nein“, sprach Pfund, „die Sonne ist noch nicht unter. Wir kommen noch recht gut nach Müncheberg und dann sind wir morgen viel früher in Potsdam.“ „Nu! Pfund! — wenn es sein muß!“ Die Bauerpferdchen wurden vorgelegt und die Reise ging weiter. Der Prediger in Dögelin war erst seit einem Jahre da und hatte von der Gewohnheit seines Vorgängers, dem Kutscher Pfund im voraus 10 Thlr. zu schenken, nichts gewußt. Darum eilte Pfund nach Müncheberg, wo er das Douceur von dem Bürgermeister Kramer erwarten durfte.

Die Magellanische Straße, dieser berühmte von Ocean zu Ocean führende Engpaß, kann jetzt mit der Sicherheit der Wissenschaft und der unsichtbaren Kraft des Dampfes in ungefähr 30 Stunden passirt werden. Früher, d. h. bevor die Engländer durch ihr Kriegsschiff Adventure die ganze obengenannte Straße mit so außerordentlicher Genauigkeit aufnehmen ließen, thaten Segelschiffe besser, den Ungewittern des Cap Horn zu trotzen, als die langwierige und ungewisse Fahrt von dem Atlantischen nach dem Stillen Meere durch die Straße von Magellan zu versuchen. Denn die Durchfahrt schlängelt sich in zahllosen Windungen von Osten nach Westen; sie führt zuweilen in eine Bucht, die, scheinbar ohne Ausgang, von einer Mauer hoher Berge eingeschlossen ist, bis sich plötzlich verschiedene Kanäle zeigen, die den Seefahrer noch mehr in Verwirrung setzen. Oft verfehlen Schiffe ihren Weg und kommen nach wochenlangem Umherirren endlich wieder an den alten Fleck. Der Wind weht in der Regel aus Westen und braust mit Sturmesgewalt einher; die Strömung rauscht wie ein Sturzbach und die Durchfahrten sind mitunter so enge, daß einem Segelschiffe das Laviren schwer wird.

Arkadische Weinkeltern. Die griechische Provinz (Nomos) Arkadien ist sehr reich an Wein und die Keltereinrichtungen, durch welche die edle Flüssigkeit erzeugt wird, sind äußerst einfach. Es werden vier starke Pfähle in die Erde eingerammt und miteinander durch dünne Balken verbunden, über die ein absichtlich mit reichen Spalten versehener Bretterboden geschlagen wird. Auf diesem werden die Trauben getreten, der Saft fließt auf die darunter liegende festgestampfte Erde, von der er in ein in die Erde eingegrabenes Thongefäß abläuft. Das ganze Gebäude ist mit grünen Zweigen bekleidet und so leicht und einfach, daß man es in jedem Weingarten wiederholt und die Umständlichkeit des Zuführens in eine große gemeinschaftliche Kelter vermeidet. Freilich wird auf diese Weise der Ertrag nicht eben haushälterisch ausgebeutet; aber die Natur gibt in Überfluß und man muß oft aus Mangel an Gefäßen viel Wein wegschütten.

Der Ursprung der Stadt Halle an der Saale fällt mit der Entdeckung seiner Salzquellen zusammen. „Als in uralten Zeiten annoch vor des Herrn Geburt — so heißt es in einer Chronik — eine Hirte in hiesiger Gegend gehütet, da hat sich eine Sau bei heißem Wetter in dem Salzwasser abgekühlt, so allhier in vielen sumpfigen Pfützen und Lachen des «Thals» zu Tage gestanden. Als sie sich nachmals an der Sonne abtrocknete, haben ihr die Borsten von dem Salze stark geglänzt; da hat man vermuthet, daß eine Salzquelle daselbst breche, welches sich auch nach weiterer Schürfung und Einsenkung gefunden.“

Treffende Antwort. Der bekannte religiöse Schwärmer Gerhard Tersteegen befand sich einst auf einer Reise nach Amsterdam im Postwagen mit zwei Holländern, die sich über die Unsterblichkeit der Seele stritten. Der Eine suchte sie mit den Worten zu widerlegen: „Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen.“ Er freute sich über seinen Ausspruch und wendete sich mit der Frage an Tersteegen: „Was segt gy daarvan, myn Heer?“ (Was sagt Ihr dazu, mein Herr?) Tersteegen erwiderte in seiner schlichten Weise: „Het is wel waar, myn Heer! Hoe ter boom valt, so blyvt er daar leggen. Maer het staat int's Huysvaders Welbehagen, daruyt te maken, wat hem belieft.“ (Es ist so, mein Herr! Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen. Aber es steht im Belieben des Hausherrn, daraus zu machen, was ihm beliebt.)

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 492. | Neue Folge. Zehnter Jahrgang. | 5. Juni 1852.

Des Wohlthuns-Freude.



Der Seeräuber.

In den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts lag unfern der Terrasse in Neapel ein großes zweistöckiges Haus, welches der Witwe des Seecapitains Ceritto gehörte. Er selbst hatte einige Jahre früher, ehe die nachfolgende Geschichte sich ereignete, darin zu seinem großen Ärger, daß er wie eine Landratte sterben mußte, seine irdische Laufbahn beschlossen. Viele Merkwürdigkeiten aus allen Theilen der Welt, welche er von seinen vielen Reisen heimgebracht hatte, bewahrte sie zum Andenken an ihren lieben Mann, den sie nicht vergessen konnte. Die Hauptsache aber fehlte ihr, und die war das Geld. Die Sache war ganz einfach, er hatte noch gar nicht daran gedacht zu sterben und wollte gerade anfangen zu sparen, als ihn die Pest dahinraffte. Seine Witwe war deshalb genöthigt sich so beschränkt wie möglich einzurichten; mit ihrem einzigen Sohne bewohnte sie zwei Stübchen im ersten Stockwerke, die übrigen Zimmer hatte sie sämmt-

lich vermiethet. Das Haus lag so freundlich wie irgend eines in Neapel, deshalb fehlte es auch nie an Fremden, welche gern die freistehenden Wohnungen bezogen. Auswärtige hatte die Besitzerin aber lieber wie Einheimische, denn jene zahlten besser und machten weniger Ansprüche wie diese. Ein weitläufiger Garten umgab das Haus und ließ nur die Vorderseite frei. Hohe Ulmen und Pinien beschatteten das flache Dach, über welches zur Sommerzeit noch außerdem ein großes Zelt zum Schutze gegen die Sonnenhitze ausgespannt war. Eine niedrige Mauer mit einem hellweiß angestrichenen Geländе faßte den Garten ein, und üppiges Gebüsch rankte sich an demselben freundlich entlang. Hinter dem Garten erhob sich stolz das in den Felsen gehauene Castel S.-Elmo, und zur Rechten schaute der Vesuv mit seinem Aschenkegel und der Rauchsäule, welche das unterirdische Feuer bis zu den Wolken trieb, über die wechselnden Hügel nach dem Hafen hin. Vor dem Hause breitete sich der Golf aus, den der Posilippo begrenzte. Zur Rechten lag der Hafen mit seinem Molo und auf einer steilen Felseninsel, welche eine Zugbrücke mit dem Festlande verband, das den Eingang beherrschende Castel d'Uovo. Das Meer verlor sich im reinen klaren Blau des Himmels, man hätte glauben sollen die Wolken wären nur die Fortsetzung der See und diese könne sich nicht trennen von dem schönen Neapel und kehre im stolzen Bogen wieder zu der geliebten Stadt zurück.

Wenn dann aber die untergehende Sonne ihr Feuermeer in das Wasser tauchte, der chamoisgelbe durchsichtige Grund des erleuchteten Äthers die olivengrünen Wölkchen wie Frühlingsschiffe eines Feenreiches trug, und die blitzenden Sonnenstrahlen durch den Purpursaum ihre letzten Abschiedsgrüße dem schönen Lande zuwarfen, dann mußte Alles schwinden, was das Herz des Zuschauers beängstigte. Das ganze Wesen desselben löste sich in einem wunderbaren Behagen auf, welches jeden Nerv bis zum Entzücken erfaßte. Die Augen hingen dann trunken an den großen Wogen, die wie gewaltige Opale auf dem Naß lagen und welche ein inneres spielendes Feuer durchdrang. Bald verloren sie sich im dunkel umschatteten Grün, und dann wieder strahlten sie prächtig im erneuerten Glanze.

Hunderte von Marinari schaukelten in ihren leichten Kähnen auf dem hitzemüden Meere. Heller, froher Sang erklang von allen Barken, rüstiges Leben regte sich auf allen Schiffen in allen Sprachen ertönten die Commandorufe der Steuerleute und in hundert verschiedenen Trachten bewegten sich die Matrosen in malerischer Abwechselung auf dem Molo, auf den Decks der Schiffe und hoch in den Masten und Raaen. Sanft züngelten die Flaggen in der freien klaren Luft, als wenn sie es nimmermehr aushalten könnten, an dem neidischen Maste. Sie hatten gewiß Sehnsucht nach dem weiten Meere, das eben gerade seine Flut auf sie zuthürmte, als wenn es sie besuchen und holen wolle. In diesem ewigen Flaggenspiele lebt stets sich ergänzend das Bild des Lebens und des Wechselverkehrs der Menschen, die vom fernen Norden bis zum äußern Süden sich die Hände reichen und sich bewillkommnen.

Und zu all diesem regen Leben brauset das dumpfe Gemurmel der großen Stadt, und von allen Kirchen ertönt vom tiefsten erschütternden Klange bis zum feinsten Klingen der Glockensang, welcher das Ave und den Feierabend den rüstigen Arbeitern ankündigt; dann schweigt der Improvisator, welcher im Kreise seiner Zuhörer dicht am Meeresstrande auf der hölzernen Erhöhung steht und unbekümmert um das laute Tosen, welches das frische Treiben mit sich bringt, seine Gesänge recitirt. Er nimmt schweigend seine Mütze vom Kopfe, und alle Zuhörer folgen seinem Beispiele — sie beten das Ave.

Dieses Leben entfaltete sich an jedem Abende vor dem Hause der Witwe Ceritto. Niemand aber von all den Bewohnern desselben wurde mehr davon entzückt, als Cesar, ein junger Genuese, welcher zu ebener Erde die beiden Stuben inne hatte, welche zunächst der Hausthüre an der rechten Seite lagen. Nie veraltete der Reiz und der Zauber, welche ihn an den herrlichen Anblick fesselten. Einige Monate hatte er dort schon zugebracht und dachte nicht mehr daran, seinen schönen Hafen zu verlassen.

Es war im August, eine glühende Hitze hatte den ganzen Tag über die Stadt beherrscht, selbst am Abende legte sich noch der entnervende Sirocco nicht, welcher die größte Plage des italienischen Sommers ist. Der warme Hauch hatte die Spaziergänger verscheucht, es war still am Hafen und bereits eine Stunde vor Mitternacht. Cesar konnte nicht schlafen, er ging unruhig in seiner Stube auf und ab, nur zuweilen schauete er sehnsüchtig nach dem Westen hin, wo aufsteigende Wolken ein Gewitter und Kühlung für die matte Stadt verhießen. Ab und zu zuckten schon einige Blitze durch die sich aufthürmenden Wolkenberge, da öffnete er das bis jetzt geschlossene Fenster und fing die kühlen Lüftchen auf, welche sich als Vorboten des Sturmes bereits meldeten. Er lag dort wol eine Viertelstunde, als plötzlich aus der Ferne vom Posilippo her ein wilder Lärm zu ihm hinübertönte. Cesar streckte seinen Kopf weit zum Fenster hinaus und lauschte aufmerksam, doch konnte er nichts Genaues vernehmen, bis das Getümmel sich ihm näherte. Ein großer Troß Menschen brauste ihm entgegen, und deutlich vernahm jetzt Cesar das Geschrei: „Mörder! Mörder! Haltet ihn!“

Jetzt wurde er erst recht neugierig, er strengte seine Augen gewaltig an, um das Einzelne besser unterscheiden zu können, doch die Dunkelheit war zu bedeutend und hinderte ihn daran, auch das Geringste deutlich erkennen zu können. Verdrießlich wollte er eben das Fenster schließen und auf die Straße gehen, als ein Mensch stürmisch daher eilte. Bei dem Anblicke Cesar's stutzte er, doch im nächsten Augenblicke sprang er auf das Fenster los und schleuderte diesen mit einem gewaltigen Faustschlage in die Stube hinein, sodaß er taumelnd zu Boden stürzte. Dann aber erklimmte der Eindringling im kühnen Schwunge die Fensterbrüstung und sprang in die Stube. Im nächsten Augenblicke schloß er das Fenster, zog einen Dolch hervor und warf sich über den betäubten Cesar her, indem er rief:

Kein Wort — oder du bist des Todes!

Bandolino! Bandolino! schrie Cesar entsetzt, denn er hatte den Banditen an der Stimme erkannt.

Ha ha ha ha! lachte leise Bandolino, der berüchtigtste Bravo seiner Zeit, dessen Namen die Frauen nie aussprachen, ohne sich dabei zu bekreuzen. Ich glaube gar du bist es, Cesar! Nun das nenne ich getroffen, und noch dazu mitten auf die Nase. Habe ich dich doch schon seit drei Monaten wie eine Gemme gesucht und finde dich nun hier, sodaß ich nicht weiß, wie ich dazu gekommen bin. Komm stehe auf, bei uns sind solche Förmlichkeiten nicht nöthig.

Schöne Förmlichkeiten, brummte Cesar, wobei man sein Leben einbüßen kann, ehe man zur Besinnung kommt.

Mühsam richtete er sich auf und fuhr mit der

flachen Hand über sein Gesicht hin. Der Faustschlag hatte ihm das Blut aus der Nase getrieben.

Du blutest wol? fragte Bandolino heiser lachend. Es ist der Mühe nicht werth, verlaß dich auf mein Wort, denn ich fühle es sogleich in der Hand, ob der Schlag gut oder schlecht sitzt. Hier ist ein Tuch, wisch das Blut ab und bete ein Vaterunser zum heiligen Januarius, der versteht sich auf den Blutfluß und er wird sofort aufhören. Sonst preß die Nase etwas zusammen, sieh, hier oben an dem Knorpel, dann stauet das Blut wie ein altes Ruder im Schlamme.

Während dieses in der Stube vor sich ging, sammelten sich draußen immer größer werdende Haufen Volks, wirre Stimmen klangen durcheinander. Da rief plötzlich Einer aus der Menge:

Er muß noch hier in der Nähe sein, denn weit konnte er nicht kommen. Wir wollen die Häuser hier durchsuchen.

Nein, schrie ein Anderer, du bist immer mit deinem Durchsuchen bei der Hand. So ging es vor acht Tagen auch zu, während wir alle Schränke umwandten und das ganze Haus durchstöberten, standen die Buben draußen auf der Straße und lachten über uns und den armen Sünder, der stillvergnügt im Aprikosenbaume saß und zu Abend speiste. Als wir hinterdrein kamen und ihn fassen wollten, ließ er uns freundlich durch die Jungen grüßen, er sei, wie er sagen ließ, etwas spazieren gegangen und komme bald wieder.

Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten.

Ich habe es gesehen, sagte ein Dritter, wie er nach der Chiaja einbog. Ich habe seinen langen Schatten nicht aus den Augen verloren.

Ja, ja, nach der Chiaja, ertönten mehre Stimmen. Einige müssen aber hier bleiben und Acht geben.

Bernardo, Giulio, Francesco! Wir wollen die Straße im Auge behalten. Kommt, kommt wir wollen uns auf den Sandsteinblock niederlassen.

Der größere Haufen wandte sich nach der Chiaja hin, Wenige nur blieben zurück.

Hörst du, sagte Bandolino zu Cesar, wie die Füchse mich suchen? Es ist ein dummes Volk! Ich kann wirklich nicht begreifen, welches Vergnügen der liebe Herrgott daran gehabt hat, solche Kerle zu erschaffen. Wenn man ihnen erzählte, ich stehe mitten unter ihnen, so würden sie es auch glauben; der eine packte dann gewiß in der Dunkelheit den andern an. Maledetto, das müßte ein Vergnügen anzusehen sein! Ha ha ha ha.

Du bist ein fürchterlicher Mensch, entgegnete Cesar. Was hast du denn gethan? Man schrie: Mörder!

Ja, ja, lachte Bandolino, das ist eben die Dummheit. Die Leute verstehen keinen Spaß und nehmen Alles für baare Münze und erschrecklich ernst. Die Geschichte ist der Mühe nicht werth.

Um eines Scherzes willen wird das Volk doch gewiß nicht solch einen Lärm anheben und gar: Mörder! schreien. Du mußt etwas verbrochen haben, was nicht hinter jedem Zaune vorkommt, und dann traue ich dir, nebenbei gesagt, wol Mancherlei zu.

Ei, ei, Cesar, solch eine feine Spürnase habe ich in dir gar nicht vermuthet. Ich ließe mich an deiner Stelle bei dem hohen Gerichte als Inquisitor annehmen, das ist ein ruhiges Pöstchen. Man hat doppelten Vortheil dabei; zuerst den Genuß, andere Leute etwas quälen zu können, und dann die schöne Gelegenheit, durch die Übung seinen eigenen Scharfsinn zu stärken. Jedoch Spaß bei Seite, ich will dir die Geschichte erzählen; vor dir habe ich ja nicht nöthig, Hehl daraus zu machen. Es sind Landsleute von uns hier, der Dreimaster Delphin, den du ja kennst. Die beiden Mattei sind darauf, und ich traf sie vorgestern Abend in der Osterie zur Einfahrt am Posilippo. Ich war gerade Tags zuvor auf einer Barke hier angekommen und suchte ein Schiff und Mannschaften zu miethen, um Küstenschifferei zu treiben.

Räuberei willst du wol sagen, fiel ihm Cesar in das Wort.

Nun ja, lachte Bandolino, ich suche gern mit, wenn Jemand etwas verlegt hat, es ist reines Mitleid und Gutmüthigkeit von mir, doch das geht dich ja nichts an. Wir sitzen dort also recht gemüthlich zusammen und trinken einige Foglietten Cyper, da wird mir das Herz weit und ich theile ihnen meinen Plan mit. Der leuchtete ihnen gewaltig ein, sie hatten nicht üble Lust sich dabei zu betheiligen und Giuseppe sagte: „Höre, Bandolino, ich will dir unsere Barke in die Hände spielen, wenn du mich zum Obersteuermann nimmst.“ Ich ging mit Freuden auf seinen Vorschlag ein und versprach ihm, bei der ersten Prise seiner außerdem noch bestens zu gedenken. Ich bedarf aber Geld, fuhr er fort. Wenigstens 30 Zechinen muß ich springen lassen, dann läßt sich aber auch schon etwas mit unserm Volke anfangen, denn die Offiziere sind gewaltig verhaßt bei den Leuten. Übermorgen, um 10 Uhr Abends, komme ich auf die Wache, dann fahre nur keck an das Schiff heran, es soll Alles in der besten Ordnung sein.

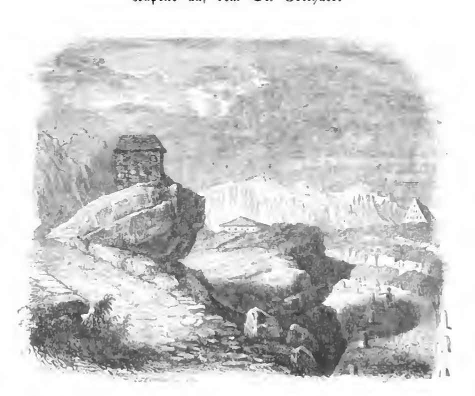
(Fortsetzung folgt.)

Der Mondschein und das Wetter.

Morgen haben wir Neumond, da wird sich es wol ändern! sagt Hans, wenn es im Winter vier Wochen lang tüchtige Kälte gegeben hat und sein Holz- oder Torfvorrath zusammengeschmolzen ist. Heute tritt das erste Viertel ein, da wird es wohl aufhören! meint Kunz, wenn es sich gar nicht in heitere Witterung umgestalten will und der Regen alle Hoffungen auf eine gute Ernte zu vernichten droht. Und so baut ein Dritter auf den Vollmond, sowie ein Vierter auf das letzte Viertel, ohne daß der Eine oder der Andere einen andern Grund dafür hätte, als daß er immer gehört und geglaubt hat, wie der Mond großen Einfluß auf die Witterung habe. Allerdings ist dieser Glaube uralt; vor vielen Jahrhunderten fand er ebenso gut statt, wie in unsern Tagen; allein eine Meinung kann sehr alt sein, ohne deshalb den mindesten Grund zu haben, und eben deswegen ist es die Pflicht Derer, welche nichts glauben, ohne den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung einzusehn, solchen Schattenbildern entgegenzutreten. Es kann der Mond, sagt die Wissenschaft, auf unsere Erde nur einwirken, insofern er uns seine Lichtstrahlen zusendet oder seine ganze Masse eine ihrer Größe entsprechende Anziehungskraft ausübt. In letzterer Hinsicht äußert er sich alle Tage durch die bekannte Erscheinung der Ebbe und der Flut; was dagegen die Einwirkung des Mondenlichtes betrifft, so ist sie, die Erhellung der Nacht abgerechnet, so gut wie Null. Das Mondlicht äußert auch auf das empfindlichste Thermometer keinen Einfluß. Im Brennpunkte der größten Spiegel concentrirt, steigert es ebenso wenig die Wärme als die Kälte. Ebenso gering sind die

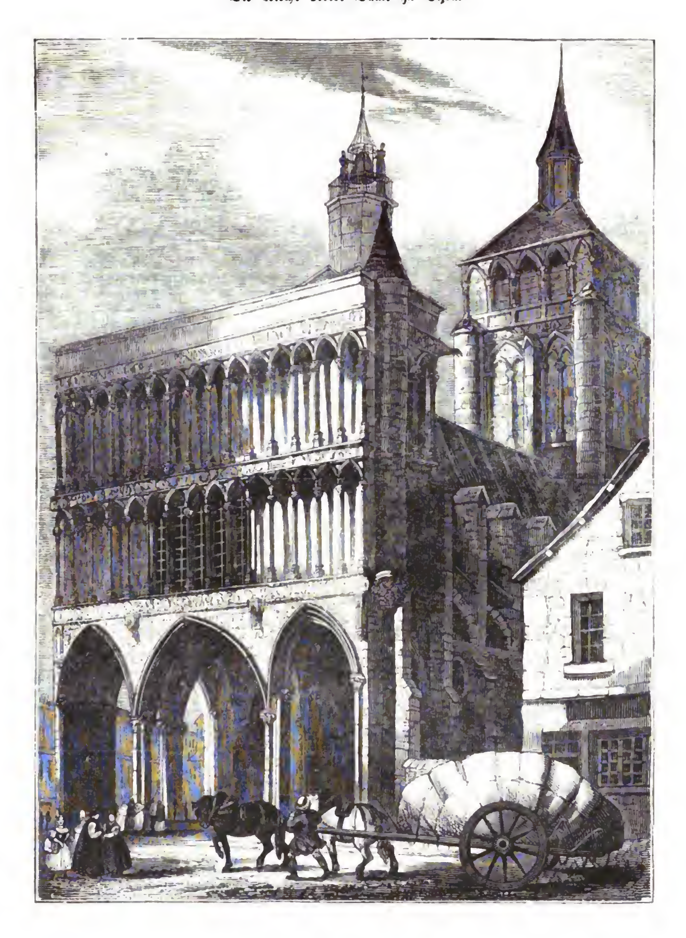
Wirkungen, welche es auf chemische Präparate äußert, und erst der Daguerreotypie gelang es, ein, aber nur äußerst schwaches, Mondbild zu fixiren. Mache man von diesen Sätzen die Anwendung auf das Licht des Neu- oder Vollmondes, des ersten oder letzten Viertels, insofern dadurch die Witterung so oder so, zur Wärme oder Kälte, zur Nässe oder Trockenheit disponirt werden, insofern sich, mit andern Worten, das Wetter deshalb ändern soll, weil heute der Neumond eintritt oder morgen das erste Viertel u. s. f. kommt. Allerdings ändert sich das Wetter sehr oft mit dem Eintritte einer neuen Mondphase, aber ebenso oft gehen wol vier und noch mehr derselben vorüber, und es bleibt unverändert dasselbe; man denke an die große Trockenheit im Sommer 1842, die anhaltende Kälte im Winter 1845, die nasse Witterung 1850—52! Allein auf solche sich gleichbleibende Witterung achtet weder Hans noch Kunz, welche von ihrem Mondscheine und dessen Einwirkung überzeugt sind, desto mehr aber triumphiren sie, wenn nun einmal mit dem Eintritte einer Mondphase auch eine durch zehn andere Einflüsse bedingte Witterungsveränderung stattfindet. Sie sind zufrieden, wenn ein mal dem Monde sein Recht geschehen ist, und lassen ruhig viele Viertelsveränderungen vorübergehen, denen keine Änderungen in den Zuständen unserer Atmosphäre entsprechen. Was ihnen zur Entschuldigung dienen mag, dürfte sein, daß auch einige Physiker solchen Einfluß des Mondenlichtes auf dem Wege wissenschaftlicher Beobachtung geltend zu machen gesucht haben, z. B. ein Physiker Toaldo in Padua; er legte eine Reihe von 45 Jahren zu Grunde, aber wie! Er nahm in seine Berechnung auch allemal den Tag vor und nach dem Eintritt einer Mondphase auf und hatte nun, um eine Witterungsveränderung als Folge einer eingetretenen Mondphase zu documentiren, die Wahl von drei Tagen, während er, im Falle keine Veränderung eintrat, es nur mit einem Tage zu thun hatte. Auf solche Weise konnte er freilich leicht das von ihm gesuchte Resultat herausziehen in der Art, wie es sich für einen Mann geziemte, der auch überzeugt war, daß Nägel und Haare schneller wachsen, wenn man zum Abschneiden den Zeitpunkt des wachsenden Mondes, anstatt der Zeit seiner Abnahme, gewählt hat. Hier haben wir ein neues Märchen, das bei Gärtnern, Landleuten, Förstern u. s. f. seine Rolle spielt. Wer die Gehaltlosigkeit hiervon, wie von andern solchen Dingen, wo der Mondschein eine Rolle spielt, kennen lernen will, mag dann das Resultat ziehen, daß eine Meinung sehr alt sein kann, ohne daß sie deshalb auch nur einigermaßen in der Wissenschaft oder Erfahrung begründet wäre.

Kapelle auf dem St.-Gotthard.



Vergl. über den St.-Gotthard Pfennig-Magazin, Jahrgang 1836, Nr. 158.

Die Kirche Notre-Dame zu Dijon.



Der See Commacchio und seine Aale.

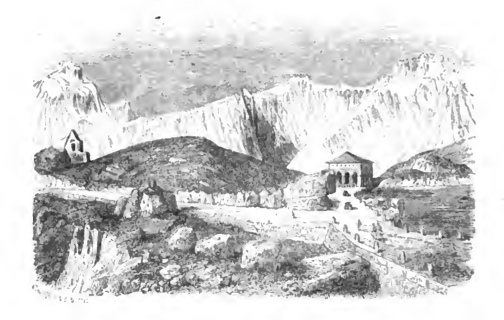
Zu den größten Seen Italiens gehört der von Commacchio, in welchen sich der Po ergießt und durch welchen er seinen Weg ins Adriatische Meer findet. Der ganze Umfang dieses Wassergebiets beträgt weit über hundert italienische Meilen und ist durch große Dämme in 40 Bassins abgetheilt, die aber alle mit dem Meere selbst in Verbindung stehen und an der Flut wie an der Ebbe desselben ihren Antheil haben. Die Gewässer sind sehr fischreich, am zahlreichsten aber sind die Aale darin und ganz Italien wird mit diesen von daher versorgt. Wie großartig die Fischerei in dieser Hinsicht getrieben wird, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß jedes der 40 Bassins einen Factor oder Oberaufseher hat, unter welchem wieder mehre andere Fischer stehen, die alle das ganze Jahr nicht aus ihrem sumpfigen Aufenthalte heraus kommen; denn in dieser Hinsicht sind die Maremmen von Commacchio ziemlich so verrufen, wie die Pontinischen Sümpfe. Indessen sind sie doch weniger ungesund. Dies Völkchen von Fischern und Fischessern zählt wenigstens so viel bejahrte Leute, als man in andern Gegenden findet, und wenn in der Nachbarschaft Jemand an der Schwindsucht leidet, schickt man ihn hierher in ihre Hütten, wo er oft durch die warme feuchte Luft und das viele Aalessen seine Genesung findet. Die Leute hier nämlich sind wahre Ichthyophagen, d. h. Fischesser. Zum Frühstück, Mittag- und und Abendbrote wird ein Aal in Stücke geschnitten und in seinem eigenen Fette gebraten, ohne daß er je den Magen belästigt oder der Appetit dazu vermindert wird. Es gibt das ganze Jahr auf diesem See zu thun; allein zwei Perioden schaffen vornehmlich viel Arbeit. Im Februar müssen die Schlüssel aufgedreht werden, d. h. man öffnet die Zugänge des Po, aus welchem die jungen Aale in unendlicher Menge in den See hereinkommen. Man sieht sie allerdings nicht; sie streichen meist ganz dicht auf dem Boden im Flusse, wie nachher im See hin; indessen weiß man doch die Menge der neuen Ankömmlinge zu beurtheilen. Es werden Ruthenbündel mit einem Pfahle auf den Boden hinabgebracht, und nach einigen Tagen wieder heraufgezogen. Indem man sie dann lebhaft schüttelt, fallen die jungen Aale, die sich darin verkrochen hatten, heraus und geben nun ungefähr einen Maßstab für die Zahl der neuen Ankömmlinge überhaupt. Sind sie einmal in die Gewässer des Sees gekommen, so denken sie nicht wieder daran, ihn verlassen zu wollen, bis sie ihr volles Wachsthum erreicht haben, was in fünf, sechs und wol noch mehr Jahren der Fall sein dürfte. Ein ausgewachsener Aal unterscheidet sich von einem jüngern durch die schwarze Farbe des Rückens und der Seitenflächen, sowie den weißen Bauch; die jüngern Aale sind über den ganzen Körper hellgelb, besonders am Leibe unten, und haben eine zartere Haut. Da der ganze Commacchiosee einen Schlammgrund hat, so befinden sie sich hier so recht in ihrem Elemente, und man sah schon, daß der Po, sowie der See weit über seine Ufer stieg, daß also der ganze Fang durch das Fortgehen derselben vereitelt werden konnte; allein sie waren alle dageblieben; der nächste Herbst gab so vielen Ertrag, wie gewöhnlich. Wovon sie hier im See leben? Von Würmern, von Insekten, von kleinen Fischen. Es gibt eine Art zum Schmerlengeschlecht gehörig, die sich am liebsten aufhalten, wo ein in den See fallendes Bächelchen einen Wasserfall bildet, und hier sind nun die Aale in solcher Menge vorhanden, und von der Wuth, sich ihrer zu bemächtigen, so blind, daß sie in ganzen Haufen dicht übereinander zu liegen scheinen und die Fischerkähne über sie wegfahren, ohne sie zu zerstreuen und zur Flucht zu bewegen. Meistentheils aber liegen sie auf dem Grunde, im Schlamme eingegraben und so träge, daß man sie kaum durch unmittelbaren Stoß und Stich bewegen kann, aus dem Loche, das als Eingang oder Ausgang dient, das Weite zu suchen, und wo man im See unten eine Erhöhung spürt, kann man auch sicher auf einen unten befindlichen großen Aal rechnen, den man, da er nur 2—3 Zoll tiefer liegt, mit der Harpune tödtet. Die Aale, welche endlich ausgewachsen sind, suchen zuletzt das offene Meer zu gewinnen, und diese Zeit beginnt vom October an, wo also auch die zweite Hauptperiode beginnt, in welcher die Fischer vornehmlich zu thun haben. Sie geht bis zum Ende des Jahres und die Arbeit findet vornehmlich des Nachts statt. Aber finster muß es sein; je finsterer, desto besser. Und ist es recht stürmisch, so fängt man noch mehr. Sowie sich dagegen nur der Mondschein blicken läßt, so hält der ganze Zug der Auswanderer still. Nöthigenfalls kann man diesen Stillstand schon bewirken, indem man auf einer Barke ein Feuerchen vorn anzündet. Um den Fang leichter zu haben, schafft man mit Rohr und Ruthen gleichsam eingefaßte Wege in den Bassins; die Wege kommen endlich in einer Art Kammer, einem ebenso umgrenzten Raum, zusammen, wo keine Öffnung mehr hinaus führt, und nun ist der Augenblick des Fanges da, der oft so groß ist, daß man durch angezündete Lichter das Herbeiströmen neuer Scharen zu hemmen Anstalt treffen muß. Es ist unglaublich, wie groß die Beute manchmal sich in recht finstern, stürmischen, regnerigen Nächten gestaltet. In dem einen Bassin, Coldirolo, zog man schon in einer Nacht des Octobers 200 Centner heraus, und einmal gewann man gar über sechshundert. 300 Centner in einer Nacht kommen häufig vor. Sie drängen, treiben und stoßen sich nach den vorhin erwähnten Kammern; denn alle streben nach dem Meere hin, wozu ihnen der Ausgang versperrt ist. Der Fang selbst geschieht übrigens ungefähr nach Maßgabe des Absatzes; denn sind einmal die Aale in den Kammern, so kann man sie bereits für gesichert halten. Die Flut führt immer frisches Meerwasser zu und schützt sie also gegen das Absterben. In der nächsten Stadt werden die Gefangenen eingesalzen, indem schon große Barken von Händlern dastehen, sie abzukaufen. Andere werden nach dem Po und in die Nebenflüsse desselben lebendig verführt, und so hat man drei volle Monate überreichlich zu thun; denn es handelt sich um nichts weniger, als um 15—20,000 Centner und wol noch mehr Aale in dieser Zeit zu fangen, zu salzen, zu räuchern und weit und breit zu verführen.

15—20,000 Centner! Wie viele Tausend Aale gehören wol zu ihnen? Wie viele Tausend mögen von den Möven verzehrt werden, welche vom Adriatischen Meere auf diese Wasserfläche kommen, um ihre unersättliche Freßlust zu befriedigen; denn es scheint daß ihr scharfer Magensaft ebenso schnell verdaut, als der Schnabel verschlingt, wenn sie an den vorhin erwähnten kleinen Wasserfällen ihre Beute aufsuchen.*)

*) Ein langer Aal, den sie an dem einen Ende hinabwürgen, ist, sagt Spalanzani, oft schon im Magen aufgelöst, während das am Schnabel heraussiehende Ende noch volle Bewegung zeigt.

Nun wie viele Beobachtungen lassen sich wol darüber anstellen! Wie viele Jahre lang hat man diese Fische beobachten können! Wie viele Hunderttausend Aale werden nicht in andern Seen, Flüssen und den verschiedenen Meeren Europas gefangen! Und dessenungeachtet wissen wir von ihnen noch Manches nicht! Namentlich ist uns das Entstehen, d. h. Fortpflanzuug derselben, noch heute ein Räthsel, wie es dem alten Griechen Aristoteles eins war. Legen sie Eier, laichen sie, wie andere Fische? Dies ist so wenig ermittelt, daß nur wenige Beobachter sich rühmen, einen Aal voll Rogen oder Milch gefunden zu haben und es also unentschieden bleibt, ob sein vor ihm liegendes Opfer ein Männchen, oder Weibchen, war. Gebähren sie lebendige Junge? Noch hat man in keinem Aale ein solches Junge gefunden. Wenn man eines entdeckt zu haben meinte, erwies es sich bei genauer Untersuchung als ein Wurm in den Gedärmen. Es gibt allerdings Fische, welche lebendige Junge gebähren, aber es sind sehr wenige, während die Zahl der jungen Aale außerordentlich groß sein muß. Wo setzen sie ihre Jungen oder ihren Laich ab? Im süßen Wasser oder im Meere? Kein Mensch kann sicher darauf antworten. Ein Thier, ein Fisch liegt uns alle Tage vor Augen auf dem Teller und wir wissen so einen wichtigen Umstand nicht! Es geht uns hier, wie mit den Heringen; es hat noch Niemand einen kleinen, jungen Hering gesehen und ebenso wenig Jemand ermittelt, woher sie kommen, warum sie kommen, oder wohin sie gehen. Es kommen noch manche andere Dinge beim Aale vor, von denen man nicht genaue Kunde hat. Sie gehören zu den Amphibien; sie können im Wasser und auf dem Lande leben und man sieht sie oft aus dem Flusse aus Land in die Schotenfelder spazieren. Streut man aber geschwind Asche oder Sand hin, so können sie nicht zurück und sind gefangen! Diese Behauptung hört und liest man sehr oft, ohne daß es wol wahr ist; wer es erzählt, erzählt es meist nach, ohne es gesehen zu haben. Auf nasse Erde hingelegt windet sich der Aal allerdings ein Stück fort, aber lange dauert es nicht, dann legt er sich krumm und schlangenförmig zusammen und bleibt liegen, selbst wenn er mit einem Stocke gestoßen wird. Er lebt auch länger außer dem Wasser, als die meisten andern Fische, jedoch ebenfalls nur höchstens 24—36 Stunden, wenn er nicht im feuchten Grase und dergleichen liegt. Im Winter kann man ihn wol drei bis vier Tage aufbewahren, vorausgesetzt, daß es nicht zu große Kälte gibt; denn diese verträgt er so wenig, wie zu große Hitze; für Beides ist er sehr empfindlich, so zähe sein Leben sonst ist. Im Winter gehen, fällt große Kälte plötzlich ein, in den außerordentlich großen Aalfischereien Commacchios oft unendlich viele zu Grunde. Kommt die Kälte nach und nach, so verkriechen sie sich in den Schlamm der Tiefe und schlafen da, bis wieder mildere Lüfte die Decke des Eises lösen. Noch viel nachtheiliger wirkt jedoch anhaltende Sommerhitze auf sie ein, wenn das Wasser vertrocknet, Salzkrusten bildet und die im Boden wurzelnden Pflanzen faulen. Im Sommer 1789 büßte der Pächter des Commacchiosees in Folge solcheu Unfalls wol mehr als 60,000 Scudi ein; denn die Hitze und Trockenheit hielt einige Monate an und die Aale gingen zu Tausenden zu Grunde. Das wenige Wasser in den Bassins war fast kochendheiß und die armen Fische konnten sich nirgendshin retten. Hunderte von Menschen hatten mit dem Vergraben der umgekommenen zu thun, damit nicht auch die Luft verpestet würde. Merkwürdig aber war es, daß viele der größten sich noch zeitig genug tief in den Schlamm verkrocheu und verborgen hatten wie zur Winterszeit. Die Aale haben insofern eine Aehnlichkeit mit den Schlangen und Kaimans Südamerikas. Auf den großen Llanos dort pflegen diese sich ebenfal's häufig bei Eintritt der trockenen, heißen Jahreszeit in die Erde zu graben und hier in einem tiefen Schlafe die Rückkehr der anhaltenden Regen abzuwarten. Doch genug hiervon; man sieht nur, daß der große See Commacchio viel mehr Aale hat, als irgend einer in Pommern, Mecklenburg und den Marken, ohne daß wir mehr von ihnen wissen, als den unserigen, und daß es hier, wie in Allem, was die Natur bietet, gar noch Vieles zu erforschen gibt.

Hospiz auf dem St.-Gotthard.



Mannichfaltiges.

Die ägyptischen Dörfer sind ein sprechender Beweis von der Armuth und dem Elende der Fellahs. Die Hütten sind durchgängig von Straßenkoth gebaut und dienen Wesen von menschlichen Formen, Kühen, Eseln und Hühnern zum gemeinschaftlichen Aufenthalte. Mitten zwischen diesen Hütten erheben sich ganze Berge von Schmuz und Unrath, auf denen zahlreiche Hunde ihr Lager aufgeschlagen haben. Wie armselig aber immer diese Dörfer sind, so erhebt sich doch aus jedem ein schlankes, von Palmen umgebenes Minaret, welches durch seine zierliche Bauart das Auge fesselt und von dem Anblicke der traurigen Hütten abzieht.

Größte Meerestiefe im Südatlantischen Ocean. Der Lieutenant Goldsborough von der Vereinigten-Staaten-Flotte meldet in einem Schreiben: „Während unserer Überfahrt von Rio de Janeiro nach der Saldanhabai, als wir uns unter 28° 21′ südl. Breite und 29° 17′ westl. Länge von Greenwich befanden, sondirten wir und fanden den Seeboden in einer Tiefe von 3100 Fathoms (Faden = 6 Fuß; also 3½ englische Meile). Unser Lothungsapparat war eine 32pfündige Kugel, die mit Draht überzogen und an eine dünne Leine befestigt war, welche eine Länge von 5000 Fathoms und Stärke genug hatte, um ein Gewicht von 60 Pfund zu halten. Die Lothung war so gut und schön, als ich sie jemals bei der Vermessung der Vereinigten Staaten gemacht habe. Die Zeit, welche dazu erfoderlich war, betrug eine Stunde und neun Minuten.“

Der Vatican in Rom, der päpstliche Palast, übertrifft zwar an Größe und Ausdehnung die stolzesten Schlösser anderer Residenzstädte; aber er ist im Laufe mehrer Jahrhunderte nach und nach zu seiner gegenwärtigen Größe angewachsen, jeder Papst hat nach seinem eigenen Plane daranfortgebaut, und so ist ein verworrener Knäuel von Haupt- und Nebengebäuden, von Galerien, Pavillons und Höfen daraus geworden, ein regelloser Steinhaufen, der nach keiner Seite hin Front macht und von dem man nur aus der Vogelperspective, von der Höhe der Peterskirche herunter ein Bild gewinnen kann. Der einzige architektonisch schöne Theil des Vaticans ist der von Bramante gebaute Haupthof, nach welchem die offenen Galerien herausgehen, die unter dem Namen der Loggien des Raphael weltberühmt sind.

Gute Anwendung. Als dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm III. von der Ritterschaft in dem Weißen Saale des Schlosses zu Berlin gehuldigt ward, befand sich unter den als Zeugen dabei gegenwärtigen auswärtigen Gesandten auch Siéyes, der Gesandte der Französischen Republik. Niemand machte sich mit ihm etwas zu schaffen; ja es sprach Niemand mit ihm, als höchstens Diejenigen, die es ihrer Stellung wegen mußten. Denn man verabscheute ihn, da er bekanntlich, als über den Tod Ludwig's XVI. abgestimmt wurde und Jeder sein Votum mit Gründen begleitete, als die Reihe an ihn kam, gesagt hatte: „La mort, sans phrases!“ Bei einem Hoffeste fragte der Hofmarschall den Johanniterordenscomthur Graf Wartensleben, ob er nicht mit dem französischen Gesandten eine Partie Whist spielen wolle? Wartensleben antwortete kurz und laut: „Non, sans phrases!“ daß Siéyes, der nahe stand, es hören konnte.

Die Verbrüderung der Thugs in Indien, der bekannten im Finstern gleichsam schleichenden Mörder, denen nicht leicht ein ihnen von ihren Obern bezeichnetes Opfer entgeht, das sie in der Regel vermittelst einer Schlinge erdrosseln, ward von den Engländern, namentlich unter dem Generalgouverneur Bentinck, mit der größten Energie verfolgt. In einem Zeitraume von fünf Jahren (1830—35) wurden über 2000 Thugs eingefangen und gerichtet, meistens zum Tode verurtheilt oder mit ewigem Gefängniß bestraft. Aber das Banditenwesen der Thugs ist noch immer nicht vollkommen ausgerottet. Die meisten der eingefangenen Thugs waren zu keinem Eingeständnisse ihrer Schuld zu bringen. Sie sahen ihr Geschäft als von der Vorsehung ihnen angewiesen an und nicht wenige ließen ihre Richter hören: „Verfahret ihr denn anders? Wir thun blos im Kleinen, was ihr im Großen ausführt.“

Tragbare Flöße. Die Anwohner des Nils fügen sich aus Schilf oder Rohr kleine Flöße in Gestalt eines spitzen Dreiecks zusammen, mit denen sie geschickt von einem Ufer zum andern übersetzen. Der Fischer steigt mit seinem Fahrzeuge auf der Schulter das Ufer hinab, wirft es in den Fluß und mit Hülfe eines aus einem Palmenzweige gefertigten Ruders erreicht er leicht das andere Ufer. Von weitem gewährt es den Anblick, als würde er, auf den Wellen sitzend, über den Fluß getragen.

Der Tausch. Nach der Schlacht bei Breitenfeld (7. Sept. 1631) kam Gustav Adolf mit einem großen Theile seines Heeres nach Halle. Er war anfänglich auf die Bürger von Halle sehr erzürnt und erwiderte auf die Ansprache der Abgeordneten: „Ihr von Halle, die Worte sein gut; aber ich höre gar viel Böses von euch.“ Doch ward er bald freundlicher und blieb sieben Tage in Halle. Beim Ausmarsche begegnete ihm auf der Klausbrücke ein Hallore, der aus seinem Hute Weinbeeren aß. Der König fragte ihn, was er im Hute hätte, und als jener antwortete: „Weimern“, verstand es der König nicht, nahm ihm den Hut ab und da er schöne Trauben darin fand, aß er im Fortreiten davon. Der Hallore aber lief immer neben dem Pferde des Königs her und schrie: „Meinen Hut! meinen Hut!“ Da nahm der König seinen rothsammetnen, mit einer goldenen Schnur versehenen Hut und gab ihn dem Halloren. Lange Zeit ist dieser Hut in der Moritzkirche in Halle aufbewahrt worden.

Eine Allee von Rieseneichen zieht sich von dem päpstlichen Schlosse Castel Gandolfo unfern Albano nach dieser Stadt. Diese immergrünen Eichen sind wahre Wunderwesen ihrer Gattung, dicker als die stärksten Ulmen im wiener Prater. Einige davon haben sich unter dem Gewichte ihrer eigenen Schwere auf die Seite geneigt und sind durch mächtige steinerne Säulen gestützt und fast jede derselben ist für sich allein ein reizendes Landschaftsbild.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 493.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [12. Juni 1852.

Ein Diamantentransport in Brasilien.



Vergl. Pfennig-Magazin, Jahrgang 1842, Nr. 506.

Der Seeräuber.

(Fortsetzung.)

Ich gab ihm das Geld, fuhr Bandolino fort, denn ich wußte, daß ich mich auf ihn verlassen konnte, und machte mich für heute Abend fertig. Der dunkle Gewitterhimmel schien mir günstig werden zu wollen, kaum hatte die Glocke also 10 Uhr geschlagen, als ich den Kahn, welchen ich mir zu diesem Zwecke bereits ausersehen hatte, losband und dem Schiffe zuruderte. Es war eine mühsame Arbeit, der Delphin lag weit in den Hafen hinein, und eine Menge Fahrzeuge versperrten mir den Weg, sodaß ich nur mit der äußersten Vorsicht mich durchschleichen konnte. Außerdem daß ich fürchten mußte, hier und dort an eins der Schiffe anzurennen, durfte ich auch nicht die Aufmerksamkeit der Wachen auf mich ziehen und gebrauchte deshalb die Ruder so geräuschlos, wie es irgend möglich war. Es ging auch Alles gut, unbemerkt gelangte ich zu dem Delphin, der, ich weiß nicht ob durch Giuseppe's Umsicht oder durch irgend einen Zufall, seinen frühern Standpunkt verlassen und noch weiter in See Anker geworfen hatte. Als ich ungefähr eine halbe Kabellänge von ihm entfernt war, gab ich das verabredete Zeichen, indem ich des Mövenschrei einige mal nachahmte; Giuseppe antwortete durch ein kräftiges Niesen. Es war also Alles in Ordnung. Giuseppe ließ eine Strickleiter hinabgleiten, ich band meinen Kahn fest und stieg auf das Schiff. Es war Alles todtenstill. „Wie ist es", fragte ich ihn leise, „ich sehe ja die Leute nicht, die zu uns stehen wollen?" „Stille, entgegnete er, „ich habe ihnen gerathen, Alle mit in die Kojen zu gehen und auf unsern Ruf bereit zu sein. Zuerst müssen wir den Capitain, die beiden Steuerleute und die beiden Armari bei Seite schaffen, die sämmtlich abgesondert schlafen."

Dies wollte mir nicht besonders einleuchten, zudem Giuseppe die Luke verschlossen hatte, sodaß das ganze Schiffsvolk unfähig war, etwas zu thun. Er hatte zwar, wie er sagte, einen Theil desselben für uns gewonnen, doch konnten sie unmöglich unten im Raume etwas Besonderes ausrichten. Das Schlimmste von Allem war aber der Umstand, daß er die Thüre des Untersteuermannes statt zwei nur ein mal umgeschlossen hatte. Wir nahmen mehre Stricke und einige Knebel, wir wollten Niemanden tödten, sondern sie gefesselt in den Kahn werfen und diesen an ein anderes Schiff festbinden. Die übrigen Thüren saßen fest im Schlosse. Ob wir nun bei dem Suchen der Taue etwas zu laut geworden waren, oder ob ein anderer Umstand den Untersteuermann aus dem Schlafe geweckt hatte, weiß ich nicht; kurz — er steht auf. Die Thüre gibt seiner Anstrengungen nach, und er stürmt auf das Verdeck, trifft mich und fällt über mich her. Wir ringen miteinander und stürzen auf die Glocke, sodaß sie laut erklingt. Dieses war das Zeichen zum allgemeinen Lärm, der Capitain rief gewaltig hinter der verschlossenen Thüre, die Gebrüder Armari rüttelten ebenfalls tüchtig an der ihrigen und versuchten sie zu sprengen. Auch die eingeschlossene Mannschaft merkte ihre Gefangenschaft und hieb mit allen möglichen Geräthschaften gegen die Luken. Der Theil der Besatzung, welcher mit uns einverstanden war, schien die andern daran hindern zu wollen. Es entspann sich unten im düstern Raume ein gewaltiger Kampf, von dem nur wüstes Geschrei und der Klang der Schläge zu uns hinübertönte. Auch auf den andern Schiffen entstand Leben, man schrie durcheinander und hier und da wurden Lichter angezündet. Ich sah ein, daß es um mich geschehen war, wenn sie Alle herbeieilten. Giuseppe schleppte Kasten und beladene Tonnen herbei und stellte sie oben auf die Lukenpforte, um keinen Menschen hinauf zu lassen. „Ich lichte die Segel", rief er mir zu, „bringe du nur den Steuermann um die Ecke." Jedoch das war eine verzweifelte Aufgabe. Ich faßte ihn wüthend an die Kehle, um ihn zu erwürgen, er aber hat eine nervige Faust und lähmt die Kraft meines Armes. Es gelingt mir nicht, und ich ergreife ihn von hinten, um ihn in das Meer zu werfen. Mit aller Macht schleppe ich ihn nach dem Bord hin, doch der faßt eine der eisernen Krampen, woran das Bootsseil befestigt wird. Was ich auch zerre, ich kann ihn nicht losreißen, er hält sich mit Todesangst festgeklammert. Da weiß ich mir nicht mehr zu rathen, ich ziehe meinen Dolch und schaffe seiner Brust etwas freie Luft. Der Narr hatte nicht einmal mehr Zeit zum Zappeln, ich warf ihn ohne weitere Umstände in das Wasser. Kaum war ich des Steuermanns los, da krachte die Luke; die darüber gestellten Geräthschaften stürzten polternd hinunter, und ein fürchterliches Geschrei erhob sich unter dem Deck. Ich glaube, da mag Mancher für seine Lebenszeit zu viel bekommen haben. Ich hörte Kähne in das Wasser hinablassen und sah Leute, die sich anschickten hinunterzusteigen, höchst wahrscheinlich, um sich nach der Ursache es Getümmels auf unserm Schiffe umzusehen. Die Sache wurde mir zu gefährlich, Giuseppe und ich sprangen in mein Boot, nachdem jener zuvor die Schiffskähne gekappt hatte. Ungefährdet ruderten wir an das Land, doch bald hörten wir hinter uns die Verfolger. Wo Giuseppe geblieben ist, weiß ich nicht, und mich hast du glücklich gerettet, es war gut, daß ich einen tüchtigen Vorsprung hatte. Ich ärgere mich aber doch gewaltig darüber, daß die ganze Geschichte mislungen ist.

Scheusal! rief Cesar schaudernd aus. Du mußt kein Herz in der Brust haben, du bist wilder, als ein Raubthier.

Ich kein Herz? entgegnete Bandolino. Ich möchte dich aus Dankbarkeit umarmen, weil du mich gerettet hast.

Bleibe fort von mir und mache, daß du aus meiner Stube kommst, oder ich rufe die Leute, rief Cesar. Ich will nichts mit dir zu thun haben.

Bei diesen Worten trat er einen Schritt näher zu dem Fenster hin und machte Miene, dasselbe wieder zu öffnen.

So! entgegnete Bandolino. Du willst nichts mit mir zu thun haben! ha ha! Nun dann laß mich nur, ich will auf die Straße. Aber merke dir's, wenn du mich verräthst, so bist du in 24 Stunden ebenso kalt wie der Steuermann. Verstehst du mich? Deinem Sohne wird es ebenfalls nicht besser gehen. Wir sehen uns bald wieder.

Nachdem er dieses gesagt hatte, ging er in die Schlafstube Cesar's und tappte auf dem Kopfkissen seines Bettes herum. Noch aus frühern Zeiten wußte er, daß Cesar stets des Nachts eine spitze leinene Schlafmütze benutzte, um durch die eingeölten Haare das Bettzeug nicht zu beschmuzen. Er fand sie, zog sie über den Kopf und trat dann wieder in die Wohnstube. Einen Augenblick schaute er noch wie bedenklich auf die Straße hin, dann aber öffnete er mit Hast das Fenster. Der Platz war wieder belebter geworden, viele Leute hatten sich von der Chiaja wie-

der nach dem Golf begeben, um dort ihre Nachforschungen fortzusetzen, welche bis jetzt, wie natürlich ist, erfolglos geblieben waren.

Was soll der Lärm? schrie er einem der zunächst Stehenden zu. Brennt es irgendwo? Ich sehe ja kein Feuer.

Ein Genuese, entgegnete ihm der Angeredete, hat soeben seinen Steuermann ermordet.

Es ist nicht wahr, sagte ein Anderer, der Mörder gehörte gar nicht zu der Mannschaft.

Nun wozu schreit ihr denn hier? Wo ist diese Geschichte denn vorgefallen?

Auf dem Schiffe.

Ja dann macht, daß ihr von hier fortkommt, es liegt in der Stube ein Pestkranker, der heute mit mir zum Besuche meines Freundes angekommen und plötzlich auf den Tod erkrankt ist. Stört seine letzten Augenblicke nicht.

Ein Pestkranker, ein Pestkranker! schrien entsetzt mehre Stimmen. Fort von hier!

Ein Matrose lief vor kurzem in fürchterlicher Eile nach der Villa reale hin, fuhr Bandolino fort, am Ende ist es der Mörder, wenn ihr ihn noch nicht habt. Ich sah ihn durch das Fenster, wie er unaufhaltsam floh gerade in dem Augenblicke, als ihr auch herkamet. Um des Kranken willen durfte ich jedoch das Fenster nicht öffnen. Wenn ich ihn sehe, werde ich ihn jedenfalls wieder erkennen, denn es erleuchtete gerade ein Blitzstrahl die ganze Gegend, sodaß ich ihn mir wol habe merken können. Ich will euch zeigen, wohin er geflohen ist. Kommt!

Hiermit schwang sich Bandolino aus dem Fenster und stand auf der Straße mitten unter dem Volke. Der Knäuel setzte sich endlich in Bewegung, während es zugleich heftig an zu regnen fing. Verschiedene Drohungen gegen den Mörder wurden hier und da laut und machten Bandolino das Herz doch etwas schneller schlagen. Wie leicht konnte ihn Jemand erkennen, zumal die Art und Weise, wie er sich mit verzweifelter Keckheit unter das Volk gemischt hatte, nichts weniger wie überzeugend war. Sein einziges Streben ging deshalb auch dahin, das Weite zu gewinnen, was ihm auch nach einiger Zeit glücklich gelang, da er sich vor Allem hütete viel zu sprechen, um so die allgemeine Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Kaum fühlte er sich frei und fern von der Nähe seiner Dränger, als er tief aufathmete, seinen Dolch auf dem Rasen vom Blute reinigte und zu der Osterie im Stadtviertel S.-Lorenzo eilte, um sich umzukleiden. Seine Jacke, welche vom Blute des Steuermannes beschmuzt war, was glücklicherweise Niemand von dem Volke bemerkt hatte, vergrub er im Felde neben dem Wirthshause.

Während dessen stand Cesar in gewaltiger Aufregung am Fenster, er schaute finster nach der Straße hin, wo Bandolino verschwunden war. Eine ungeheure Wehmuth preßte sein Herz zusammen, er hätte weinen mögen; da klopfte es zuerst leise, dann aber lauter an seine Stubenthüre; unwillkürlich fuhr er zusammen, es war ihm, als wenn Bandolino wieder in das Zimmer treten würde.

Herr Cesar, Herr Cesar! Sind Sie krank? rief eine Frauenstimme, es war die seiner Wirthin. Cesar eilte zur Thüre hin und öffnete sie, da prallte die gute Frau erschreckt zurück. Der Schein des Lichtes, welches sie trug, fiel gerade auf das mit Blut beschmuzte Gesicht Cesar's. Dadurch aber, daß die Witwe Ceritto von kleiner Gestalt, Cesar aber lang gewachsen war, somit die Beleuchtung recht grell über den starkwuchsigen schwarzen Bart auf sein Antlitz fiel, mußte ihr der erste Anblick doppelt erschreckend vorkommen.

Mein Gott, mein Gott! Herr Cesar! rief sie aus, was fehlt Ihnen? Haben Sie wirklich die Pest? Von allen Hausbewohnern wollte Niemand hervorkommen und zu Ihnen gehen, weil sie fürchteten angesteckt zu werden. Ich konnte es aber nicht über das Herz bringen, Sie hülflos liegen zu lassen. Hast du damals deinen Mann gepflegt, sagte ich zu mir, und die heilige Madonna hat dich gerettet, so wird sie dich auch diesmal beschützen, er hat ja keinen Menschen hier, der sich seiner annimmt. Sie sind doch ein so guter Mensch, mein Antonio würde trostlos sein, wenn Sie sterben würden. Er hat des Morgens keine Ruhe, bis ich ihn angekleidet habe, um Ihnen einen guten Morgen wünschen zu können. Ich habe ihn oben in den Zimmer einschließen müssen, er wollte durchaus mit mir zu Ihnen gehen. O nein! Die Pest haben Sie nicht, dann könnten Sie mir nicht ruhig zuhören.

Nein, liebe Frau! Die Pest habe ich nicht, bin auch nicht krank, aber dennoch geht es mir in diesem Augenblicke nicht gut. Ein eigenthümliches Ereigniß ist mir soeben begegnet; doch treten Sie hinein in das Zimmer, ich will Ihnen dasselbe erzählen, zuvor muß ich mich aber vom Blute reinigen. Er ging in die Schlafstube, und als er nach einigen Augenblicken wieder herauskam, theilte er ihr den Verlauf der Geschichte mit, ohne jedoch zu erwähnen, daß er den Eindringling, welcher ihn durch einen Faustschlag zu Boden geschlagen und ihm darauf mit gezucktem Dolche Ruhe geboten habe, kenne. Ich war so verwirrt und betäubt, setzte er hinzu, daß ich auch selbst nichts zu sagen wagte, als der Mensch das Fenster öffnete und sich nach kurzer Unterredung wieder auf die Straße schwang.

Heilige Madonna, welch ein Schrecken! seufzte die gute Frau und faltete wie bebend die Hände um den Leuchter. Ich glaube, daß ich den Tod davon gehabt hätte, wenn es mir so ergangen wäre. Meinem seligen Manne sind oft auch solche schreckliche Geschichten begegnet, sodaß mir die Haare zu Berge standen, wenn er sie mir erzählte. Er hatte aber das Herz auf dem rechten Fleck und fürchtete sich, wie er immer sagte, vor tausend Teufeln nicht. Ich hielt es freilich für Gotteslästerung, wenn er so sprach und schalt ihn, denn wir sind Alle schwache Menschen, Herr Cesar! Er aber lachte über meine Einfalt, wie er es nannte. Vor tausend Teufeln? sagte er dann gewöhnlich, nein meine liebe Annunziata, vor 20,000 Teufeln aus der Hölle nicht, und einige Paar gebe ich dir noch in den Kauf. Was sollte ich machen, Herr Cesar? Ich habe manches Ave für ihn gebetet, daß Gott ihm solche Lästerungen vergeben möge, er meinte es wahrhaftig so übel nicht. Jedoch ich will jetzt oben hinauf in meine Stube gehen und Antonio befreien. Es ist nur gut, daß Sie nicht krank sind.

Ehe die Frau Ceritto jedoch ihrem Sohne das Zimmer öffnete, machte sie zuvor die Runde bei allen Bewohnern des Hauses. Ein solches Ereigniß war ihr aber auch nicht mehr vorgekommen, seitdem ihr lieber Mann ihr nichts mehr erzählen konnte; dann aber auch erfoderte es der Ruf des Hauses, daß sie es Jedem sagte, es sei eine scheußliche Lüge gewesen, zu behaupten, daß ein Pestkranker darin liege. Es dauerte nicht lange, so war die ganze Hausgenossenschaft in Cesar's Stube versammelt, ein Jeder wollte

von ihm selbst den Verlauf des ganzen Ereignisses hören. Als jedoch die Frau Ceritto mit ihrem Sohne Antonio sich auch wieder einfand, da konnte er die Mühe des Erzählens sich ersparen, sie wußte mehr Einzelheiten von dem Vorfalle, als er selbst, sodaß er oft lächeln mußte, besonders wenn er die lebhaften Geberden ansah, mit welchem sie den Faustschlag ihrem jedesmaligen Zuhörer bis dicht vor seiner Nase vorspielte. Es war fast Tag geworden, als ein Jeder nach seiner Stube ging, abgespannt und müde legte sich Cesar zu Bette, jedoch kein Schlaf kam über seine Augen. Die Erinnerung an die schauderhafte That Bandolino's, welche seine Hausgenossen gar nicht, oder doch nur nach ungewissen Gerüchten kannten, die er selbst ihnen jedoch gänzlich verschwiegen hatte, hielt alle seine Lebensgeister munter. Dann aber tönten ihm wieder die letzten Worte des Banditen entgegen: Wir sehen uns bald wieder.

Er beschloß nicht länger in Neapel zu bleiben, und am folgenden Morgen traf er bereits Anstalten zu der Abreise. Seiner Wirthin erklärte er, einen Ausflug nach Sicilien machen zu wollen, in der That aber fuhr er nach Ischia und zwar mit dem festen Entschlusse, in der nächsten Zeit nicht nach Neapel zurückzukehren. Er miethete sich dort bei einem Palermitaner ein, welcher ein hübsches Haus dicht vor den Thoren der Stadt Ischia besaß.

Die Gegend war reizend genug, um ihn den Tausch mit dem Golf von Neapel nicht sehr empfinden zu lassen. Einsam und zurückgezogen von jeder Gesellschaft beschloß er dort zu leben. Ein Spaziergang am Strande entlang, oder wenn es weit ging, bis zu dem Epomeo und dem auf der Höhe gelegenen Kloster bildeten den Haupttheil seiner Zerstreuungen.

An einem heitern Nachmittage in den letzten Tagen des August wanderte er auch so einsam am Strande des Meeres herum, die Sonne vergoldete die ruhige Fläche, es schien ihm einladender wie je, den herrlichen Abend auf dem Wasser zu verleben. Ein Schiffer war gerade im Begriff seinen Kahn zu lichten.

Wohin willst du fahren? fragte ihn Cesar.

Nach Procida, Signor, wohin ich Heilwasser für einen Kranken fahre, entgegnete der Angeredete.

Wann kehrst du zurück? fragte Cesar weiter.

Am Abende, es ist Mondenschein.

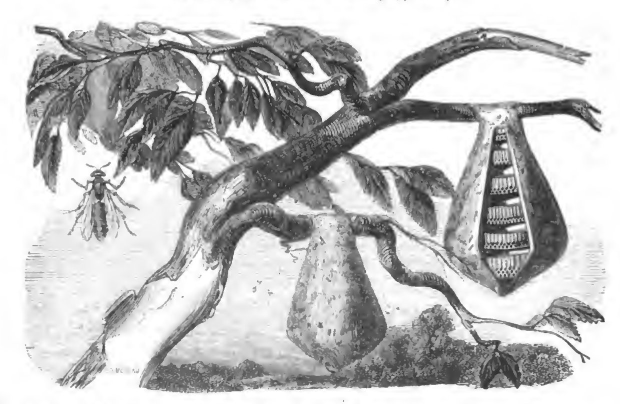
Willst du mich mitnehmen?

Gern, Signor, steigen Sie ein!

Nun dann kannst du das Steuerruder, welches du festgeschnürt hast, losbinden, ich werde dasselbe lenken.

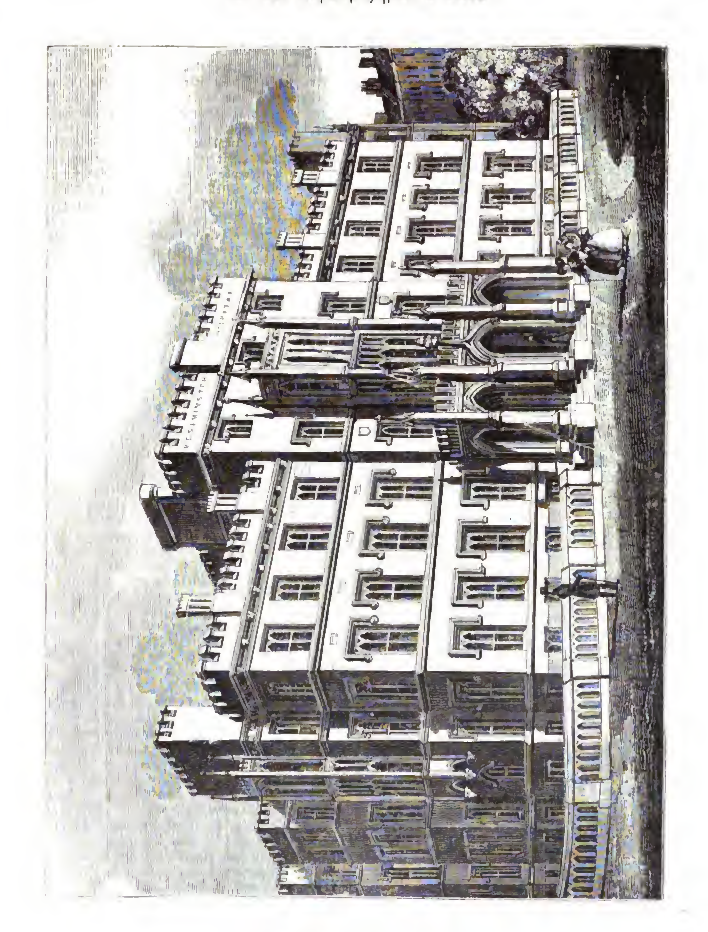
(Fortsetzung folgt.)

Das Nest der Carton- oder Pappenwespe.



Das Nest dieser Wespenart, die in Cayenne heimisch ist, kann als Meisterstück von Insektenarbeit betrachtet werden; keine Menschenhand könnte schöner und dauerhafter arbeiten; es scheint mit der feinsten und festesten weißen Pappe überzogen zu sein. Betrachtet man es zumal im Durchschnitte, sieht man, wie die bauchigen Stockwerke nicht auf Säulen ruhen, sondern an den Seiten fest gemacht sind, bemerkt man die kluge Art zu bauen, wie erst jedes Stockwerk ein einfacher Boden ist, an dessen unterer Fläche dann wieder neue Zellen angesetzt werden, an diese wieder ein neuer Boden, wie durch alle Stockwerke eine Hauptstraße geht; betrachtet man dies Alles, dazu die Kunst, mit welcher das Nest am Baumaste befestigt ist, so wird man diesem Erzeugnisse des thierischen Kunsttriebes seine Bewunderung nicht versagen können.

Das neue Westminsterhospital in London.



Eine Erdnacht auf dem Monde. *)

Schon oft, wenn ich in einer schönen Nacht hinaustrat in die freie Gottesnatur, wenn ich meine Augen erhob zu dem großen unermeßlichen Himmelsgewölbe, wenn mir der Anblick der Myriaden funkelnder Sterne des allmächtigen Weltenschöpfers Weisheit und Wunderkraft recht lebhaft vor die Seele führte, ergriff mich eine unnennbare Sehnsucht und ich wünschte manchmal hineilen zu können, zu den blinkenden Sternen! Doch auf keinem der zahllosen Himmelskörper ruhte mein Blick lieber und sehnsuchtsvoller, als auf dem treuen Gefährten und Begleiter der Erde, dem Monde. Da drängte sich mir öfters die Frage auf, wie wenn es dir nun möglich wäre die 51,000 Meilen zu durchfliegen, welche dich von ihm trennen, wie würde dir dann die Erde, von dort aus betrachtet, erscheinen?

Drum komm, lieber Leser! Kehre dich nicht an die große Reise, die wir jetzt vorhaben, sie ist bald zurückgelegt, versetze dich mit mir im Geiste auf den Mond zu einer Zeit, wo die Bewohner desselben eine Erdnacht haben und eine unbeschreiblich herrliche Erscheinung wird sich deinen Blicken darbieten.

Schon bist du dort, du stehst gerade in der Mitte seiner der Erde zugewendeten Hälfte, zur Zeit des Neumondes und befindest dich auf seiner Schatten- oder Nachtseite.

Nichts siehst du von der Sonne, denn diese beleuchtet jetzt die dir entgegengesetzte Seite. Es ist Mitternacht, und dennoch umgibt dich kein Dunkel. Nein, du stehst umstrahlt von einem glänzenden Lichte, so hell und so schön, daß du gefesselt und entzückt von demselben deine Blicke nicht wegzuwenden vermagst. Eine große herrlich strahlende Scheibe steht über dir an dem großen Himmelszelte, dreizehn mal größer als der volle Mond. Was mag das sein? Ahnst du es nicht? Zieht deine Seele keine Sehnsucht hinüber zu dem prächtigen Himmelskörper? Es ist ja deine Heimat, die Erde, wo sich immer noch dein irdischer Körper befindet. Von rechts nach links stellen sich dir die bekannten Erdtheile dar, während das unermeßliche Meer nur als ein matter Flecken dir erscheint. Hat sich deinen Blicken die eine Seite der Kugel von Amerika bis Europa gezeigt, so hast du schon einen ganzen Erdentag auf dem Monde zugebracht, aber trotzdem ist es da, wo du stehst, immer noch Nacht; aber du weilst nicht in Dunkel und Finsterniß. Ein dreizehn mal helleres Licht umgibt dich in dieser so überaus schönen und herrlichen Erdnacht, strahlender als der Mond in seiner ganzen Fülle in einer Mondnacht auf der Erde dir zusenden könnte!

Immer matter nun wird das Licht, denn allmälig beginnt es auf dem Monde zu dämmern und die Königin des Tages macht ihre Herrschaft geltend. Kleiner zeigt sich dir die Erdscheibe, denn auf seinem Laufe von West nach Ost um die Erde entfernt sich der Mond mehr und mehr von der Sonne und die volle Lichtseite der Erde dietet sich nicht mehr deinen Blicken dar. Sieben Tage weilst du auf dem Monde und jetzt erst dringen die Strahlen der Sonne zu dir und nur eine halbe Erdnacht auf dem Monde hast du zugebracht! Höher und höher steigt nun die Sonne an dem Himmelsgewölbe empor, bis sie endlich an den Punkt zu stehen kommt, wo du früher die glänzend strahlende Scheibe der Erde erblicktest; nichts aber bemerkst du mehr von derselben. Abermals sind sieben Tage deines Lebens verflossen und es ist Mittag auf dem Monde. Dieser nähert sich nun nach Osten zu wieder mehr der Sonne, sodaß diese nach Verlauf von wieder sieben Tagen deinen Blicken entschwindet und du deine liebe Heimat wieder halberleuchtet erblickst!

Ehe du jedoch mit mir heimkehrst, so laß uns Abschied nehmen von den vielen Geschöpfen, die zur Bewunderung der Größe und Herrlichkeit des großen Weltenschöpfers sich um dich geschart haben, um mit dir zugleich das entzückende Schauspiel der so glänzend leuchtenden und beständig rotirenden Erde zu genießen. Aus näherer oder fernerer Gegend sind sie vielleicht hergereist, denn sollte ihr Wohnsitz auf der von der Erde abgewendeten Seite des Mondes sein, so haben sie nichts von der Erde jemals zu sehen bekommen und nur von der prächtigen Erscheinung gehört, welche hier ihre Blicke fesselt und sie wie dich mit Staunen und heiliger Ehrfurcht erfüllt vor dem Herrn, der so überaus groß und wunderbar in seinen Werken, den Gang der Millionen von Welten lenkt, aber auch deiner, ja auch des geringsten seiner Geschöpfe liebend und väterlich gedenkt!

*) Wir verstehen hier unter Erdnacht die 14 Erdentage dauernde, von der glänzenden Scheibe der Erde erhellte Nacht der Seite des Mondes, welche beständig der Erde zugekehrt ist.

Die Erle. *)

Nur selten erscheint die Erle in unverkümmerter Gestalt. Sie wächst rasch; aber man köpft oder fällt sie, und nun treibt um den brombeer-umrankten Stumpf ein Dickicht von Loden und Ruthen hinauf. Es wird ein Gebüsch, eine Gruppe von Schossen: Vor- oder Unterholz, das oft weite Flächen undurchdringlich bedeckt. In dieser Weise tritt die Starrheit des Erlenhabitus besonders hervor: der Stamm gerade, schlank, ohne durch markige Höhe zu imponiren, die Äste in regelmäßigem Wechsel meist scharf und quirlartig herausspringend, das Blatt stumpf, derb, am zähen Stiele wenig bewegt. Läßt man der Erle den freien Wuchs, so mildert sich diese Härte bedeutend. Der Baum gewinnt eine energischere, saftigere Gestalt; er lehnt in gefälliger Linie über den Bach, der seine Wurzel tränkt, und Zweige und Blätter wölben sich zu schattigen Schirmen. Auch die Rinde färbt sich mit einem satteren Schwarz; in Allem ist die Wahlverwandtschaft mit dem feuchten Element sichtbar ausgesprochen.

Die Erle gehört zu den Bildern heiterer Ländlichkeit, wie zu der ernsten Poesie einsamer Moorflächen und Weiher. Sie richtet sich gern dicht am Rande des Baches auf, und wer möchte sie in dieser Gesellung nicht reizend finden? Das tiefgrüne Laub und der schwärzliche Stamm dienen dem hellen Wiesenteppich zur Folie und stimmen angenehm zur Kühle des Wassers, das murmelnd über die Kiesel rollt. Die Blätterschatten werfen ein spielendbewegtes Netz über die blinkenden Wellen, darinnen sonnt sich die Forelle, und Schwalbe und Bachstelze kommen mit zierlichen

*) Aus der soeben erschienenen Schrift:
Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt von Hermann Masius. Leipzig, Brandstätter. 1852. 8.
die wir als vielfach anregend und angenehm unterhaltend bestens empfehlen.

Füßchen herbei, zu baden. Am Ufer zwischen Dolden und Halmen hangen blaue Vergißmeinnicht hinab, gelbe Iris schauen fragend herauf; die Trift entlang weiden und lagern geruhige Heerden, eine Mühle klappert nahebei, und zwischen den Büschen hebt sich patriarchalisch der Thurm des Dörfchens hervor. Zu diesem Idyll versteht sich der blaueste Sonnenhimmel von selbst. Aber die Erle folgt dem Bach hinab auch in die stillern Thalbuchten und breitet um sie her das heimliche Dunkel, in dem das Reh sich birgt und das Rothkehlchen zwitschert. Das Wasser liegt tief und unbewegt, ein schwarzer Krystall; rechts und links aber drängen sich die Stämme im Halblichtschimmer geschwisterlich aneinander. Ein Windstoß rührt sie an, sie schwanken, flüstern, der Waldgeist regt sich, das Reh springt auf, dann ist Alles wieder still. Das ist die Erle am Dorf und im entlegenen Grunde.

Anders, ernster wirken die Erlen im Moor. Da kommen sogleich die Sumpflagunen mit ihrem Brodem, die Wolken, die Einsamkeit hinzu und weben eine sagenhafte Poesie um die stillträumenden Bäume. Ein Ast, ein Blatt taumelt hinab, die Rohrdrommel stöhnt im Schilf, Unken antworten aus der Ferne, wandernde Störche ziehen vorüber, dann und wann wirft ein matter Strahl seinen Schein auf die Wasser, die wie mit hundert Polypenarmen die einförmigen Strauch- und Buschinseln umschlingen. Überall weht ein unheimlich modriger Athem, selbst das Grün der Wasserpflanzen ist fahl oder schießt in giftiges Gelb. Es liegt ein düstres Brüten über der Natur und beklemmt das Gemüth. Aber bis zum Schaurigen steigert sich diese Stimmung, wenn der Nebel sich in die vierschossigen Bäume setzt und die Nachtluft über die Fläche seufzt und die Blätter bebend zusammenschlagen, oder wenn der Mond sein Dämmerlicht in die Öde wirft und Irrlichter gespenstisch hervorzucken. Das ist die nordische, das ist die echte Erlkönigslandschaft.

Araucanien.

Der Name dieses Landes dürfte Vielen hier zum ersten mal entgegentreten; denn nur selten findet man es auf Karten bezeichnet. Es bildet nämlich eine sehr umfangreiche, ungefähr 1200 □Meilen große, ganz allmälig absteigende Einsenkung, die zwischen zwei südamerikanischen Gebirgszügen, den großen Anden auf der östlichen, den Cordilleren der Küste auf der westlichen Seite von Norden nach Süden sich hinzieht und nach Süden zu ziemlich weit bis in das Meer sich fortsetzt. Gewöhnlich wird dieser Erdstrich als der unabhängige Indianerfreistaat Arauco aufgeführt. Denn die Niederungen dieses Landes sind von noch immer sehr rohen und aller höhern Cultur feindseligen Indianern bewohnt, deren Zahl man auf 400,000 schätzt. Man hat sich bisher damit begnügt, Araucanien in Beziehung auf Bodenbildung und Productenausstattung mit der angrenzenden Republik Chile zu vergleichen. Doch ist es neuerdings mehren Reisenden gelungen, große Theile der Niederungen Araucaniens genauer zu erforschen und aus ihren Beschreibungen möge Einiges hier mitgetheilt werden.

Die Araucanischen Ebenen sind von zahlreichen Bächen durchfurcht, die sich in drei schiffbare Flüsse, Biobio, Cauten und Tolten, vereinigen. Die Vegetation ist ausgezeichnet schön, kräftig und mannichfaltig. Die vorherrschende Baumart ist eine kolossale Buche, die über 80 Fuß hoch wird. Ihr knorriger Stamm ist auffallend gerade und erst in der Mitte ihrer Höhe beginnen die Zweige. Ihr zunächst kommt ein Lorberbaum mit dunkelgrünen Zweigen, aus welchem die Wilden ein Harz bereiten, das einen köstlichen Geruch verbreitet. Zur araucanischen Baumausstattung gehören noch der malerisch schöne Liugue (Laurus liugue) mit seinen elastischen Zweigen und der zierliche Prumo, den rothen Beeren schmücken. Unter den Myrtenarten, die in Form, Größe, Stellung der Blätter und Blumen ausnehmend mannichfaltig sind, zeichnet sich die Luma aus, deren weiße Blume und rosenrothe Rinde mit dem reinen Grün der Blätter einen schönen Contrast bildet und die Ufer der meisten Bäche ziert. Am Fuße dieser Bäume wächst eine Unzahl von Gesträuchen (Haselsträuche, Zimmetbäume rc.) und aller Orten schlingt sich an diesen Gewächsen eine schöne Schlingpflanze mit Glöckchen von dem feinsten Hochrosenroth hinauf, während unten eine Masse von blassen Farrnkräutern und eine Menge anderer Pflanzen, auf einem Boden ohne giftige Reptilien und Insekten sich Luft und Licht streitig machen. Wo man auch in diese Waldungen eindringen mag, findet man diese wuchernde Vegetation als unentwirrbares Chaos. Während alles Zarte und Schwache auf dem Boden senkrecht, zwischen den mächtigen Wurzeln erstickt, die großen Stämme einfaßt und an der schwächsten Stütze sich anrankt, erheben sich die mächtigen Lianen bis zum Gipfel der Bäume und senken sich von den höchsten Spitzen wieder zur Erde nieder. Da sieht man die weichen Boques, die man aus der Ferne für Schiffstaue halten konnte; dort sieht man in Unzahl die Colliguen, die den Wäldern das Ansehen von Haar geben, das der Wind verwirrt hat.

Oberhalb dieser Urwälder, auf der Höhe der Küstenberge und in dem obern Theile der Vorberge der Anden, sieht man gleichsam als letzte Zeichen der verschwenderischen Natur breite Säume von riesigen Tannen, die unter dem Namen der Araucaria berühmt sind. Dieser den Indianern so wichtige Baum hat einen starken Stamm von 100 Fuß Höhe, so gerade und glatt, wie der große Mast eines Schiffes. Sein Gipfel hat Halbkugelform, wird stets vom Winde geschaukelt und läßt fast immer ein unheimliches Rauschen vernehmen. Wollte man es als Stimme von Geistern deuten, so müßte man sie jedenfalls für wohlthätige Wesen halten; denn die langen gabelförmigen Äste dieser Tannen, welche Riesenarmen mit einer offenen Hand gleichen, tragen zwischen ihren äußersten Zweigen eine eßbare Frucht, die den Araucanern als Brot dient.

Dieser prächtige grüne Mantel ist über die Berge ausgebreitet, die Araucanien vom Biobio an bis Valdivia umgeben. Dies Alles ist aber nicht blos ein schöner Anblick für das Auge, die Vorsehung scheint die Absicht gehabt zu haben, diesen Landstrich durch seine Natur vor jeder Eroberung zu schützen. Von der Meerseite her bilden zwei ununterbrochene Waldgürtel unangreifbare Wälle; im Norden und Süden ist das Thalbecken durch Flüsse geschützt, im Westen hindern die Anden den Zutritt. Der friedliche Reisende jedoch kann, wenn auch nicht mit Bequemlichkeit, doch mit Sicherheit seinen Weg durch die verschiedenen Landestheile nehmen. Zwei Hauptstraßen — schmale, durch Pferdetritte bezeichnete Pfade — begrenzen auf beiden Seiten das Gebiet; der eine heißt der Küsten-, der andere der Pampaweg.

Mannichfaltiges.

Der ewige Jude ist nun auch in Opernform in Paris auf das Theater gebracht worden. Die erste Aufführung fand am 23. April d. J. in Paris statt. Sie begann Punkt 7 Uhr Abends an jenem Freitag und erst am Sonnabend früh um 1 Uhr schmetterten die letzten Drommeten, die Todten zur Auferstehung rufend und das Weltgericht verkündend. Die Dichtung — von Scribe und Saint-Georges — führt die Zuschauer in den Anfang des 13. Jahrhunderts, in die Zeit der Kreuzzüge zurück. Man ist in Antwerpen und nimmt an einem Volksfeste Theil. In der mit Schiffen bedeckten Schelde spiegeln sich die gothischen Bauwerke der alten flämischen Metropole. Plötzlich verfinstert sich der Horizont; Nacht lagert über Ufer und Stadt, unheilverkündender Donner braust vom Himmel hernieder, Blitze durchfurchen das Dunkel. Ahasver tritt auf, vom Racheengel gescheucht und verfolgt. Doch weilt der ewige Wanderer die kurzen ihm zur Ruhe vergönnten Augenblicke in der Scheldestadt, um schützend in das Schicksal seiner Abkömmlinge einzugreifen, der Nachkommen seiner Tochter Noëma, welche in Irene, der Tochter des Grafen von Flandern Balduin II., und in einer Schifferin Theodora auftreten. Von Antwerpen sieht man sich nach Thessalonich, von dort nach Konstantinopel und zuletzt in das Thal Josaphat versetzt, wo der Tag des jüngsten Gerichts anbricht, der Racheengel die Todten zur Auferstehung ruft, die Verdammten zur Hölle und die Seligen in das Paradies einführt. In den Decorationen ist Alles erschöpft, was nur die Kunst der Malerei, der Maschinerie und der Beleuchtung zu leisten vermag. Um die Maschinerie in Bewegung zu setzen, welche zu allen Leistungen der Mechanik, die in der Oper vorkommen, nöthig waren, hat die Summe von 125,000 Francs aufgewendet werden müssen. Der Musik von Halévy wird nachgerühmt, daß sie neben dem Ausdruck des Entsetzens und der großartigsten Leidenschaft doch auch an frischen, lieblichen und gefühlvollen Melodien ungemein reich sei.

Chinesischer Aberglaube. Die Chinesen schreiben die meisten Krankheiten, von denen sie befallen werden, bösen Geistern zu. Sie bilden sich namentlich fünf unsaubere Geister ein, von denen sie Lähmungen des Körpers, Leiden an Augen und Ohren, Stummwerden u. s. w. ableiten. Nebenbei machen sich diese Unholde auch noch anderweitig bemerklich, sie wirthschaften in Stuben und Küchen umher und zerbrechen die Kochgeschirre, sie schlagen bei Nacht Fenster ein und lärmen mit den Thüren. Zum Glück aber sind diese Kobolde äußerst feig; sie werden durch den Knall des Pulvers erschreckt und verscheucht und der kriegerische Ton des Gong (der Trompete) jagt sie in die Flucht. Zu solchen Bannungen ist der Neujahrstag besonders geeignet. Sobald daher an diesem Tage der Chinese seine Wohnung gereinigt und geschmückt und den Altar seiner Hausgötter mit Porzellan geziert hat, in welchem auf feuchten Kieseln die Narcisse blüht, läßt er es sich angelegen sein, durch den Klang des Gong, durch Abschießen von Pistolen und auf andere Weise noch die Dämonen zu verscheuchen, welche seine Behausung umschwärmen. Man könnte sich in dieser Zeit auf den Straßen der Städte und Dörfer in einem weiten Irrenhause wähnen. Aus und in den Wohnungen tobt das furchtbarste Getöse wie von Verbannten oder Wahnsinnigen, die an ihren Ketten rütteln.

Der regelmäßige Kreislauf des Nils. Um die Mitte des Juni herum feierten und feiern noch heutzutage die Ägypter die Nacht des wunderbaren Tropfens, d. h. die Nacht, in welcher nach alter Sage der Tropfen vom Himmel fällt, der die Fluten des Nils anschwellen macht, daß sie die Ufer durchbrechen und das ganze Thal segensreich bedecken. Nicht Regengüsse oder andauerndes Sturmwetter bewirken die Überschwemmung. Oberägypten kennt keine Regen, immer und immer strahlt der Himmel in unveränderlich blauem Glanze herab, wolkenlos bei Tage, wolkenlos bei Nacht, wo die Sterne so kräftig funkeln, als ob sie frei im reinen Äther schwebten und nicht, wie es uns erscheint, am Firmamente festgeleimt wären; die Überschwemmungen, durch bis jetzt noch unergründete Ereignisse in Äthiopien veranlaßt, gehen vor sich, ohne daß sich die übrige Natur ändert. Von der Nacht des wunderbaren Tropfens angefangen steigt der Nil; im Augustmonat übertritt er sein Ufer; es werden die Dämme durchbrochen, sein Wasser nach allen Richtungen hin künstlich geleitet. Nachdem er noch bis in den September hinein gestiegen, zieht er sich allmälig wieder zurück und nimmt gegen October sein altes Bett ein. Das Süßwassermeer mit kleinen hervorragenden Inseln, welches die Überschwemmung gebildet, verwandelt sich in ein Blumengefilde, dieses wieder nach vollzogener Ernte, wenn sich die Wirkungen monatlanger Trockenheit fühlbar machen, in ein ungeheures Staubfeld, worauf mit dem Steigen des Nils der regelmäßige Kreislauf von neuem beginnt.

Die Störche haben ihren Hauptsammelplatz die afrikanische Küste entlang und befinden sich besonders zahlreich in Algerien. In Bona und Konstantine nisten sie auf allen Moscheen und zu Maskara sind die Paläste Abd-el-Kader's und seiner Beis mit Storchnestern überdeckt; in Mostagenem wird die in Trümmern liegende Citadelle ausschließlich von ihnen bevölkert und heißt daher das Schloß der Störche (Bordschial-Mehab).

Das Todte Meer hat zuletzt (im Januar 1851) der französische Akademiker de Sauley besucht und einen interessanten Bericht über seinen Ausflug an dessen Ufern hin erstattet. Er stieg mit seiner Reisegesellschaft auf einem Wege, den man mit vollem Rechte eine verfallene Treppe nennen könnte, an das Ufer des Sees hinab, „das wir — so erzählt er — an einer Stelle erreichten, wo eine heiße Süßwasserquelle sprudelt, die den Namen Aïn-er-Rhuier führt. Zunächst wurden wir durch einen wundervollen Pflanzenwuchs überrascht, durch einen wahren Rohrwald von 20 Fuß Höhe und durch Vögel, die nicht allein über dem Todten Meere ihren Flug nahmen, sondern sogar auf seinem Wasserspiegel schwammen, dessen Pracht wir bewunderten. Denn das Wasser ist von der vollkommensten Klarheit, schmeckt aber abscheulich salzig und bitter zugleich und ist mit aufgelöstem Salze vollständig gesättigt. Uns schien die Voraussetzung nicht unbegründet, daß auch Fische im See leben möchten. Das war jedoch ein Irrthum; denn später haben wir mehr als ein mal Gelegenheit gehabt, uns zu überzeugen, daß die Gewässer dieses seltsamen Sees keine lebendigen Wesen bergen."

Der Hausgott Erich bei den Tschuwaschen besteht aus einem Bündel Ginsterzweige, die in der Mitte zusammengebunden sind mittels der innern Rinde von Lindenbäumen. Dieses Bündel besteht aus 15 Zweigen von gleicher Dicke und etwa vier Fuß Länge; vorn ist ein Stück Zinn an dasselbe befestigt. Jedes Haus hat einen solchen Erich, welcher gewöhnlich in einem Winkel des Eingangs steht. Niemand wagt es, ihn zu berühren. Wenn er trocken geworden ist, so wird ein neuer Erich gebunden und der alte mit großer Ehrfurcht in fließendes Wasser gesteckt.

Die Farbe der Häuser in Konstantinopel macht beim ersten Anblick einen eigenen Eindruck. Alle Häuser nämlich, deren es etwa 88,000 gibt, in welchen über 500,000 Menschen wohnen, sind bemalt und man kann aus den Farben ersehen, welchem Volke sie angehören. Die Häuser der Juden sind schwarz, die der Armenier violett, die der Griechen dunkelroth; die der Türken sind weiß, gelb, grün und rosenroth; die der Armen unter ihnen grau. Augenscheinlich ward diese Sitte eingeführt, um einen möglichst scharfen Unterschied zwischen Moslems und Andersgläubigen zu machen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 494.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [19. Juni 1852.

Der umstellte Räuber.



Der Seeräuber.

(Fortsetzung.)

In wenigen Minuten war Cesar's Wunsch erfüllt, er bestieg das Boot und setzte sich auf ein Bret am Hintertheile des Kahns. Das Meer war ruhig, die Luft klar und rein. Cesar's Blicke ruheten voll Entzücken auf der herrlichen Landschaft. Stolz ragte der Epomeo in die blauen Wolken hinein und deutlich konnte man die gewaltigen Lavahügel unterscheiden, welche seit dem letzten Ausbruche dieses jetzt erloschenen Vulcans noch unverwittert auf den Felsgeschieben des Berges lagern. Eine herrliche Gruppe bildet das Berggestade der Insel, wo hier der Monte Rotaro und Vico und dort der Carso, der größte der Lavaströme, welchen im Jahre 1300 der Berg ausspie, eine riesige Stufenleiter zu dem Epomeo bilden, der sie Alle überragt. Und oben von der Höhe schaut das freundliche Kloster auf die üppige Weinlandschaft, welche sich am Fuße der Berge nach allen Seiten bis an die weite See ausbreitet. Einen herrlichern Ge-

gensatz gibt es wol nicht, als den zwischen den wilden felsigen Höhen und der grünen saftigen Ebene. Gar freundlich liegt das Städtlein in diesem Kranze, und die hellen Häuser mit den blinkenden Fensterscheiben und den von grünen Winden umrankten Balconen lachen dem Ankömmling schon von weitem entgegen. Drüben aber schaut aus dem Meeresgürtel die kleine Insel Procida hervor, und die Sonnenstrahlen prallen grell von dem Basaltfelsen ab, auf dem das Castell liegt. Neben der Insel breitet sich der Golf aus und verliert sich in dem fernern Häuser- und Palastmeere der Königin der Städte, des prächtigen Neapel. Auch Bajae und Pozzuoli lugen über den Golf hinweg nach dem weiten Meere, über Alle aber schaut ernst der Vesuv und sendet rastlos seine Rauchsäulen in die heitere Luft, als wenn er unwillig darüber wäre, daß der Äther so dunstlos ist. Cesar saß ganz verloren in diesem prächtigen Anblicke da und achtete weder des Schiffers noch des ihm anvertrauten Steuerruders, sodaß Kopfschüttelnd der Marinaro ihn anredete.

Signor, Ihr seid ein schlechter Steuermann. Ihr wollt wol nach Palermo fahren, wie es scheint, denn ihr haltet ja ganz rechts ab.

Du hast Recht, entgegnete Cesar, ich bin so entzückt über die schöne Gegend.

Die Gegend steht schon lange so, Signor, und wird auch wol so bleiben. Jedoch wir müssen eilen, wenn wir noch vor der Flut zurückkehren wollen.

Ja, du hast Recht, sagte Cesar lachend, ich werde von jetzt ab besser des Steuers achten.

Wie im Fluge ging es nun über die Wellen dahin, und bald landeten sie an dem Strande zu Procida. Cesar hatte nicht Lust sich auf der Insel umzusehen, er blieb deshalb am Gestade, um die Rückkehr des Schiffers abzuwarten. Dieser hielt sich jedoch länger auf, als er es versprochen hatte, mehre Kähne, welche von Ischia dort waren, machten sich zur Rückkehr fertig und stachen wirklich in See, indeß Cesar noch immer wartete. Endlich als die Sonne bereits untergegangen war, kam der Schiffer in Begleitung eines andern zurück, erklärte aber, er könne nicht zurückfahren. Statt seiner werde, wie er sagte, sein Gefährte den Kahn nach Ischia zurückbringen. Er ist auch Marinaro, fügte er hinzu, und ein zuverlässiger Mann.

Gut, entgegnete Cesar, ohne seinem neuen Bootsmann weiter anzusehen, die kurze Strecke bis Ischia werden wir trotz der Dunkelheit noch wohl abmachen können.

Er setzte sich schweigend an das Steuerruder, während der Schiffer zu den Rudern griff. Der letztere war ein kräftiger langgewachsener Mensch, das Gesicht bartlos, den Hut hatte er tief in das Gesicht gedrückt, er sprach kein Wort. Desto ämsiger ruderte er, binnen kurzer Zeit hatten sie eine tüchtige Strecke Wegs zurückgelegt. Er hatte dem Cesar den Rücken zugewendet, sodaß dieser ihm nicht in die Augen sehen konnte. Plötzlich aber zog er seine Ruder ein, legte sie unten auf den Boden des Kahnes und wandte sich um. Die Arme stolz vor der Brust verschränkend schaute er den Steuermann an und sagte mit höhnischem Lachen:

Cesar! Bei der Madonna! Ich glaube du kennst mich nicht mehr, oder sollte der Umstand, daß ich meinen Bart abgeschnitten und Schiffertracht angezogen habe, mich unkenntlich machen? Es scheint doch der Mond so klar — ha ha ha! Du hättest mich sogleich von Ischia mitnehmen sollen, denn ich bin sofort nach dir hierhergefahren.

Spare deine Worte, Bandolino, jetzt erkenne ich dich.

Du bist aber in meiner Gewalt, fürchtest du nicht, daß ich davon Gebrauch mache, nachdem du in Neapel mir die Sbirren auf den Hals gehetzt und mich verrathen hast? Deine Schuld ist es nicht gewesen, wenn sie mich nicht gefaßt haben. Geplaudert hast du genug, auch meinen Namen nicht verschwiegen. He, Cesar! Was sagst du dazu?

Ich habe dich nicht verrathen. Deinen Überfall an jenem Abende habe ich freilich erzählt, aber nicht deinen Namen genannt.

Ha ha ha, als wenn es gerade auf die paar Buchstaben ankäme! Wenn ich vom Papste erzähle, brauche ich auch seinen Hausnamen nicht zu nennen. Du hast den Mann verrathen, und ich denke, Cesar, das genügt. Du hast mich dadurch gezwungen, diese Gegend zu fliehen. Was bietest du zum Entgelte, denn ich bedarf für den Augenblick Geld zur Miethe eines Schiffes?

Nichts biete ich dir, du hast mich schon um so viel betrogen.

Wir sind hier Beide auf dem großen Meere allein, und die Wellen sind stumm wie die Ewigkeit. Wenn ich nun fodere?

Der Gewalt werde ich erst recht nichts geben, ich bin nicht unbewaffnet und weiß allenfalls mit dem Dolche auch umzugehen.

Bei diesen Worten griff Cesar nach dem Griffe seines Dolches und erhob sich; doch in demselben Augenblicke stürzte Bandolino über ihn her, griff ihn mit der Linken an die Kehle und drückte ihn mit solcher Gewalt an den Bord, daß der Kahn heftig schwankte und eine Spülwelle über das Gesicht Cesar's fuhr. Mit der Rechten wollte er den Arm Cesar's fassen, jedoch dieser entschlüpfte ihm. Cesar holte aus mit dem Dolche und stieß ihn mit Kraft in den linken Arm des Banditen.

Maledetto, rief Bandolino, und ließ die Kehle Cesar's los, doch ehe dieser sich aufrichten konnte; hatte auch Bandolino seinen Dolch gezogen und bohrte ihn bis an das Heft in die Brust Cesar's.

„Heilige Madonna! Ich habe genug", waren die letzten Worte, welche er hervorstieß, dann noch ein kurzes dumpfes Röcheln, und ein Leben war entflohen. Bandolino stand entsetzt in dem gewaltig schaukelnden Kahn, über dessen linken Bord während des Kampfes eine zweite Woge geschlagen war. Er schaute, den blutigen Dolch krampfhaft in der Hand haltend, starr in das Antlitz des Todten, welcher fast ganz im Wasser lag. Der Mondenschein glitt matt über das blasse Antlitz, an den Wimpern hingen Tropfen Meerwasser, als wenn der Todte noch weine, und durch diese Thränen leuchtete das Weiß der gebrochenen Augen. Bandolino setzte sich auf den Bordrand stützte das Haupt in die Hand und schien in tiefen Gedanken verloren zu sein. Diese That machte einen gewaltigen Eindruck auf sein Inneres, sein Gesichtszüge verzerrten sich auf eine abschreckende Weise, er schüttelte unwillig den Kopf und sagte dumpf: Es thut mir leid, Cesar! Warum zwingst du mich auch dazu! Wir hätten uns besser gütlich verständigt. Dir hätte ich selbst den Verrath vergeben.

Er schwieg einen Augenblick, dann beugte er sich plötzlich nieder zu dem Kopfe des Ermordeten und drückte mit einer gewissen Hast die Augenlider desselben zu, als wenn er sie nicht länger ansehen könne. Ja, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, indem er dro-

hend die Fäuste ballte, ich hätte Dem den Hals umgedreht, der dir hätte zu nahe treten wollen. Ich wollte, es wäre nicht geschehen.'

Nach einer kurzen Pause jedoch erhob er sich, warf noch einen festen Blick auf das Antlitz Cesar's und sagte: Es läßt sich nicht ändern. Ich will ihn umwenden, ich kann das Gesicht nicht sehen. Er faßte die Leiche an, doch die Wunde hatte seinen linken Arm ermattet, er mußte es mit dem Fuße und der rechten Hand versuchen, was ihm endlich gelang. Mit einem lauten Geplätscher fiel der Körper um, Bandolino seufzte bei dem Geräusche tief auf und wandte sich um. Die Wunde mußte ihn nebenbei sehr schmerzen, er zog sein Wams aus und besah sie. Der Dolch hatte die innere Seite des Armes geschrammt, ohne ihn bedeutend verletzt zu haben. Das Blut rann jedoch gewaltig nach der Hand hin und hatte das Zeug ganz und gar durchdrungen. Er nahm ein Stück Segeltuch, tauchte es in das Seewasser und legte es auf die Verletzung. Demnächst zog er einige Fäden aus dem kräftigen Gewebe und band den Lappen fest um den Arm, darauf wusch er sich rein vom Blute.

Als dieses geschehen war, machte er sich daran, das Steuerruder festzubinden, was ihm mühsam gelang. Noch schwerer wurde es ihm die Ruder zu gebrauchen, nur langsam kam er vorwärts und mußte oft ausruhen. Er steuerte nicht nach der Stadt zu, sondern lenkte den Kahn nach einer kleinen Bucht, welche, von dichtem Gebüsch umgeben, unfern derselben lag. Der Wind begünstigte seine Fahrt, auch wirkte das kräftige Seewasser wohlthätig auf seine Wunde, bald langte er in der Nähe des Ufers an. Dort durchsuchte er die Taschen Cesar's und fand in einer derselben zwei Schlüssel, einen großen und einen kleinen. Ha! sagte er, der lange gehört zum Hause des Palermitaner, und steckte sie beide zu sich. Die Börse, welche er darauf hervorholte, enthielt nur weniges Silbergeld. Dann stieg er an das Land, brach einen langen Zweig ab, fuhr bis zur Mitte der Bucht und untersuchte die Tiefe des Wassers. Er konnte den Grund nicht erreichen; zufrieden mit diesem Ergebniß band er das Steuerruder los, legte die beiden Handruder über den Leichnam, sodaß er dicht auf den Boden des Kahns zu liegen kam und schnürte ihn in dieser Lage fest. Darauf holte er das Beil, welches in keinem Boote fehlt, und schlug in die Weichen des Schiffes ein mäßiges Loch, in welches sofort das Wasser hineinquoll. Sobald er jedoch merkte, daß der Kahn zu sinken begann, sprang er in das Wasser und schwamm an das Ufer. Dort blieb er so lange stehen, bis Leichnam und Boot gänzlich von den Wogen verschlungen waren.

Der Abend war warm, er entkleidete sich, drückte das Wasser aus dem Zeuge und zog es wieder an. Darauf wandte er sich nach der Stadt hin und langte bald bei der Wohnung Cesar's an. Alles im Hause schlief, auch auf der Straße war kein Mensch zu sehen. Bandolino versuchte es mit dem Schlüssel die Hausthüre zu öffnen und es gelang. Der Schlüssel zu Cesar's Wohnstube steckte im Schlosse, er trat hinein. In dem Wandschranke fand er 500 Zechinen, mit gierigen Zügen ergriff er sie, dann holte er einen Anzug Cesar's hervor, zog ihn an und nahm seine eigene triefende Kleidung unter dem Arme mit. Weiter rührte er nichts an und entfernte sich schwerbeladen ebenso unbemerkt, als er gekommen war.

Ungefähr eine Viertelstunde von den letzten Häusern der Stadt lag unter üppigem Grün versteckt eine kleine Fischerwohnung am Strande, dorthin lenkte Bandolino seine Schritte; die Thüre war verschlossen, er klopfte mit starkem Faustschlage an dieselbe, daß es durch das ganze Haus erklang. Kurz darauf erscholl eine Mannesstimme aus dem Innern:

Wer ist da?

Julio, entgegnete Bandolino, öffne die Thüre, ich bin es!

Bist du es, Bandolino?

Ja, beeile dich nur.

Im nächsten Augenblicke wurde das Haus geöffnet und Bandolino trat hinein. Der Öffnende mußte geradenweges aus dem Bette gekommen sein, er war nur mit dem Hemde bekleidet, reckte sich unbehaglich und gähnte.

Was hast du denn unter dem Arme, Bandolino? fragte er, sich die Augen reibend.

Ach laß das gut sein, entgegnete Bandolino, es ist mein Fischeranzug, ich habe mir einen neuen dafür eingetauscht und den alten in den Kauf bekommen.

Du siehst stattlich aus, wie ein Nobile.

Es hat mich auch ein schönes Stück Arbeit gekostet. Aber frage mich nicht weiter danach, ich bin nicht zum Antworten aufgelegt, es geht dich ja auch nichts an.

Mit diesen Worten stellte er den Beutel mit dem Gelde auf den Tisch und warf seine eigene nassen Kleidungsstücke in eine Ecke auf den Boden, daß es laut klatschte.

Geld? fragte Julio. Wie viel ist in dem Beutel?

Genug, aber es macht mir kein Vergnügen, ich ärgere mich halb und halb darüber. Schweig davon stille.

Na na, dann gib es mir in Verwahrung, mich soll es wahrhaftig nicht ärgern. Aber sage mir doch, wie viel der Beutel enthält.

Es ist so viel Geld darin, um eine tüchtige Barke dafür kaufen zu können, denn mit dem Nehmen will es mir doch nicht glücken. Weißt du nicht, ob das griechische Fahrzeug noch im Hafen von Messina liegt und ob es noch feil ist?

Vorgestern war es noch nicht verkauft.

Nun, dann mache dich auf die Beine und rufe Giuseppe und die übrigen Alle her. Sie müssen sofort hierher kommen, sodaß wir heute Nacht noch in See stechen können. Deine kleine Annunziata kann mir indessen eine warme Suppe bereiten, denn ich bin vom Seewasser durch und durch kalt geworden.

Annunziata, Kind, rief Julio durch eine halbgeöffnete Thüre in ein Nebengemach hinein, stehe auf und zünde Feuer an.

Im nächsten Augenblicke trat ein niedliches, ungefähr 16 Jahre altes Mädchen in die Stube. Es war wirklich ein schönes Kind mit langen schwarzen herabwallenden Haaren, dem der nachlässige Anzug einen noch größern Reiz verlieh, weil er die Anmuth ihres ganzen Wesen desto offener zeigte. Ihre Augen schauten frei und klar den Fremden an, doch grüßte sie ihn nicht. Sie hatte ein Licht in der Hand, nahm es mit zum Herde und brachte es sofort angezündet wieder herein; dann stellte sie es gerade vor Bandolino auf den Tisch, indem sie Julio fragte:

Was soll ich thun, Onkel?

Dem Fremden eine warme Suppe bereiten, dann mußt du mir sofort einige Wäsche zusammensuchen; ich gehe noch heute Nacht in See.

(Fortsetzung folgt.)

Die Conway-Eise

Die Britannia-Ei

ahntunnelbrücke.

bahntunnelbrücke.

Stephenson's eiserne Tunnelbrücken.

Nachdem in England die Anlage einer Eisenbahnverbindung zwischen Liverpool und Chester und dem Cap Holyhead, von wo aus man mittels Dampfschiffe in sieben bis acht Stunden nach Dublin gelangen kann, beschlossen war, wurden zwei Übergänge, sowol des Conwaybusens, als der Menaistraße, welche die Insel Anglesey von dem englischen Festlande trennt, nothwendig. An beiden Orten hatte der größte Ingenieur seiner Zeit, Thomas Telford, durch die Anlage herrlicher Kettenbrücken die Möglichkeit des Überganges gezeigt; aber weder die Conway- noch die Menaibrücke konnte für den Übergang der Eisenbahnzüge benutzt werden. Sonach blieb es für die englischen Brückenbaumeister eine Aufgabe, einerseits den 400 Fuß weiten Conwaybusen, andererseits den über 1000 Fuß breiten Menaiarm in einer Höhe von 100 Fuß über dem Wasserspiegel so zu überbauen, daß die Eisenbahn übergeführt werden konnte. Stephenson, der erste Eisenbahnbaumeister unserer Zeit, hat diese Aufgabe gelöst und die drüben eingedruckten Abbildungen führen uns die beiden Eisenbahnbrücken vor die Augen.

Da die Kettenbrücken nicht Stätigkeit genug für die Eisenbahn besitzen, mußte an die Stelle derselben ein festerer Körper gestellt werden, welcher nicht allein sich selbst, sondern auch die über ihn hingeführte Belastung ohne Erschütterung zu tragen im Stande war. Stephenson schlug daher vor, aus Eisenplatten einen Kasten und aus diesem einen Tunnel zusammenzusetzen, welcher diese Erfodernisse zu erfüllen im Stande sein sollte. Um diesem Tunnel nun einerseits eine noch größere Festigkeit zu geben, andererseits aber auch die in verschiedener Richtung einander begegnenden Züge voneinander zu sondern, sollte, der Länge nach, eine Mittelwand durchgelegt werden, sodaß man den ganzen Tunnel am besten mit dem Rohre einer kolossalen Doppelflinte vergleichen könnte. Bei dem Conwaytunnel, wo es nur um eine Spannung von 400 Fuß (bei einer Höhe von 18 Fuß über dem Wasserspiegel) zu thun war, hatte die Sache mindere Schwierigkeiten; bei dem Menaitunnel aber wäre die Lösung unmöglich geworden, wenn nicht der Felsen Britannia, nach dem der Tunnel auch den Namen „Britannia-Eisenbahntunnelbrücke" erhielt, mitten in dem Meeresarme läge, und bei der Ebbe über den Wasserspiegel hinausstände, sodaß ein Pfeiler darauf gegründet werden konnte. Hierdurch wird die Brücke in vier Bogen getheilt, von denen zwei größtentheils Landbogen sind und von welchem die beiden Hauptbogen jeder 463 Fuß Spannung, die ganze Brücke aber eine Länge von 1560 Fuß enthält. Bei den gewöhnlichen Brücken und bei den Kettenbrücken unterstützt man die Tragkraft dadurch, daß man den Brücken eine geringe Steigung nach der Mitte gibt; da diese aber bei den Eisenbahnbrücken nicht zulässig ist, so hat Stephenson zur Unterstützung des Brückenmittels Tragbalken angewendet, wodurch der Tunnel eine Annäherung an das System der Kettenbrücke erhält.

Die Ordalien oder Gottesurtheile bei wilden Völkern.

Der Mensch bleibt überall Mensch, d. h. man findet bei den verschiedensten Nationen eine auffallende Übereinstimmung der Sitten und Gebräuche, insofern der Grad der Cultur, auf dem sie stehen, gleich ist, und also der Satz eintrifft, daß gleiche Ursache gleiche Wirkung habe.

Die alten Deutschen kannten bei zweifelhaften Rechtsfällen, wo es an Zeugen fehlte, kein Mittel, als die sogenannten Gottesurtheile. Kläger und Beklagte mußten miteinander kämpfen auf Tod und Leben. Der Beklagte mußte ein glühendes Eisen fassen oder über ein solches mit bloßen Füßen gehen; er ward ins Wasser getaucht, ob er untersinke oder nicht; es wurde über ihn geloost und was dergleichen mehr war. Das Alles ist bekannt genug. Aber weniger bekannt ist es, daß man dergleichen vielleicht bei allen Völkern trifft, so lange sie mit unsern Vorfahren auf gleicher Staffel der Cultur stehen.

Man gehe auf die Congoküste in Afrika, und die Feuerprobe ist unter diesen Negern, wie sie im 12. Jahrhundert war. Man studire die Griechen, und bei ihnen wird man gleiche Sitte finden, obschon ihre Schriftsteller sie natürlich ebenso nur als alte, längst aufgehobene Thatsache schildern konnten, wie die unserigen. In Sophokles' „Antigone" wird es im ersten Acte bei Todesstrafe vom Kreon verboten, den Leichnam des Polynices zu begraben. Im zweiten kommt einer von der Wache athemlos, um zu melden, daß trotz der letztern dem Todten diese Ehre erwiesen worden sei. Jetzt war es nun auszumitteln: wußte diese, die aus mehmehren Personen bestand, darum? Alle läugneten, den geringsten Antheil daran gehabt zu haben, und behaupteten, nichts zu wissen; sie erboten sich zur Feuerprobe.

> Wir sind bereit, zu halten glühend Erz
> In uns'rer Hand, zu geh'n durch Flammen und
> Zu schwören bei den Göttern einen Eid,
> Daß wir's nicht selbst gethan, und daß wir nicht
> Des Thäters noch Ersinners Hehler sind.

Moses kannte keine bessern Mittel. Wenn im Mittelalter die Frau des Ehebruchs verdächtig, aber nicht überwiesen war, konnte sie sich nur durch ein Gottesurtheil rechtfertigen. Gerade so ging es, laut Moses' Vorschrift, bei den Israeliten. Die Frau, die ihrem Manne entläuft, befahl er, und sich an ihm versündigt, so aber, daß er es ihr nicht beweisen kann, soll vor den Priester gebracht werden und dieser ihr „das verflucht bittere Wasser" geben und zu ihr sagen: „Wofern du unrein bist, so wird das Wasser in dich gehen, daß dir der Bauch schwelle und die Hüfte schwinde; sofern du aber unschuldig bist, wird dir es nicht schaden."

Man lese das ganze fünfte Capitel im vierten Buche vom 13. Verse an. Die Sache ist in mehren Hinsichten merkwürdig: ein mal als Gottesurtheil, als Beweis, wie gering die Cultur der Israeliten war; dann, insofern hier ohne Zweifel ein Decoct von bittern, giftigen Kräutern angewendet wurde, wenn es nicht ein asphaltisches, mineralisches Quellwasser war; und endlich die Erscheinung, daß auch unter den Karaiben ein ganz ähnlicher Gebrauch stattfindet, sowie unter mehren westlichen afrikanischen Völkern. „Ehemänner, erzählt Oldendorp in seiner Missionsgeschichte, die auf die Treue ihrer Weiber einen Verdacht werfen, suchen sich durch einen Reinigungstrank, den die Verdächtige aus den Händen des Priesters nehmen muß, zu versichern. Die Unschuldigen geben ihn ohne Schaden wieder von sich, ihn, der an und für sich tödtlich ist." Sollte man nicht denken, diese Wilden wären dabei gewesen, als Moses jenes Gesetz machte?

Wahrscheinlich fand aber Moses die ganze Sache bereits als Herkommen und gab ihr nur noch den Nimbus der Heiligkeit!

Eine gewöhnliche Probe bei den alten Deutschen war die des Kreuzes. Zwei Würfel, einer leer, der andere mit einem Kreuze gezeichnet, wurden eingewickelt, auf den Altar gelegt und einer vom Priester unter Gebet und andern Ceremonien herausgezogen. War es der mit dem Kreuze bezeichnete, so galt der Beklagte als unschuldig. Eine andere Art dieser Probe war, daß Kläger und Beklagter die Hände kreuzweise, so lange der Priester wollte, in die Höhe halten mußten; wer sie zuerst sinken ließ, war überwiesen, falsch geklagt zu haben oder mit Recht angeklagt zu sein. Von beiden finden sich Spuren unter den Israeliten und unter andern Völkern. Der Prophet Jonas segelte den Tigris hinunter nach Ninive. Ein Sturm drohte Untergang. Die Schiffer vermutheten, daß unter ihnen einer die Gottheit erzürnt habe, und beschlossen dies durch das Loos zu erforschen. Das Loos traf Jonas, und man warf ihn ins Meer. Wahr oder nicht wahr sei die ganze abenteuerliche Reise des Jonas, so beweist sie doch, daß so eine Art, die Wahrheit zu erforschen, gewöhnlich war.

So sonderbar eine solche Übereinstimmung zu sein scheint, so wenig ist sie es. Der rohe Mensch stellt den Unschuldigen unter den unmittelbaren Schutz der Gottheit, die er für geneigt hält, jeden Augenblick den Gang der Natur einem Solchen zu Gefallen abzuändern. Bald mischt sich der Betrug hinein, den zu Wenige kennen, als daß nicht die Menge desto mehr in ihren Vorurtheilen bestärkt würde.

Eine Audienz beim Fürsten Leopold von Dessau.

Mein Vater, so erzählt der Vorgestellte, war am Ende seiner Tage Regierungspräsident des Fürsten von Anhalt, der unter dem Namen des alten Dessauer bekannt ist. Bis in mein zwölftes Jahr war ich in die Stadtschule geschickt worden, wo man nach damaliger Art — es war um die Mitte des 18. Jahrhunderts — mich in der lateinischen Sprache so weit brachte, daß ich nach drei Jahren etwas vom Cornelius Nepos verstand. Später mußte mir ein alter Client und Freund meines Vaters, der Herr Hofrath titulirt ward, noch vier Stunden wöchentlich Unterricht in der französischen Sprache geben, die ich bereits im sechsten Jahre von einer alten Mamsell hatte lernen sollen, über den Latein aber wieder vergessen hatte. Da bewies auf einmal der Prinz Moritz, Sohn des alten Dessauer und Chef eines Regiments zu Stargard, meinen Ältern, daß ich zu allen Sprachen schon zu groß und zum Junker seines Regiments nicht mehr zu klein wäre. Diese Würde gab mir das Recht, dem alten Fürsten und ältesten Feldmarschall der preußischen Armee vorgestellt zu werden.

Als ich in sein Zimmer trat, fand ich darin einen Adjutanten und einen Secretair an einem Tische schreibend sitzen, und der Fürst stand ohne Beinkleider, im Hemde vor einem Kaminfeuer. Da ich an der Thür stehen blieb, rief er mir lakonisch und mit barscher Stimme zu: „Näher, Junge!"

Entweder um den Eindruck zu mildern, oder um mich recht anzusehen, weil ich die Augen verlegen niederschlug, fuhr mir der alte Herr mit der Hand von unten übers Gesicht hinauf, stieß mich an die Nase, daß ich ihn ansehen mußte, fuhr gleich wieder von oben herunter mit der Hand und sagte lächelnd: „So geht es besser!" Kurz darauf setzte er hinzu: „Der Junge sieht aus wie ein Spanier!"

Der ganze Auftritt behagte mir nicht, weil die Mitanwesenden mich während desselben immerfort ansahen und lachten, sodaß es mich herzlich freute, als der Fürst in eben dem Tone, mit welchem er mich näher zu kommen aufgefodert hatte, ihnen zurief: „Aber so schreibt ihr doch!" Dann sah er ihnen einige Augenblicke zu, ob sie auch schrieben, und wandte sich hierauf wieder zu mir:

„Es wird dir manchmal hundsvöttisch gehen, aber laß dich nichts abschrecken; an einem guten Tage vergißt man bei den Soldaten zehn elende!"

Ich blieb noch eine Minute lang stehen, da sagte der Fürst endlich, „Raus!" und zu meinem Glück gab mir der Adjutant einen Wink, daß es mich anginge und ich entlassen sei.

Der muthige Hahn.

In einer Seeschlacht vom Jahre 1793 war es Berkley's, des Admirals, Hahn, der das wankende Kriegsglück der Engländer wiederherstellte. Er war auf dem „Marlborough" und da die Engländer sich eben zurückziehen wollten, mitten im wüthendsten Gefechte, schwang sich der Hahn auf den zerschossenen Mast des Admiralschiffs, schlug die Flügel kühn zusammen und ließ seine Stimme schallen. Wie ein zündender Funken flog das ins Matrosenherz; der alte, kalte Schlachtenmuth wachte wieder auf und der Sieg ward gewonnen.

Der Freundschaftssaal zu Karlsbad.



Mannichfaltiges.

Wie die Heringe — nämlich zusammengeschichtet — ist bei uns eine sprüchwörtliche Redensart geworden. Ein Reisender, welcher im vorigen Jahre einen Ausflug mit der holländischen Heringsflotte machte, liefert einen Beleg zu jener Ausdrucksweise. Er hielt sich mehre Tage in Lerwick, einem Flecken auf Shetland (oder Mainland), der größten unter den shetländischen Inseln, auf; Lerwick ist für den Heringsfang eine Hauptstation. Dort liegt das sogenannte Hospitalschiff (ziekten-ship) vor Anker, in welches die während der Fischereizeit erkrankten Mannschaften der Heringsflotte gebracht werden. „Als ich — so erzählt unser Reisende — mittels einer engen, beinahe senkrecht stehenden Stiege in den untern Raum des Schiffs kam und mich vergebens nach Bettstellen für Kranke umsah, öffnete mir der Schiffsarzt, ein alter Mann aus Middelburg, mehre Schieber, innerhalb welcher ein etwa anderthalb Fuß breiter und zwei Fuß hoher Raum von der ungefähren Länge eines erwachsenen Menschen mit einer Matratze, kleinen Kissen und einer wollenen Decke versehen war. Solcher Behältnisse waren in dem Schiffsraume, an dessen Decke ein etwas langer Mann mit dem Kopfe anstieß, vier übereinander angebracht. Es ist wol allgemein bekannt, wie die Heringe eingepackt werden; daß aber bei der Heringsflotte auch die armen Kranken, wie die kleinen Wasserbewohner behandelt werden, das sah ich damals zum ersten mal."

Die Goldgräberei in Australien liefert noch immer die glänzendsten Resultate und Californien fängt mehr und mehr an in das Hintertreffen zu kommen. In Victoria allein hat man binnen vier Monaten über neun Tonnen reines Gold gewonnen. Die Colonisten lassen ihre sonstigen Beschäftigungen im Stich und wandern scharenweise nach dem neuen Paktolus; die Folgen davon auf die Wollproduction und den frühern regelmäßigen Handelsverkehr mit England machen sich schon jetzt fühlbar und führen Verlegenheiten in den Fabriken Englands herbei. Aber so schnell nicht selten ein glücklicher Goldsucher sein Glück macht — und man hat Beispiele, daß Einzelne in einem Monate zu einem Vermögen von mehr als 80,000 Thlrn. gelangten —: so geht doch das ganze gesellschaftliche System einer schrecklichen Zerrüttung entgegen und es ist nicht zu verwundern, wenn Alles, was den Preis von Lebensbedürfnissen und Luxusartikeln betrifft, einen californischen Charakter annimmt. Man bezahlt ein Paar Stiefeln mit 12 Thlrn., ein Paar Schuhe mit 5 Thlrn. Die Consumtion von Spirituosen aller Art ist enorm, da das Geld ebenso unsinnig verschwendet, als leicht verdient wird. Dienstboten sind gar nicht mehr zu haben; statt sein Zeug waschen zu lassen, kauft man sich lieber gleich neues.

Kampf zweier Winde. Am letztvergangenen 1. Mai bekämpften sich in Ägypten, namentlich in der weitern Umgegend von Kairo, der Chamsin, der Südwind der Wüste, mit einem ihm entgegenbrausenden Nordwinde, daß den Leuten Hören und Sehen verging. Nach langer Unentschiedenheit blieb der Nordwind auf eine kurze Zeit Sieger; er entwurzelte Bäume nnd verwüstete den prächtigen Garten von Schubra und die andern Gärten der Umgegend auf schauderhafte Weise. Dabei rollte der Donner fürchterlich und es prasselte ein Hagel, so stark und groß, daß er mehre Stunden lang liegen blieb. Endlich fiel ein starker Regen, der bis in die Nacht vom 2. Mai dauerte. Jetzt aber war der Nordwind erschöpft, und sogleich nahm der Chamsin, erstickender als jemals, die ihm streitig gemachte Stelle wieder ein.

Eine niedliche Überraschung. Auch als König von Neapel und Spanien hatte Joseph, Napoleon's Bruder, in der Eigenschaft als französischer Prinz, gleich allen übrigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie, eine Apanage von mehren hunderttausend Francs. Als Joseph den neapolitanischen Thron bestieg, gab er Befehl, daß seine Apanage ein- für allemal an seinen Bankier in Paris ausgezahlt werden und zu seiner Disposition liegen bleiben solle. Diese Anordnung schien Joseph ganz und gar vergessen zu haben, als er im Jahre 1816, kurz darauf, nachdem er sich in Amerika niedergelassen, einen Brief von seinem Bankier erhielt, mit dem dieser einen Auszug seiner Bücher sandte, nach welchem die jedes Jahr bezogene Apanage mit dazugeschlagenen Zinsen eine Summe von fast vier Millionen Francs ausmachte.

Das Tabackscollegium Friedrich Wilhelm's I. öffnete sich bisweilen auch Subalternoffizieren, wenn sie sich durch Kenntnisse oder lustige Einfälle auszeichneten. So ward ein Lieutenant v. Löben öfters zugezogen, weil er immer ein neues Stückchen zu ersinnen wußte, Gundling, den lustigen Rath des Königs, zu schrauben. Aber Gundling hatte auch oft die Lacher auf seiner Seite. Als einst von v. Löben's Gütern, die in dem sandigsten Theile der Mark lagen, die Rede war, fragte ihn Gundling, ob er wol wisse, daß von seinen Gütern sogar im Gesangbuche die Rede sei? Da Alle davon nichts zu wissen versicherten, recitirte Gundling die bekannten Verse eines Kirchenliedes:

> Was sind unsers Löbens (Lebens) Güter?
> Eine Hand
> Voller Sand!

Die Badezeit in Helsingfors in Finnland ist lustiger als irgendwo sonst. Es gehört aber ein gefüllter Beutel dazu, um einen Monat Badeleben dort mitzumachen; denn die Einladungen zu Concerts und Bällen, zu Picknicks und Feuerwerken u. s. w. drängen einander fortwährend. Am anmuthigsten ist es, wenn an einem schönen Tage eine Finka (ein kleines Segelschiff) in See sticht, mit einer Blumenguirlande am Bord, d. h. mit einem Dutzend junger Mädchen, die unter Anführung einer Capitainin, die das Seehandwerk ex professo gelernt hat, gewandt die leichten Ruder führen. Auch die Rolle des Steuermanns spielt eine Dame. Beim Erscheinen eines solchen lebendigen Blumengartens auf der Rhede spielt auf den Kriegsschiffen die Musik, Alles geräth in Bewegung, die Schaluppen, die schon aufs Schiff gezogen sind, werden schnell wieder ins Wasser gelassen und mit Ruderern in rothen Hemden, mit Offizieren und Musikern bemannt, und so fahren sie den Schönen entgegen, dann oft weit in das Meer hinaus, in langem Zuge, der sich malerisch durch die Schären und Klippen windet.

Araucanien ist jetzt in eine Menge kleiner Fürstenthümer zertheilt und in jedem ist der Kazike unumschränkter Herr. Dieser Zustand der Dinge ist die Ursache von Schwäche der ganzen Bewohnerschaft von Araucanien und es läßt sich vorhersehen, daß in kurzem doch eine Unterjochung der Indianer stattfinden wird. Sonst war dieser Landstrich nur in eine Anzahl Stämme getheilt, jeder unter einem Kaziken von erblicher Obergewalt. Über den Kaziken aber standen die Toquis und Ulmens, eine Art politischer und religiöser Herrscher, die durch die Versammlungen der Vornehmern gewählt waren. Sie wachten über die allgemeinen Angelegenheiten und befehligten die Truppen. So hatte die Nation nur einen Willen. Wenn Krieg drohte, benachrichtigten Läufer die einzelnen Kaziken und Feuer auf den Bergen zeigten den Ort an, wo man sich versammeln mußte.

Vorläufige Besitzergreifung. Auf einem der Friedhöfe von Neuyork befindet sich ein Monument, auf welchem folgende Inschrift angebracht ist: „Hier wird ruhen N. N.; vorläufig treibt er noch seinen Huthandel, Jamesstreet Nr. 14."

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 495.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [26. Juni 1852.

Nur satt!



Der Seeräuber.

(Fortsetzung.)

Es ist ja kein Schiff auf der Rhede, erwiderte Annunziata, welches heute Nacht den Hafen verläßt. Sicher hast du dich, wie der arme Bernardo auch auf einem Piraten verdungen, wovon du schon seit einiger Zeit immer sprichst; das geht nimmer gut. Bleibe doch bei uns, was sollen wir armen Frauenzimmer anfangen, wenn du uns auch verläßt?

Giuseppe bleibt ja hier und in acht Tagen heirathet ihr euch, dann wird er schon für euch sorgen. Glückt es mir, dann bringe ich Geld und Gut in Menge mit, und ihr sollt auch euern Theil zur Aussteuer haben.

Wenn du aber umkommst, wie Bernardo? Was hilft mir solches Geld, es ist ungerechtes Gut und

es ruht kein Segen darauf. Bleibe doch hier, ich bitte dich.

Mein liebes Kindchen, schweige still davon, ich will auch den vierten Theil meines Erwerbs der heiligen Madonna weihen. Sie wird deinen Theil dann schon segnen, doch gehe jetzt hin und bereite das Essen.

Mit diesen Worten wandte sich Julio um und ging aus der Thüre, Annunziata aber, die alles dieses mit äußerst sanfter flehender Stimme gesprochen hatte, begab sich weinend zum Herde. Während sie dort auf das Feuer Acht hatte, schluchzte sie laut und wischte sich oft mit dem Zipfel ihres Busentuchs die hervorquellenden Thränen aus den Augen. Sie war die einzige Tochter des verstorbenen bedeutend ältern Bruders Julio's und hing mit großer Liebe an ihrem Onkel, der sie ebenfalls hegte wie seinen Augapfel. Sie waltete sinnig in dem kleinen Haushalte und war der Mittelpunkt, um den sich Alles drehte. Daß Julio sich entschlossen hatte, auf einem Piratenschiffe Dienste zu nehmen, hatte seinen besondern Grund, denn er war nichts weniger als geldgierig. Er liebte die schöne Minetta, die Tochter des französischen Kaufmannes Bonne, welcher am Ende der Stadt in dem großen Hause wohnte, das dem Hafen zunächst lag. Als er einstmals seine Fische dort verkaufte, hatte sie ihm so gar freundlich zugelächelt, denn er war unbestritten der hübscheste Mann auf der ganzen Insel und bei seinen 30 Jahren noch nicht zu alt, um sich das Herz eines jungen Mädchens zu gewinnen. Seit jenem Tage dachte er nur an dieses freundliche Lächeln und hatte weder zu Hause noch auf dem Wasser Ruhe. Des Abends saß er beim Mondenscheine ihrem Fenster gegenüber und spielte und sang ihr alle Barcarolen vor, die er konnte. Der alte Kaufherr sah ihn gern, denn Julio hatte eine prächtige Baßstimme, und einige mal hatte jener ihn sogar eingeladen in den Garten zu kommen und dort weiter zu spielen. Daß jedoch Julio Minetta liebe, war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, bis ein Zufall ihm diese Leidenschaft des Fischers verrieth.

Es wurde ein neu erbautes Schiff vom Stapel gelassen und Alle, die eben nicht durch Arbeit oder Krankheit zu Hause gefesselt waren, gingen zum Hafen, um das Schauspiel anzusehen. Der alte Kaufherr war nicht am Strande, wol aber sein Töchterchen Minetta mit ihrem jüngsten Bruder. Julio sah sie und ließ sie nicht mehr aus den Augen, um so mehr, als sie ihn freundlich lächelnd einen Guten Tag zurief und drei mal mit dem Lockenköpfchen nickte. Fernando ihr Bruder war ein lebenslustiger Knabe und wollte durchaus ein Schiff besteigen; sie sucht ihn zurückzuhalten, doch er entschlüpft ihr, springt auf ein schmales Bret, welches zum Deck eines Schiffes führt und will hinuntereilen. Die Hastigkeit, womit er ihren Händen entwichen war, hatte ihm jedoch die Ruhe genommen; er stürzt in das Meer, Minetta stößt einen Schrei aus und springt hinzu, um ihn noch zu ergreifen. Sie verliert ebenfalls das Gleichgewicht und fällt in das Wasser. Dieser Unglücksfall geschah etwas entfernt von der Menschenmenge, jedoch Julio hatte Alles bemerkt. Er rettete sie Beide, dann aber trug er sie in die naheliegende Halle, wo die Fischer gewöhnlich ihre Geräthschaften bargen, und legte sie auf einen Haufen Segeltuch. Minetta war ohnmächtig, er kniete vor ihr nieder und schaute traurig und doch glücklich in das blasse Antlitz. Die Haare hingen lose hinab und schmiegten sich fest an die bleichen Wangen und den vollen Nacken. Er strich die langen Locken fort von den Wimpern, damit sie sogleich, wenn sie die Augen öffnete, frei um sich sehen könne. Wunderbar durchzuckte es ihn, als er mit dem Finger über die Augen und Lippen dahin fuhr, er meinte, er müßte sie küssen; und er that es. Drei mal küßte er sie auf den Mund, während er ihren Kopf im Arme hielt. Und es war gerade wie damals, als Gott den geschaffenen Adam küßte, und er zu leben begann; auch sie öffnete die Augen und zürnte ihm nicht. Aber dem Herrn Bonne hatte man den ganzen Vorfall mitgetheilt, Julio bemerkte es nicht, wie dieser athemlos auf ihn zustürzte, er hatte ja nicht darauf geachtet, daß vor der Halle mehre Menschen gestanden und Alles gesehen hatten. Der alte Kaufherr schalt ihn und sagte, er habe die gute That durch solche Herabwürdigung des armen Kindes zu nichte gemacht. Julio war beschämt fortgegangen, er wollte, daß er sie nicht geküßt hätte, und doch war jener Augenblick der seligste seines Lebens gewesen. Dem Kaufherrn mußte doch wol die schnöde Weise, wie er den Retter seiner Kinder behandelt hatte, unangenehm gewesen sein; er war Tags darauf zu Julio's Hütte gekommen, wo gerade Annunziata Alles aufbot, ihren lieben Onkel aufzuheitern.

Höre! hatte der Kaufherr zu Julio gesagt, daß ich dir, dem armen Fischer, mein Kind nicht geben kann, wirst du einsehen. Hast du drei Schiffe auf der See, dann melde dich einmal wieder, aber ich will nicht unerkenntlich gegen dich sein. Nimm hier diesen Beutel Geld.

Geld? hatte Julio gesagt. Geld kann ich mir selbst verdienen und vielleicht mehr als Sie haben. Behalten sie den Beutel, Sie können mir auch nicht ein Titelchen dessen, was in meiner Brust lebt, damit abkaufen. Wollen Sie mir in einer Weise erkenntlich sein, so sparen Sie alle fernere Mühe und erfüllen mir eine andere Bitte.

Und welche ist diese?

Grüßen Sie Minette und sagen ihr, es thut mir leid, sie geküßt zu haben, aber ich hätte nicht anders gekonnt.

Mit diesen Worten war Julio fortgegangen. Zwei Tage darauf hörte er, Minetta sei von ihrem Vater nach Frankreich geschickt worden. Da war Julio sofort zu Altieri gegangen, der ihn schon oft aufgefodert hatte, sich bei einem Seeräuberzuge zu betheiligen. Höre! sagte Julio zu ihm, jetzt will ich auf deinen Vorschlag eingehen und euern Zug mitmachen, aber es muß so schnell wie möglich geschehen, denn ich habe es hier satt. Andernfalls suche ich mich sonst irgendwo zu verdingen.

So war Julio unter die Kaperer gekommen, Annunziata aber verschwendete nutzlos ihre Bitten, denn die Insel war seiner großen Liebe zu klein geworden. Bandolino hatte während des Gesprächs, welches sie mit Julio geführt hatte, still brütend dagesessen und den Kopf in die Hand gestützt. Ab und zu durchrieselte es ihn kalt und er seufzte dann tief auf; ein Beweis, daß das Seewasser nicht allein Schuld an seinem innern Schauder war. Die Suppe war bald fertig, Annunziata trug sie in die Stube und stellte sie noch immer thränenden Auges vor Bandolino hin. Er schaute auf, sein finsteres Aussehen schwand, als er in ihre milden verweinten Augen sah. Er schnürte den Beutel auf, nahm eine Zechine hinaus und reichte sie ihr. Kaufe dir dafür Etwas zur Hochzeit, sagte er sanft. Sie schob jedoch das Goldstück mit der Hand zurück und antwortete:

Ich will das Geld nicht, behaltet es nur. Gott weiß es, wie viele Thränen vielleicht daran haften.

Annunziata, sagte Bandolino, du hast Recht, ich will dir das Geld nicht geben; vielleicht schlägt es nicht zum Segen aus, wie du gesagt hast. Gehe zu Bette Kind, ich bringe dir den Julio bald wieder.

Sie entfernte sich schluchzend, kehrte jedoch in wenigen Minuten mit einem Bündel Kleidungsstücke wieder, welches sie auf den Tisch legte. Darauf ging sie in ihr Schlafgemach zurück.

Bald trat auch Julio wieder in das Haus; Giuseppe, Matteo, Altieri und noch 17—18 andere Männer, von denen ein Jeder gut bewaffnet war und ein Bündel Zeug trug, folgten ihm.

Wo ist Annunziata? fragte Julio.

Im Bette, entgegnete Bandolino.

Sie ist ein gutes Kind, fuhr Bandolino fort, ich habe sie so lieb und könnte sie nie geflissentlich kränken. In ihrer Nähe bin ich stets so fromm, ich bete oft sogar mit ihr, wenn sie mich darum ersucht. So leicht kann ich ihr nichts abschlagen, aber jetzt muß ich doch fort. Sie hat einen so sanften Blick, gerade wie mein seliger Bruder.

Bei diesen Worten wandte er sich um und machte Miene in die Schlafstube zu treten.

Na! rief einer der eingetretenen Leute, bleibe nur hier, sonst, sonst reden dir die Frauen noch die ganze Geschichte aus dem Kopfe. Du bist eigentlich viel zu weich für solch ein Unternehmen.

Da drehte sich Julio wieder um, maß den Sprecher stolz mit den Augen und wollte ihm gerade etwas Derbes erwidern, als ihn Bandolino am Arme zupfte und sagte: Da liegen deine Kleidungsstücke, nimm sie und den Säbel dort von der Wand und laß uns dann aufbrechen. Macht nur leise, herrschte er den Andern zu, wir wollen die Frauen, wenn sie allenfalls schon wieder schlafen sollten, nicht aufwecken.

Nach diesen Worten setzte sich die Mannschaft in Bewegung, als sich die Kammerthüre öffnete und Annunziata mit einer ältlichen Frau, ihrer Mutter, heraustrat.

Willst du wirklich fort, Julio? fragte diese. Und ohne Abschied zu nehmen? setzte sie vorwurfsvoll hinzu. Annunziata konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen. Einen Augenblick stand Julio stumm da und schaute die Hände krampfhaft geballt die Frauen an, dann aber stampfte er einige mal in kurzen Absätzen auf den Boden, schritt auf sie zu, küßte sie und sagte: Lebet wohl! Ich komme bald wieder. Betet für mich!

Beim Hinausschreiten warf er mit einer gewissen Heftigkeit die Thüre hinter sich zu und wischte sich mit der obern Seite der Hand eine Thräne aus dem Auge. Schweigsam ging der ganze Haufen dem Strande zu und bestieg einen leichten Segelkahn. Sie steuerten nach Messina hin, wo sie nach glücklicher Fahrt bald anlangten. Das griechische Fahrzeug war noch nicht verkauft, Bandolino erstand es unter annehmbaren Bedingungen. Es hatte drei Kanonen an Bord, Bandolino fügte noch zwei hinzu und miethete außerdem einen Haufen Abenteurer dazu, wie sie damals in allen Seehäfen für billiges Geld zu derartigen, abenteuerlichen Unternehmungen zu haben waren. Manche wilde Gesellen waren darunter, jedoch Bandolino war auch der Mann dazu, sie zu befehligen. In dem wilden Treiben einer solchen Umgebung verwischte sich bald der gute Eindruck, welchen die Reue über die Ermordung Cesar's in ihm hervorgerufen hatte, er dachte nur an Raub und Kampf. Acht Tage lang kreuzten sie, ohne auch nur ein Segel zu Gesicht bekommen zu haben. Um den Unmuth der Mannschaft auf das Äußerste zu treiben, trat Windstille ein und fesselte sie zwei Tage auf der Höhe von Malta. Endlich kündete der Schiffsjunge aus dem Mastkorbe ein Fahrzeug an, und als es näher herangekommen war, erkannte man die spanische Flagge; der Adler, Bandolino's Schiff führte die genueser Flagge. Giuseppe stand am Bord und lugte scharf nach dem Spanier aus, während die Übrigen sich mit den Vorbereitungen zum Kampfe beschäftigten. Er war ein tüchtiger Seemann und verstand es meisterhaft, wie er sich selbst oft ausdrückte, die Krabbe von dem Haifische zu unterscheiden. Ein über das andere mal schüttelte er den Kopf und sagte zu Bandolino:

Weißt du was ich thun würde, wenn ich zu befehlen hätte?

Nun?

Ich ließe alle Segel aufspannen und machte mich aus dem Fahrwasser. Das Schiff ist kein spanisches, sondern ein gut bemannter tunesischer Kaper. Mit diesen Burschen möchten wir einen harten Strauß haben, ohne vielleicht im günstigsten Falle mehr zu gewinnen, als den Rumpf des Schiffs. Was sie erbeuten, wird alsbald an das Land in feste Gewahrsame gebracht; wir aber setzen Alles auf das Spiel.

Nein nein, riefen mehre Stimmen, wir wollen darauf los.

Kaum waren jedoch diese Worte gesprochen, als es drüben aufblitzte. Der Pirat — denn ein solcher war er wirklich — gab dem Adler eine flache volle Ladung, und eine Kugel traf den Fockmast und zerschmetterte ihn ganz und gar.

Alle Wetter! rief Bandolino.

Ja ja, entgegnete Giuseppe, sagte ich es nicht? Er fängt schon an zu grüßen — und siehe da — er zieht die tuneser Flagge auf. Jetzt hilft nichts mehr — nur Stand gehalten, Jungens! — Was macht ihr denn dort? rief er wieder Andern zu, welche sich mit dem abgeschossenen Maste beschäftigten und denselben zu ersetzen suchten, — laßt ihn nur liegen. Wir können doch an die Flucht nicht denken; es heißt hier Sieg oder Tod.

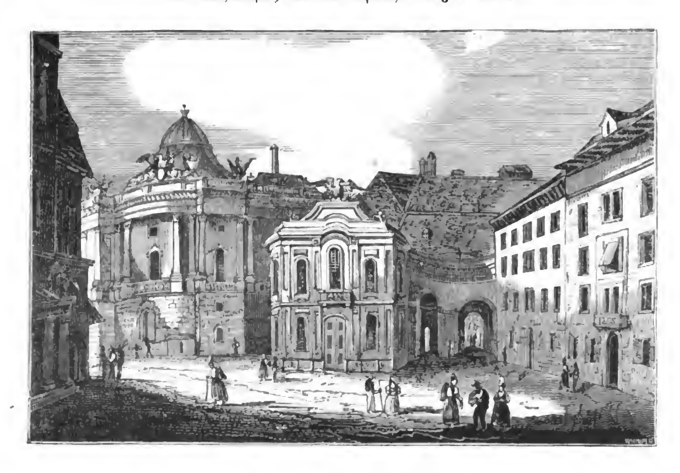
Nun entspann sich ein hartnäckiger wüthender Kampf, welcher mit jedem Augenblicke heftiger wurde, je näher der Tuneser kam. Die Kugeln des Adler schlugen gut ein und richteten unter der dichten Mannschaft des Feindes ein gewaltiges Blutbad an. Da verstummte einen Augenblick das Geschütz des Tunesen, mit vollen Segeln fuhr er auf den Adler los und in wenigen Minuten faßten seine Enterhaken in die Planken des letztern. Bandolino war der Vorderste, mit Löwenmuth vertheidigte er den Uebergang zu seinem Schiffe gegen die kühnen Muselmänner. Alles hatte er im Auge, sein Schwert wüthete unter dem Feinde; man wich ihm aus, wo er sich sehen ließ, da sprang seine Klinge bei einem flachen Hiebe. Er schaute sich nach einer andern Waffe um und bemerkt, wie gerade ein Muselmann seinen Säbel schwingt, um dem neben ihm kämpfenden Julio den Kopf zu spalten. Bandolino, kurz gefaßt, senkt den Stumpf seines abgebrochenen Säbels nach unten, ergreift den Griff fest mit der Faust und stößt mit aller Kraft den Knopf desselben unter das Kinn des Mauren, daß er lautlos rücklings überschlägt. Er hatte Julio das Leben gerettet, jedoch wie er sich eben niederbeugen will, um das Schwert des Muselmannes zu ergreifen, da trifft ihn ein Hieb

quer über den Kopf, daß er ebenfalls zu Boden sinkt. Im nächsten Augenblicke wurde er mit gewaltigem Rucke auf das feindliche Schiff hinübergezogen, geknebelt und in den untern Schiffsraum gebracht, wo er schon mehre seiner Genossen vorfand. Mit Bandolino's Falle war der Kampf zu Gunsten des Tunesen entschieden, nur schwach dauerte noch eine kurze Zeit der Widerstand der Italiener fort. Auch Julio wurde bald darauf gefesselt in den Schiffsraum gebracht. Die feindliche Mannschaft stürmte in Masse auf den Adler, um von ihm Besitz zu nehmen, da entstand ein fürchterliches Krachen, Alles wurde vom Pulverdampfe eingehüllt, ein wildes Wehegeschrei erfüllte die Lüfte. Giuseppe war, wie er gesehen hatte, daß nichts mehr gerettet werden konnte, in die Pulverkammer geeilt und hatte den Adler in die Luft gesprengt. Er selbst und 30 Muselmänner fanden hierdurch einen gräßlichen Tod. Die Planken des Tunesen platzten hier und da, zwei Masten wurden gänzlich zerschlagen, die herabfallenden Balken schlugen das Deck ein und tödteten noch mehre Leute, das Schiff selbst hielt sich kaum auf dem brausenden Wasser.

Das hat Giuseppe gethan! sagte Bandolino zu sich selber, als er von dem gewaltigen Stoße, den auch er bekommen hatte, wieder zu sich gekommen war. Brav, alter Junge, ich danke dir!

(Beschluß folgt.)

Der Michaelsplatz und die kaiserliche Burg in Wien.



Der Kampf des Neuholländers mit der schwarzen Schlange.

In den mächtigen Urwäldern Neuhollands lauert in den Wurzelhöhlen der gewaltigen Eukalyptenbäume, immer wachend, immer bereit, Allem, was athmet, den Tod zu geben, die schreckliche schwarze Schlange, tausend mal furchtbarer als der Löwe und die Hyäne Afrikas, oder der hungerige Tiger von Bengalen. Jeder Biß von ihr führt unrettbar den Tod herbei. Und dennoch wagen die Eingeborenen einen kühnen Kampf mit ihr.

Ich war so glücklich — erzählt ein Reisender — eines Tages Zeuge davon zu sein, und halte dieses Abenteuer wol für erzählungswerth.

Wir hatten von Port Jackson aus einen Ausflug in das Innere unternommen, in die einsamen, im erhabenen Schweigen ruhenden Wälder, in denen man sich an den ersten Tag der Schöpfung versetzt wähnen konnte. Am Mittage lagerten wir uns unter einem schönen Eukalyptus, nachdem wir die nächste Umgebung sorgfältig durchstöbert hatten, damit nicht etwa eine schwarze Schlange plötzlich als ungebetener Gast bei unserm Mahle erscheine. Eine kleine Viertelstunde von diesem Platze brach das Licht lebhafter und heller durch das hohe Laubgewölbe.

Von dieser Lichtung dort sieht man die Blauen Berge, sagte unser Begleiter aus Port Jackson, Herr Darley.

Alsbald sprang ich auf: Dann gehe ich hin. Ich muß diese geheimnißvollen Berge wenigstens begrüßen, an denen schon der Muth und die Ausdauer so vieler kühner Entdeckungsreisender gebrochen.

Hüten Sie sich, geben Sie wohl rings um sich acht, erwiderte Herr Darley; die Wilden kommen zuweilen bis hierher, und wenn Sie ihre Assagaien nicht fürchten, so fürchten Sie wenigstens die schwarze Schlange. Sie wissen, was ihr Biß zu bedeuten hat.

Ich hatte meine Beine und Schenkel mit einer Art ziemlich plumper Blechhose verwahrt; allein ganz sicher stellte mich das gegen den Biß der Schlangen doch noch nicht. Ich bewaffnete mich also mit einem Pistol und einem eisernen Ladestock, einer furchtbaren Waffe, da ein einziger Schlag mit ihr die Ringe der Schlangen zerschmettert und sie mitten in ihrem schnellen Schusse aufhält. Dann machte ich mich, mein Collectaneenbuch unter dem Arme, auf den Weg. Kaum war ich hundert Schritte weit gegangen, als ich einen ganz nackten Wilden mit kläglicher und furchtsamer Miene auf mich zukommen sah, der in der Hand ein Dutzend Assagaien und eine plumpe Keule trug. Ich zog meinen Säbel und gab ihm ein Zeichen, mir nicht zu nahe zu kommen. Aber er gab mir traurig und hinfällig durch Geberden zu verstehen, daß er vor Hunger umkomme und mich um einige Nahrungsmittel bitte. Ich befahl ihm, sich nicht von der Stelle zu rühren und ging zu meinen Gefährten zurück. Dort wickelte ich in eine Serviette einige Überreste von Geflügel, zwei Cotelettes und ein großes Stück Brot und machte mich wieder auf den Weg.

Diese unglücklichen Eingeborenen, der misgestaltetste und häßlichste Menschenschlag der Welt, verlassen bisweilen die tiefen Einöden, in die sie sich zurückgezogen haben und kommen bis nach Port Jackson, wo sie die Civilisation belächeln, die keinen Reiz auf sie übt. Die Engländer kümmern sich nicht um sie und lassen sie ruhig sich bei entsetzlichen Gelagen auf den Straßen und Plätzen herumschlagen, wobei das Blut in Strömen fließt.



Diese Menschenrace stirbt nach und nach aus; noch einige zwanzig Jahre und die Ostseite von Neu-Holland wird völlig entvölkert sein.

Ich war bald wieder bei meinem unglücklichen Eingeborenen und zeigte ihm die Reichthümer, die ich ihm brachte; aber er stand mit funkelndem Auge und zuckenden Muskeln da, winkte mir, mich nicht von der Stelle zu rühren, kein Geräusch zu machen und den Ort im Auge zu behalten, auf den er mit der Spitze einer seiner Assagaien hindeutete.

Hisso, hisso, sagte er ganz leise, hisso! Und dabei knirschte er so mit den Zähnen, daß man ihn hätte für einen kampfbegierigen Krieger halten können. Ich hatte schon erfahren, daß das Wort „Hisso" die schwarze Schlange bedeute. Ich richtete meinen Blick nach dem bezeichneten Orte und sah in der That auf dem umgestürzten Stamme eines prächtigen Eukalyptus, den jedenfalls der Blitz niedergeschmettert hatte, eine ungeheure schwarze Schlange ausgestreckt, deren Leib theilweise unter einer Erhöhung der Rinde steckte. Ich zog meinen Säbel und lud, um für jeden Fall gerüstet zu sein, eine kleine Kugel in mein Pistol. Aber der Wilde, der meine Absicht ahnte, machte mir verständlich, daß alle meine Anstalten fruchtlos seien und daß er, wenn ich ihn gewähren lassen wolle, die Schlange tödten werde. Mir war nichts lieber, denn offen gestanden, ich wollte eben zum Rückzuge blasen. Indessen sicher gemacht durch die Unbeweglichkeit der Schlange, die in der Sonne schlief und durch die Neugierde heftig angestachelt, blieb ich noch. Der Wilde verlangte durchaus etwas von mir und trampelte unruhig hin und her, als ob der Boden unter ihm glühte. Ich zeigte ihm mein Jagdmesser, mein Federmesser, meinen Ladestock, mein Pistol, das ich mich wol gehütet haben würde ihm zu überlassen ... nichts von alledem war ihm recht. Endlich zeigte er mit dem Finger auf mein Halstuch, ich gab ihm mein Taschentuch und er gab mir zu verstehen, daß dies Das sei, was er brauche. Er griff hastig danach, winkte mir, mich noch einige Schritte zu entfernen, womit ich von ganzem Herzen einverstanden war. Ich stand nun in einiger Entfernung mit stockendem Athem, klopfendem Herzen und meinen Ladestock in der Hand, während der Wilde seine Finger und einen Theil seiner Faust in das Schnupftuch wickelte, dann versuchte, ob er die Finger und die Faust noch frei bewegen könne, sich auf den Fersen herumdrehte, halb niederkauerte und sich mit der größten Vorsicht der furchtbaren Schlange näherte. Ich glaubte einen Augenblick lang, daß es um den Wilden geschehen sei;

seine Kühnheit und seine Kaltblütigkeit machten mich fiebern. An dem umgestürzten Stamme angelangt, legt sich der Neuholländer nieder, dehnt sich, nähert sich dem Feinde, mit dem er den Kampf bestehen will, packt ihn kräftig beim Schwanze und springt wieder in die Höhe. Die Schlange schießt ihrerseits ebenfalls empor, aber durch die Baumrinde, unter die sie sich halb verkrochen hatte, aufgehalten, krümmt und windet sie sich nach allen Seiten. Der Eingeborene hatte alle diese Bewegungen vorhergesehen, er geht, sein Opfer immer fest nachziehend, langsam rückwärts und sowie er sie auf diese Weise aus der fesselnden Rinde befreit hat, sowie sie sich herumschwingen, ihn beißen und tödten will, so schwingt der unerschrockene Wilde seinen Arm und läßt die Schlange wie eine Schleuder um sich herumwirbeln. Ich stand starr und wie betäubt. Der Wilde trampelte immer im Kreise herum und stieß ein Geheul aus wie eine Hyäne, die sich auf ihre Beute stürzen will. Nachdem er die Schlange wenigstens zwei oder drei Minuten herumgewirbelt und überhaupt bemerkt hatte, daß ihr Widerstand gegen die kreisende Bewegung aufgehört hatte, näherte sich der Wilde dem umgestürzten Eukalyptus und schmetterte mit einem letzten kräftigen Schwunge den Kopf der Schlange auf den Stamm, sodaß sie auf der Stelle regungslos liegen blieb.

Ist sie todt? sagte ich mit einer entsprechenden Geberde.

Der Eingeborene schüttelte den Kopf und machte mir durch Zeichen verständlich, daß der Feind nicht zögern werde, sich wieder aufzurichten, wenn er sich nicht beeile, ihm den Kopf abzuschneiden. Hierauf verlangte er meinen Säbel oder mein Jagdmesser. Ich gab ihm das Messer. Er näherte sich der Schlange, die sich noch bewegte, trat ihr mit der Ferse auf den Kopf und trennte ihn mit drei Streichen vom Rumpfe.

Ich war wie betäubt über eine Kühnheit, die als unvergleichlich dasteht, wenn man bedenkt, daß die geringste Verletzung durch die schwarze Schlange tödtlich ist.

Unterdessen begann der Wilde, stolz auf seinen Sieg, vielleicht noch stolzer auf meine Bewunderung, zu tanzen, hin und her zu trampeln, zu lachen und zu heulen zu gleicher Zeit; er machte abenteuerliche Sprünge um sein Opfer herum, stieß mit dem Fuße nach ihr und mishandelte sie, indem er that, als ob er von ihr gebissen worden wäre, während ich, an einen Baum gelehnt, die grotesken Stellungen dieses so bizarren und muthigen Geschöpfs abzuzeichnen suchte. Diese so seltsame, so erregte und so dramatische Scene dauerte beinahe eine halbe Stunde, nahm aber einen unerwarteten Schluß.

Der Wilde setzte seine Freudensprünge fort, lief immer wieder aufs neue zu der Schlange hin, faßte sie mit beiden Händen, schlang sie wie ein Tuch um seinen Hals, kam wieder zurück, lief auf mich zu, lachte mich mit einem häßlichen Grinsen an, seine Assagaien schwingend, bemächtigte sich der Serviette mit den Lebensmitteln, nahm das Jagdmesser, mit dem er sein Werk vollendet hatte, warf es in die Luft, fing es wieder auf, heulte von neuem, sprang mit kräftigern Sätzen als je zuvor von Baum zu Baum, kam nochmals wieder, bis er sich zuletzt in vollen Lauf setzte und für immer in dem tiefen Walde verschwand. Als Erkenntlichkeit für meine Freigebigkeit hinterließ er mir den Kopf der Schlange, den er zu nichts brauchen konnte.

Ich kehrte wieder zu meinen Reisegefährten zurück, die mir schon entgegenkamen. Ich erzählte ihnen mein Abenteuer. Sie empfahlen mir mehr Vorsicht für die Zukunft und schätzten mich glücklich, daß meine Unvorsichtigkeit mich blos ein Taschentuch und ein Messer gekostet habe. Ich lachte und hielt meinerseits ein so seltenes Ereigniß weder mit jenen Kleinigkeiten noch mit der Gefahr, der ich mich ausgesetzt hatte, für zu theuer erkauft.

Merkwürdige Testamente.

Die Testamente sind ein Spiegel der Sitten der Menschen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn man in denselben bisweilen Spuren großer Eigenheiten findet, wie dies namentlich in England sehr häufig der Fall ist. Der Engländer, der frei und eigenwillig über seine Lebensweise gebietet, will auch nach seinem Tode noch gegen die Überlebenden gebieterisch sein; doch kommen auch in Deutschland dergleichen merkwürdige letztwillige Verfügungen vor. Mögen einige derselben hier ihren Platz finden.

Im Jahre 1805 starb zu Wien ein Doctor der Rechte, Namens Christian, im ledigen Stande. In seinem Testamente bestimmte er ein Capital von 6000 Gulden dazu, daß die fünfprocentigen Zinsen desselben zur lebenslänglichen Verpflegung seiner drei Hunde, durch Anstellung treuer Versorger, verwendet, nach dem Hinscheiden der Thiere aber das genannte Capital zu dem Fonds — der Universität kommen sollte.

Eine gewisse Madame Dupuis zu Paris setzte in ihrem Testamente für ihre Katze nicht blos einen bedeutenden Jahrgehalt aus, sondern verordnete auch darin, daß ihre Erben der Katze wöchentlich einige Besuche machen müßten.

Ein Geiziger befahl in seinem Testamente, ihn nackt in den Sarg zu legen, damit — das Hemde erspart werde!

Advocat Sarrot, der im Jahre 1802 Abends auf der Straße (in Paris) von Mörderhand einen Stich bekam und daran starb, hat in seinem Testamente 82 Legate aufgeführt. Er vermachte dem zweiten Consul 10,000 und dem dritten Consul 4000 Thlr.; zur Berichtigung der übrigen 80 Legate aber bestimmte er fünf Lotterieloose, die nach seiner Meinung über dritthalb Millionen gewinnen könnten. Seinen Leichnam vermachte er der Anatomie, junge Ärzte zu belehren, und empfahl sorgfältig, seine Haut gerben zu lassen und Diejenigen bei ihrer Hinrichtung damit zu bekleiden, welche etwa Bonaparte ermordeten.

In Yorkshire starb 1826 ein Mann, der denjenigen seiner Verwandten zum Universalerben einsetzte, welcher 6 Fuß 4 Zoll englisch Maß hätte. Fehlte auch nur eine Linie daran, so sollte er keinen Pfennig erhalten.

Zu Lichfields in England starb vor mehren Jahren ein Fuhrmann, der in seinem Testamente verordnete, daß man ihn ganz nahe an der Landstraße begraben solle, damit er — so hatte er hinzugesetzt — noch in seinem Grabe die Peitschen der vorüberfahrenden Fuhr-

leute klatschen höre. Auch verlangte er, daß seinen Leichnam sechs Fuhrleute zu Grabe tragen, sechs Stallknechte aus sechs verschiedenen, genau bezeichneten Wirthshäusern sie dabei unterstützen und sechs Bierschenker mit ihren Frauen ihn begleiten sollten u. s. w.

Im Februar 1810 starb in Altstadt London der Bankier Devagnes. Er setzte seiner Witwe jährlich 1200 Pf. St. aus und vermachte ihr überdies noch 300 Flaschen Wein zu ihrer künftigen Hochzeitsfeier. Endlich verordnete er, daß man ihm im Sarge unter jeden Arm eine Flasche Xeres-Wein geben sollte, den er in großer Menge und von vorzüglicher Güte besaß.

Greenway, ein sehr wohlhabender Mann in Yorkshire, der 1791 starb, machte ein Testament, in welchem sich folgendes Vermächtniß für seine Frau befand: Ich habe das Unglück gehabt, ein sehr unzufriedenes Leben mit meiner Frau Elisabeth zu führen, da sie ihr ungestümes Betragen durchaus nicht änderte, alle meine Bitten und Ermahnungen verspottete und stets auf Mittel sann, mich in meinem Gemüthe zu kränken. Auch die Vorstellungen Anderer fruchteten nichts bei ihr, sie war und blieb verstockt und zu meiner Qual geboren. Die Stärke Simson's, die Weisheit Salomo's, Augustus' Vorsichtigkeit, Pyrrhus' Schlauheit, die Geduld Hiob's, die Feinheit Hannibal's und Hermogenes' Wachsamkeit wären nicht hinreichend gewesen, meine Frau zu beherrschen. Aus diesen angeführten Ursachen vermache ich ihr hiermit — einen Schilling!

Eigenthümliche Begegnung.

Bald nach Napoleon's Sturze lebte sein Bruder Joseph, der gewesene König von Spanien, eine Zeit lang im Schlosse Prangins am Genfersee, zunächst dem Städtchen Nyon, unter dem Namen Survilliers.

Als Joseph einst in dem schönen Walde, welcher das Schloß umgibt, einsam spazieren ging, begegnete er einem fremden Herrn, der sich verirrt hatte und ihn bat, ihm den nächsten Weg nach dem Städtchen Nyon andeuten zu wollen. Mit vieler Gefälligkeit bietet sich der Napoleonide selbst zum Führer an und es entspinnt sich nach und nach ein interessantes Gespräch, in welchem der Fremde, obgleich sehr zurückhaltend uud vorsichtig, Verstand und Bildung, überhaupt den Mann verräth, der viel erfahren hat. Am Rande des Waldes, wo man Nyon vor sich sieht, dankt er verbindlich und wünscht den Namen Desjenigen zu erfahren, der ihm so gefällig aus der Verlegenheit geholfen. „Ich heiße Joseph", antwortete der Befragte, und bin der ehemalige König von Spanien. Ich schätze mich glücklich einem so ausgezeichneten Manne einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, und darf mir wol erlauben, nach dem Namen dessen zu fragen, dem ich eine so angenehme halbe Stunde verdanke?" — „Ich", versetzte der Fremde, „heiße Gustav und bin der ehemalige König von Schweden." Die legitime Majestät aus Stockholm und die illegitime aus Madrid hatten sich hier in einem Walde der Schweiz getroffen; beide hatten durch so schnell, so unerwartet aufeinander folgende Ereignisse Thron und Scepter verloren; dem einen hatte der Krieg, dem andern der Friede die Krone gekostet; den einen die Wiederherstellung des Legitimitätsprincips verjagt, dem andern die Anrufung eben dieses Princips die verlorene Krone nicht wieder gegeben; der eine hatte aus dem blutgetränkten Spanien Millionen, der andere aus der Katastrophe von Stockholm und Gripsholm nichts mitgenommen, als das bittere Gefühl menschlicher Undankbarkeit und das Bewußtsein, das ihm angethane Unrecht nicht verdient zu haben.

Alles — eitel.

Im Jahre 1547 hielt sich Kaiser Karl V. nach seinem Siege über den Schmalkaldischen Bund vier Wochen lang zu Heilbronn, im Schönthaler Hofe daselbst, auf, um am „Siebenröhrenbrunnen" eine Wassercur, die ihn von seinem Trübsinn heilen sollte, zu gebrauchen. Aber sie schlug nicht sonderlich bei ihm an; der Spleen des Kaisers nahm immer mehr zu und zum Andenken an den Besuch des hohen Gastes bezeichnete man sein innegehabtes Quartier mit einer gereimten Inschrift folgenden Inhalts:

Der Anfang unsers Lebens
Vergeht in Unverstand,
Der Fortgang wird vergebens
Und unnütz angewandt.
Das Mittel heget Quälen,
Das End' ist Angst und Noth;
Die Rechnung kann nicht fehlen,
Das Ende ist der Tod.

Diese Reime athmen wirklich ganz den Geist des nachmaligen Klosterbruders von St.-Just.

Der Theresienbrunnen zu Karlsbad.



Mannichfaltiges.

Vlardingen und Maassluis sind die beiden holländischen Städtchen, deren Einwohner fast einzig und allein mit Heringsfischerei sich beschäftigen und von ihr leben. Die reichen Bewohner sind entweder alleinige oder gemeinschaftliche Besitzer der Schiffe, während die weniger Bemittelten als Schiffer, Steuerleute oder Matrosen auf denselben dienen oder als Schiffsbaumeister, Zimmerleute, Schmiede, Segelmacher u. s. w. beim Schiffsbau beschäftigt sind. Der Tag, an welchem die ersten Heringsjäger mit den Erstlingen ihrer Beute im Hafen wieder einlaufen, ist der festlichste Tag des ganzen Jahres; gewöhnlich findet am Abend für die ersten Kaufleute, die Schiffsbesitzer und die Offiziere der Expedition ein gemeinschaftliches Festessen statt; aber Heringe, Brot und Wein bilden dabei die einzigen Gerichte.

Eine kunstreiche Klosterarbeit auf Pergament, vorstellend den Erlöser am Kreuze, umgeben von der Jungfrau Maria und den Brustbildern der zwölf Apostel, befindet sich jetzt in dem Besitze des Gymnasiums zu Åbo; dem bloßen Auge erscheint diese Arbeit als eine gewöhnliche Zeichnung; unter der Lupe aber erkennt man, daß sie aus lauter Schriftzügen besteht. Im Dreißigjährigen Kriege hat Erik Soope dieses Kunstwerk aus dem Kloster Rochnitz bei Prag mit nach Schweden gebracht.

Königliche Bescheidenheit. Als König Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 gestorben war, ward seinem Nachfolger zuerst von dem Regimente Gendarmes in Berlin gehuldigt; dessen Chef, Elsner, ließ Friedrich Wilhelm den Dritten leben. Man hatte gemeint, der neue König werde sich blos Friedrich nennen, weil die doppelten Namen etwas im Miscredit standen und es soll auch des neuen Königs Absicht gewesen sein. Als er aber erfahren, daß ihm, ohne daß er deshalb etwas befohlen, als Friedrich Wilhelm gehuldigt worden sei, soll er gesagt haben: „Mag auch wol leichter sein, Friedrich Wilhelm zu heißen, als Friedrich."

Das Heuen in der Schweiz. Auf den höchsten Alpen wird das Heu den Sommer hindurch in großen Haufen (Stöcken) angesammelt und so fest als möglich zusammengepreßt, um dann im Winter, wenn Schnee liegt, in Bündeln auf Schlitten ins Thal herabgeführt zu werden. Die jungen Bursche wissen viel von diesen Fahrten zu erzählen und freuen sich zum voraus darauf, so anstrengend, ja selbst gefährlich sie auch sein mögen. Oft zu zwanzig Schlitten sammeln sich da auf den verschiedenen Höhen, und man braucht nur auf die Steilheit derselben im Sommer einen Blick zu werfen, um sich eine Vorstellung zu machen, mit welcher Blitzesschnelle wenn Schnee und Eis liegen, die Schlitten hinunterschießen müssen. Jeder Schlitten hat seinen Leiter, und wenn dann so ein Haufen kecker Bursche beisammen ist, verleiten sie Muthwille und Verwegenheit zu den tollsten Unternehmungen. In der Regel liegt ein Heubündel auf dem Schlitten, ein zweites wird hinten nachgeschleift, um die Schnelligkeit zu mäßigen, und bleibt nur dann etwa zurück, wenn die Leute bei den kurzen Wintertagen und der weiten Entfernung ihrer Heustöcke gar große Eile haben. Die Fahrt geht dabei nicht den Wegen nach, sondern die beschneiten, hartgefrorenen Matten schnurstracks hinunter. Daß man da das Leiten gut verstehen muß, und es dazu bedeutender Kraft und muthiger Besonnenheit bedarf, versteht sich. Indessen wird der Spaß oft gefährlich, wenn die Schlitten Abgründen zueilen oder gegen Felsen und Stämme stoßen. In solchen Fällen suchen die Bursche, wenn sie des Fuhrwerks nicht mehr Herr werden können, absichtlich den Schlitten umzuwerfen. Im Nothfall springt der Führer vom Sitze und überläßt Heu und Schlitten ihrem Schicksale. Geht das Fuhrwerk gelegentlich einmal durch, so bleibt den an Gefahren gewöhnten Hirten und Gemsjägern Geistesgegenwart genug, um die erste zum Anhalten günstige Gelegenheit zu erspähen und sich diesen oder jenen Vortheil zu Nutze zu machen. Man hört somit sehr wenig von Unglücksfällen. Die Monate November, December und Januar sind die eigentliche Saison dieses sauer verdienten Vergnügens. Ähnlichkeit hiermit hat das Zuthalschaffen des Holzes aus den Hochwäldern. Die Tannen werden gefällt und so gut als möglich der Äste entledigt, worauf man sie auf der Schlittenbahn mit mehr oder weniger Nachhülfe ins Thal hinabgleiten läßt. Je nachdem die Stämme sich hierzu eignen und die Bahn günstig ist, soll es ans Unglaubliche grenzen, wie schnell und wie weit ein solcher Stamm, sich selbst überlassen, hinunterschießen kann. Am besten wird die Fahrbahn, wenn erst weicher Schnee gefallen ist, darüber ein paar Tannen hinuntergerutscht sind und dann bei strenger Kälte diese Geleise hart frieren.

Der Hummer verhält sich zum Krebs wie das Meer zum Flusse. Einzelne erreichen eine außerordentliche Größe; man findet ihrer eine Elle lang. Diese Mammuths ragen offenbar aus einer lange ausgestorbenen Generation in die Zeit später Nachkommen. Ihre Fühler sind wahre Ruthen geworden, die Füße von langen Zotten umwuselt, dichtes Mooswerk, Pilze und Schnecken haben sich auf der altersgrauen Ruine angesiedelt.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 496.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [3. Juli 1852.

Das Mädchen auf dem Felsen.



Die Ruinen des Schlosses Mira.

Ein spanisches Märchen.

Wenn man sonst von Vittoria die Straße nach Burgos in Spanien auf seinem Maulthiere oder Pferde oder auch in einer von Maulthieren getragenen Sänfte dahinzog, so kam man in der Nähe von Garganςon vor den Trümmern eines alten Schlosses vorbei, wo aber um keinen Preis sich Jemand während des dunkelnden Abends oder gar in der Nacht aufgehalten haben würde. Es hauste hier nämlich der Geist einer Prinzessin, die vor Jahrhunderten hier gestorben war und vermuthlich bis auf den heutigen Tag nicht zur Ruhe gelangt ist. Sie war über alle Maßen schön und reizend, und wenn sie Jemand sah, so brach er unwillkürlich sogleich in ein: „Mira! Mira!" d. h. „Sieh! Sieh!" aus. Ein Mann aber war so gut wie verloren; er wußte dann nicht mehr, wo ihm der Kopf stand und sein Herz hingekommen war. Und das Schlimmste hierbei blieb, daß er, und wäre er der reizendste, reichste und vornehmste Jüngling gewesen, niemals auf Gegenliebe rechnen durfte; denn eine stolzere und sprödere Prinzessin hat es nicht gegeben, so lange die Welt steht. Die Folge davon war, daß jeder solcher junge Mann dem Tode vor Schmerz und Kummer anheimfiel, kein Basilisk aber je so viel junge Männer getödtet hatte als die schöne Prinzessin Mira. Das ganze Reich ihres Vaters und die Grenze weit umher wurde in kurzer Zeit entvölkert; man sah überall

Todte oder Sterbende, daß am Ende die feurigsten Gebete zum Himmel emporstiegen, die ebenso schöne als grausame Prinzessin zur gerechten Strafe zu ziehen. Die Götter — denn die Sache geschah zur Zeit des blinden Heidenthums — blieben hierbei auch in der That nicht gleichgültig, und besonders wurden die eifersüchtigen Göttinnen alle im höchsten Grade erzürnt; sie schickten zur Strafe, die freilich nur zunächst, wie gewöhnlich, das arme Volk traf, eine verderbliche Seuche ins Land, welches nun nicht nur um seine Jünglinge, sondern auch um Greise, Ältern, Mädchen und Kinder kam, folglich eine reine Wüste werden zu müssen schien. In der allgemeinen Noth wendete sich der König mit der Frau Königin an das berühmteste Orakel, um zu erfahren, was sie denn wol zu thun hätten, dem Jammer und Elend ein Ende zu machen, und erhielten die Antwort, wie solches nur zu erwarten sei, wenn die Prinzessin gut gemacht habe, was ihre Augen verschuldeten; sie müsse sogleich das väterliche Haus verlassen und das Schicksal werde sie dann an einen Ort führen, wo ihre Ruhe und Freiheit verloren gehe. Die übermüthige Prinzessin gehorchte auf der Stelle und meinte, daß sie deshalb unbesorgt bleibe; ihr Herz sei unbesiegbar und die Ruhe desselben nicht gefährdet. Um nicht allein zu wandern, nahm sie ihre Amme mit und ging nun, als Schäferin verkleidet, von Land zu Land, über Berg und Thal, kurz durch die halbe Welt, indem alle Tage 50—60 Männer, jung und alt, Kinder des Todes waren, weil sie das Unglück hatten, der blendenden Schlange zu begegnen. Endlich aber kam sie zu dem Schlosse, von welchem jetzt nur noch die Ruinen stehen und welches damals einem jungen Grafen Rios gehörte, der gar schön und reizend, aber sonst ein wahrer Tiger war. Er lebte fast nur im düstern Walde und floh jedes Weib, auch wenn er es nur von fern sah. Gerade jetzt ruhte Mira im Schatten einiger Bäume aus, als er, mit einer Löwenhaut bekleidet, den Köcher auf dem Rücken und eine Keule auf der Schulter, dahergeschritten kam und wild mit verwirrtem Haar mehr einem Kohlenbrenner als einem Grafen glich. Doch die Prinzessin sah ihn kaum, als sie den schönsten, reizendsten, freundlichsten Jüngling zu erblicken meinte und ihm freude- und liebetrunken entgegensprang. Da hatte sie sich jedoch ganz verrechnet; er floh, wie wenn sie eine Anakonda gewesen wäre. Ganz ihrer Sinne beraubt stürzte sie ihm nach, doch nicht lange im Stande, ihm zu folgen, verlor sie ihn bald aus den Augen und nun sank sie hin, weinte und klagte.

Sie fand ihn nimmer, ach! nimmermehr,
Ihr Herz war betrübt, ihr Herz war so schwer!

Tag und Nacht hatte sie schon mit der getreuen Amme unter den Bäumen geweint, wo sie den Grafen erblickt hatte; endlich kam er wieder daher, doch ebenfalls nur, so wie er sie sah, zu fliehen. Diesmal gab ihr jedoch die Verzweiflung mehr Kräfte, als es früher der Fall gewesen war. Sie stürzte ihm nach, sie erfaßte ihn bei seinem langen Haar, sie bat ihn, ihr nur einen Blick zu schenken, denn dieser, meinte sie, würde hinreichen, sein Kieselherz zu schmelzen. Endlich ließ er sich auch in der That erweichen, sie anzusehen, allein er blieb so kalt wie ein Nußknacker von Buchsbaumholz geschnitzelt, und je kälter er blieb, desto mehr verging die Prinzessin vor Liebe und Zärtlichkeit. Der Graf konnte sich ihrer nicht wieder entledigen; sie klammerte sich an ihn an und folgte ihm in sein Schloß hinauf. Hier endlich glückte es ihm, sich einen Augenblick von ihr loszumachen, und diesen benutzte er, die Mauern seiner Ahnen zu verlassen. Nie hat man ihn wieder gesehen. Dadurch aber ward nun auch die schöne Mira zur Verzweiflung hingerissen und gar bald starb sie vor Schmerz und Liebespein, ohne daß ihr Geist bis auf diesen Tag hat Ruhe finden können. Alle Nächte hört man ihn laut seufzen, wenn man vor dem verfallenen Schlosse vorbeikommt. Ringsumher beeiferten sich sonst die Mädchen der nahen Dörfer, Blumen, Früchte, Milch und Eier zu bringen und es am Eingange des Schlosses hinzusetzen, der armen Seele der schönen Mira wenigstens eine Freude zu machen; allein seit langer Zeit hat auch dies unterbleiben müssen, weil ihnen von ihren Pfarrern vorgestellt wurde, daß Mira eine Heidin und schon deshalb der Hölle verfallen, wegen ihrer Sprödigkeit aber doppelt strafbar sei.

Die vorjährige Londoner Ausstellung,

deren unzählbare Bestandtheile nun wieder allerwärtshin auseinandergestäubt sind, verglich ein geistreicher Schriftsteller mit einem riesenmäßigen Bilderbuche oder mit einer kolossalen Encyklopädie, in der man bei allen Nachschlagungen Auskunft zu finden sicher sein konnte. Er belegt dann seine Ansicht in einer langen Reihe von auf das glücklichste zutreffenden Beispielen. Wir heben einige aus. „Die Behandlung der Baumwolle wird den Neugierigen gezeigt von den Spinnmaschinen, auf die der Rohstoff gebracht wird, bis dahin, wo er zum feinsten Faden gedreht, auf die mechanischen Webstühle kommt, die vor dem erstaunten Auge den farbigen Stoff zusammenschlagen. Hier surren Tausende von Spindeln, die Fäden der Kette heben sich gleichförmiger und geschwinder, als es die Menschenhand vermag und das Gewebe rollt sich vor unsern Blicken wie durch Zauberei auf."

Oder es will sich Jemand über Indien, in den ältesten Zeiten die Wiege der Cultur und Industrie, belehren. „Außer ihren prächtigen Stoffen, außer den kostbar eingelegten und zierlich gearbeiteten Waffen und Geschirren für Pferde und Elefanten haben die Indier in kleinen, drei bis vier Zoll hohen Figuren ein treues, lebendiges Bild indischen Lebens gegeben. Man sieht Künstler und Handwerker in voller Arbeit, sie bebauen das Feld mit seltsamen Ackergeräthschaften, sie mahlen das Korn in eigenthümlichen Mühlen, sie gehen spazieren unter großen Sonnenschirmen, sie lassen sich tragen von schwarzen Sklaven auf schwellenden, rothsammetnen, mit Gold gestickten Kissen, sie schwingen sich zu Pferd auf den mit Perlen besetzten Sattel, stehen in den schweren, reichverzierten Steigbügeln, mit scharfem Speer und dem langen vergoldeten Gewehr den Tiger und den Löwen zu erlegen, oder lagern auf dem Rücken des Elefanten, um unter dem mit Gold und Perlen überladenen Baldachin durch die wasserleeren, sonnverbrannten Ebenen zu ziehen. Und Vieles, was wir hier in zierlicher Abbildung stehen sehen, befindet sich daneben in wirklicher Größe: das einfache Gewand der ärmern Classe, das reiche, seidene, in Farben und Metallen glänzende des Reichen, der weiße Musselinanzug der Bajadere, der sich in tausend Falten um den schlanken Körper legt, neben dem reichen Costum des indischen Kriegers, bestehend aus dem feinsten Kettenhemd, der dunkeln Stahlhaube mit Reiherbusch aus den Federn des seltenen schwarzen und grauen Reihers, dazu der breite Dolch,

Schwert, Schild und Lanze; daneben Pferdegeschirre und Elefantenausrüstung von Sammet, gestickt mit Perlen, Gold und Edelsteinen. Diese indische Abtheilung ist eine wahre Märchenwelt, ein Schauplatz der Geschichten aus Tausend und Einer Nacht."

Ein Tag in Tirol.

An der Seite meines lieben Freundes Richard wanderte ich vor einigen Jahren über die Kettenbrücke nach dem so freundlich in den Alpen gelegenen Innsbruck hinein und war selig im Anblicke der unbeschreiblich schönen Natur, welche dem Wanderer in dem reizenden Tirolerlande vor Augen liegt. Wir betrachteten uns das Innere der Stadt von allen Seiten, besuchten die Hofkirche mit ihren kostbaren Monumenten, wendeten uns nach dem großen Kloster und liefen in Schlangenwegen am Fuße des hohen Isel hinauf bis nach der Schießstätte, welche, von majestätischen Bergen umgeben, im schönsten Naturschmucke vor uns lag. Sechzig Mann Musiker vom Jägerchore hatten sich hier aufgestellt und bereiteten allen Anwesenden einen Ohrenschmaus, der selbst die müden Wanderer zu beleben vermochte. Recht wohl that es uns, von den dortigen Offizieren uns so freundlich aufgenommen zu sehen, und gern vertrauten wir ihnen, als sie uns das Gasthaus „Zum goldenen Anker" als Nachtherberge empfahlen, indem sie hinzufügten: „Dort hat halt der Hofer gewohnt; Sie werden halt noch die Schrift da finden." Lange verweilten wir auf der Schießstätte, bis endlich die Sonne hinter den Alpen niedersank und die erhabenen Felsen mit einem herrlichen Golde überzog. Die Luft wehte so lau und die Offiziere waren so freundlich, so sprachselig, daß wir gern noch ein Stündchen in ihrer Gesellschaft geblieben wären; aber wir wollten ja gern zur Ruhe, um zeitig wieder zu erwachen.

Bald hatten wir die Stadt erreicht. Wir fanden im Anker ein angenehmes Unterkommen und legten uns, nachdem wir uns im Kronenbade gestärkt hatten, nieder. Mit der Morgensonne erwachten wir und ließen uns vom Kellner die Geschichte von Hofer erzählen, auf die wir aufmerksam gemacht worden waren. Der Kellner meinte: „Die Kriegsgeschicht' kennen alle Leut' und Ihr Gnaden gewiß auch; aber schaun's, hier im Anker hat halt der Hofer gewohnt, eh' er in den Krieg ging." Der freundliche Kellner führte uns darauf an Hofer's Bild, auf welchem wir ihn mit seinem schönen Barte, Commandantenhute, Stutzen (Kugelbüchse) und Säbel dargestellt sahen. Unter dem Bilde stand:

Vor und nach seiner
War und kommt Keiner!

Andreas Hofer in Tirol und Vorarlberg, Ober-Commandant, logirte dahier Anno 1809.

Es war am 15. August 1809, als Hofer hier wohnte und aus dem Fenster des Zimmers, welches uns geöffnet wurde, zu seinen treuen Tirolern aufmunternde Worte sprach. Die Worte fanden wir im Zimmer noch aufgezeichnet und wir trugen sie sofort in unsere Notizbücher ein. Sie hießen:

Grüess enk (Euch) Gott meine lieb'n S'brucker (Innsbrucker). Weil ös mi zun Oberkommedanten g'wollt hobt, so bin i holt do, es sein ober a viel Andere do, dö koani (keine) S'brucker sein. Alle do unter enk meine Waffenbrüder seyn wölln, de müessen für Gott, Koaser u Voterland als tapfrö, rödle u brave T'roler streiten, dö meine Waffenbrüder werden wöll'n; dö aber dös nit thun wöll'n, dö soll'n hain gien, y rothenks, u do mit mir gien, dö soll'n mi nit verlass'n, y wer enk a nit verlass'n, so wahr y Andere Hofer hoass; g'sagt hob y enk's, g'söchen (gesagt, gelobt) hab's mi, b'hied (behüte) enk Gott!

Welchen Eindruck mochte diese offenherzige Sprache auf die ehrlichen Herzen der treuen Tiroler gemacht haben, die zu Hunderten unter Hofer's Fenster standen und bereit waren, für ihr Kaiserhaus Alles zu wagen! Von hier aus zog Hofer weg, um seine Scharen zu sammeln und im Bunde mit seinem Freunde Speckbacher gegen die Feinde des Landes zu führen. Mit Erstaunen hörten wir von verschiedenen Tirolern die Schilderungen der Waffenthaten an, welche den tapfern Schützen nachgerühmt wurden. Nicht nur Männer, auch Frauen und Kinder betheiligten sich an dem Kampfe in der Liebe fürs Kaiserhaus. Unter den Knaben zeigte sich aber keiner kühner als Speckbacher's Sohn, Anderl, der damals erst 10 Jahre alt war. Ein alter Tiroler erzählte uns viel von ihm. Als nämlich der muthige Speckbacher zum Kampfe ausgezogen war, hatte sich auch Anderl im Stillen mit eingefunden. Nichts konnte diesen bewegen, dem Kugelregen auszuweichen, und nur dann zog er sich zurück, als der Vater böse auf ihn wurde und ihn mit Schlägen wegtrieb; doch hielt sich der Knabe immer im Hinterhalte der Kämpfenden auf und er suchte sich, da ihn der besorgte Vater nicht in seiner Nähe haben wollte, wenigstens dadurch nützlich zu machen, daß er am Waldabhange aufmerksam beobachtete, wo Kugeln niederschlugen und er eilte dann hinzu, um dieselben wieder auszugraben und in seinem Tirolerhütchen aufzusammeln, damit er sie, da den Schützen das Blei fehlte, denselben bringen konnte. Alle liebten den Buben und waren besorgt um sein Leben; daher schickte man ihn weg und ließ ihn auf eine entfernte Alp wandern, wo er sicher war; aber der beherzte Anderl kam bald wieder. Später zog man ihm ein kleines Habit an, wie es die Tiroler trugen, gab ihm einen kleinen Stutzen und einen grünen mit Blumen und Gemsbart geschmückten Hut und so führte man ihn dem Vater vor. Der Bub trat mit militairischem Respect vor den Vater hin, küßte ihm die Hand und blieb dann bei den Kämpfenden, mit denen er alle Strapazen willig ertrug. Als der Vater mit dem Sohne einst gefangen wurde, riß sich Speckbacher, der eine seltene Körperstärke besaß, wieder los und rettete sich durch das Erklettern einer steilen Felsenwand. Speckbacher wurde für vogelfrei erklärt und mußte sich darum wochenlang auf den Alpen zwischen Eis- und Schneebergen verstecken, wenn ihm nicht dasselbe Schicksal zu Theil werden sollte, was zuletzt noch seinen Freund Hofer ereilte. Speckbacher's Anderl wurde vor den König von Baiern geführt. Dieser fragte den Knaben, welches Schicksal er wol erwarte?

Anderl antwortete: Ihr wöllt mi todt machen, wie mein'n Vater!

Doch das lag nicht im Sinne des Königs, vielmehr ließ derselbe den wackern Burschen in eine Erziehungsanstalt bringen, in welcher er zum Bergfache vorbereitet wurde; später ward er Bergbeamter in Hall, wo er 1834 in jungen Jahren, von Vielen beklagt, starb. Sein Vater stand bei den Tirolern in der höchsten Achtung; er starb auch in Hall 1820 als

Major und Inhaber der großen goldenen Medaille, die ihm sein Kaiser sandte. Dieser verwilligte Speckbacher's Frau auf jedes Jahr ein Witwengeld von 500 Gulden.

Wir dankten dem alten Tiroler für seine freundlichen Mittheilungen in so treuherziger Mundart, sagten dem schönen Innsbruck Lebewohl und reisten im herrlichen Innthale weiter der Martinswand zu. Kaiser Maximilian I. wagte sich einst, um ein Wild zu verfolgen, auf diese ungeheure Höhe, fand aber keinen Rückweg und sah vor sich in der fürchterlichen Tiefe seinen Tod, wenn er nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre. Wie Max wieder von der Höhe herabgekommen sein mag, darüber erzählt man sich in Tirol allerhand Geschichten. Einige meinen, ein junger Gemsjäger sei hinaufgeklettert und habe den Max durch eine Bergschlucht auf sichern Weg gebracht; Andere wollen die Sache bezweifeln, und wieder Andere glauben, der Gemsjäger sei ein Engel gewesen, der sofort verschwunden wäre, sobald er Max auf den rechten Weg gebracht habe.

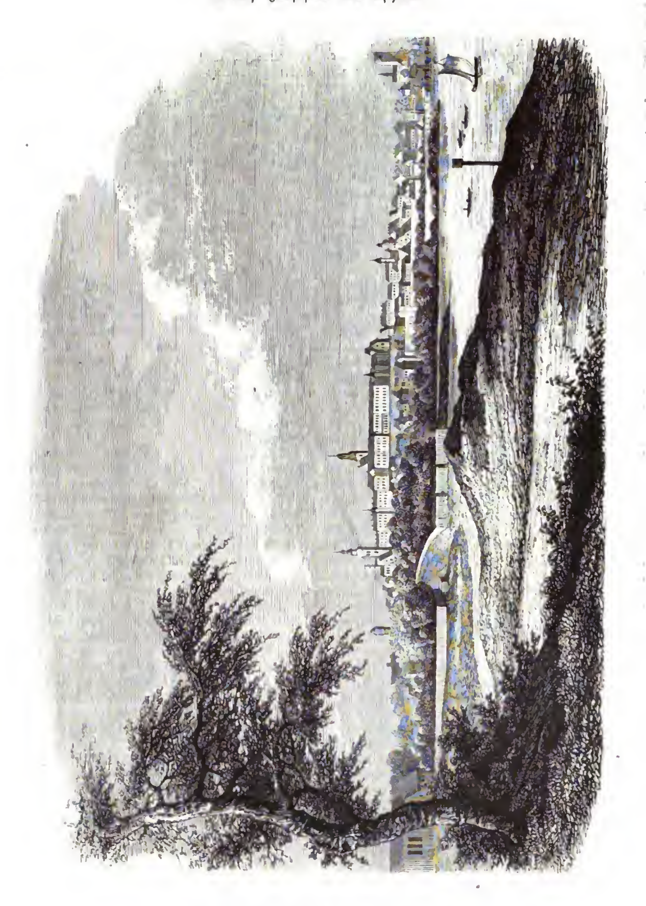
Droben vor der Bergschlucht erblickten wir ein Crucifix, zu welchem kühne Bergbewohner auf gefährlichem Wege zuweilen hinaufsteigen. Wir hatten dazu aber keine Lust, denn uns schwindelte schon, wenn wir hinaufblickten nach der ungeheuern Wand und uns da oben dachten. Noch blickten wir im Thale hinauf nach den herrlichen Almen, nach den Felsriesen, die hier schon über 9000 Fuß hoch emporragten, dann widmeten wir dem Jägerhause noch einige Minuten, wo Max I. sich so gern aufhielt und darauf setzten wir unsere Reise weiter fort, indem wir dabei das Leben des edlen, ehrlichen Max besprachen, der in der Geschichte ewig fortleben wird. Er war ein kräftiger, thätiger Mann, der die Einfachheit liebte und es wohl meinte mit seinem Volke. Auf ihn wendeten wir gern die Verschen an, die man uns damals in Tirol vorlegte und die hier wörtlich eine Stelle finden mögen:

Wo ischt der Weg zu Fried' und Ehr',
Der Weg zum gueten Alter echt?
Grad furfi goth's in Mäßigkeit
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.
Und wenn d'nn emme Crüzweg stohscht,
Und numme weischt, wo's ane goht,
Halt still und frag' di G'wisse z'erst:!
's cha dutsch, Gottlob, und folgst m Roth!

Der Hirschsprung zu Karlsbad.



Reval, Hauptstadt von Esthland.



Der Seeräuber.

(Beschluß.)

Die Sieger hatten vollauf mit sich zu thun, die Lage der Gefangenen war deshalb so trostlos, wie sie es nur irgend sein konnte. Erst gegen Abend wurden ihre Wunden besichtigt und verbunden; Einige waren bereits verblutet. Auch am folgenden Tage starben noch zwei der Gefährten Bandolino's; seine eigene Wunde war nicht gefährlich, der Hieb hatte ihn mehr betäubt wie verletzt. An Händen und Füßen durch starke Banden gefesselt, welche ihnen kaum erlaubten, den dünnen Reisbrei, ihre tägliche Nahrung, zu sich zu nehmen, verlebten sie in dem dumpfen Raume Höllentage. Kein freundlicher Sonnenstrahl stahl sich zu ihnen hinein, nur durch einige enge Luken fiel ein matter Lichtschein in den verpesteten Kerker. Das dumpfe Geschrei der Mannschaft allein und das Anprallen der Wogen störte die stumpfe Gleichmäßigkeit, welche dort unten seufzte. Allen sank der Muth, und es war Niemand unter ihnen, der nicht sofort den Tod freudig für diesen schrecklichen Aufenthalt eingetauscht hätte. Was aber diesen vor allem am unerträglichsten machte, war die unmenschliche harte Behandlung, welche sie von Seiten des Schiffsvolks zu erdulden hatten. Straflos traten die Matrosen sie mit Füßen, spien ihnen in das Gesicht und schimpften den Giaur einen Hund. Bandolino knirschte mit den Zähnen, Julio weinte. Mit Wehmuth dachte dieser an seine liebe Minetta, an Ischia und Annunziata zurück, die Trauer verleidete ihm Speise und Trank.

Das Schiff landete an der afrikanischen Küste, um es nothdürftig auszubessern, jedoch nach einem eintägigen Aufenthalte setzte es die Fahrt wieder fort. Am achtzehnten Tage nach dem Kampfe liefen sie in den Hafen von Tunis ein; matt an Geist und Körper stieg die gefangene Mannschaft ans Land. Alles war an der Küste in lebhafter Thätigkeit, denn Hairadin Barbarossa, der lesbische Töpferssohn, welcher sich mit Hülfe einer türkischen Flotte zum Herrscher von Tunis gemacht hatte, rüstete sich, um den drohenden Überfall des Kaisers Karl abzuwehren. Hier waren Leute beschäftigt, die Mauern und Wälle auszubessern, dort wurden neue Werke aufgeworfen, wieder Andere sperrten den Hafen und übten sich im Gebrauche der Waffen.

Mit lautem Jubel wurde der Pirat empfangen, jedoch mit Wuth stürzten sich Alle über die Gefangenen her, als wenn sie ihren Unmuth über den bevorstehenden Überfall zum voraus an ihnen kühlen wollten. Man hätte die wehrlosen Leute zerrissen, wenn sie nicht Sinan, der Befehlshaber des Piratenschiffs, in Schutz genommen hätte. Sinan war ein zum Mohammedanismus übergetretener Jude, der wegen seiner Tapferkeit und Unerschrockenheit allgemein gefürchtet, aber von Hairadin um seiner Kriegskenntnisse und Schlauheit willen besonders hoch geschätzt wurde. Er ließ die Gefangenen durch einen Kreis seiner Mannschaft einschließen und führte sie so zu Hairadin. Bandolino wurde als Anführer besonders vorgeführt, und Sinan wirkte ihn für sich als Eigenthum aus, die Übrigen wurden theils vertheilt, theils verkauft. Sinan übergab den Bandolino vorläufig dem Gardianbaschi als Diener, um diesem bei der Beaufsichtigung der 13 Bagnos zu Diensten zu sein. Sein Loos wurde dadurch erträglicher als das aller seiner Gefährten. Durch seine Schlauheit und die ihm eigenthümliche Gefügigkeit, womit er sich bald in alle Lagen zu schicken wußte, erwarb er sich binnen ganz kurzer Zeit so sehr die Gewogenheit seines Herrn, daß dieser fast nicht mehr ohne ihn fertig werden konnte.

Währenddessen rückte die bedeutende Flotte des Kaisers unter dem Befehle des alten Doria immer näher. Hairadin sah ihr nicht ohne Besorgniß entgegen, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er schwer mit seinen ungeregelten, wilden Truppen der eingeübten Heeresmacht der Christen widerstehen könne. Seine Überredungskunst hatte zwar Alles aufgeboten und selbst die fernsten Beduinenstämme zum Schutze des Halbmondes herbeschworen, doch im ganzen Heere fehlte die Einigkeit, und der wilde Muth, welcher in den weiten Steppen stets siegreich war, verlor seinen Zauber und seine Kraft hinter den Wällen und Mauern der tunesischen Hauptstadt. Goletta, das festeste Vorwerk, fiel und Sinan mußte sich durch die seichte Bucht in die Stadt zurückziehen, welche das Landheer des Kaisers stark berennte. Da entschloß sich Hairadin, eine offene Feldschlacht zu wagen, erklärte jedoch, daß dieses nur dann mit voller Sicherheit geschehen könne, wenn vorher alle Christensklaven ermordet worden wären. Theils aus Menschlichkeit, theils aus Furcht, das bedeutende Capital zu verlieren, welches in den Sklaven steckte, stimmten jedoch seine Großen nicht mit in seinen Vorschlag ein, um so mehr, als sie die Sklaven für fest genug verwahrt hielten. So wurde der Ausfall ohne die Vollführung dieses unmenschlichen Vorschlags, welcher 10,000 Menschen das Leben gekostet hätte, versucht. Bandolini erfuhr es vom Gardianbaschi, wie drohend das Schwert über ihrem Haupte gehangen hatte.

Höre, sagte er zu dem Gardianbaschi auf diese Mittheilung, du ersiehst aus diesem Vorschlage, daß Hairadin selbst auf seine Macht nicht zu bauen wagt. Der Kaiser wird Tunis erobern und du und ihr andern alle werdet eines schmählichen Todes sterben. Willst du klug sein, dann folge dem Vorschlage, welchen ich dir machen will. Löse meine Fesseln und die meiner Gefährten, sobald Hairadin ausgezogen ist, ich verspreche dir dafür das Leben und eine großmüthige Belohnung.

Das glaube ich selbst nicht, Christ, entgegnete der Baschi, daß Hairadin siegen wird, aber ich fürchte seine Zurückkunft und wage nicht auf deinen Vorschlag einzugehen.

Narr, der du bist, sagte Bandolino. Sollten wir 10,000 Christen dich nicht schützen können? Hairadin wird nicht zurückkehren, sobald wir Herren der Stadt sind, das versichere ich dir.

Ich will es mit Ali Hassan überlegen, bleibe hier, Christ, ich kehre sogleich zurück.

Nicht ohne Besorgniß sah Bandolino seiner Wiederkehr entgegen; doch seine Angst war unnütz, sie waren Beide geneigt, auf seinen Vorschlag einzugehen. Das Erste, was der Gardianbaschi that, war, daß er Bandolino's Fesseln löste; darauf eilten sie zu dem zunächst gelegenen Bazar, in welchem 600 Sklaven festgehalten wurden. Bandolino rief sie sämmtlich in dem Speisesaale zusammen:

Hört — sagte er — theilt euch von 50 zu 50 ab und aus jedem Haufen komme einer zu mir her, aber sprecht kein lautes Wort, es muß Alles mit der größten Ruhe vor sich gehen, damit die Wachen draußen nichts merken.

In wenigen Augenblicken war dies geschehen.

So — nun wollen wir zuerst diesen die Fesseln lösen — ihr sollt Alle frei werden; wer seiner Bande

los ist, der hilft den Andern. Wir wollen uns zu Herren der Stadt machen und Hairadin nicht wieder hereinlassen.

Ein allgemeines Gemurmel der Freude ging durch den weiten Saal, rüstiger wie je ging es an die Arbeit; in der Zeit von einer halben Stunde waren sämmtliche Fesseln gefallen.

Die ersten Funfzig hier, sagte Bandolino, stürmen mit mir auf die türkischen Wachen los, Ali schließt die Pforten der andern Bagnos auf und ihr löst dort die Fesseln der darin befindlichen Gefangenen. Wer frei ist, kommt hierher zum Hofplatze zurück, aber nur in Haufen von mindestens 50 Mann dürft ihr euch über die Straße wagen. Wollt ihr mir unbedingt folgen?

Ja! ertönte es laut.

So — dann vorwärts!

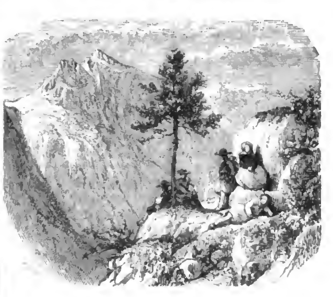
In wenig Minuten waren die nur spärlich zurückgelassenen Wachen erschlagen, die Sklaven bemächtigten sich der Waffen derselben und warteten nun die Verstärkung ab. Es dauerte nicht lange, so war der Haufen auf 3000 Mann angewachsen; singend und jubelnd kamen die Christen von allen Seiten herbei. Bandolino hielt sich für stark genug, das Arsenal anzugreifen; von drei Seiten ließ er dasselbe berennen. Alle Häuser waren auf den Straßen, durch welche sie kamen, verschlossen; kein Maure wagte sich heraus. Mit Ketten, Keulen, eisernen Stangen und Waffen jeder Art wurden die zurückgebliebenen Truppen zu Boden geschlagen. Die im Arsenal erbeuteten Waffen reichten hin, Alle zu versorgen. So vollständig ausgerüstet, stürmten sie die Wälle, tödteten die Kanoniere, welche von dort ein schwaches Feuer gegen sie unterhalten hatten, ohne jedoch einen bedeutenden Schaden zu verursachen, und richteten die Feuerschlünde gegen ihre ehemaligen Gebieter, welche draußen im harten Kampfe gegen Karl's Truppen standen. Eine andere Abtheilung nahm unter Julio's Anführung die Thore und Citadelle in Besitz, es dauerte nicht anderthalb Stunden, so waren sie in dieser Weise Herren der ganzen Stadt und pflanzten auf den Zinnen der Citadelle die kaiserliche Flagge auf. Kaum 50 Christen hatten hierbei ihr Leben eingebüßt, ihre Kanonen aber wütheten erbarmungslos in dem Heere Hairadin Barbarossa's, das bald unaufhaltsam nach der Wüste floh.

Da sandten die Christen einen Boten ab an den Kaiser und begrüßten ihn als Herrn der Stadt. Wer von den Einwohnern fliehen konnte, war mit den letzten türkischen Truppen rathlos aus dem Thore geeilt, und großmüthig ließen die Christen eine Zeitlang noch die Thore den Flüchtlingen zum Entweichen offen. Als jedoch die geschlagenen Truppen Hairadin's versuchen wollten, nochmals in die Stadt zu dringen, da mußten alle Pforten geschlossen werden, die Zögernden ereilte das Schwert des kaiserlichen Heers, das erbarmungslos unter ihnen wüthete. Dies war auch das Zeichen der wilden Entfesselung für die Christensklaven; keiner der Aufseher wurde verschont, nur der Gardianbaschi und Ali Hassan waren die Einzigen, welche das Leben retteten.

Alle Scheußlichkeiten einer Plünderung erlaubte sich das allen Gehorsams baare Heer des Kaisers; mancher Offizier, welcher sich abwehrend unter die raub- und mordlustigen Massen stürzte, fand unter den eigenen Soldaten einen grausamen Tod. Selbst des Kaisers Wort galt nichts mehr; nur der edle Doria hielt seine Genuesen fern von den blutigen, schändlichen Thaten, welche ewig die Eroberung der Corsarenstadt in der Geschichte brandmarken werden. Der einzige Glanzpunkt, welcher aus diesen des Christenthums unwürdigen Auftritten hervorleuchtete, war das Frohlocken und der jubelnde Empfang der Sklaven von Seiten des Heers bei seinem Einzuge in die Stadt. Die lange Geplagten wußten ihrer Freude kein Maß und einige Augenblicke vergingen unter den herzlichsten Umarmungen, Thränen und Küssen, bis Alle von dem wilden Strudel ergriffen und fortgerissen wurden. Selbst der Kaiser weinte bei diesem Anblicke, er lobte öffentlich ihr Verfahren und ließ vor Allen Bandolino und Julio seine Anerkennung wegen ihrer Tapferkeit und Umsicht im vollsten Maße zu Theil werden. Die beiden Aufseher wurden von Mulei Hassan, dem vom Kaiser eingesetzten neuen Herrscher von Tunis, reichlich beschenkt und mit einträglichen Stellen bedacht. Wer von den Befreiten nicht selbst für seine Rückkehr sorgen wollte, der wurde auf des Kaisers Kosten nach der Heimat zurückgeschafft. Bandolino und Julio erhielten zwei Offizierstellen in der Marine, und zwar wurde der erstere noch an demselben Tage bei der Mannschaft des „Bucentaur" eingeführt, welche drei Tage darauf unter Segel gehen sollte, um die befreiten englischen Sklaven nach ihrer Heimat zurückzubringen. Einige Zeit fühlte sich Bandolino in seiner neuen Stellung wohl, doch sein unstäter Sinn ließ ihm bald keine Ruhe mehr. Er zettelte eine Verschwörung der Mannschaft gegen den Capitain an, um sich selbst in den Besitz des Schiffs zu setzen. Jedoch der Steuermann verrieth ihn; das Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode, und am zwanzigsten Tage nach der Abfahrt aus dem Hafen von Tunis hing er mit fünf seiner Genossen todt am großen Maste des „Bucentaur". Sein Körper wurde in das Meer geworfen und fand in einem ebenso unstäten Elemente sein Grab, als das war, welches ihn früher beherrscht und rastlos umhergetrieben hatte.

Julio erging es besser. Er führte zwei Jahre später seine Minetta als Gattin heim; er selbst war damals Schiffscapitain in der kaiserlichen Flotte.

Gipfel des Simplonpasses.



Mannichfaltiges.

Kameele und Dromedare werden von uns ganz willkürlich unterschieden. Das erstere soll einen Höcker haben, das andere zwei. „Danach — heißt es bei Lepsius in seiner Schrift: „Briefe aus Ägypten ꝛc." — könnte in Ägypten von Dromedaren nicht die Rede sein, denn hier gibt es keine Zweihöcker, obwol sie hin und wieder einmal in einhöckerigen Familien vorkommen sollen. In Syrien und dem tiefern Asien würde es wieder keine Kameele geben; dort sind nämlich die Einhöcker sehr selten. In Wahrheit ist es aber sehr unwesentlich, wenn sich der eine Fettbuckel auf dem Rücken in zwei vertheilt oder nicht. Heutzutage machen wenigstens die Orientalen gar keinen Unterschied zwischen ihnen; auch sitzt der Reiter nicht etwa bequemer zwischen zwei Höckern, denn diese werden so gut wie der eine Höcker gänzlich vom Sattel überbaut. Dagegen hat sich allgemein ein großer, wenn auch nicht naturhistorischer Unterschied geltend gemacht zwischen dem starken und schwerfälligen Lastkameel (gémel) und dem geschmeidigern zugerittenen Reitkameel (heggin). Ein Araber nimmt es ebenso übel, wenn man sein schlankes Leitkameel ein Gemel nennt, wie wenn man bei uns ein gut zugerittenes Pferd für einen Ackergaul oder ein Zugpferd erklären wollte."

Das Wetter spielt in England eine große Rolle. Man sagt ihm bei uns nach, daß es in vielen Fällen wenigstens die Einleitungen zu unsern Gesprächen mache. Aber in England bildet es das Alpha und Omega aller Gespräche. Der Engländer fühlt es gleichsam instinktmäßig, was er dem Wetter verdankt, und er läßt sich niemals zu harten Äußerungen gegen dasselbe hinreißen. Mit rührender Geduld trägt er seine Launen, mit eiserner Consequenz geht er beim heitersten Himmel mit dem Regenschirm aus, und wenn er an einem Tage fünf mal durchnäßt und fünf mal nur wieder halb trocken geworden ist, läßt er sich höchstens zu einem milden Tadel verleiten und erklärt das Wetter für unseasonable, der Jahreszeit nicht angemessen. Einen schärfern Ausdruck kennt er nicht.

Riesengras wächst in Unterägypten in der Nähe des Nils. „Als ich — erzählt ein Reisender — meine Barke verlassen hatte, um landeinwärts nach einem Dilebpalmenhain zu wallfahrten, mußte ich mir den Weg durch riesenhafte Graswälder bahnen, die steif und dicht wie Kornfelder aufschießen und große Flächen bedecken. Die Spitzen der Halme ragten noch fußhoch über unsere Köpfe empor und selbst die hohen Kameele, die hier gezogen werden, konnten kaum darüber hinaussehen."

Die Dampfschiffahrt zwischen Konstanz und Schaffhausen ist oft Monate lang unterbrochen, wegen zu niedrigen und zu hohen Wasserstandes. Letzteres klingt wunderbar und ist doch vollkommen wahr. Es führen nämlich bei den Städtchen Diessenhofen und Stein steinerne Brücken über den Rhein, welche sehr wenig über die Oberfläche des Wassers erhaben sind. Wenn nun letzteres hoch ist, so hat das Dampfschiff nicht Raum genug, um unter den Brücken durchzufahren. Es wäre freilich sehr leicht, ein Joch der Brücke abzunehmen und eine Dreh- oder Zugbrücke anzubringen, und die Dampfschiffahrtsgesellschaft hat sich erboten, die ganze Veränderung an den Brücken auf ihre Kosten herstellen zu lassen und die Brückenwärter anzustellen. Aber die Municipalitäten jener kleinen Orte, welche größtentheils aus Schiffern bestehen, denen die Dampfschiffe ein Gräuel sind, haben dieses Anerbieten zurückgewiesen.

Das Zerschneiden der Papierscheine in Kreuzerstückchen, wie man es schon in Böhmen findet, ist neuerdings in Östreich verboten, unterbleibt aber immer noch nicht und der Mangel an Silbergeld führt im Privatverkehr oft auf seltsame Auskunftsmittel. Hat z. B. ein Kaufmann zum Herausgeben nicht gleich einen Kreuzer bei der Hand, so schreibt er, ganz ähnlich der Staatsregierung, den Kreuzer auf das erste beste Endchen Papier nebst seinem Namen; diese neue, primitive Banknote cursirt in der ganzen betreffenden Straße, in welcher der Kaufmann bekannt ist, wird überall in ihr respectirt, nur nicht über sie hinaus.

Glück macht Alles. Wenn man unterhalb Melnik die kleine, schmächtige Elbe mit der gewaltigen Moldau zusammenfließen sieht, so erscheint es unzweifelhaft, daß es die Moldau eigentlich ist, welche die Felsen der Sächsischen Schweiz so zärtlich in die Arme pressen, in welchen sich die Kuppeln und Terrassen des schönen Dresdens spiegeln, welche sich um die große Hansestadt breitet und stolze Wimpel dem Meere zuträgt. Nicht blos an einzelnen Menschen, auch an ganzen Geschlechtern und Völkerfamilien, sogar an Flüssen bestätigt es sich, daß das Glück Alles macht.

Ostfriesland ist das eigentliche norddeutsche Eldorado; der Alluvialboden, welchen die Überschwemmungen des Dollart jährlich zurücklassen, ist eine wahre Goldgrube. Er bringt Alles von selbst hervor; man braucht weder Guano noch sonstige Productionsmittel, um üppige Ernten zu erzielen. Dem Ostfriesen fällt es nicht ein, auch nur im Traume an Pharao's magere Kühe zu denken. Beliebt es ihm einmal, ein Kornfeld in eine Wiese zu verwandeln, so braucht er es nur unbeackert zu lassen und die Wiese ist fertig. Die Ostfriesen geben ihre hanöverschen Steuern mit Lust, sagen aber auch mit Stolz: „Wir müssen das ganze Königreich Hanover erhalten."

Der freie Rhein. Läßt man Heine's Verse:

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt;
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schweizer halten fest sein Haupt —

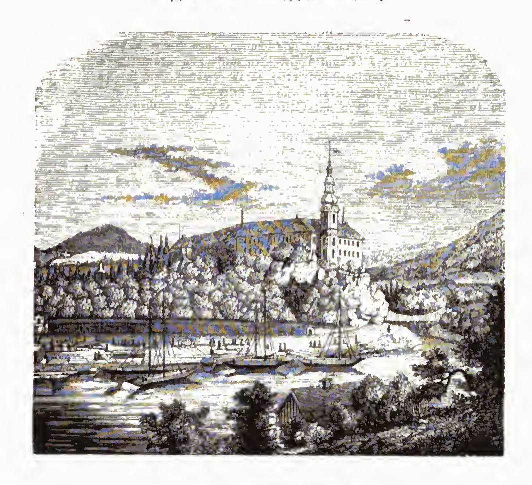
gelten, so ist es auch mit der gepriesenen Freiheit des Rheins nicht weit her.

Verantwortlicher Redacteur: A. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 497.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [10. Juli 1852.

Tetschen in der Sächsischen Schweiz.



Die große Seeschlacht von Lepanto.

Historisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert.

In dem Maße, als ein großer, neuer Staat sich bildet und emporarbeitet, geht irgend ein anderer allmälig abwärts. Die Wagschale des erstern sinkt, die des andern steigt. Mit dem Falle von Konstantinopel im Jahre 1453 verschwand der letzte Überrest des griechischen oder byzantinischen Reichs und ein früher wenig beachtetes, wildes, kriegerisches Volk, das der Türken, faßte nicht allein festen Fuß im Süden Europas, sondern bedrohte auch alle benachbarten Länder. Vornehmlich hatte auch Italien und vorzugsweise Venedig von dieser Seite her Alles zu fürchten. So klein dieser sogenannte Freistaat auch von jeher gewesen war, so bedeutend stand er durch Reichthum, ausgebreiteten Handel und festgegliederte aristokratische Verfassung da. Von Konstantinopel aus drohte ihm jedoch für seine Schiffahrt und den dadurch verbundenen Handel die größte Gefahr, wenn die neue Herrschaft sich in den Besitz einer mächtigen Flotte setzte, welcher dann das Mittelländische Meer offen stand, und dies war nur gar zu bald der Fall. Das ganze nördliche Küstenland Afrikas war bereits in den Hauptpunkten zu kühnen Seeräuberstaaten umgewandelt worden, welche sich freiwillig der Oberherrschaft der Türken unterordneten, zu denen sie durch gleichen Sinn und gleiche Religion hingezogen wurden, um an dem Glanze theilzunehmen, den die Sultane Mohammed II. und Soliman

der Große um sich verbreiteten. Die italienischen Freistaaten an der Küste würden wol von solcher neuen Seemacht hier wie dort nichts zu fürchten gehabt haben, wenn sie als ein Ganzes von einem Sinne und Handeln belebt gewesen wären; allein der gegenseitige Handelsneid hatte es dazu nicht kommen lassen. Der Genueser haßte den Pisaner, und Beiden war seit Jahren das mächtige Venedig ein Dorn im Auge gewesen; letzteres aber sah nun um so mehr, wie ihm von Konstantinopel her Gefahren drohten, die es bisher, selbst als das ganze griechische Kaiserthum zuletzt fast nur auf diese Stadt beschränkt gewesen war, nicht für möglich gehalten hatte. Die Lage war für Venedig um so peinlicher, da schon vor Mahomed II. der Sultan Amurath sich weit landeinwärts nach Norden geworfen und in Ungarn gewaltige Kämpfe siegreich bestanden, sowie die ganze Küste des Adriatischen Meers, das Land der Albaneser, in Besitz zu nehmen versucht hatte, wo ihm nur die Tapferkeit des bekannten Helden Georg Iskanderbeg mühsam zu widerstehen vermochte. Gelang es den Osmanen, sich in den Besitz dieser Küstenstrecke zu setzen, wie es schon mit Griechenland geschehen war, so hing Venedigs Handel immer nur von ihrer Freundschaft ab, sowie von der Macht, die sie zur See entwickelten, welche im Süden gar leicht das Adriatische Meer gleichsam versiegeln und hermetisch verschließen konnte. Ganz allein einen solchen Kampf mit der gefährlichen Nachbarschaft zu unternehmen, blieb immer ein gefährliches Wagstück; lieber erkaufte daher die sonst so stolze Signoria den Frieden, selbst wenn es mit großen Opfern geschehen mußte, besonders als Mahomed II. sich bereits Negroponte unterworfen hatte. Drei mal hatte Venedig mit dem kräftigen, wilden, jungen Osmanenstaate angebunden, ehe seit Konstantinopels Fall hundert Jahre vergangen waren, und drei mal Frieden geschlossen, dem allemal ansehnliche Opfer gebracht werden mußten. Es sah die Türken als Herren mehrer festen Punkte in Morea und Albanien; es waren fast alle kleinen Inseln im Archipel in die Hände der neuen Feinde übergegangen, ja gewissermaßen erkannten die stolzen Venetianer die Oberherrschaft des Sultans an und zahlten Tribut an ihn; denn eine der wichtigsten Vormauern der Christenheit, die Insel Rhodus, war in die Hände des großen Soliman I. (1521) gefallen, ganz Syrien sah den Halbmond glänzen, und um Skutari sowie einige Plätze an der Küste von Albanien ungestört behaupten zu können, verpflichteten sich die Venetianer schon unter Mahomed II. jährlich 236,000 Dukaten in den Schatz von Konstantinopel zu bezahlen, worauf sie späterhin, um ungestört Cypern zu behaupten, gar kniend dem Sultan angeloben mußten, ihm hold, treu und gewärtig zu sein, da diese Insel unter Aegyptens Oberherrschaft stand, Ägypten selbst aber nach dem Jahre 1515 von Selim I. erobert worden war. Doch mit allen solchen selbstentehrenden Opfern hatte Venedigs glänzender Staat nicht allen Bedrückungen und neuen Demüthigungen wehren können. Bald sollte es für allen Schaden haften, den die Seeräubereien der wilden Bewohner von Albaniens Küsten der türkischen Schiffahrt zufügten, bald für Summen aufkommen, welche venetianische Kaufleute in türkischen Zollämtern nicht bezahlt hatten, bald endlich verlangte gar der Sultan Selim II., der Sohn und Nachfolger von Soliman I., die Abtretung der Insel Cypern (1569). Die Geduld Venedigs war jetzt erschöpft und doch war es allein nicht im Stande, dem immer wachsenden türkischen Übermuthe die Spitze zu bieten.

Der Sultan Selim II. hatte erklärt, daß der Friede zwischen ihm und der Republik nur fortbestehen könne, wenn diese auf Cypern verzichte. Diese Foderung war zu schmachvoll. Es eilte, die Hauptpunkte der bedrohten Insel in Vertheidigungszustand zu setzen und eine große Flotte zu rüsten, ihr zu Hülfe zu kommen, jede türkische abzuhalten. Allein um das gefährliche Waffenspiel sicherer beginnen zu können, wendete Venedig sich an alle christlichen Nachbarn und Freunde, an den Kaiser in Wien, an den König in Frankreich, an alle Fürsten und Staaten Italiens, an den König von Spanien. Doch wehe dem Staate, der bitten muß und nicht von sich, sondern von Fremden Hülfe erwartet! Die Einen konnten, die Andern wollten nicht helfen. Der deutsche Kaiser hatte eben erst einen langjährigen Waffenstillstand mit den Türken abgeschlossen, die sich in Ungarn schon so fest niedergelassen hatten, daß Wien mehr als zu viel von ihnen fürchten mußte; in Frankreich war man seit Franz I. schon daran gewöhnt, die Türken selbst als Bundesgenossen zu betrachten, und außerdem war unter dem wilden Karl IX. ein Bürgerkrieg fast ununterbrochen im Gange. Die kleinen Staaten Italiens hätten gern geholfen, aber ihnen fehlten meist die Kräfte. Selbst der Papst hatte nur zwei Galeeren in Bereitschaft und Genua war viel zu eifersüchtig, sich wegen Venedig in Kosten zu stecken. Nur Neapel und Mailand hätte viel Hoffnung fassen lassen. Sie standen aber damals unter spanischer Herrschaft. Philipp II. herrschte darin; einer der mächtigsten Fürsten jener Zeit und zugleich fanatisch genug, der ärgste Türkenfeind zu sein, allein auch verschlossen, zurückhaltend, langsam in seinen Entschließungen, nur auf eigenen Glanz und Vortheil bedacht. Obschon er nun in der That Befehl gab, bei Messina in Sicilien 60 Galeeren zu sammeln, die zur venetianischen Flotte stoßen sollten, so war man doch lange genug in Sorgen, wann der Befehl ausgeführt und unter welchen Bedingungen die Hülfe geleistet werden möchte. Die Zeit drängte immer mehr. Der Großherr schickte, es war 1570 herangekommen, einen Gesandten nach Venedig, der mit aller türkischen Grobheit sich, in die Signoria eingeführt, ohne viele Umstände neben dem Dogen niederließ und einen goldenen Beutel überreichte, in welchem das Schreiben des Sultans Selim II. enthalten war. Es enthielt eine lange Reihe von Beschwerden über das vom venetianischen Staate gegen die Pforte beobachtete Verfahren und schloß mit der Erklärung, daß nur die Abtretung Cyperns den Krieg zwischen ihm und der Republik abhalten könne. „Der Krieg aber", hieß es zuletzt, „wird schrecklich sein; tretet ihr Cypern nicht ab, so werden wir es euch entreißen. Baut nicht auf euern Schatz, denn er wird zerfließen wie ein reißender Strom!"

Venedig ließ sich nicht schrecken; es erwiderte, daß es alle Mittel aufbieten würde, sich in seinem Rechte zu behaupten. Der Krieg war so gut als erklärt. Der venetianische Gesandte in Konstantinopel wurde das erste Opfer davon; man sperrte ihn, was bis zu Ende des 18. Jahrhunderts immer in solchem Falle geschah, in das Schloß der sieben Thürme. Der Sultan ließ eine gewaltige Flotte auslaufen, die es damals mit jeder christlichen aufnehmen konnte, so gut, so zahlreich waren die Schiffe, so trefflich wurden sie geführt. Ein ungarischer Renegat, Piali, befehligte sie als Admiral oder Kapudan-Pascha. Sie segelte am 1. Juli 1570 von den Dardanellen aus nach dem Archipel, mehre Inseln wegzunehmen, andere zu ver-

herren, dann aber in Cypern, bei dem alten Paphos, wo einst Cythereus heiliger Hain gestanden hatte, zu landen. Wol 50,000 Mann Fußvolk ergossen sich aus den Transportschiffen über die fruchtbare Insel, ohne 2500 Reiter und wol 3000 Schanzgräber zu rechnen, eine Zahl, die von Manchen noch viel größer angegeben wird und unglaublich erscheinen würde, wenn man nicht erführe, daß die Schiffe den Weg zwei mal hin und her gemacht hätten. Solchen Streitkräften hatten die Venetianer dort nur wenig entgegenzusetzen und sie beschränkten sich nur auf die Vertheidigung der beiden Hauptstädte Nicosia und Famagusta. Allein die erste Veste wurde schon am 9. September nach blutigem Sturme erobert, und als die Nachricht davon zu der großen christlichen Flotte kam, welche sich langsam nach den Häfen der Insel Kandia bewegt hatte, machte es zwar gewaltigen Eindruck, ohne daß man jedoch zu einem Beschlusse gekommen wäre, was und wie man es gegen die Türken ausführen wolle. An Kräften fehlte es der spanisch-venetianischen Flotte nicht; 181 Galeeren, 26 große Schiffe ersten Ranges und 15,000 Mann Landungstruppen auf Transportschiffen standen bereit. Allein die Einigkeit fehlte, und als endlich die Flotte am 18. September ausgesegelt war und man von einem türkischen genommenen Fahrzeuge erfahren hatte, daß das türkische Heer schon vor Famagusta lagerte, so meinte der spanische Admiral, daß die Jahreszeit nun schon zu spät sei, die See zu halten, er müsse wieder zurück nach Sicilien segeln. Die Folge davon war, daß nun auch die venetianische Flotte der türkischen nicht die Spitze zu bieten und Alles aufs Spiel zu setzen wagte; auch sie segelte in einen sichern Hafen. Die unglaublichen Summen, welche die Ausrüstung gekostet hatte, 20,000 Menschen, welche ein Opfer der Hitze, Krankheit und schlechten Schiffskost wurden, waren umsonst gebracht. Im nun folgenden Winter konnten die Muselmänner ruhig in der Belagerung Famagustas fortschreiten, die Venetianer aber sahen sich so getäuscht, daß sie in Konstantinopel anklopften, ob vielleicht wieder Frieden geschlossen werden könne? Bei der letztern Nachricht erwachte Philipp II. von Spanien aus seinem Traume. „Der König hat große Plane im Sinne", ließ er der Signoria in Venedig durch seinen Gesandten sagen. „Die ganze Christenheit soll von der Furcht vor den Türken befreit, Cypern gerettet, Konstantinopel wieder erobert werden!" Der Papst gab seinen Segen dazu und was noch mehr sagen wollte, die Erlaubniß, in Spanien wie in Indien die Geistlichkeit mit dem Zehnten zu besteuern, was einige Millionen Piaster eintrug, Venedig selbst aber ließ sich kirren und schloß nun ein förmliches Bündniß mit beiden auf — ewige Zeiten zum Schutz und Trutz gegen die übermüthigen Türken, die zermalmt und pulverisirt werden sollten. Den Oberbefehl über die jetzt auslaufende Kriegsflotte führte jedoch ein spanischer Generalissimus und eine größere Expedition hatte die Welt bis dahin nicht gesehen; 300 große und kleine Schiffe sollten im Monat Mai 1571 zum Auslaufen fertig sein und 54,000 Mann mit 4500 Pferden an Bord haben. Venedig hatte den dritten Theil der Kosten zu tragen und warb Matrosen und Soldaten, wo sie nur zu finden waren, und erhob Geld, wie es nur zu schaffen war. Otranto am Fuße Italiens war zum Sammelplatz bestimmt, jedoch man mußte sich Zeit nehmen. Als der Mai zu Ende ging, sah Otranto noch keine Flotte der hohen Alliirten, obschon die türkische immerfort das hohe Meer hielt und Cypern so gut wie erobert war. Bis nach Cattaro hinauf schwärmten die türkischen Corsaren und plünderten, daß man selbst in Venedig zitterte und den Zugang mit allen möglichen Mitteln verwehrte. Kaum 20 deutsche Meilen fern waren ja die Feinde sichtbar gewesen! Famagusta war nach der tapfersten Belagerung endlich auch gefallen. Was nicht die Überzahl der Feinde thun konnte, hatte die immer fortgehende Anstrengung, die Pest und der Hunger gewirkt. Die Zahl der Belagerer war so groß, daß den Graben zu füllen nur jeder Türke einen seiner Schuhe hineinzuwerfen nöthig gehabt hätte, wie sich der türkisch-orientalische Schwulst ausdrückte, und in ihren Laufgräben standen sie, gegen das Feuer aus der Festung vollkommen gedeckt; denn an Zeit hatte es nicht gefehlt, sie so zu vertiefen, daß ein Reiter auf dem Pferde darin halten konnte, ohne mehr als die Spitze seiner Lanze wahrnehmen zu lassen. Am 1. August ging es durch Capitulation an den türkischen Pascha Mustapha über, der, den Vertrag brechend, die venetianischen Befehlshaber grausam hinrichten ließ. Fast erst zwei Monate nachher, am 27. September, vereinigten sich endlich alle Streitkräfte der christlichen Mächte bei Korfu. Den Oberbefehl führte Johann von Östreich, der natürliche Bruder Philipp's II., 22 Jahre alt, dem jedoch ältere, erfahrungsreiche Männer beigegeben waren. Man vernahm, daß die türkische Flotte im Meerbusen von Larta an der albanischen Küste vor Anker liege und beschloß, sie dort aufzusuchen. Widrige Winde verzögerten die Fahrt, heftiger Zwist unter den Befehlshabern die Unternehmungen; wenig fehlte, so hätte sich Johann von Östreich mit seiner Abtheilung getrennt, da er durch den venetianischen Admiral Venier schrecklich beleidigt worden war.

(Beschluß folgt.)

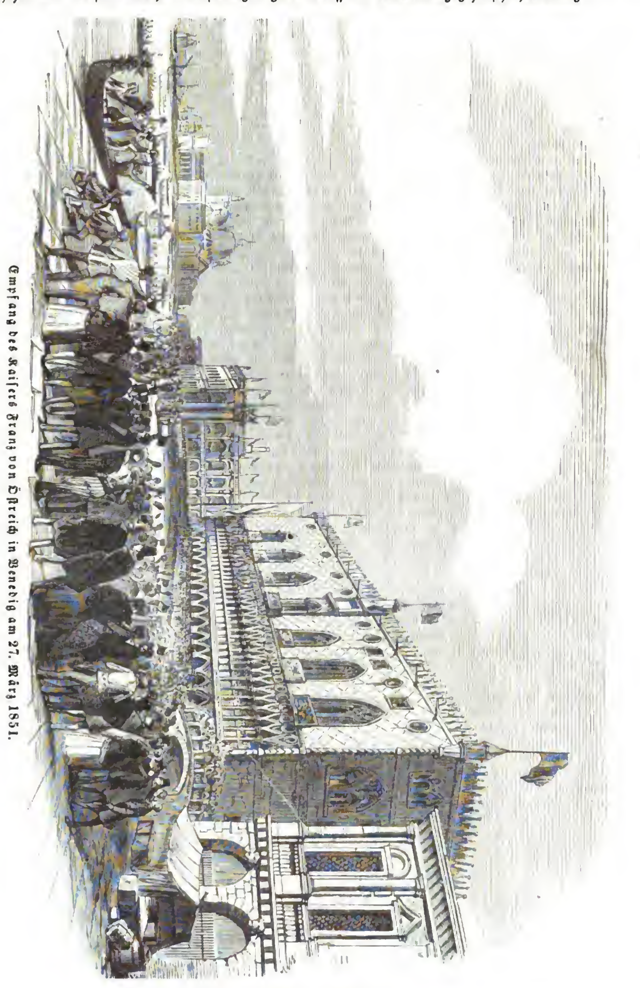
Die Capwolken

sind drei Wolken, welche die Ostindienfahrer von der Linie aus zuerst nach Süden hin sehen, zwei weiße und eine dunkelblaue. Die letztere steht unter den beiden erstern und die weißen sehen aus, als wären Sterne hinter ihnen, die nicht durchscheinen können. Auch am Cap der guten Hoffnung sieht man dieses Wolkentriumvirat, über welches man noch zu keinem befriedigenden Aufschlusse gekommen ist. Man vermuthet, daß ungeheure große Seen im Innern Afrikas die Ursache dieser Erscheinung seien.

Empfang des Kaisers Franz Joseph von Östreich in Venedig am 27. März 1851.

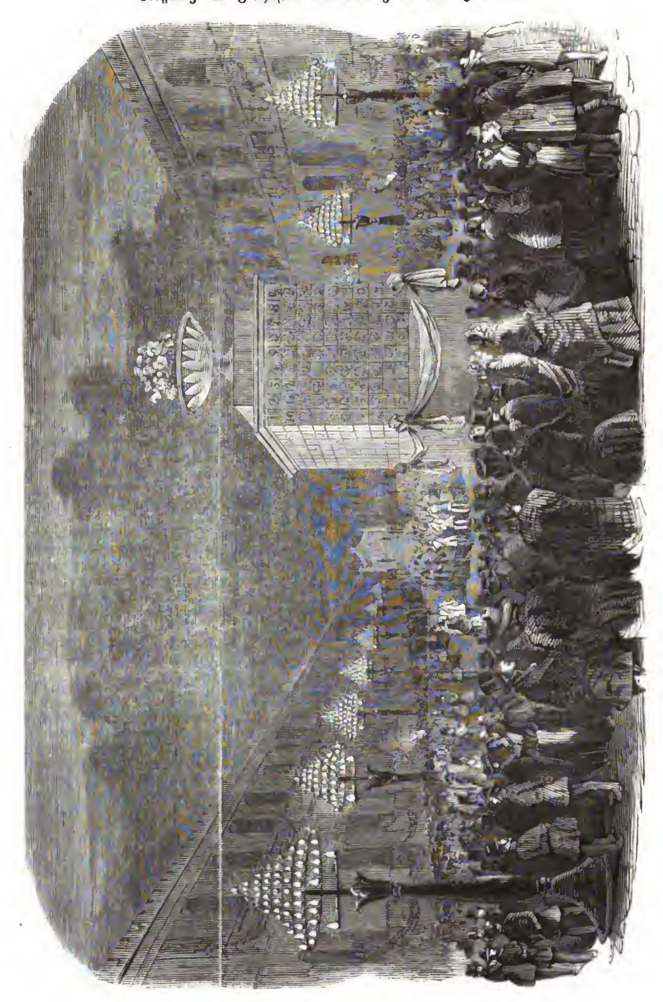
Mit diesem ersten Besuche ihres ritterlichen Monarchen begann eine neue Aera für die alte, in den letzten Jahren hart heimgesuchte Lagunenstadt; denn bald darauf, am 20. Juli 1851, kündigte der Donner der Kanonen der Stadt Venedig die Wiedereröffnung ihres Freihafens an. An jenem zuerst bezeichneten Tage eröffnete der Kaiser der Municipalität von Venedig, daß er selbst gekommen sei, Venedig das Freihafenprivilegium wieder zuzusichern; an dem letztbezeichneten trat die Zusage in Kraft — von Seiten des Kaisers der Thatbeweis des Vergebens und Vergessens alles

Dessen, was in den zunächst vorhergehenden Jahren geschehen war. Unsere bildlichen Darstellungen geben zu erkennen, welcher Jubel an jenen Tagen unter der Masse der Bevölkerung geherrscht haben möge.



Empfang des Kaisers Franz von Östreich in Venedig am 27. März 1851.

Eröffnung des Freihafens von Venedig am 20. Juli 1851.



Der Marschall Brune und die Wäscherin, seine Frau.

Guillaume Brune, später französischer Reichsmarschall, war der Sohn eines armen Advocaten. In die Nothwendigkeit versetzt, sich eine eigene Existenz zu gründen, suchte er anfangs sein Glück in der Literatur. Er gab vor dem Ausbruche der großen französischen Revolution zu Paris ein Journal heraus, das jeden Morgen erschien und eine große Verbreitung gefunden hatte. Das Glück lächelte dem Schriftsteller, der ein ehrbares Mädchen, dem Stande nach Feinwäscherin, heirathete.

Im Strudel der Revolution war, wie vieles Andere, auch sein Journal untergegangen und Brune in misliche Umstände gerathen. Er flüchtete sich in das Nationalheer; sein entschieden kriegerischer Hang riß ihn im Kampfesgetümmel fort und bald machte er sich bekannt. Er hat großen Antheil an dem Waffenruhme der Republik und verdankt die Entwickelung seiner ausgezeichneten militairischen Talente einzig der Revolution. Nach wenigen Jahren stand er auf der höchsten Stufe der militairischen Ehren.

Zu Anfang des Monats October 1807 erschien ein Marschall in den Tuilerien, dem der Kaiser Napoleon freundlich entgegenging, als er eintrat. Napoleon reichte ihm die Hand und sagte:

Marschall Brune! Ich bin mit Ihnen zufrieden.

Brune verneigte sich, ohne ein Wort herausbringen zu können, so groß war seine Freude und zugleich seine Verwirrung.

Sie haben mir treu gedient, fuhr Napoleon fort, ich will und muß Sie dafür belohnen.

Sire! Ich habe soeben die angenehmste und ruhmwürdigste Belohnung empfangen: den Ausdruck Ihrer Zufriedenheit. Was könnte ich noch Anderes wünschen, als daß diese Zufriedenheit mit mir stets fortdauern möge? Ja, um sie beständig zu erhalten, würde ich mein Blut, mein Leben hingeben.

Auf diese Weise, Marschall, würden Sie mir blindlings gehorchen, welche Befehle ich Ihnen auch immer geben möchte?

Sire! Sie wissen, daß ich nie Bedenken getragen, Ihnen zu gehorchen. Bin ich nicht überzeugt, daß Sie mir nur Ihrer und meiner würdige Befehle ertheilen können?

Gut, Marschall! Ich verlange eine neue Probe dieses Gehorsams.

Sire! Ich werde Ihnen mit denselben Worten erwidern, die eines Tages einer Königin erwidert wurden: wenn die Sache möglich ist, so ist sie bereits geschehen, wäre sie aber unmöglich, so wird sie doch geschehen!

So hören Sie mich denn, lieber Brune! Wir sind Beide aus geringem Stande zu hohen Ehrenstellen emporgestiegen; Kinder unserer eigenen Werke, sind wir gewachsen in dem Maße, als wir uns selbst emporhoben. Zum Unglück aber haben Diejenigen, die uns umgeben, nicht dasselbe Schicksal gehabt ... Der Ruhm legt zuweilen schmerzhafte Opfer auf; man muß, wenn die Nothwendigkeit es erfodert, selbst die zärtlichsten Neigungen aufzuopfern wissen. Ich werde selber ein Beispiel dieser Art geben, das alle Diejenigen, die mir wahrhaft zugethan sind, nachahmen müssen.

Sire! Ich habe nicht die Ehre, den Sinn dieser Worte zu verstehen.

Der Kaiser winkte dem Marschall, näher zu treten und raunte ihm folgende Worte ins Ohr: „Sie sollen zuerst meinen Gedanken begreifen, Marschall ... Bald wird meine Scheidung von Josephinen vor sich gehen ...“

Brune erschrak bei Eröffnung dieses Geheimnisses, doch Napoleon fuhr fort, ohne auf die Verwirrung des Marschalls zu achten: „Ich lebe mit Josephinen kinderlos, und außerdem muß ich meine Macht durch Verbindung mit einem hohen Geschlechte zu befestigen suchen.“

Ich werde mir nie erlauben, Ew. Majestät irgend einen Rath zu geben, ohne daß ich gewürdigt werde, über meine Meinuug gefragt zu werden. Nichtsdestoweniger ...

Sie haben Recht, unterbrach ihn Napoleon, ich will keinen Rath, sondern nur Gehorsam gegen meine Befehle. So wünsche ich denn, Marschall, daß Sie mir nachahmen. Eine Verbindung mit meiner Familie soll Ihre Dienste belohnen. Was aber Ihre erste Ehe betrifft, so wird es leicht sein, sie aufzulösen, da Sie eine Wäscherin geheirathet haben, und ich weiß wol, daß einige legale Förmlichkeiten, die nicht so genau dabei beobachtet wurden, eine Aufhebung jener Verbindung ohne weiteres herbeiführen dürften.

Sire, erwiderte der Marschall, ich habe eine Frau geheirathet, die ich liebe und achte. Wenn ich wüßte, daß meine Ehe irgend etwas Ungesetzliches hätte, so würde ich mich beeilen, auch jeder äußern Förmlichkeit zu genügen.

Also, sagte der Kaiser, indem er sich erhob, auf diese Weise achten Sie meinen Willen und eine Verbindung mit meiner eigenen Familie?

Sire! Mein Leben gehört Ihnen, aber nicht meine Ehre. Ich bin bereit, mein Blut für Sie zu verspritzen, aber nie werde ich zum Verräther gegen meine Pflichten werden.

Und wer heißt Sie denn Ihre Ehre und Ihre Pflichten verrathen? Ich wäre also selber ein Verräther an dieser Ehre und diesen Pflichten, indem ich Dasselbe thue, was ich Ihnen zu thun vorschlage?

Nein, Sire, aber Sie wollen eine angebetete Frau verlassen, um die Tochter eines Ihrer Feinde zu heirathen.

Napoleon ward zornig; der Marschall verneigte sich und schickte sich an fortzugehen. Ein Wink des Kaisers rief ihn zurück.

Sie sind, mein Herr Marschall, sehr energisch da, wo es darauf ankommt, mir den Gehorsam zu versagen und mich zu schmähen. Sie würden sich klug benommen haben, wenn Sie von dieser Charakterfestigkeit Gebrauch gemacht hätten, um die beleidigenden Ausdrücke des Königs von Schweden gegen meine Person zurückzuweisen. Auch hätte Ihnen diese Energie gut gestanden, wenn Sie mit derselben sich bei Gelegenheit der Capitulation der Insel Rügen weniger nachgiebig und willfährig erwiesen hätten. Wenn Ihnen, mein Herr, Ihre Ehre so sehr am Herzen liegt, wie haben Sie denn bei jener Capitulation die Erwähnung und Aufzählung der Titel Ihres Gebieters ganz übersehen können? Und meinen Sie es wirklich so ernst mit Ihren Pflichten, warum haben Sie von den Hansestädten eine Gratification angenommen?

Wie, Sire! rief Brune, Sie haben den Verleumdungen meiner Feinde ein Ohr geliehen? Glücklicherweise werden einige Erklärungen im Stande sein, mich zu rechtfertigen.

Ich will keine Erklärungen, mein Herr!

Sire, Sie werden mich anhören! Sie werden mich nicht verurtheilen, ohne mich gehört zu haben!

Ich will nichts, ich werde nichts hören, als das Versprechen, mir Gehorsam zu leisten!

Der Marschall bemühte sich, seiner Verwirrung Meister zu werden und zeigte ein entschlossenes Wesen. Der Kaiser sah ihn starr an und sagte:

Es ist mein Wille, Herr Marschall, daß Sie sich nach dem Scheldedepartement begeben, um in Gent bei den Operationen des Wahlcollegiums zu präsidiren. Sie sollen noch heute abreisen, um Ihre Pflichten zu erfüllen, setzte er hinzu, indem er die letzten Worte mit scharfer Ironie betonte.

Der Marschall gehorchte und reiste nach Gent ab. Als er nach Paris zurückkehrte, verlangte er wiederum eine Audienz bei dem Kaiser, um von seiner Mission Rechenschaft abzulegen. Sie wurde ihm versagt.

(Beschluß folgt.)

Die Rotherham'sche Uhrenfabrik in Coventry.

Das fabrikreiche Städtchen Coventry in Warwickshire in England hat in der Uhrenfabrik der Herren Rotherham eine sehenswerthe Anstalt aufzuweisen. Begründet von einem Herrn Vale steht sie seit beinahe 50 Jahren unter der Leitung der Herren Rotherham und nimmt einen immer glänzendern Aufschwung. Noch vor erst zehn Jahren wurden hier jährlich gegen 6000 Uhren gefertigt, jetzt etwa 9000. Der Hauptsitz des Geschäfts befindet sich in einem palastähnlichen Gebäude, wo in einer langen Reihe von Sälen ganze Scharen von Männern und Knaben beschäftigt sind, die Bestandtheile unserer Uhren zu verfertigen und zu ordnen, starre, todte, metallene Räder, Federn und Stifte, die, kunstreich zusammengesetzt, einen der glänzendsten Belege für den Scharfsinn und die Kühnheit des menschlichen Geistes ablegen. Nicht die Kostbarkeit des Materials, sondern einzig und allein Wissenschaft und Arbeit verleihen der Uhr ihren Werth; denn das Metall des ganzen Innern einer Uhr beläuft sich in seinem Werthe etwa auf sechs Pence, während Arbeit und Geschicklichkeit diese winzige Summe auf viele Pfund Sterling erhöht.

Tiefes Schweigen herrscht in den weiten Arbeitsräumen. Jeder Saal ist zu beiden Seiten mit hohen Fenstern versehen; unter diesen erstreckt sich rings an den Wänden ein langer, schmaler Tisch. Fast jeder Arbeiter hat ein kleines Vergrößerungsglas, welches er in das rechte Auge klemmt, wenn er mit feinern Gegenständen beschäftigt ist. Die Augen werden gewöhnlich in kurzer Zeit verdorben.

In der Fabrik wird fast ausschließlich für England gearbeitet. Die Uhren für die Landleute, welche sehr stark gekauft werden, sind von derbem Umfange, gegen zwei Zoll dick. An einer solchen Uhr, welche vier Pfund kostet, beträgt der Silberwerth etwa die Hälfte. Solch ein Ding kann nicht leicht verloren gehen, auch kaum verdorben oder zerbrochen werden; Flüssigkeit und Schmuz kann nicht eindringen; auf dem breiten Zifferblatte befindet sich ein heiteres, irgendwie auf ländliche Verrichtungen bezügliches Gemälde. Ihnen zunächst stehen die für den schottischen Markt bestimmten; auch die Schotten wollen es fühlen, daß sie eine Uhr in ihrer Tasche haben. In merkwürdigem Gegensatze zu diesen kolossalen Zeitmessern stehen die kleinen Uehrchen, kaum dicker als ein Daumennagel, die zu Geschenken für junge Damen bestimmt sind. Da man die Zeit junger Damen nicht als zu werthvoll erachtet, so verlangt man auch nicht, daß diese kleinen Uhren ganz genau gehen. Als Glanzpunkte stehen an der Spitze die Dreißig-Pfund-Uhren, mit prächtig getriebener Arbeit auf der Rückseite und auf dem Zifferblatt, von schönster Form und äußerst gefälligen Verhältnissen.

Anfang des Brentathals in der Lombardei.



Mannichfaltiges.

Der Pilatusberg in der Schweiz ist wirklich ein merkwürdiger Berg. Seine rauhere zerklüftete Nordseite gehört größtentheils dem Canton Luzern zu, seine sanftere südliche, weit wenig steilere Abdachung dem Canton Unterwalden. Gleichsam abgerissen vom übrigen Gebirge steht er wie ein vorgeschobener Posten des Hochgebirgs da, über dem blauen lieblichen Spiegel des Vierwaldstättersees, am Eingang in die Urschweiz, mit seinen zackigen Spitzen und tiefen Klüften, aus denen eine lebhafte Phantasie leicht die Gestalt eines menschlichen Gesichts ersieht. Usteri erkannte darin das Bildniß Ludwig's XVI., was er in einem seiner Gedichte weitläufig ausmalt. In älterer Zeit hieß der Pilatus Frackmont (Mons fractus) und eine unterwaldener Alp führt noch jetzt den Namen Frackmünd. Eine andere Erklärung gibt dem Berge seinen Namen von dem spätlateinischen Worte pilare = kahl machen; Mons pilatus, kahler, von Wald und Gebüsch entblößter Berg.

Versetzung des Londoner Krystallpalastes. Nachdem das Parlament sich zur Aufrechthaltung des ursprünglichen Contracts für die Niederreißung des Industriegebäudes erklärt hatte, bildete sich sofort nach der Bekanntwerdung dieses Beschlusses eine Actiengesellschaft, die sich die Erhaltung des weltgeschichtlich gewordenen Gebäudes zum Ziel setzte und es nach kurzen Unterhandlungen käuflich an sich brachte. Nach dem nunmehr vorliegenden Plane wird das Gebäude in dem sogenannten Penge Wood, in frühern Zeiten ein Lustort der Londoner, bei Dulwich unmittelbar an der Brightoner Eisenbahn aufgestellt. Im Wesentlichen bleibt die bisherige Form, nur daß an den beiden Flügeln vier niedrige viereckige Thürme und zwei halbkreisförmige Portale angebracht werden. Je zwei kolossale Springbrunnen sollen diese Portale zieren und ihren Wasserstrahl (so wird wenigstens versprochen) höher treiben als die Fontainen von Versailles. Der neue Krystallpalast wird zu einem gigantischen Wintergarten eingerichtet und zu dem Ende bleiben auch die schönsten Bäume, welche an der ihm bestimmten Stelle stehen, von der Art verschont. Außerdem wird eine Sammlung der berühmtesten antiken und modernen Skulpturen in Abgüssen, ein mineralogisches und ein zoologisches Cabinet in demselben aufgestellt. Ein besonderer Raum soll Industrieproducte aller Länder und ein anderer jetzt im Gebrauch befindliche Maschinen enthalten. Im Gebäude selbst wird eine Eisenbahnstation angelegt, und man macht von Londonbridge aus die Fahrt für einen Schilling (das Eintrittsgeld eingerechnet), und zwar in zehn Minuten. Dies ist in kurzem der Plan, an dessen Ausführung kein Zweifel mehr ist, da die 500,000 Pf. St., welche die Gesellschaft nöthig hatte, binnen zwei Tagen gezeichnet worden sind.

Der preußische Handwerksbursche an der östreichischen Mauth. Ob er nichts Mauthbares in seinem Felleisen bei sich führe, wird ein preußischer Handwerksbursche an der Linie gefragt. — „Nein!" — „Er möge sein Felleisen aufschließen." Der Wandersmann entschuldigt sich damit, daß er den Schlüssel verloren. „Also aufschneiden!" Dagegen protestirt er. „Auf Ehre, es ist nichts Mauthbares darin. Seh'n Sie, das ist so gut wie ufgeschnitten."

Die Chinchainseln, die Depots des unerschöpflichen Guano, der in dem Ackerbau jetzt so wichtig geworden ist, sind neuerdings von mehren Reisenden besucht worden, die uns mit ihrer Beschaffenheit näher bekannt machen. „Von einer entsetzlichen Höhe niederstürzend — heißt es in einem Berichte — gehen die Bergabhänge lothrecht ins Meer, das sich unaufhörlich an ihrem Fuße bricht. Darüber sieht man die Guanomassen, die in schwächerm oder stärkerm Grade die Klippen anfressen und die Ursache gewesen sind, daß große Stücke sich bereits losgemacht haben und niedergestürzt sind; diese liegen jetzt wie freistehende Klippen außerhalb der Insel, oft in ganz phantastischen Formen. Die Klippenwände sind selten glatt, sondern geräumige Grotten mit Durchgängen von einer zur andern; weitläufige Riffe und vorstehende mächtige Blöcke geben ihnen ein sehr gebrochenes, aber oft großartiges, ja majestätisches Aussehen. In jedem Loche, auf jeder Spitze sitzen Tausende von Vögeln und unterhalten ein gellendes, die Ohren zerreißendes Concert."

Kibitke ist der feststehende Name der Wohnungen von eigenthümlicher Bauart, deren sich die nomadischen Viehhirten längs der Wolga bedienen. Diese Kibitken werden aus Stangen von Sandweiden gemacht, die in Gitterform ineinandergeflochten werden, sodaß man sie nach Gefallen zusammenlegen und wieder auseinanderbreiten kann. Die Verbindung einiger solcher ausgebreiteter Gitter bildet eine durchsichtige runde Wand, auf welche eine halbrunde, aus Stangen bestehende Kuppel aufgesetzt wird; an dem in der Wand gelassenen Durchgange hängt man die Thür ein. Dies Gerüste wird dann von oben bis unten mit großen Filzstreifen (Koschmen) behängt. Eine solche Wohnung ist sehr wohlfeil und schützt doch die Viehzüchter sehr gut gegen die schwüle Hitze wie gegen Kälte, Schneewehen und Unwetter. In zehn Minuten kann sie abgenommen und zusammengelegt werden, und sie nimmt so wenig Raum ein, daß sie auf dem Rücken eines Lastthiers befestigt werden kann.

Götz von Berlichingen's eiserne Hand befand sich im Jahre 1815 als Familienerbstück im Besitze des würtembergischen Staatsraths von Berlichingen zu Ludwigsluft. Diese berühmte Hand wurde dem Ritter Götz, als er bei der Belagerung von Landshut seine Rechte durch eine Haubitzkugel verloren hatte, durch einen Künstler aus Nürnberg, in dessen Nähe er im Lazareth geheilt worden war, verfertigt. Sie war von starkem Eisenblech; mit Beihülfe der linken Hand ließen sich die Finger derselben mittels der in jedem einzelnen Gelenk angebrachten kleinen Räder in gerade Richtung bringen und sich um das Gefäß eines Degens herumbiegen und die nun geballte Faust hielt den zuvor hineingebrachten Degen durch eine Feder so lange fest, bis die nach Art eines Schlosses einspringende Feder willkürlich wieder geöffnet wurde. Sie leistete ihm, wie er selbst rühmte, im Gefecht größere Dienste als vorher seine natürliche.

Die Auswanderung nach Australien von England aus ist jetzt mehr im Zuge als sonst je. In der letzten Woche des Mai gingen zwei große Schiffe mit zusammen 1300 Emigranten ab und in London haben sich mehre Gesellschaften zur Förderung der australischen Auswanderung gebildet. Die Sache geht hauptsächlich von den Manufacturisten in Wolle aus, die ohne einen beträchtlichen Zuschuß von Arbeiterkräften einen wesentlichen, für sie verderblichen Ausfall in den nächsten Wollsendungen aus Australien befürchten.

Wachtfeuer von Myrthen- und Aloeholz mögen Soldaten wol nur in Afrika finden. Wenn die Franzosen in Algerien nach anstrengenden Märschen Berg auf und Berg ab, bald durch tiefe Sandfelder, bald durch unwegsame Sumpfgegenden ihren Bivouakplatz sich erkoren haben, dann fallen unter den kräftigen Hieben der Feldbeile hochstämmige Myrthen- und Aloegebüsche in Menge; werden die Feuer angezündet, so duftet es wie Weihrauch und die Soldaten machen ihre Witze und vergleichen sich mit Heiligen, die schon bei Lebzeiten — geräuchert werden.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 498.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [17. Juli 1852.

Rathen in der Sächsischen Schweiz.



Der Marschall Brune und die Wäscherin, seine Frau.

(Beschluß.)

Die Ungerechtigkeit Napoleon's gegen einen seiner treuesten Soldaten ward von dem Marschall Brune schmerzhaft empfunden; nichtsdestoweniger ertrug er dieselbe ohne Schwäche, als ein consequenter, beherzter Mann, der sich beleidigt fühlt, ohne es verdient zu haben. Er zog sich nach dem Schlosse St.-Just in der Nähe von Brive zurück und widmete seine eifrige Thätigkeit dem Landbau, vermittelst dessen er seinen Vermögensstand, der keineswegs so glänzend war, als ihn seine Feinde dem Kaiser zu schildern bemüht gewesen, zu verbessern suchte. Er wurde der Anbauer des Landstrichs, dessen Wohlthäter er zugleich war, und trug durch sein Beispiel nicht weniger als durch seine Erfahrung viel dazu bei, die bis dahin bei den angrenzenden Bauern herrschend gewesenen schlechten Methoden der Landwirthschaft durch bessere zu verdrängen.

Die Marschallin, seine Frau, stand ihrem Gatten in allen seinen Unternehmungen bei und war zugleich

bemüht, ihm die Unannehmlichkeiten seines Exils erträglicher zu machen. Brune wollte seiner Frau nie den wahren Grund seiner Ungnade mittheilen, aber sie hatte ihn errathen, und die Zärtlichkeit und die besondere Hingebung ihres Gatten trugen nur dazu bei, ihre eigene Hingebung für ihn zu steigern. Brune fand einen unendlichen Trost in dem Besitze seiner Gattin, die nur für ihn lebte und deren in seinem Umgange erworbene Bildung des Geistes nichts verrieth, was an ihren ehemaligen Stand erinnern konnte. Aber im Innersten seines Herzens fühlte er sich doch unglücklich, nicht etwa wegen der Ungnade, in die er verfallen, nicht wegen seiner so plötzlich unterbrochenen militairischen Laufbahn, auch nicht wegen der Zurückgezogenheit, zu der er sich verurtheilt sah, sondern lediglich in dem Gedanken, daß der Kaiser ihn falsch beurtheilen, ihn anklagen und vielleicht selbst an seiner Treue zweifeln konnte. In seinem eigenhändig von ihm geschriebenen Testamente vom 8. März 1816 lesen wir folgende Worte:

„Ich empfehle meiner theuern Gattin, den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen, daß ich ihn stets aufrichtig geliebt, daß ich ihn geachtet, verehrt und ihm immer treu gewesen bin. Ich wage es nicht, wegen der Beschlüsse, die der Souverain nach den ihm zukommenden Berichten in Bezug auf Einzelne seiner Unterthanen faßt, diesen der Undankbarkeit anzuklagen; aber ich nehme keinen Anstand, ihm zu sagen, daß er durch eben jene Berichte getäuscht wurde, daß keiner seiner Soldaten ihn mehr geliebt hat und keiner ihm treuer gewesen ist als ich.“

Mittlerweile hatten die europäischen Verhältnisse die verbündeten Mächte auf den französischen Boden geführt und Napoleon sammt seiner Macht gestürzt. Trotz der ehrenhaften Aufnahme, die Brune bei Ludwig XVIII. gefunden, trotz der Ungerechtigkeit Napoleon's gegen seine eigene Person eilte er doch, als der Kaiser von der Insel Elba zurückkehrte, seinem ehemaligen Gebieter entgegen.

Zum General-en-Chef der Var-Armee sowie zum Gouverneur der achten Militairdivision ernannt, war er besonders eifrig bemüht, dem Ausbruche des Bürgerkriegs in den seiner Leitung anvertrauten Provinzen vorzubeugen. Indessen war die Schlacht bei Waterloo geschlagen ... Der Marschall Brune fiel bei Avignon Meuchelmördern in die Hände und eine Kugel streckte ihn nieder.

Als Madame Brune die Nachricht von dem unglücklichen Schicksal ihres Gatten erhalten hatte, gerieth sie anfangs fast in Verzweiflung; indeß bewaffnete sich die Witwe bald mit dem Muthe und der Kraft, die ihr zur Erfüllung großer und schwerer Pflichten so nöthig waren. Sie mußte den Tod und das Andenken des Marschalls rächen, seine Verleumder zu Boden schlagen und seine Meuchelmörder vor Gericht ziehen. Weder die fast unübersteiglichen Hindernisse dieses Vornehmens noch der Haß der Parteien vermochten sie davon abzuhalten. Unterstützt durch eine Anzahl treuer und muthiger Freunde ließ sie, ohne den nöthigen Aufwand eines Theils ihres Vermögens zu scheuen, eine Untersuchung über den Mord ihres Gatten anstellen, sammelte Thatsachen, veranlaßte eine Menge Zeugen dieselben zu bestätigen und verfolgte mit Beharrlichkeit ihr der Pietät gewidmetes Werk. Endlich richtete sie an den König Ludwig XVIII. ein Bittschreiben, worin sie ihn auffoderte, wegen des Mordes ihres Mannes Gerechtigkeit üben und insbesondere den Proceß vor den Gerichtshof von Paris ziehen zu lassen.

Hundertundfunfzehn Bewohner von Brive vereinigten sich mit der Marschallin zu der Bitte um die nachdrückliche Bestrafung der Meuchelmörder Brune's und sie scheuten sich nicht, diesen Wunsch in einer Adresse auszusprechen, zu deren Abfassung in damaliger Zeit wol einiger Muth erfoderlich war.

Die Bittschrift der Marschallin an den König blieb ohne Antwort. Am 19. Mai wandte sich Madame Brune an den Großsiegelbewahrer mit einer Klage. Sie bezeichnete in derselben als unmittelbaren Theilnehmer an der verbrecherischen That den Kaffeewirth Forges und einen Lastträger Namens Guindon.

Die Erlaubniß zur Betreibung des Processes ließ lange auf sich warten. Endlich mußte man der edlen Beharrlichkeit der Witwe nachgeben, die selbst als Klägerin auftrat. Nichtsdestoweniger verwies man den Proceß, anstatt ihn in Paris, wo er allein mit Unparteilichkeit hätte geführt werden können, einzuleiten, an den Gerichtshof von Riom. Die Debatten begannen am 24. Februar 1821, fünf Jahre nach dem Tode des Marschalls.

Nur einer der Meuchelmörder war vorgeladen und auch dieser hatte die Flucht ergriffen; es war der Lastträger Guindon. Nichtsdestoweniger beharrte Madame Brune darauf, daß der Urtheilsspruch gefällt wurde, der den Meuchelmord ihres Mannes brandmarken und, wenigstens in den Augen aller rechtschaffenen Leute, nicht ohne Rückwirkung auf die Mitschuldigen und Anstifter des Verbrechens bleiben sollte. Der Gerichtshof sprach das Urtel aus, welches Guindon zum Tode verurtheilte.

Die Marschallin zog sich auf ihre Güter zurück, wo sie nur den einzigen Wunsch hegte, um sich her ein Glück und eine Ruhe zu verbreiten, deren sie selbst für immer beraubt war. Es bedurfte einer neuen Kränkung des Andenkens ihres Mannes, um sie aus ihrer Dunkelheit und Zurückgezogenheit wieder hervortreten zu lassen. Dies geschah, als man in einem öffentlichen Blatte den Marschall Brune der Erpressung beschuldigte. Die Marschallin verfolgte den Verbreiter dieser Anschuldigung; allein sie wurde abgewiesen und letzterer freigesprochen.

Seit der Zeit hörte man nichts mehr von der Marschallin Brune. Nur ihre Familie und die Bewohner von St.-Just, die sie mit Wohlthaten überhäufte, wußten noch von ihr. Am 1. Januar 1829 starb sie, umgeben von Segnungen und beweint von der ganzen Bevölkerung ihrer Umgebung.

Bis dahin waren die sterblichen Überreste Brune's, von denen sich seine Frau nie trennen wollte, im Schlosse von St.-Just aufgestellt, aber nach dem Tode der Marschallin wurden beide Ehegatten in einem und demselben Grabe beigesetzt.

Eine mexicanische Gerichtsscene.

Als ich in Cosala in Mexico verweilte — erzählt Bonpland — war ein gefürchteter Straßenräuber, Joachim Pacheco, seit langer Zeit wegen eines Mordes verfolgt, wider Erwarten eingefangen und gefänglich eingebracht worden. Die ganze Stadt wallfahrtete nach dem Gefängniß, um den kühnen Wegelagerer durch das Gitter zu beobachten, der in seiner Zelle wie der ruhigste, sorgenfreieste Mensch seine Zeit damit

verbrachte, Cigarren zu rauchen, deren er einen reichlichen Vorrath zu besitzen schien. Der folgende Tag war zu seinem Verhör angesetzt; ich hatte Gelegenheit, demselben beizuwohnen und die Originalität desselben wie des ganzen richterlichen Acts wird mir unvergeßlich bleiben.

Das Gerichtslocal war sehr imposant, denn die Ausstattung des Zimmers, welches dazu diente, bestand aus einer Hängematte von Gras geflochten, welche mit zwei Haken an der Decke befestigt war, einigen Stühlen von Bambusrohr, einem wurmstichigen Tische von Mahagoni und einer Strohmatte an der Thür. In der Hängematte ruhte halb sitzend, halb liegend, auf den Elnbogen gestützt, die Hand unterm Kinn, ein kleiner spindeldürrer Mann mit runzligem Gesicht, dessen abgetragene schmuzige Kleidung von der richterlichen Würde keinen hohen Begriff gab. Auf dem Tische stand ein Gefäß mit glühenden Kohlen zur Bequemlichkeit für Jeden, der rauchen wollte und daneben lag ein Packet mit Cigarren. In der Mitte des Tisches stand ein mit Staub bedecktes Tintenfaß und daraus schaute eine vergelbte kurze Feder hervor, aber Papier war nicht zu sehen. Um das Bild des Gerichtshofs von Cosala zu vollenden, braucht man sich nur noch den Joachim Pacheco zu denken, wie er, ganz phlegmatisch auf einen Stuhl hingestreckt, auf dessen Hinterbeinen sich hin und her schaukelt und seinen Wächtern, zwei Dragonern, den Rücken zukehrt, die nebeneinander auf der Strohmatte sitzend, mit dem Carabiner zwischen den Knien, ämsig beschäftigt sind, Papiercigarren zu drehen, bis sie der Dienst wieder aufruft.

Nun, Mann, sagte der Richter, aus seiner bequemen Stellung sich etwas aufrichtend, nun wollen wir Euch verhören!

Mit Eurer Erlaubniß, Señor, sprach Pacheco, indem er, ohne dem Richter zu antworten, aufstand, zum Tische ging und eine Cigarre anzündete.

Macht keine Umstände, Mann, sagte der Richter zu ihm. Rauchen ist eine der wichtigsten Beschäftigungen im Leben; aber um die Wahrheit Euch zu sagen, seit die Regierung das Tabacksmonopol an sich genommen, wird der Taback immer schlechter.

Indeß gibt es noch immer einige brave Bursche, die sich nichts daraus machen, mit den Zollbeamten ein paar Kugeln zu wechseln, erwiderte Joachim, und wenn Euer Gestrengen sich davon überzeugen will, so brauchen Sie mir nur die Ehre zu erzeigen, dies Bündel Cigarren anzunehmen.

Gern, Freund, war des Richters Antwort, indem er das Bündel Cigarren nahm und eine davon anzündete. Caramba! rief er, als er schweigend ein paar Minuten den Dampf der Cigarre von sich geblasen hatte. Ihr habt Recht, das ist etwas Köstliches! Ihr Räuber seid heutzutage die einzigen Caballeros, welche gute Cigarren zu rauchen bekommen. Mein lieber Junge, fuhr er mit seiner süßesten Stimme fort, Ihr müßt wirklich bei dem Contrabandista, der Euch diese schönen Cigarren geliefert hat, ein gutes Wort für mich einlegen. Es wird Eures Freundes Schade nicht sein; denn außer dem Gelde, das er in die Tasche steckt, kann man nicht wissen, ob es nicht in meiner Macht steht, ihm zu helfen, wenn er über kurz oder lang in Unannehmlichkeiten kommen sollte. Doch nun zum Geschäft, wenn Ihr wollt. Sagt mir einmal, warum habt Ihr den Antonio umgebracht?

Um Euch reine Wahrheit zu sagen, Richter, antwortete der Angeklagte mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt, so bin ich niemals im Stande gewesen, das ganz genau zu begreifen. Wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, so waren an jenem Morgen meine Nerven sehr aufgeregt und ich dadurch sehr reizbar geworden.

Das ist allerdings ein Entschuldigungsgrund, sprach der Richter, aber nicht von großer Bedeutung und deshalb kann ich die Entschuldigung nicht gelten lassen. Doch was ich sagen wollte: wie hoch läßt denn Euer Contrabandista sich die Ruda (großes rundes Packet) von seinen Cigarren bezahlen?

Zwölf Realen, und in jedem Packet sind 32 Bündel.

Und dafür läßt die Regierung uns zwei Piaster, das sind doch 16 Realen, bezahlen! rief der Richter mit Heftigkeit. Das ist ja offenbarer Diebstahl. Bah! sprecht mir nicht von den Regierungen, die bestehen alle aus Spitzbuben, immer einer ärger als der andere.

Darin bin ich vollkommen Eurer Meinung, sagte Pacheco, nur lassen sie einander nicht erschießen, wenn sie sich dabei ertappen.

Richtig, alter Bursche! Aber dabei fällt mir etwas ein: die Untersuchung ist zu Ende und ich will Euch jetzt das Urtheil sprechen. Mit diesen Worten streckte der würdige Richter die Hand aus, um die Feder zu ergreifen, aber sie steckte so fest in der vertrockneten Tinte, daß er sie nicht herausziehen konnte. Caramba! rief er aus, ich habe ja auch vergessen, Stempelpapier holen zu lassen. Was soll ich nun machen? Dann, wie plötzlich von einer Idee inspirirt, wandte er sich schnell zu den beiden Dragonern mit den Worten: Da ich gerade kein Papier habe, um mein Urtheil darauf zu schreiben, so nehme ich euch, meine Söhne, zu Zeugen, daß ich hiermit Joachim Pacheco, den Mörder des Don Antonio, verurtheile, nach Verlauf von 48 Stunden erschossen zu werden auf der Stelle, wo das Verbrechen verübt wurde. Die Untersuchung ist geschlossen, bringt den Verurtheilten wieder ins Gefängniß!

Indem nun Pacheco das Zimmer verlassen wollte, sprang der Richter aus der Hängematte und ihn am Arme fassend, sagte er: Mein armer Junge! Ich hoffe, Ihr werdet es mir nicht nachtragen, daß ich diese kleine Formalität in Eurer Geschichte habe vornehmen müssen, und vergeßt nicht, Eurem Freunde, dem Contrabandista, ein Wörtchen in Betreff meiner zu sagen, wie Ihr mir eben versprochen habt.

Zwei Tage darauf wurde Joachim erschossen.

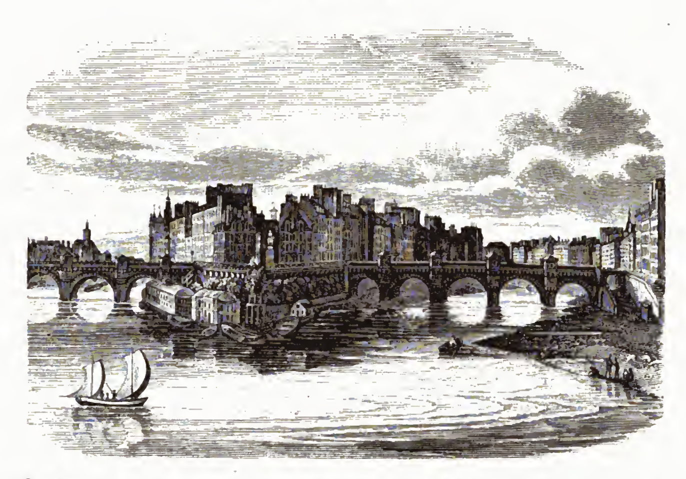
Die Kirchhöfe in den Vereinigten Staaten

sind fast allenthalben passend und geschmackvoll angelegt; wo es sich thun läßt, werden Waldhöhen zu den Ruhestätten umfriedigt. Sanft windet sich dann der Weg um den Berg und zu beiden Seiten auf grünen Plätzchen oder an unmerklich abfallenden Abhängen liegen die Grabhügel und Erbbegräbnisse, überhangen von den alten Bäumen des Urwaldes, deren Rauschen die Stille noch fühlbarer macht. Von oben ist dann gewöhnlich eine schöne Aussicht über die weite Thalebene.

Der Königsplatz und die Bildsäule des Königs Stanislaus in Nancy.



Der Pontneuf in Paris.



Die Seine, welche Paris durchschneidet, würde für die Verbindung der beiden Stadttheile ein sehr beschwerliches Hinderniß sein, wenn nicht durch die ebenso zahlreichen wie schönen und breiten Brücken (16) gesorgt wäre, unter welchen sich vorzugsweise der schon zu Ende des 16. Jahrhunderts gebaute Pontneuf auszeichnet; der Fluß ist hier über 1000 Fuß breit und nicht allein die Länge der Brücke dieser Breite entsprechend, sondern sie selbst auch durch ihre eigene Breite von 78 Fuß großartig, wozu dann noch die seit 1818 stehende große Statue Heinrich's IV. zu Pferde kommt. Der Fremde hat hier Gelegenheit, stundenlang Beobachtungen über das pariser Volksleben anzustellen, denn Alles drängt sich auf den Trottoirs zusammen, was auf diesen den Unterhalt durch kleine Gewerbe verdienen will. Büchertrödler, Zahnärzte, Schuhputzer, Zündhölzchenhändler, Hundescherer, Blumenhändlerinnen, Obstverkäuferinnen stoßen und treten sich. Zugleich gewährt die Brücke nach beiden Ufern die mannichfachste Aussicht auf die Prachtgebäude an den Quais, und auf dem Flusse unten oder oben zeigen sich nicht minder entfernte Punkte, z. B. Passy, bekannt durch seine Mineralquellen. Kurz der Pontneuf ist der Mittelpunkt von Paris und so auch einer der belebtesten, über den der Pariser fast jeden Tag wol ein oder einigemal zu gehen genöthigt ist.

Die große Seeschlacht von Lepanto.

(Beschluß.)

Der Kapudan Pascha vernahm kaum die Näherung der christlichen Flotte, als er aus dem Meerbusen von Larta ihr muthig entgegensteuerte. Erst am 7. October begegneten sich beide am frühen Morgen in dem Gewässer von Lepanto, im Golf von dem Vorgebirge des alten Actium, wo einst die Herrschaft über Rom zwischen August und Antonius entschieden worden war. Zwischen Morea und Albaniens Küste bildet hier das Meer eine weite Bucht, welche westlich von Ithaka, dem Reiche des vielgewanderten Helden Ulysses, und Cephalonia begrenzt wird, dann aber sich östlich bis an die Landenge Korinths ausdehnt. Mitten im Busen hier liegen die drei Klippen, welche in uralter Zeit schon als die Echinaden, jetzt als die Curzolariinseln bekannt sind. Von Nord nach Süd, an Albaniens Küste hin, zwischen den genannten Felseninseln und dem Ufer segelten die Schiffe, in unabsehlicher Reihe sich folgend, um an der Mündung des einst so namhaften Achelous zu ankern, als man plötzlich die türkische Flotte wahrnahm, welche Moreas Küste hinter sich hatte. Johann von Östreich, ebenso kühn als jung, sah endlich den Augenblick, der seiner Ungeduld ein Ende machen sollte. Ohne die Vorstellungen und Bedenklichkeiten seiner Rathgeber zu beachten, ließ er

sogleich die Flaggen aller Fürsten aufhissen, die den „Ewigen Bund" geschlossen hatten und das wilde Geschrei vom Bord aller Schiffe begrüßte sie. In dem Maße, als die Schiffe aus der engen Straße ins offenere Meer des Busens sich bewegten, nahmen sie ihre Stellung ein, immer nur fern genug voneinander, daß ein folgendes Schiff zwischen zweien hindurchsegeln konnte. Fast zwei Stunden lang dehnte sich die Schlachtlinie aus, die Schiffe der Spanier, Venetianer und der Andern sorglich gemischt. Den rechten Flügel befehligte der berühmte Andreas Doria von Genua und lehnte sich an Cephalonia an; der linke, vom Venetianer Barbarigo geleitet, hielt Griechenlands Küste fest. Den Mittelpunkt bildeten und schützten sechs große venetianische Galeassen und eine Menge kleinerer leichter Malteserschiffe schwärmten umher, den Feind zu necken, zu beschäftigen, von seinen Bewegungen Kunde zu bringen. Da, ehe sich die christliche Flotte zum Kampfe in der Linie aufstellte, in einer unabsehbaren Linie ein Schiff hinter dem andern dahinsegelte, konnte die türkische ihre Stärke nicht überschauen, und erst als Doria an der Spitze rechts abschwenkte, den einen Flügel zu bilden, gewann sie einen vollern Überblick, worauf ihr Admiral aber sogleich ohne Zagen mit aller Kraft herbeisegelte, wo möglich die Aufstellung ferner zu hindern und die Schiffe einzeln anzugreifen. Er stieß gerade auf die genannten schweren sechs Bollwerke der venetianischen Galeassen und die Schlacht begann. Das Feuer vom Bord der Galeassen war dem der türkischen Galeeren weit überlegen. Von den letztern vereinigten sich daher immer mehre, ein solches Schiff anzugreifen und mitten hindurch und um sie herum in die christliche Flotte zu dringen. Glücklich kamen mehre türkische Schiffe bis zur Galeere, auf welcher Johann von Östreich selbst stand. Ein harter Kampf entspann sich hier; der venetianische und päpstliche Admiral kamen dem jungen Prinzen zu Hülfe. Bald gab es von den 500 Schiffen, die hier einander die Spitze boten, nicht eins, wo nicht der Tod seine Beute gesucht hätte. Das türkische Admiralschiff war umringt und kämpfte zwei Stunden lang gegen die Übermacht. Mehr als ein mal suchte man es zu entern, mehr als ein mal kletterten christliche Wagehälse an seinem Bord hinauf und wurden erschlagen, erstochen, erschossen, ins Meer hinabgestürzt. Eine Seeschlacht ist das schrecklichste Mordspiel, das der Mensch erdacht hat, besonders in einem solchen engen, geschlossenen Meere, wo nicht einmal die Wogen freie Bahn öffnen, wo fast Bord an Bord sich legt. Wen die Kugel verschont, für den ist der Grund des Meers, ihn zu verschlingen, aufgethan. Sieben Galeeren kamen endlich ihrem Kapudan Pascha zu Hülfe und schienen den Sieg auf türkische Seite zu lenken. Da setzte sich jedoch die Nachhut der christlichen Flotte in Bewegung. Zwei venetianische Schiffe segelten kühn in die türkische hinein. Eine türkische Galeere wurde von ihnen in den Grund gesegelt, doch die Übermacht erdrückte sie dann ihrerseits, und erst als der Kampf nun mit neuer Wuth entbrannte, mußte das türkische Admiralschiff die Segel streichen. Eine Menge Spanier sprangen von ihrem Verdeck hinüber auf dasselbe; der Kapudan Pascha sank unter ihren Streichen, der Halbmond ward heruntergerissen, dagegen hißte man die Fahne mit dem Kreuze empor und der Kopf des türkischen Admirals starrte auf den Mast blutend die Seinigen an, denen jetzt der Muth entschwand. Bald hatten andere türkische Galeeren gleiches Geschick; ihre Befehlshaber sanken vom christlichen Schwerte durchbohrt oder entflohen auf den hinabgelassenen Schaluppen. Dreißig solcher Galeeren suchten das freie Meer zu gewinnen; doch kaum sah es der venetianische Proveditore Quirini, als er ihnen nachjagte, sie einholte und nach der Küste trieb, wo sich die Mannschaft ins Wasser stürzte und so zu retten suchte. Der Mittelpunkt der christlichen Flotte hatte glänzend gesiegt, den feindlichen Angriff zurückgetrieben und dann den Feind selbst vernichtet. Tausendstimmiges Freudengeschrei erfüllte hier die Lüfte, tausendstimmiges Freudengeschrei auf dem linken Flügel antwortete ihm, denn er war nicht minder siegreich gewesen. Doch auch hier hatte es unendliches Blut gekostet. Die türkische Flotte hatte ihn umgangen und so im Rücken wie auf der Seite und vorn zugleich bestürmt. Die vornehmste Galeere, befehligt vom Proveditore Barbarigo, hatte eine Zeit lang mit sechs türkischen den Kampf zu bestehen und Barbarigo wurde tödtlich verwundet. Statt seiner übernahm sogleich Federigo Nani das Commando und bald erhielt er Hülfe von andern Schiffen. Der Feind wurde zurückgetrieben. Der türkische Befehlshaber, Mahomed Siloco, sah sein Schiff sinken. Mit Wunden bedeckt zogen ihn die Venetianer aus dem Meere, doch nur, ihm den Kopf abzuschlagen und diesen auf ihren Mast zu pflanzen. Quirini kam jetzt von seiner glücklichen Jagd der vorhin erwähnten feindlichen Schiffe zurück und vollendete hier noch das Werk. Alles war für die Türken im Mittelpunkte wie auf ihrem rechten Flügel verloren, die Ordnung aufgelöst, jeder höhere Befehlshaber todt, überall suchten einzelne Schiffe Rettung am nächsten Ufer; überglücklich der Lebende, wenn er es erreichte. Nur der rechte Flügel der christlichen Flotte unter Andreas Doria konnte minder sich des Sieges rühmen. Ihn hatten die türkischen, von Algiers Corsaren bemannten Schiffe so arg gedrängt, die Schiffe so voneinander gejagt, daß bei dem tapfersten Widerstande der einzelnen Galeeren doch nicht an einen Sieg zu denken war. Ulluszali, wie der algierische Befehlshaber hieß, der an der Spitze von 30 Galeeren stand, setzte allen Versuchen der Christen, sich zu vereinen, die wildeste Tapferkeit entgegen und seine Schiffe bewegten sich mit einer Sicherheit, einer Gewandtheit, welche den alten erfahrenen Doria in Staunen und Bewunderung setzte. Er blieb Herr zum Angriff wie zur Vertheidigung. Das malteser Hauptschiff gerieth fast in seine Hände, eine venetianische Galeere fing Feuer und wurde ein Opfer der Flammen wie der Fluten; aber Ulluszali sah, daß Alles auf der andern Seite verloren war und so beschloß er, vom Angriffe abzulassen. Er ließ alle Segel aufspannen und, ohne angegriffen zu werden, fuhr er mit seinen 30 Galeeren, selbst einige eroberte christliche mit sich führend, mitten durch die siegestrunkene christliche Flotte, die noch mit ihm anzubinden nicht Lust hatte. Die Kräfte waren erschöpft; fünf Stunden hatte der Kampf gedauert, das Meer schäumte von Blut und war weit umher von Leichnamen wie von Schiffstrümmern bedeckt; 30—40 Galeeren waren an den felsigen Küsten gescheitert, andere leck geworden, noch andere trieben ohne Mannschaft auf den Wogen dahin, wieder andere lagen im Meerbusen von Lepanto verlassen und des Siegers harrend, der sie in Besitz nahm. Gegen 5000 Menschen hatte die christliche Flotte verloren, wol 30,000 soll die türkische eingebüßt haben. Eine unendliche Zahl scheint es für so wenige Zeit, jedoch denkbar, wo fast jede Kugel ihr Ziel findet, wo Feuer und Wasser sich vereinen, Menschenleben zu vernichten,

wo beinahe 200 Schiffe genommen, verbrannt, in den Grund gesegelt wurden, wo an Erbarmen nicht gedacht wurde, wo endlich 500 Schiffe von beiden Theilen miteinander auf Tod und Leben kämpften. Seit der Zeit, wo Augustus (Octavianus) in diesem Meere hier den Antonius besiegte und Roms Herrschaft gewann, seit 1600 Jahren, war kein solcher Entscheidungskampf zur See gekämpft worden. Da die türkischen Krieger noch häufig nur mit Bogen und Pfeilen schossen, konnten sie minder den obenein oft gepanzerten christlichen Truppen tödtliche Wunden beibringen, als auf ihren Verdecken die schweren Musketen von der andern Seite verursachten.

Hatte denn nun inzwischen auch die Schlacht solche wichtige Folgen wie jene des Octavianus? Nicht im entferntesten. Und gerade hierdurch ist sie so merkwürdig wie nur eine, die zu Lande oder Wasser geliefert wurde. Alles Blut war umsonst geflossen. Sie war zu blutig auf Seiten der Verbündeten gewesen, um mehr als 5000 Mann ans Land setzen und hier eine Eroberung machen zu können. Nicht einmal Lepanto selbst wagte man anzugreifen. Die verschiedenen Ansichten und Vortheile der Verbündeten gingen ebenfalls zu weit auseinander. Der eine Befehlshaber schlug Dies, der andere Jenes vor. Der feurige Johann von Östreich schwelgte im Gefühle des Siegs und wollte den Triumph ernten, den Weihrauch athmen, den er, wohin er kam, gestreut zu sehen hoffen konnte. Die spanische Flotte verlangte er deshalb zunächst nach Messina heimführen zu können. „Der Winter sei nahe", meinten Andere und drangen deshalb darauf, nach Korfu zu segeln, und ihr weiser Rath war Allen willkommen; denn es schien als ärgere man sich, einen Sieg errungen zu haben, wovon Venedig zunächst allein die Früchte ernten konnte. Als man daher in Korfus Hafen eingelaufen war, sonderte sich heute diese, morgen jene Abtheilung ab, daß am Ende nur die venetianische zurückblieb. Die Schlacht war geliefert, glänzend gewonnen worden, doch ohne alle Folge geblieben. Venedig sah ein, daß „ein Bündniß zum Schutz und Trutz, auf ewige Zeiten geschlossen", nur gilt, so lange es den eigenen Gewinn hoffen läßt. Der Jubel, den der Sieg bei Lepanto fast in ganz Europa, besonders aber in Venedig erregt hatte, verstummte in eben dem Maße, als man keinen Gewinn davon sah, dagegen die Nachricht einlief, daß man im Arsenal zu Konstantinopel nur darauf denke, im nächsten Sommer den Schlag wieder auszugleichen. Kaum wehten die Lüfte des Frühlings 1572, als schon wieder keck und frisch 60 türkische Galeeren im Archipel erschienen, Venedigs Besitzungen zu verwüsten. Die stolze Republik rief Alles herbei, was sie an Verbündeten hatte, sich mit ihrer Flotte zu vereinen; doch Keiner hörte auf ihre Mahnung, am wenigsten Philipp's II. Admiral in Messina, und die erwähnten 60 türkischen Schiffe waren nur die Vorläufer der eigentlichen großen Flotte, welche den Befehl hatte, ihnen nachzusegeln. Da that Venedig, was es ein Jahr vorher mit ungleich geringern Opfern hätte thun können, es unterhandelte mit der Pforte um einen billigen Frieden. Anfangs pochte es auf den großen Sieg bei Lepanto; allein der Großvezier lachte wild dem venetianischen Gesandten ins Antlitz und erwiderte stolz: „Ihr habt uns bei Lepanto den Bart abgeschoren, der bald wieder lang werden soll, so lange es Menschen und Holz gibt; mit Cypern haben wir euch einen Arm abgehauen, der nicht wieder wächst!" Nach langem Mäkeln und vergeblichem Hoffen und Harren, bei den Verbündeten große, neue, dauernde Hülfe zu finden, mußte sich die Signoria dazu verstehen, Cypern förmlich abzutreten; denn verloren war es schon nach dem Falle von Nicosia und Famagusta gewesen, ferner in die Kriegskasse des Sultans 300,000 Zechinen als Entschädigung zu zahlen, jährlich 1500 Zechinen als Tribut für die Insel Zante zu entrichten, und selbst an der Küste Albaniens die erste Stadt Spoleto zu übergeben. So wurde der Friede am 15. März 1573 unterzeichnet. Und Dies war die Frucht der großen Seeschlacht von Lepanto, worauf noch Venedigs Gesandter in Madrid von Philipp II. mit stolzer Verachtung behandelt, vom Papste aber mit den beleidigendsten Vorwürfen überhäuft wurde. „Es schien, als hätten die Türken bei Lepanto den Sieg davongetragen!" seufzte ein Zeitgenosse.

Farnmer!

ist das Losungswort der wiener Fiacrekutscher. Mancher, der zum ersten male nach Wien kommt, weiß sich das sonderbare Wort, das seine Ohren in allen Tonskalen umschwirrt und in das Bitte und Befehl, Drohen und Schmeicheln gelegt werden kann, nicht sofort zu enträthseln, bis er herausbringt, daß es so viel als: „Fahren wir!" heiße.

Der Dom in Riga.



Mannichfaltiges.

Zur Naturgeschichte der afrikanischen Ameisen. Die von den Engländern besonders unter Allen, Trotter und Webb veranstalteten Entdeckungsfahrten auf dem Niger haben auch die Naturgeschichte vielfach bereichert. Unter den unzähligen Insekten haben namentlich die Ameisen mehr als einmal durch die Kunstfertigkeit ihrer Baue die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gelenkt. Sie errichten kegelförmige, fünf Fuß hohe Hütten verschiedener Art mit Dächern aus Schlamm, die sie, allmälig austrocknend, regendicht machen; im Innern sind die Hütten von einer Menge Galerien durchzogen. Bisweilen dringt, ungeachtet ihrer Vorsicht, eine Schlange in ihre Festung und richtet daselbst schreckliche Verheerungen an. Aber bald wird sie selbst das Opfer ihrer Gefräßigkeit. Sobald sie ihren Hunger gestillt hat, verfällt sie in einen Zustand der Betäubung, und diesen benutzen die Ameisen, um sie festzuleimen. Gleich einem unvorsichtigen Krieger, in Feindesland gefangen genommen, wird sie der unerbittlichen Schar zum Raube, unter welcher sie vorher gewüthet hat. Diese Ameisenscharen breiten sich oftmals in dichten, schwarzen Heereshaufen über mehre Meilen weit aus, auf ihrem Wege Alles verheerend, was ihre Kräfte übermögen. Die Pflanzen sterben ab und der Boden verdorrt unter ihren Reihen so gut, wie unter den Hufen von Attila's Rossen. Wenn sie einem Kranken oder Verwundeten begegnen, der, außer Stande, sich zu vertheidigen, an der Erde liegt, sollen sie sich auf ihn werfen, ihn mit einem klebrigen Safte überziehen, der ihn völlig kraftlos macht, und ihm dann das Fleisch bis auf die Knochen benagen.

Die Hummern, für welche es in mehren niederländischen Seestädten förmliche Erziehungs- und Verpflegungsanstalten gibt, haben vieles Eigenthümliche an sich. Namentlich ist ihre Häutung oder das Abwerfen ihres ganzen Kürasses eine seltene Erscheinung. Zuerst öffnet sich der Panzer des Thiers gerade mitten auf dem Rücken, dort wie die Rinde eines Baums auseinander platzend. Hier zieht sich die dicke weiche Fleischmasse, an der wie an einem Centralcylinder alle übrigen Glieder ansitzen, zuerst heraus. Der Schwanz, die Scheren, die Beine folgen, alle ihre Gehäuse verlassend, allmälig nach. Mit dem ganzen Auszuge ist das Thier in drei Tagen fertig. Das Schwierigste dabei ist das Durchbringen der Scheren. Diese sind vorn ganz dick und breit und haben hinten einen sehr engen Hals, durch den nun die ganze Masse hindurchmuß. Doch ist diese zur Zeit der Häutung beinahe so weich und elastisch wie Federharz; sie verwandelt sich, indem das Thier mit dem Hauptkörper zupft und zerrt, in dem engen Halse zu einem dünnen Faden und nimmt nachher gleich wieder ihre natürliche Gestalt an. Mitunter aber, wenn ein Hummer zu hitzig ist und sich zu rasch zu entkleiden strebt, reißt doch wol die Masse, es bleibt ihm ein Glied im Mantel stecken und er muß sich hinfort mit Einer Schere behelfen. Die entpanzerten Hummern sind in der ersten Zeit sehr scheu und schüchtern und ganz matt; sie ziehen sich in ein Versteck zurück, bis ihre neue Haut etwas verhärtet und verkalkt ist. Sie fürchten sich besonders vor ihren eigenen Brüdern, denn diese machen sich nur gar zu gern über einen solchen weichen, schildlosen Gefährten her und fressen ihn als einen köstlichen Bissen mit Haut und Haaren auf.

Ein amtlicher Bericht über die Londoner Industrie-Ausstellung, der vor kurzem ausgegeben ward, weist nach, daß die Ausstellung im Ganzen von 6,063,986 Personen besucht wurde; es wird für wahrscheinlich gehalten, daß, bei durchschnittlicher Rechnung von drei Besuchen auf eine Person, mindestens zwei Millionen verschiedene Menschen im Krystallpalast gewesen sind. Die Gesammtzahl der für die Dauer der Ausstellung und auf die Namen der Inhaber lautenden Billets (season tickets) belief sich auf 25,065, von denen 12,111 auf Damen kamen. Die Anzahl der ausländischen Besucher ist lange nicht so groß gewesen, als allgemein geglaubt wurde. Die Zahl sämmtlicher ausländischer Reisenden, die mit den Dampfbooten in den verschiedenen englischen Häfen vom 1. April bis zum 30. September 1851 gelandet, belief sich auf nicht mehr als 58,427. Auch der Werth der im Krystallpalast aufgestellt gewesenen Gegenstände ist weit überschätzt worden. Ohne den, je nachdem man will, unschätzbaren oder werthlosen Koh-i-Nur betrug der Werth 1,781,929 Pf. St. Man hatte zuvor 12—50 Millionen angenommen.

Ehden ist der Name eines auf dem Libanon gelegenen Städtchens, von etwa 2000 Maroniten bewohnt. Die Umgegend des Örtchens gehört nach den Schilderungen eines Reisenden zu den reizendsten, die man sich nur denken kann. An den Hügeln, von denen die klarsten Bäche herabströmen, wächst Wein und Öl; in den Thälern und auf den Hochebenen Gerste, Weizen, Taback u. s. w. in Fülle und trefflicher Qualität; in großer Menge findet man Gurken- und Melonenfelder. Das Klima ist gesund und greift die menschliche Constitution weder im Sommer noch im Winter zu empfindlich an. So ist denn Ehden wirklich ein Garten Gottes, ein Eden, wie es im ersten Buche Mosis (2, 8) vorkommt.

Die Schmetterlingsblume fand ein reisender Botaniker in der Nähe von Charlestown in Massachusetts in Nordamerika und schreibt über sie: „Auch Flora spielt bisweilen phantastische Possen. Sie zeigte uns in einer ihrer Nachahmungen der Thierwelt die Gestalt einer Schmetterlingsblume, so ähnlich, daß auf den ersten Anblick das Auge vollständig getäuscht ward. Die Blume hatte die Größe eines Schmetterlings von der größten Art, war sehr bunt in den Farben und die so zu nennenden Flügel waren mit dem feinen Flaum bedeckt, der den lebendigen Insekten eigenthümlich ist."

Pua Modders heißt in den Traditionen der Friesen eine lustige Person, eine Art Eulenspiegel, von welcher sie sich mancherlei Possen erzählen. Einmal betrog er die Bewohner der Insel Römöe um eine rothe Jacke. Die Römöer nämlich hätten gern ihre Kirche sum einige Ellen weiter nach Süden versetzt gehabt. Pua Modders gab ihnen den Rath, eine rothe Jacke an die Südseite ihres Kirchleins zu legen, dann sammt und sonders an die Nordseite zu treten und gegen die Kirche mit aller Kraft zu stoßen und zu schieben, bis die Jacke nicht mehr zu sehen wäre. Die Römöer schoben nun und stießen mit den Köpfen und Rücken; endlich wurden sie der Arbeit müde und sahen sich nach der Jacke um. Sie war fort und sie waren mit dem Erfolge ihrer Bemühungen zufrieden und meinten, ihre Kirche stände nun, wo sie stehen sollte. Während sie schoben und stießen, war Pua Modders mit der rothen Jacke über alle Berge.

Der großherzoglich badische Park in Schwetzingen ist reich an einer Menge von Statuen, unter welchen sich treffliche Arbeiten finden, welche noch lange nicht so bekannt und gewürdigt sind, wie sie es verdienten. So ragen aus dem See empor zwei männliche Kolossalbilder von gelbem Sandstein, den Rhein und die Donau vorstellend. In Gesicht und Haltung der beiden Figuren ist die ruhige Kraft des Rheins gegenüber der wilden, ungestümen Natur der Donau trefflich ausgedrückt. Am reichsten ist die griechische Götterwelt vertreten; doch ist eine Statue des Apollo ein ganz mislungenes Kunstwerk und das Ärgste ist, daß der Künstler den Musengott die Lyra mit der linken Hand spielen läßt. Als ihm — es war der Bildhauer v. Verschaffelt — sein grobes Versehen vorgehalten ward, soll er geantwortet haben, Apollo müßte ein erbärmlicher Gott sein, wenn er die Lyra nicht mit jeder Hand spielen könnte.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 499.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [24. Juli 1852.

Mestre vor Venedig.



Die Stubenvögel und der Mensch.

Fast Jedermann liebt die Vögel, und wenn auch nicht alle, doch diese oder jene Gattung, diese oder jene Art. Die Einen sind uns lieb und theuer wegen des großen Nutzens, den sie uns gewähren. Sie geben uns wohlschmeckendes Fleisch, sie wärmen uns mit ihren Federn oder erfreuen uns durch ihre Zutraulichkeit und Anhänglichkeit. Es hinge nur von ihnen ab, uns jeden Augenblick zu verlassen; allein ihre scheue Natur hat sich im Laufe der Zeit bis auf eine gewisse Schüchternheit verloren, und selbst diese verschwindet, wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt. Mit einem Worte — sie sind zu Hausvögeln geworden. Dagegen gibt es auch viele andere, die wir nicht gerade, ja wol gar nicht aus so eigennütziger Ursache halten. Wir lieben sie nur des Vergnügens wegen. Sie ergötzen uns durch ihr Gefieder, durch ihren Gesang, durch ihre Talente, die uns um so bewundernswerther erscheinen, je kleiner ihre Gestalt ist. Der Ärmste kann in seiner Wohnung sich in dieser Art einen solchen Gesellschafter schaffen, der ihm manche langweilige Stunde verkürzt, manche trübe Stunde aufheitert, und er thut es auch, er hält sich einen — Stubenvogel. Das ganze Verhältniß der Menschen zu der gefiederten Schöpfung ist eigenthümlicher Art. Allerdings haben gar viele vierfüßige Thiere eine uns ungleich näher berührende Stellung. Viele besitzen eine der menschlichen sich annähernde Fassungskraft. Was faßt und versteht nicht Alles ein Hund, ein Pferd, ein Elefant! In ähnlicher Weise sind sie uns auch im gewöhnlichen Leben noch viel unentbehrlicher. Wie wollte der Jäger ohne seinen Hund, der Wüstenbewohner ohne sein Kameel, der Lappe, der Samojede, der Tschutzschke ohne sein Rennthier bestehen? Das Pferd, der Esel, das Rind bedingen das Leben von Tausenden und Abertausenden. Jedoch die meisten dieser Thierarten sind nur auf einen bestimmten Raum beschränkt; der Hund allein folgt dem Menschen überall nach, doch im höchsten Norden kann man nicht auf Rindvieh-, Schaf- und Schweinezucht rechnen, während das Kameel und der Elefant nur im heißen Klima gedeihen. Ist aber von einem sehr beschränkten Raume die Rede, so verbietet sich die nähere Bekanntschaft mit ihnen ohnedies. Übrigens haben sie alle keine melodische Stimme, keinen äußern Farbenschmuck von der Natur in der Art erhalten, wie die Natur so manchen unserer Stubenvögel ausgestattet hat. Das Hundegebell wird noch Niemanden ergötzt haben, als höchstens einen Waidmann im Walde, und das Katzengeheul kann uns oft in der Nacht zur halben Verzweiflung treiben. Was ihren Farbenschmuck betrifft, so hat sich die Natur meist nur auf große Einfachheit beschränkt, und wo sie etwa von dieser Regel abweicht, geschieht es fast nur, das Säugthier doppelt widrig erscheinen zu lassen. Man sehe nur die grün, roth und blau gefärbten Paviane an; etwas Widrigeres und Häßlicheres kann man sich kaum denken, sowie im Gegentheil nichts Prachtvolleres als dieselben Farben im Gefieder vieler indianischen Raben, Kolibris und Papagaien. Dasselbe gilt von der Gestalt der Säugthiere, wenn sie sich der menschlichen nähert. Ein recht netter Orang-Utang in Kleider gesteckt, sieht am Ende einem chinesischen Mandarin gar nicht unähnlich, ist aber nur um so widriger, während so mancher große und kleine Vogel mit dem Menschen nicht die fernste Ähnlichkeit besitzt und uns doch durch seine Gestalt zur Bewunderung hinreißt, und thut es nicht seine Gestalt allein, so entzückt uns dann nicht selten, mit ihr vereinigt, die Pracht seines Gefieders, wo Perlen, Edelsteine und die glänzendsten Farben in einer Art vereint sind, daß keine menschliche Kunst sie nachzuahmen im Stande ist. Es ist wahr, eine Gattung von Insekten in zahllosen Arten hat die Natur nicht minder mit der unbeschreiblichsten Farbenpracht ausgestattet. Wir meinen die Schmetterlinge. Diese schimmern mit Gold besprengt und eingefaßt, jene mit Silberstreifen auf himmelblauem Grunde. Purpurroth, von Gold erhöht, prangen wieder andere, und noch andere stolziren in schwarzem Sammet, von silbernen Sternen bedeckt. Doch kann sie der Mensch zu seinen Haus- oder Stubengenossen machen? Nimmermehr! Nur die getödteten bewundert er in einem Glaskasten. Ihre Lebensfrist ist oft auf nur wenige Stunden beschränkt, und in der freien Natur schwärmen sie so muthwillig herum, daß er selten einen flüchtigen Blick auf sie thun kann. Am zahlreichsten würde er sie in Afrikas und Südamerikas Wildnissen finden, wohin sich aber selten sein Fuß verirrt. Auch das Reich der Fische zeigt in zahllosen Arten solche Pracht und Herrlichkeit; allein ihr Element, das fließende Wasser, wol gar das stürmische Weltmeer, erlaubt ebenfalls nicht, sich an ihrem Schmucke zu ergötzen, wenn man etwa die bekannten Goldfischchen ausnimmt, nicht zu gedenken, daß von einer geistigen Annäherung nicht die geringste Spur vorhanden ist. Wir könnten selbst eine Classe der Würmer hierher rechnen, die zahlreichen Bewohner der Muscheln, die durch ihre Form wie ihr Farbenspiel unsere Bewunderung im höchsten Grade rege machen; allein eben nur nach ihrem Tode und durch ihr Gehäuse ergötzen sie uns, und so bleibt uns eben nur der Vogel in den Lüften, der uns immer zu fliehen scheint, gerade in solcher Art das Geschöpf, mit dem wir uns am liebsten abgeben und gleichsam verständigen können. Denn was will dies Alles gegen so manche geistige Gaben der befiederten Lieblinge sagen, welche der Mensch in seine Wohnung aufgenommen und, wenn auch gegen ihren Willen, zu seinen Genossen gemacht hat? Wie klug sind so viele derselben, wie gelehrig, wie ahmen sie nach, welche zärtliche Anhänglichkeit zeigen Andere, und wie spricht sich bei so manchen unter ihnen eine gegenseitige Liebe sowie die Liebe zu ihren Kleinen aus! Das Leben selbst gilt ihnen nichts, um das der Jungen zu schützen.

Es nähren unvernünft'ge Creaturen
Die Brut und, scheu'n sie gleich des Menschen Antlitz,
Doch zur Beschirmung ihrer zarten Kleinen —
Wer säh' nicht oft sie mit denselben Schwingen,
Die sie wol sonst zur bangen Flucht gebraucht,
Auf den sich werfen, der ihr Nest erklomm,
Ihr Leben bietend zu der Jungen Schutz!

So sprach schon Shakspeare, dessen Name wol allen Lesern bekannt ist, wenn ihnen auch seine Werke nicht zugänglich gewesen sein sollten, und in solchen Äußerungen haben fast alle diese Bewohner des Waldes, der Lüfte und der Klüfte eine dem Menschen ungemein wohlthuende Ähnlichkeit. Man vergleiche sie nur mit vielen andern Wesen der Schöpfung. Von Würmern, von Insekten dürfen wir im Allgemeinen hier gar nicht sprechen. Nur die Bienen, Wespen und Ameisen sorgen für ihre junge Brut. Die kaltblütigen Amphibien lassen ebenso wenig im Ganzen etwas davon wahrnehmen. Kaum daß die allermeisten etwas davon spüren lassen, insofern einige Arten, z. B. Schlangen, Schildkröten, Eidechsenarten in der Wahl ihres Nestes etwas sorgfältig zu Werke gehen. Die Fische sind, mit ganz wenigen Ausnahmen, solcher An-

hänglichkeit am wenigsten fähig; sie legen die Eier zu Tausenden, zu Hunderttausenden, sind aber ebenso die Ersten, welche die eigene, ihnen unbekannt bleibende Brut zu Tausenden verzehren. *)

(Beschluß folgt.)

Die Goldwäschereien am Ural.

Erstaunlich viel Gold gibt der Ural, und wenn die Gewinnung desselben ein Land reich und glücklich machen kann, so muß es Rußland werden. Von 1813—40 wurden nicht weniger als 4687 Pud gewonnen, die man mit 40 zu multipliciren hat, um die Zahl der Pfunde zu haben. Und dies langt noch bei weitem nicht; diese 4687 Pud sind nur das der Krone berechnete Ergebniß; was durch Unterschleife in andere Hände kam, läßt sich hier gar nicht in Anschlag bringen, muß aber nach Dem, wie man die Menschen dort kennt, auch eine große Summe betragen. Jedoch das edle Metall wird vorjetzt fast durchgängig nur durch das Auswaschen des Sandes und Lehms gewonnen, die an den Ufern vieler Flüßchen und Flüsse aufgehäuft sind. Wo so viel Reichthum aufgehäuft wird, sollte man nun doch auch prachtvolle Gebäude suchen; allein nichts ist einfacher und anspruchsloser als so eine Residenz des Plutos. Nördlich von Bogoslawk z. B. liegen zwei der größten Goldwäschen. Wie zeigen sie sich? Man kommt durch dichte Waldung und diese wird immer lichter; man hört Menschen sprechen, Maschinen knarren und die Räder von Karren, die nie Seife, Talg oder Wagenschmiere gesehen haben; jetzt ist Alles offen und eine rastlose Thätigkeit belebt die Scene. Hier wird der Boden aufgegraben wie vor einer Ziegelhütte; die obern goldleeren Schichten werden abgefahren, damit sie nicht im Wege stehen, der Lehm und Sand der goldführenden dagegen kommt nach den Waschherden. Kein Obdach schützt die Erde gegen Regen oder Schnee, und so sieht Alles so schmuzig aus, wie es gerade die Witterung bedingt. Liegt die goldhaltige Schicht sehr tief, so wird sie unterirdisch abgebaut, wie bei uns etwa die Braunkohle, mit leichter Zimmerung, da sie verlassen wird, sobald der Sand herausgeschafft ist. Wir wollen den Karren folgen, die knarrend vor uns herziehen. Sie bringen uns zu den Goldwäschern selbst. Barfuß stehen dieselben in hölzernen Schuhen, kaum mit Hemde und Hosen bekleidet, in gebückter Stellung vor ihren Waschherden, viereckigen, etwas geneigten, schiefen Breterflächen, auf drei Seiten von einem niedern Rande umgeben; die vierte Seite ist frei, das Wasser abfließen zu lassen. Hier wird das wenige, im Lehme und Sande befindliche Gold durch mannichfache Handgriffe abgesondert; denn ein großer Karren gibt wol kaum einen halben Fingerhut Goldstaub. Sichtbares Gold darin ist unendlich selten. Diese Waschherde sind ebenfalls meist unter freiem Himmel, selten unter einem einfachen Breterdache und nur im Winter in hölzernen Hütten, die geheizt werden. Einige Badestuben, einige Gebäude für die Beamten, einige Erdhütten für die Arbeiter liegen etwas entfernter und vervollständigen das nichts weniger als reizende Bild des Reichthums, der gewonnen wird, und der Armuth, die ihn aus Lehm und Sand herauszieht. Immer leitet der Goldwäscher Wasser auf dieselben, die er vor sich ausgebreitet hat. Die feinen Goldkörnchen fallen, indem der Lehm sich im Wasser auflöst und mit diesem abläuft, mit dem Sande auf die Breterfläche des Waschherdes selbst und von diesem führt den Sand ein Wasserstrahl eben so fort, indem nun das schwerere wenige Metall daliegt, kaum sichtbar nach vieler Stunden Arbeit, die nur von der Hoffnung belebt wird, außer dem spärlichen Lohne noch einen Theil des gewonnenen Goldes verheimlichen zu können, bis ein fremder Hausirer kommt. Meist ging solches gestohlenes Gold in Honig versteckt tief nach Asien hinein, und in Buchara sagt man ironisch: eine Tonne russischen Honigs ist besser als noch so viele vom persischen. Jetzt verfährt man strenger gegen die Aufkäufer solchen Goldes als gegen die Diebe selbst und hat so die Veruntreuung beschränkt, aber es fehlt viel daran, sie ganz zu verhüten. Die Armuth der Arbeiter ist zu groß und die Versuchung ist es nicht minder. Inwieweit hierbei auch die höhern Beamten betheiligt sein mögen, kann man schon daraus abnehmen, daß man in Jekaterinenburg, dem Hauptsitze aller bergmännischen Behörden, einen ganzen unterirdischen Münzhof entdeckte, wo man die feinsten holländischen Dukaten prägte und vorsichtig in Umlauf brachte. Es war im Jahre 1834.

---

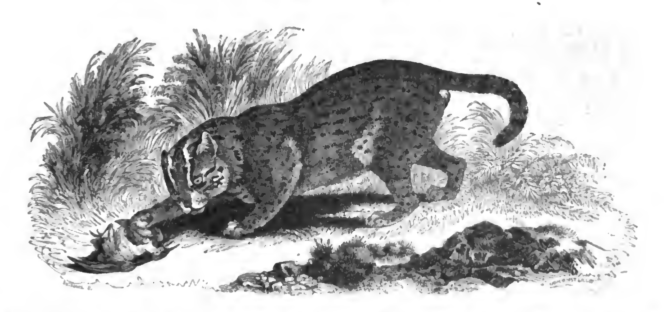
*) Eine Ausnahme hiervon würde vielleicht nur der Hassar machen, ein Fisch in Guiana, von dem man leider nichts Genaueres mittheilen kann, weil unsere Quelle (Schomburgk's „Reise nach dem britischen Guiana") darüber ebenfalls nichts berichtet, als was hier folgen soll. Der schulgerechte Name ist Callichthys coelatus; so hat ihn Cuvier genannt, und die Europäer nennen ihn dort Hassar oder Hardback. Am nächsten ist er wol mit unserm Wels verwandt. Dies Alles kann uns gleichgültig sein; allein der Fisch hat eine Eigenthümlichkeit, welche vielleicht kaum bei einer andern Art zu finden ist: er sorgt für seine Brut, er schützt sie mit dem eigenen Leben. Das thun die Fische in der Regel nicht; sie setzen ihren Laich ab, wo er zwischen Steinen und dergleichen von der Sonne ausgebrütet wird, und nun bekümmern sich Männchen und Weibchen so wenig um die Fischbrut, wie diese um ihren Vater und die Mutter. Nicht so dieser Hassar; er baut sich zwischen den Wasserpflanzen, erzählt Schomburgk, ein vollständiges Nest, vertheidigt es aufs hartnäckigste und bewacht es aufs sorgsamste, bis die junge Brut ausschlüpft. Das Nest ist ein förmliches Kunstwerk, das viel Ähnlichkeit mit dem Neste der Elstern hat; zwischen Wasserpflanzen und Binsen, einer hohlen glattgedrückten Kugel gleich, deren Oberfläche dem Wasserspiegel entspricht. Eine der Größe der Mutter angemessene Öffnung führt in das Innere, worin die Mutter ihren Laich absetzt, und ist dies geschehen, so verläßt sie das Nest nur, um ihren Hunger zu stillen. Gerade zu dieser Zeit fängt man den Fisch am leichtesten. Man hält einen kleinen Korb mit der Öffnung an das Nest, klopft leise an und veranlaßt die treue Mutter, mit ausgespannten Flossenstrahlen, welche ziemlich hart verwunden können, heraus in den tückischen Korb zu schießen. Der geneigte Leser kann jetzt Nest, Laich und Mutter in Spiritus gesetzt sehen, wenn er in Berlin ist, wohin unser Reisender alles Dies gesendet hat. Doch dieser Fisch ist noch in einer andern Art merkwürdig; er macht Reisen zu Lande, und zwar oft gerade während der trockenen Jahreszeit. Häufig lebt er nämlich in Sümpfen, die nach der dort anhaltenden Regenzeit zurückbleiben. Im Laufe der dann eintretenden Trockenheit verdunsten endlich auch sie und nun macht er sich auf den Weg über Stock und Stein, einen andern noch nicht ausgetrockneten Sumpf aufzusuchen. Natürlich ist in einem solchen Sumpfe mehr als ein Hassar, und da die ganze Bevölkerung aus gleicher Ursache die Wanderung antritt, so machen die Indianer und Neger eine allgemeine Jagd auf sie. Daß diese Fische zehn Stunden vollkommen frisch außer dem Wasser leben können, hat Schomburgk selbst erfahren. Finden sie auf ihrer Wanderung kein Wasser, so graben sie sich, wurde ihm erzählt, in weichen Schlammboden ein und liegen dann betäubt bis zur neu eintretenden Regenzeit. In solcher Art hätte denn die Natur für ihn gesorgt wie für die Kaimans, Schildkröten und Schlangen jener Gegend, von welchen A. von Humboldt in seinen „Ansichten der Natur" gar Merkwürdiges berichtet.

Königliches Schiffswerft in Chatam.



Die Schiffswerft liegt am östlichen Ufer der Medway, gleich unterhalb der Stadt Chatam, und ist mit dem Artilleriehofe eine halbe Stunde lang. Sie ist in der That eine kleine Stadt für sich selbst mit langen Reihen von Vorrathshäusern, die mit jedem Artikel angefüllt sind, welchen man zum Bau oder zur Ausbesserung einer Flotte braucht.

Die sumatranische Katze.



Die sumatranische Katze ist ohne den 8 Zoll 6 Linien langen Schwanz nur 2 Fuß lang. Ihr Pelz ist grau, ins Rostrothe und Gelbliche übergehend, unten weiß, überall mit braunschwarzen Flecken oder Streifen, die des Rückens länglichrund oder lineal und in vier Reihen stehend, die der Seiten zerstreut und mehr Winkel oder Bogen bildend. Ein Kehlstrich auf jeder Seite ist spitzwinklig. Der Schwanz ist von der Farbe des Körpers, mit schwarzbraunen Halbringen und brauner Spitze. Das junge Thier, das man sonst für eine besondere Art hielt und javanische Katze (Felis javanensis Horsf.) nannte, ist röthlichgelb, unten blaßgelblich. Man hat diese Katze auf Java und Sumatra, nicht aber auf dem Continent Ostindiens gefunden. Sie lebt in den großen Wäldern, hält sich daselbst in hohlen Bäumen am Tage im Verborgenen auf und geht des Nachts ihrem Raube nach, dann nicht selten auch die in der Nähe der Wälder gelegenen Landhäuser besuchend, um Hausgeflügel zu stehlen. Die Einwohner kennen ihre List und erzählen, was wir jedoch wol kaum glauben können, daß sie die Stimme der Vögel, die sie überfallen wolle, nachahme. Sie jagt außerdem auch kleinere Säugthiere und frißt im Nothfalle auch Aas.

Bad Kösen und seine Umgegend.

Aus den Sandebenen der Mark, vorbei der alten Stadt Halle, die an sich dem Reisenden nichts Besonderes zu bieten hat, fährt der Eisenbahnzug Gegenden zu, deren Reiz und Lieblichkeit besonders in den letzten Jahren recht erkannt und gewürdigt worden ist. Bei Naumburg beginnen die Ufer der Saale mehr und mehr zusammen zu rücken und immer in der Nähe des Flusses hin führt die Eisenbahn. Wächst auch an den Uferwänden kein Johannisberger, Geisenheimer oder Rüdesheimer, so bilden doch die Weinberge mit ihrem grünen Rebenschmucke eine die Schönheit der Gegend erhöhende Staffage. An dem idyllisch gelegenen Schulpforte vorüber, gelangt man rasch nach Kösen, dem stillen freundlichen Orte, nach dem jetzt jährlich so Viele pilgern, theils um in den Bädern daselbst ihre wankende Gesundheit zu befestigen, theils um aus den beengenden Schranken des Berufslebens herauszutreten und im trauten Verkehr mit der Natur sich wieder Kraft zu holen für das drückende Treiben des Alltagslebens. Für Beides ist Kösen der beste Ort. Nicht prunkend mit Palästen, aber gerade reizend durch sein bescheidenes Äußere, bildet Kösen den angenehmsten Mittelpunkt des von der Natur wahrlich nicht stiefmütterlich behandelten Saalthals. Um die Saale herum bis zu den ansteigenden Höhen liegen die Wohnhäuser und die Saline; hinter ihnen erheben sich die Uferwände, mit Weinbergen und Laubwäldern geschmückt. Von den Höhen herab kann das Auge weithin seine Schau halten durch das idyllische Thal. Die graue Vorzeit, die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart haben überall einen Gedenkstein in den Weg gestellt. Hier sieht man auf Burgruinen, Überbleibsel einer längst verklungenen Zeit, dort auf Stätten, wo noch in diesem Jahrhundert Feldlager aufgestellt waren und um Bivouaks nächtliche Wachtfeuer brannten, und wiederum anderswo treten uns neue Gebilde der Menschenhand entgegen, der Veredlung und Verschönerung der Gegend geweiht.

Nur nach und nach hat sich Kösen zu Dem erhoben, was es jetzt ist. Es wird in Alt- und Neu-Kösen getheilt, beide getrennt durch die Saale, aber sonst innig verbunden durch eine 288 Fuß lange steinerne Brücke, deren Entstehen man in das 12. Jahrhundert versetzt, in Berücksichtigung der fünf Spitzbogen, welche sich unter den acht Bogen befinden. Früher ging die große frankfurt-leipziger Heerstraße über dieselbe hinweg. Im vorigen Jahrhundert bestand das Dorf nur aus der Floßmeisterei, der Mühle, dem Gasthofe, der Schäferei und einigen Bauernwohnungen. Jetzt mag die Zahl der Häuser sich auf 150 und der Einwohner auf 1200 belaufen.

Berühmt geworden ist Kösen zunächst durch seine

Saline, ein Werk des kursächsischen Bergraths Borlach, der 1730 in diese Gegend kam, um den schon 1714, aber ohne Erfolg bearbeiteten Soolschacht tiefer hinabzutreiben. In einer Tiefe von 492 Fuß entdeckte er wirklich klare Soole. Ein durch einen 754 Fuß langen Stollen mit diesem verbundener zweiter Schacht wurde 514 Fuß tief. In zwei Gradirhäusern und sechs Kothen mit sechs Siedepfannen wurde nun die Soole zu Tage gefördert. Baumeister Schröder und Bergrath Senff arbeiteten nach des Gründers Tode (1768) eifrig an dem Begonnenen fort, sodaß jetzt die Saline jährlich 57,200 Centner Kochsalz und 14—1600 Centner Glaubersalz liefert.

Die ersten Versuche, Kösen in ein Bad umzuschaffen, fallen in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1826 besuchte es Hufeland und stellte ihm das günstigste Prognostikon. Es hat sich bewährt. Von Jahr zu Jahr haben die Curgäste zugenommen.

Das Wasser hat seine Bildungsstätte in dem mittlern Gliede des Muschelkalks, das, nicht unbedeutende Gyps- und Anhydritenmengen in sich schließend, von Thon, Dolomit und Dolomitmergeln begrenzt wird und gehört zur Classe der Halikrenen (Soolen). In diesem Wasser badet man; auch verdünnt und trinkt man es. Seine wohlthätige Wirkung äußert sich besonders bei Kindern, von denen jährlich eine große Anzahl Kösen besucht. Die Haut- und Nerventhätigkeit wird durch die Anwendung des Wassers erhöht und der Lebensorganismus progressiv, ohne Sturm, umgestimmt. Die Leiden des Lymph- und Drüsensystems, namentlich die Skropheln, werden meist, bei sonst günstiger Constitution, beseitigt. Auch bei Flechten und Ausschlägen, Gelenk- und Knochenleiden, Leber- und Milzbeschwerden, Blutstockungen im Unterleibe, Blutüberfluß, Gicht, Hämorrhoidalbeschwerden, verschiedenen Nervenleiden und Lähmungen wird die Soole mit dem günstigsten Erfolge angewendet. Vor ihrem eigentlichen Gebrauche sind Reinigungsbäder aus Seife und Flußwasser nöthig, um die Eindringung der Soole in den Körper zu erleichtern. Beim Trinken thut man wohl, die Soole mit Molken zu vermischen. Die Anlage eines Wellenbades hat darauf hingewirkt, dasselbe in Verbindung mit dem Soolbade zu brauchen. Bei Frauenkrankheiten wird es gewöhnlich vom Arzte mit verordnet. Wer Molken- und Traubencur anwenden will oder muß, findet auch dafür in Kösen die nöthigen Anstalten getroffen.

Die Hauptsache für das Gelingen der Cur ist vor allen Dingen Bewegung im Freien, wozu außer dem Befehle des Arztes gewiß schon die herrliche Umgebung Kösens Antrieb gibt. Das nächste Ziel für einen Ausgang ist gewöhnlich der „Kuchengarten", der Ort, an welchem viele Badegäste ihre Appetitbefriedigung vornehmen. Von hier aus sieht man hinab auf die herrliche Eisenbahnbrücke, ein in seiner Art bemerkenswerthes Bauwerk. Sie ist schief über die Saale, die hier in einer Curve von 300 Ruthen Radius fließt und von ihr in einem Winkel von 60 Graden durchschnitten wird, gebaut. Ihre Länge beträgt 480 Fuß, die Höhe 25 Fuß. Sie ruht auf sieben Bogen, von denen jeder 46 Fuß weit ist. Für zwei Schienenwege eingerichtet, hat sie die Breite von 26½ Fuß. Ihre acht Tragpfeiler stehen auf Felsen, welche 10 Fuß unter dem Spiegel der Saale beim Bau gefunden worden und so weit ausgehauen sind, daß die Grundlage jedes Pfeilers noch vier Fuß tief im Felsen eingesenkt ist.

Ein anderer Platz, dem häufiger Besuch zutheil wird, ist die freundlich gelegene Bahnhofsrestauration. Das Ankommen und fünf Minuten lange Anhalten der Bahnzüge gewährt bei der Masse Reisender, die von der Bahn befördert werden, stets eine angenehme, oft auch eine höchst ergötzliche Unterhaltung.

Wer einen weitern Weg unternehmen will, wendet seine Schritte den Saalhäusern zu. Im tiefen Thalkessel, still und abgelegen liegt dieser Meierhof, wird aber lebendig durch den häufigen Besuch der Curgäste, die hier ganz besonders gern Milch trinken und Trauben essen. Hoch über diesem friedlichen Retiro liegt der Göttersitz, zu dem ein steiler Fußpfad führt. Trotz der Beschwerlichkeit des Wegs wandern jedoch auch hierher viele Badegäste, um das Panorama zu genießen, welches von hier aus weithin ausgebreitet ist. Doch noch besser als hier übersieht man das Thal vom Saalberge aus. Schon der laubige, schattige Weg, der gleich am Dorfe beginnt und bequem bis zur nicht unbedeutenden Höhe führt, ladet zum öftern Besuche ein. Oben beginnt jene bekannte Hochebene, welche sich bis nach Auerstädt hin erstreckt.

Wol Manchen zieht es, wenn er auf dieser Höhe steht, hinüber zu den Schwesterburgen Rudelsburg und Saaleck, deren Ruinen nur eine Stunde von Kösen entfernt liegen, oder nach der zwei Stunden entfernten Ruine Schönburg, und Mancher ergreift sofort den Wanderstab, um zu ihnen hinzueilen und in ihren Mauern die Bilder einer längst verklungenen Zeit traumhaft vor seinen Augen vorüberziehen zu sehen. In der That werden beide Gegenden häufig von Kösenern besucht, und an der Stätte, wo sonst die Waffen, Rüstungen und Sporen der Ritter klirrten und die Sammetgewänder der Ritterfräulein rauschten, herrscht gesellschaftlicher Verkehr, und die Bänder auf den Sommerhüten der Damen flattern im Winde, der durch die Spalten der mehr und mehr zerfallenden Mauern fährt. Die meisten der Besuchenden wissen nicht, auf was für erinnerungsreichem Boden sie stehen, wissen nichts von dem Leben, das einst so lebendig hier pulsirt hat. Der freundliche Leser dieser Blätter soll davon erfahren, denn wir behalten uns vor, diese interessanten Punkte des Saalthals in eigenen Artikeln in den Spalten dieser Blätter zu beschreiben.

Dr. Martin Luther's geselliger Verkehr.

Ein niederländischer Musiker, Hieronymus Cocks, der sich in der Reformationszeit zu Wittenberg aufgehalten hatte und mit Luther öfter zusammengekommen war, hat uns sehr ausführlich in einem an seinen Lehrer und Meister van Stegen zu Antwerpen gerichteten Briefe einen Besuch bei dem großen Reformator beschrieben, woraus deutlich hervorgeht, daß weder Luther noch Melanchthon noch die andern alten hochgelehrten frommen Männer sich traurig zurückzuziehen pflegten von den erheiternden Freuden des geselligen Lebens, die sie für unschuldig und erlaubt hielten. Der Schluß des Briefs lautet nämlich:

„Nachdem das Mahl geschlossen war, verließen wir die Tafel und gingen in den Garten. Das Wetter war herrlich und die Luft mit süßen Wohlgerüchen von Veilchen, Rosen und Geisblatt erfüllt. Luther ließ uns seine Blumen bewundern und zeigte uns beson-

ders die, welche ihm die meiste Mühe machten und welche er aus dem Grunde allen andern vorzog. Er lud uns darauf zu einem Kegelspiel, seinem Leibspiel, ein. Er zog sein Kleid aus, wir thaten das nämliche und fingen so an zu spielen. Luther ist sehr geschickt im Kegeln und trug den Sieg über Alle davon. Melanchthon ist allein im Stande, mit ihm in einen Wettkampf sich einzulassen, doch ist er, wie es scheint, nicht so gewandt wie Luther. Lächelnd sagte uns Luther: „Melanchthon versteht das Griechische besser wie ich; aber im Kegeln gewinne ich ihm Alles wieder ab."

„Luther bringt oft seine Abendstunden in dem allgemeinen Gastzimmer des Wirthshauses zum Schwarzen Adler zu, wo ihm der Wirth den nämlichen Stuhl und den nämlichen Tisch reservirt. Die Kunden sitzen um kleine, sehr saubere Tische und trinken Landwein oder Bier. Von letzterm macht Luther Gebrauch. Im Augenblicke meines Eintretens trank Luther gerade aus einem großen Steingutgefäße. Er richtete gleich das Wort an mich, winkte mir, mich zu nähern und stellte mich den Personen, welche ihn umgaben, vor, unter denen sich Philipp Melanchthon, Justus Jonas, Aurifaber und Lang befanden."

Island.

Das Innere von Island bildet ein fast ununterbrochenes, ödes, mit großen Sandsteppen durchzogenes Bergplateau, das sich namentlich gegen Süden bis zu einer Höhe von 6000 F. erhebt und sich fast bis zur Küste ausbreitet. Von demselben laufen Zweige aus, die sich gewöhnlich in steile, gegen das Meer ausgehende Vorgebirge enden und an mehren Stellen eine Höhe von 6000 F. erreichen, als Dranga-Jökul im Nordwesten 5800 F., Snäfield gegen Westen 5800 F., Herdubreid gegen Osten 5300 F. Mehre von diesen Bergen sind Vulkane, unter welchen die Ausbrüche des Hekla im Südwesten und Krabla im Nordosten die häufigsten und bedeutendsten sind. Die Lavaströme sowie Asche und Bimsstein bilden auf vielen Stellen den Grund von weitläufigen öden Strecken; doch gewährt andererseits der vulkanischwarme Grund, aus welchem viele heiße, zum Theil sprudelnde Quellen hervorbrechen, oft eine reichere Vegetation, namentlich im Graswuchs, als man nach den übrigen Naturverhältnissen des Landes erwarten könnte. Fast alle Berge auf Island, die sich über 2700—3000 F. erheben, sind mit ewigem Eis und Schnee bedeckt und heißen Jökuler. Besonders auf diesen, aber auch auf den übrigen Bergen entspringen zahlreiche Bäche oder Flüsse, deren Wasser bei dem vulkanischen Boden, den sie durchlaufen, oft bald weiß von Bimsstein, bald braun gefärbt ist und welche bald kalt in Folge ihres Ursprungs aus den Eisbergen, bald lauwarm sind, indem sie Wasser aus warmen Quellen aufnehmen oder ein vulkanisch warmes Bett haben. Ihre Länge übersteigt nur selten 18—20 Meilen, da sie aber auf einer so kurzen oder noch kürzern Strecke auf einer oft bedeutenden Höhe zum Meere herabfließen müssen, so strömen sie gewöhnlich mit großer Heftigkeit und bilden zahlreiche Wasserfälle. Wird ihr Lauf aber dadurch aufgehalten, daß sie auf flache und weniger felsige Strecken treffen, so bilden ihre Ufer fruchtbare Grasplätze. Solche finden sich auch an vielen Stellen bei den sich in das Land hinein erstreckenden Fjorden, bisweilen auch am Meere. Die zahlreichen Felsen verhindern in mehren Gegenden Islands, daß die Feuchtigkeit des Bodens hinreichenden Abfluß finden kann und es entstehen dadurch Sumpf- und Moorstrecken (Myrar), welche nur einen geringen Graswuchs darbieten.

Schluchten der Brenta.



Mannichfaltiges.

Mazza (Keule) heißt in Italien bei Blumenausstellungen ein großer, gleichsam Riesenstrauß, der nicht fehlen darf, wenn anders die Blumenausstellung in den Augen der Italiener einen Werth haben soll. Bei einer solchen sah ein Reisender in Turin einen Strauß von drei Ellen im Durchmesser, die gleichartigen Blumen reihen- oder büschelweise nebeneinander, zuerst ein handbreiter Ring von Kamelien, dann ein Kranz von Rosen, dann ein Reif von Stiefmütterchen u. s. w., Alles so fest aneinandergepackt, daß der angebliche Strauß sich ausnahm wie ein buntscheckiger runder Schild. Man möchte sagen, daß aus einer solchen Behandlung der Blumen hervorgehe, sie seien für diese Leute nicht gemacht. Und doch ward jene turiner Mazza bei der Preisvertheilung mit einer Denkmünze belohnt; dazu hatten nämlich allerlei Wappen und Namenszüge beigetragen, welche aus den verschiedensten Blumen gebildet waren — im Grunde nichts anders als eine Missethat gegen alle Natur und jeden guten Geschmack.

Londoner Pferdewesen. In London sind täglich etwa 70,000 Pferde beschäftigt; unter ihnen sieht man nicht leicht ein mageres, nothleidendes Pferd, während an zerlumpten und halbverhungerten Menschen kein Mangel ist. Es gibt mehr Arten von Pferden als Hunderacen, eine fast unendliche Stufenleiter vom niedlichsten Pony an, der nicht größer ist als ein neugeborenes Kalb, bis zu den Elefanten unter den Pferden, mit dicken, buschigen Füßen, unter denen das Steinpflaster im Regen Feuer gibt, wenn sie, drei bis sechs voreinandergespannt, ungeheure eiserne Lastwagen die Themsestraßen heraufbalgen. Aber alle Arten sehen schön, wohlgenährt und klug aus. Die Prügelstrafe ist unter ihnen ganz abgeschafft. Roh und kohlenrußig aussehende Treiber, denen man auf den ersten Blick Mord und Todtschlag zutrauen könnte, sprechen nur leise und zärtlich mit diesen Giganten. Die Peitsche ist zwar noch Mode, aber sie dient nur zur Mishandlung der Luft. Ein berliner Sandkarrengaul würde in London für den Treiber desselben lebensgefährlich werden.

Altperuanische Schreibweise. Die alten Peruaner hatten keine Schriftzeichen für einzelne Laute, verstanden aber doch auf eine andere Weise ihre Gedanken zu verk[illegible]pern. Das Mittel, dessen sie sich dazu bedienten, waren [illegible] sogenannten Quipu, d. h. Schnüre mit künstlich versch[illegible] genen Knoten. Sie bestehen aus einer Hauptschnur, a[illegible] in bestimmten Entfernungen andere dünne Schnüre b[illegible] sind; an der Hauptschnur befinden sich nur die Verbin[illegible] knoten der Nebenschnüre. Sie ist bedeutend dicker a[illegible] und besteht aus einem doppelt gedrehten Bindfade[illegible] zwei einfache übergedreht sind. Es lassen sich aus d[illegible] den die verschiedensten Verschlingungen bilden, w[illegible] Bedeutung haben.

Das Museum in London, dieses berüh[illegible] schaftliche und artistische Centrum Englands, [illegible] deutend erweitert und fast eine Art Krystallpal[illegible] zimmer sind nämlich längst unzureichend gewo[illegible] Zahl der Eintrittskarten ist in zehn Jahre[illegible] 20,000 gestiegen. Man will nun einen g[illegible] des Museums mit Glas decken und in ein[illegible] verwandeln. Auch die Repositorien reich[illegible] In einer Reihe zusammengestellt würden [illegible] Meilen lang sein. Der Platz zwischen d[illegible] Portikus soll, nach Art des Zwingers i[illegible] gerie geschmückt werden.

Moderne Schildbürger. Als [illegible] folgendes Geschichtchen aus Pommer[illegible] Dorfe dieser Provinz war die Ki[illegible] worden, stand auch an einer so unbequemen Stelle, daß eine neue Kirche als dringendstes Bedürfniß erschien. Den verdienstlichen Bemühungen des Pfarrers gelingt es endlich, eine beträchtliche Beisteuer zu den Baukosten von dem Könige zugesichert zu erhalten. Jetzt soll zunächst der Platz für die neue Kirche ausgemittelt werden, um das nöthige Werk in weitern Angriff nehmen zu können. Der Landrath erscheint, versammelt die Bauern, vermag aber aus ihnen aller Anstrengungen ungeachtet keine bestimmte Meinung herauszubringen, bis er endlich ziemlich zornig die Versammlung mit dem Bescheide verläßt, den und den Tag werde er wiederkommen, dann müßten sie einig sein. Der Landrath erscheint am bestimmten Tage, aber die Bauern finden sich nicht ein. Endlich erscheinen einige Abgeordnete und erklären, sie hätten die Sache in reifliche Erwägung gezogen und wären der Meinung, den Kirchenbau vorläufig auf sich beruhen zu lassen; der Herr Landrath aber möge so gut sein, dafür zu sorgen, daß die vom König ausgeworfene Summe baldigst ausgezahlt werde, damit sie dieselbe unter sich vertheilen könnten.

Napoleonische Reliquien. Es ist merkwürdig, daß eine große Menge der interessantesten Überbleibsel des Empire Napoléon jetzt in London, der Hauptstadt des Landes aufbewahrt werden, welches der Kaiser Napoleon zeitlebens am tödtlichsten haßte und jetzt als Ausstellung (Exhibition) die Neugier der Engländer befriedigen müssen. Sie sind von der ehemaligen Inhaberin des prachtvollen Wachsfigurencabinets, Madame Tussaud, zusammengebracht [illegible] welches eine permanente Ausstellung in London (i[illegible] Baker Street, Portman Square) bildet. [illegible] m für diese Rari[illegible] bestimmten Zimmer vo[illegible]
chem de[illegible] im Tode liegt. Die [illegible]
einst [illegible]nden Freunde und [illegible]
des [illegible]en bewunderten, [illegible]
ge[illegible]ckt. Das Bett i[illegible]
[illegible]essen Gesicht [illegible]
[illegible]nmaske bossirt [illegible]
[illegible]et; seine Füße [illegible]
[illegible] Marengo tr[illegible]
[illegible]aiserreichs [illegible]
[illegible] Waterloo [illegible]
[illegible] mit sein[illegible] [illegible]em
[illegible]e findet [illegible] [illegible]reis
[illegible]gerin de[illegible]
[illegible]abe.

Das [illegible]
[illegible]a-
[illegible]aub-
[illegible]alroß-
[illegible]
[illegible]tner hatte
[illegible] war ganz
[illegible]erlangte für
[illegible]sich des [illegible]

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 500.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [31. Juli 1852.

Borgo di Val Sugana in der Lombardei.



Schönburg an der Saale.

Die Schönburg gehört zu den Punkten, welche von kösener Badegästen oft besucht werden. Durch die Eisenbahnverbindung ist die Entfernung nicht über zwei Stunden. Am rechten Ufer der Saale, da wo die Wetha sich in dieselbe ergießt, erhebt sich, noch in ihrem Ruinenzustande prächtig, die einst so stattliche „schöne Burg", schaut mit ihren verwitternden Mauerwänden über das im Thale liegende freundliche Dörfchen hinweg und spiegelt sich zugleich in der nahen Saale. Sie ist nicht ganz so vereinsamt und verlassen wie andere Ruinen, sondern gleich beim Eintritt durch das Thor in den ersten Burghof sieht man eine Försterwohnung traulich angelehnt an das alte Gemäuer und belebt durch seine Bewohner. Vor derselben befindet sich ein tiefer, in den Fels gehauener Ziehbrunnen, dessen Tiefe dem Niveau des Saalspiegels gleichkommt. Das Wasser wurde durch ein Tretrad heraufgeschafft. Von hier führt ein Thor, vor dem sonst eine Zugbrücke lag, in den zweiten Burghof, in dessen linker Ecke sich der hohe, noch ziemlich gut erhaltene Thurm erhebt. Das Pflaster der Burghöfe ist verschüttet und über demselben haben Obstbäume ihre Wurzeln in den Boden geschlagen; an den Mauerwänden ranken grünende Rebenstöcke in die Höhe. Wer stufenweise die Aussicht genießen will, der besteige zunächst den steinernen Altan, und hat er hier den Blick in die Nähe mit Bildern gesättigt, so ersteige er den Thurm, von dessen Plateau aus man eine Fernsicht

genießt, wie sie wenige Punkte des Saalthals gewähren. Gegenüber winkt die Nachbarburg Goseck, seitwärts schaut man nach Naumburg mit seinen hohen Schieferdächern und Thürmen, weiterhin nach Weißenfels, und zwischendrin liegen viele Dörfer und Weiler.

Hat man sich mit der Gegenwart in ihren Reizen hinlänglich abgefunden, wird man auch gern wieder der Stimme der Vergangenheit Gehör geben, die uns aus allen den alten Steinen, Fenstern und Thoren laut genug entgegendringt.

Wenn wir die tiefen, dunkeln Schachte der Zeit verfolgen, um auf die Entstehungstage der Burg zu kommen, treten wir ein in jene schattenumdüsterte Partie thüringischer Geschichte, in welche die Sage noch manchmal ihre Streiflichter wirft und kaum von dem Geschehenen, Thatsächlichen zu trennen ist, und werden hingeführt bis zu jenem Landgrafen Thüringens, der unter dem Namen Ludwig der Springer ein wahres Schoos- und Wiegenlied der Sage geworden ist. Von seinem Vater hatte er zwar ein großes Stück Land, aber nur die einzige kleine, einsam gelegene Schauenburg geerbt. Hier lebte er mit seiner Gattin, einer sächsischen Herzogstochter, so lange, bis diese, von übermüthigem Stolze getrieben, Ludwig sein kleines Besitzthum als Makel vorwarf und von ihm deshalb wieder zu ihren Ältern geschickt wurde. Nun hatte Ludwig, der schöne junge Abenteurer, wieder freie Hand und freie Zeit, durchjagte die Forsten seines Landes, baute die Wartburg und besuchte die Nachbarn seines Gebiets. Eines Tages hielt Graf Mezelin zu Nebra ein Banket. Ludwig war auch dabei. Den Frauen fiel der junge, schöne thüringische Graf sogleich auf und manche ließ ihre Augen sehnsüchtig und freundlich auf seiner stattlichen Gestalt haften. Seine Aufmerksamkeit erregte jedoch nur Adelheid, die schöne Gattin des Pfalzgrafen von Sachsen. An ihren Augen blieb sein Blick oft haften, ihre Gestalt maß er oft mit der Geberde der Bewunderung. Der Augensprache folgten Händedrücke und schon am Abend verstanden sich Beide genug. Seit jenem Tage hielt es Ludwig nicht mehr auf seinen thüringer Bergen aus. Selbst die Wartburg, auf der er jetzt residirte, behagte ihm nicht mehr. Oft besuchte er den Pfalzgraf Friedrich oder vielmehr dessen Gattin auf der Weißenburg (jetzt Zscheiplitz) und auf Goseck, wo sie wechselsweise wohnten. Aber diese Besuche genügten ihm noch nicht. Er wollte seine geliebte Adelheid immer in der Nähe haben und baute deshalb, Goseck gegenüber, eine Burg, die bald überall die „schöne Burg" hieß. Von hier aus, wo er nun wohnte, sah er das geliebte Weib fast täglich, von hier aus machte er jenen mit Adelheid verabredeten Einfall in Friedrich's Jagdgebiet und ließ ihn durch einen seiner Mannen niederstechen. So war die Schönburg entstanden, im Jahre 1062, nicht um als Bollwerk gegen feindliches Andringen zu dienen, nicht um der umliegenden Gegend ein Schutz und Schirm zu sein, sondern rein durch das Gebot der — freilich verbotenen — Liebe. Nachdem Ludwig ein Jahr nach Friedrich's Tode seine Adelheid heimgeführt hatte, wohnte er doch wieder mehr auf der Wartburg, vielleicht weil das Gewissen in der Nähe des Schauplatzes seiner Frevel nicht zum Schweigen kommen wollte. Rein genossen Beide ihr Glück nie, denn nur zu bald regte sich die Reue und trieb Ludwig, zur Sühne das Kloster Reinhardsbrunn zu bauen und sich als Mönch darein zu vergraben, während Adelheid die Weißenburg in das Kloster Zscheiplitz umschaffte und Oldisleben gründete, in welchem Kloster auch sie den Nonnenschleier nahm. Nachdem so Ludwig vom Schauplatz der Welt zurückgetreten und sein älterer Sohn Herr seiner Länder geworden war, empfing der mit Adelheid erzeugte Sohn, der außerdem Bischof in Naumburg war, die Schönburg und schaffte sich auf dieser seine eigene Hofhaltung. Aber wie der Vater gewesen war, so zeigte sich auch der Sohn. Lieber war er auf seiner Burg als auf seinem Bischofssitze, lieber tändelte und liebelte er mit Frauen, als daß er sein geistliches Regiment führte. Vor Allen war er der Silberdienerin Marie Kostebotha (Kospoth), die gleichsam die Haushofmeisterin seines zweideutigen Hofstaats war, gewogen. Sie war immer in seiner Nähe, und es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß Otto bei ihr sehr oft sein bischöfliches Gelübde vergessen habe. Als Otto später, gleichsam zur Sühne, eine Reise ins Gelobte Land unternahm, verheirathete er Marien erst noch mit dem jungen Ritter Heinrich von Kroppen, der gern mit dieser Ehe zufrieden war, da er den größten Theil der schönburgischen Schloßgüter zu Lehn erhielt. Otto starb auf seiner Pilgerreise.

Otto's Nachfolger war Bischof Wichmann von Naumburg. Der Sage nach soll unter ihm beim Schlosse Bergbau mit Glück getrieben und ein Dorf angelegt worden sein, das Ober-Kroppen genannt, im Dreißigjährigen Kriege wieder zerstört worden ist. Heinrich von Kroppen soll durch den Bergbau (oder durch seine Frau, die gewesene Silberdienerin?!) ein reicher Mann geworden und 1189 gestorben sein. Er und seine Gattin wurden in der schönburger Schloßkapelle beigesetzt. Erst im Jahre 1584 starb die Familie Kroppen aus.

Unter den spätern Herren der Schönburg verdient noch Bischof Johann I. von Miltitz erwähnt zu werden, der oft lustige Gesellschaften auf der Burg hielt und im Jahre 1352 bei einem Banket, das er zur Feier seines Namenstages auf Saaleck gab, vom Schlage getroffen in dem Augenblicke todt niederstürzte, als er mit zwei Edelfrauen zugleich den Reigen eröffnen wollte.

Nach ihm kam Schönburg an die Herren Schenk auf Saaleck, deren einer, Rudolf von Tautenburg, sie 1355 dem Bisthum Naumburg schenkte.

Die Unglückstage der Schönburg rückten mit dem sächsischen Bruderkriege heran. Böhmische Söldner des Herzogs Wilhelm unter Apel von Vitzthum legten sich in die Nähe der Burg und brannten dieselbe im Jahre 1446 ab. Was damals dem Feuer trotzte und stehen blieb, steht noch. An eine Wiederherstellung wurde nicht gedacht und so sah die Ruine Schönburg das Tosen des Dreißigjährigen Kriegs und im 19. Jahrhundert des Befreiungskriegs an sich vorüberziehen, ohne nur davon berührt zu werden. Düstertraurig stehen die alten Mauern und schauen hinab ins Thal, durch welches im Geiste unsers Jahrhunderts die Menschen rastlos eilen und selten einmal dem Mene Tekel früherer Zeiten eine Stunde der Rast schenken.

Was thut der Mensch in seinem Wahn!

Wenn der Mensch sich von einer vorgefaßten Meinung bethören läßt, wenn er nicht daran denkt, sie zu prüfen, sich zu fragen, ob Etwas und wie es möglich, ob es wahrscheinlich, ob es in der That begründet sei, so ist er im Stande, die unsinnigsten Hand-

lungen zu begehen; denn er ist dann nicht vom Teufel, wol aber von seinem Wahne bethört und verblendet. Mord und Todtschlag werden nun nicht selten in der grausamsten Weise verübt und wie höllische Geister jauchzen dann wol selbst sonst sanfte, stille Bürger und Frauen um die lodernden Flammen eines Palastes, den sie angezündet hatten. Wie viele Beispiele solcher Art könnten wir aus den Revolutionsscenen des Jahres 1848 anführen; denn gerade politische Aufregung verbreitet sich leicht am allerschnellsten und bedingt so den furchtbarsten Wahn, weil er die meiste Verbreitung gewonnen hat. Hier sei jedoch eine andere Scene der Art mitgetheilt, die sich vor etwa hundert Jahren in Paris ereignete und in ihrem Ursprunge die Nichtigkeit an der Stirn trug, nichtsdestoweniger aber doch die traurigsten wie die unglaublichsten Folgen hatte; denn was thut nicht der Mensch in seinem Wahne! Es herrschte damals Ludwig XV.; er stand gerade noch in seinen besten Jahren, war aber in Folge seiner Lebensweise schon so entnervt, daß er bereits durch mancherlei stärkende Mittel der geschwächten Körperkraft zu Hülfe kommen mußte. Die nächste Folge davon war im Publicum gar manches wunderliche Gerücht, und wenn noch 1809 die Meinung allgemeinen Glauben fand, daß sich der damalige König von Westfalen, Jerome, alle Tage in einer Wanne voll Rheinwein bade, seine Kräfte zu beleben, obschon das Ganze nur darauf hinauslief, daß er seinem warmen Badewasser zwei Flaschen Wein zugießen ließ, so kann man sich leicht denken, welche Märchen 1750 ausgeheckt werden konnten, wodurch denn einmal die ganze Stadt Paris in Aufruhr kam. Wie ein zweiter Herodes, hieß es, sinne Ludwig XV. auf den Tod der unschuldigen Kinder. Er müsse, um nicht zu sterben, auf den Rath der Ärzte sich im reinsten Menschenblute baden und deshalb Kinder schlachten lassen. Ein kleiner Umstand hatte dem furchtbaren Gerüchte Nahrung gegeben. Schon früher war es Polizeimaßregel gewesen, Bettler, Vagabonden und Taugenichtse aufzugreifen, um sie nach den französischen Colonien in Nordamerika, nach Canada und Luisiana, zu schicken, und häufig wurde da auch wol ein rüstiger Betteljunge mitgenommen. Seit geraumer Zeit hatte man solche Jagd auf Landstreicher aufgegeben; allein die Bettelei war wieder so allgemein geworden, daß von der Polizei neue Maßregeln ergriffen wurden. Die Bettelvögte, hierzu angewiesen, nahmen jeden tüchtigen Burschen weg, um sie nicht mehr nach Canada, aber in den nächsten Hafen auf die Flotte bringen und als Matrosen dienen zu lassen. Öfter lag bei dergleichen auch nur die Absicht zu Grunde, von den Ältern des Knaben ein Stück Geld zu erpressen, das der Bettelvogt dann in seine Tasche steckte; allein Alles diente dazu, dem bösen Leumunde hinsichtlich des Königs neue Nahrung zu geben, und als nun eines Tages unglücklicherweise wieder solch ein Knabe in der Vorstadt St.-Antoine aufgegriffen war, stürzte die Mutter schreiend und wüthend herbei, während sich nun gleich ein Haufe ihrer Nachbarn und Freunde dazu gesellte, daß der arme Bettelvogt kaum das Leben retten konnte. Allein die Menge wuchs und ihre Wuth nahm zu, der so lange im Stillen wuchernde Wahn ward laut. Alles wälzte sich nach dem Innern der Stadt, nach der Wohnung des Polizeichefs Berryer und schrie nach Rache, nach Gerechtigkeit für solche grausame That. Mit Mühe entschlüpfte Berryer durch eine Hinterthür und stattete sogleich höhern Orts Bericht ab. Die Leib- und Schweizergarde wurde schnell zusammengezogen; Reiter, Grenadiere und Musketiere marschirten mit aufgepflanztem Bayonnet und gezogenem Säbel hinaus nach der Vorstadt, welche sogleich umzingelt ward. Alles Volk stäubte auseinander, und wer den Soldaten in die Hände fiel, wurde ohne weiteres aufgeknüpft. Der Aufstand hatte ein Ende, statt der bisherigen hundert Bettelvögte ohne Uniform erhielt Paris zehn Compagnien Polizeiwache zu Fuß und zwei zu Pferde, ganz nach Militairart organisirt. Man sieht, welche Folgen ein Wahn haben kann, sei er auch noch so thöricht. Mochte Ludwig XV. noch so träge und sorglos sein, so konnte ihm doch Niemand ein gutes, gefühlvolles Herz absprechen. Nichtsdestoweniger dichtete man ihm ein so unsinniges, grausames Beginnen an! Und glaubt man denn, daß ein solcher Wahn in unsern Tagen gänzlich verschwunden sei? Es wäre gut; aber in den Köpfen der Einzelnen spukt er noch heute, wenn es auf die Behauptung hinausläuft, die im Mittelalter allgemein war, „daß die Juden zur Feier ihres Passahfestes Christenblut brauchten, ihr Osterbrot damit zu würzen, daß sie deshalb am liebsten ein Kind zu tödten pflegten“. Tausenden von Juden hat diese Meinung im Mittelalter den grausamsten Tod zugezogen, Hunderte sind deshalb auf der Folter oder im Kerker gestorben. Noch vor kaum zehn Jahren erfolgte deshalb eine Reihe schrecklicher Scenen in Damaskus, und wenn heute noch in einer Stadt Galiziens sich zu Ostern ein Knabe verläuft, so kann die jüdische Bevölkerung sich auf die ärgsten Schmähungen, Verfolgungen und Mishandlungen gefaßt machen, bis er in der Umgegend aufgegriffen worden ist. Auf den Schutz dortiger Behörden ist da wenig zu rechnen; denn sie sind meist gleich wenig mit dem Umstande bekannt, daß der Jude um so mehr den Genuß von allem Blute scheut, je strenger er an seinem Gesetze hält. Dem Thiere, das er schlachtet, muß deshalb mehr wie bei uns alles Blut entzogen, jedes Blutgefäß nach Möglichkeit ausgeschnitten werden, und zu Ostern läßt er gern den Zucker aus Fabriken kommen, welche ihn nicht mit Rindsblut reinigen. Und der Wahn schreibt ihm den Genuß von Menschenblut zu! Doch was thut nicht der Mensch in seinem Wahne!

Naturpolizei.

Ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, daß es in der Thierwelt ebenso zugehe wie in der Menschenwelt. Wir sehen den Wolf und den Biber aus dem freien Großbritannien ausgewiesen; im Samlande des nördlichen Preußen unter den alten Eichen der Schlucht von Warniken wandert betrübt das hier internirte Elenthier und die Bialowitzer Haide in Polen ist das Kiutahia des Auerochsen; beide durchstreiften noch zu Tacitus' Zeit frei die deutschen Wälder. Als unglückliche Vagabunden ohne Heimatsschein ziehen unsere Cerealien von Land zu Land. Hier macht eine Vogelschar eine Vergnügungsreise, um, dem Engländer gleich, den unbehaglichen Winter an den freundlichen Küsten des Mittelmeers zu verleben; dort zwingt Nahrungsmangel und Übervölkerung den norwegischen Lemming wie den Irländer zur massenhaften Auswanderung und überall verfolgt und mishandelt, wie Zigeuner und Juden, drängt sich die Hausratte in jede neue Ansiedelung der Menschen.

Villa Metternich am Rennwege in Wien.



Villa Metternich von der Gartenseite.



Die Stubenvögel und der Mensch.

(Beschluß.)

Am wenigsten sieht man bei den meisten andern Thierarten eine Liebe und Treue, die an die des Gatten zu einem Weibe und seinen Kindern erinnert. Was weiß ein Hengst von der Stute, der Ochse von der Kuh, wenn der thierische wilde Trieb befriedigt ist! Vielleicht daß sie in der Wildniß, im rohen Naturzustande von solcher Vergeßlichkeit weniger blicken lassen; indessen ist auch der Löwe gerade der gefährlichste Feind seiner Kinder und mordet sie, daß er oft mit ihrer Mutter zum grimmigsten Streite kommt. Gerade hierin beschämen uns die Vögel gar so oft. Sie sind uns gleichsam da oft Vorbilder; sie geben uns hier öfter eine Lehre. Einmal gepaart verlassen sich manche Arten oft im Leben nicht wieder. Dieselbe Schwalbe geht im nächsten Jahre wieder mit ihrem Männchen in das frühere Nest zurück; der Storch bezieht mit seinem Weibe dasselbe Nest von neuem, wenn er uns wieder den Frühling verkündet; die Taube bleibt ihrem Tauber treu, so lange und so oft er ihr auch zürnt, und wie sie das Nest gemeinschaftlich bauen, welches die Pfänder ihrer Liebe beherbergen soll, so brüten sie auch oft miteinander wechselnd dieselben aus und suchen mühsam die Nahrung für sie, indem sie selbst oft hungern, und führen sie dann heraus, gleichsam als wollten sie ihnen als Lehrer dienen und Anweisung geben, wie sie ihre Nahrung finden oder sich vor ihren Feinden schützen können. Manches, was uns in Verwunderung setzt, gründet sich auf solche Gatten- und Alternliebe. Wenn der seinem Neste entrissene und Tagereisen fortgeführte Tauber, wieder in Freiheit, blitzschnell den Heimweg findet, so leitet ihn nur die Anhänglichkeit an seine Taube und seine mit ihr zurückgelassenen Jungen. Doch nicht die Tauben allein zeichnen sich so aus; es gilt Dasselbe z. B. von den Schwalben, und wenn man sie weniger als die Tauben als Boten oder zu Wetten benutzte, so liegt es wol in der größern Schwierigkeit, sie zu fangen, sowie dann in einem Käfige weit zu transportiren. Allein Versuche der Art haben allerdings in älterer wie in neuerer Zeit stattgefunden. Kein Wunder also, daß jeder Mensch mehr oder weniger diese befiederten Freunde lieb hat, insofern auch nicht von dem gewöhnlichen Nutzen die Rede ist, den sie ihm in seiner Haushaltung gewähren; daß er sie selbst in der vollen Freiheit liebt und achtet, wenn er sie nur sieht oder ihre so mannichfachen, oft wahrhaft entzückenden Töne vernimmt, die nicht selten wie eine unbekannte und dennoch unser Herz ergreifende Sprache unser Innerstes bewegen. Wer hat nicht einmal fast weinen müssen, wenn er in stiller Waldeinsamkeit die Nachtigall flöten hörte? Wem schien nicht öfters die Lerche ein kleiner Cherub zu sein, der sich zum Himmel emporschwang, das Lob des allwaltenden Geistes in der Natur zu singen? Wen stimmte nicht das lustige Liedchen des muntern Finken im Frühlinge zu neu erwachender Heiterkeit, Lust und Freude?

Frei in Lüften ist Eure Bahn,
Und Ihr seid so oft dem Menschen unterthan?

Ihr singt im Käfig, aber nicht die Freude spricht aus euern Tönen, sondern die Klage und der Schmerz um die verlorene Freiheit, die Sehnsucht nach dem Neste, aus dem man euch raubte! Manche von euch wissen sich gut in das bittere Loos zu schicken, viele werden ein Opfer. Die Gelehrigkeit vieler solcher Sänger im Allgemeinen, ja selbst die Anhänglichkeit, die oft in ihrer zarten Brust erwacht, kommt jedoch dem harten Schicksale zu Hülfe, das ihnen der Mensch seines Vergnügens wegen bereitet hat. Möchten sie sich damit trösten können, daß so mancher Arme von ihnen erheitert wird, der den ganzen Tag bei schwerer Arbeit und karger Kost verlebt, doch einen Augenblick seiner Sorge und Noth vergißt, wenn er ihrem Liedchen lauscht, oder sie ihn zu verstehen scheinen, indem er mit ihnen schwatzt, um sie zu füttern. Und wie gewinnt so mancher Arme durch sie selbst erst die Zukost zum trocknen Brote, weil sie gelehrig genug sind, ein Liedchen nachzuflöten, das er ihnen vorpfeift; denn eben durch ihr Gedächtniß für die Töne, welche sie vernehmen, durch die Mühe, welche sie sich geben, die vernommenen Töne nach Maßgabe ihrer Stimmwerkzeuge nachzuahmen, zeichnen sich viele dieser kleinen Geschöpfe in der wunderbarsten Art aus. Es knüpft sich hieran gleich eine Reihe von Fragen, die wol selten Jemand sich vorgelegt und zu beantworten versucht hat.

Die erste wäre wol: Warum singt der Vogel?

Fragen kann ein Jeder, aber die Antwort ist nur nicht gleich da. So auch hier. Im Allgemeinen mag der Trieb zum Paaren der Grund sein; jedoch allein dürfte sich die Wonne, von welcher jedes Herz erfüllt wird, wenn uns der tausendstimmige Gesang im Walde, auf Bergen, am Flusse entgegenschallt, daraus nicht erklären lassen. Es gibt noch einen andern allgemeinern Grund dafür:

Die Freude singt und macht des Echos Stimme rege!

Wenn im Winter die ersten milden Lüfte wehen, die ersten freundlichen Sonnenblicke auf die kahlen Bäume und Sträucher glänzen, so hören wir auch schon so manche Finken, Meisen, Rothkehlchen, Holzheher — wenn auch nicht aus voller Brust jubeln, doch einen Anfang mit Dem machen, was später ihre Stimme in viel größerm Umfange widerhallt. Der Finke läßt sein lustiges Pink Pink hören, obschon es noch nicht in den vollen „Reitzug" oder das „Würzgebier" übergeht. Die Meise ist noch lebendiger mit ihrem „Weg mit dem Pelz! Weg mit dem Pelz!" Selbst die faselnde Drossel macht einen Anfang mit ihrem Pfeifen. Ans Paaren, ans Locken ist im Januar und Februar noch nicht zu denken. Nicht die Liebe, sondern die Freude drängt, sich gleichsam auszusprechen, wie beim Menschen, der dann auch gern singt. Tritt wieder tüchtiges Schneewetter und kaltes Wetter ein, dann schweigt gleich Alles und nur die heisere Winternachtigall (der Rabe) schreit, über den kahlen Wald fortschwebend. Alles Wohlgefühl spricht sich ja offenbar bei so vielen Thieren durch mannichfache Töne aus; die Katze schnurrt, wenn es ihr so recht behaglich ist; die Gänse und Enten schnattern beim Auszuge des Morgens, wenn es auf den Anger geht; der Hund hat, die Freude auszudrücken, den lange entbehrten Herrn wieder zu sehen, ganz eigenthümliche Töne. Warum sollte der so zartgebildete Singvogel nicht die Freude überhaupt aus voller Brust strömen lassen? Zu Hunderten findet man oft auf Erlen und Pappeln im ersten Frühlinge die Zeisige um die Wette bemüht, sich im warmen Sonnenscheine ihr „Meine Sache geht lätsch!" einander entgegenzurufen. Sicher treibt sie nur das Gefühl der Freude dazu, und wenn Abends die Sperlinge in der großen Linde ihr „Schelm, Schelm!" hören lassen, so hat es sicher auch keinen andern Grund. Späterhin mag die Liebe allerdings den Gesang dictiren; sie ist der Gipfel des Wohlgefühls und der Freude. Sind die Jungen flügge, so

tritt die Mauserzeit ein; viele Vögel denken nun schon ans Weggehen. Die Liebe schweigt und die Freude kehrt auch nicht wieder ein. Nach Johannis verstummt der Gesang.

Die Rose verblüht,
Die Nachtigall flieht!

Nun die Frage: Wie lernt der Vogel singen?

Wie es ihm vorgepfiffen wird — könnte man sagen. Zunächst ist ihm natürlich jede Äußerung seiner Stimme durch den Bau seiner Werkzeuge des Athemholens vorgezeichnet, und ein Sperling wird nie den Gesang einer Nachtigall einlernen. Allein so fest, so unbeugsam sind diese Werkzeuge der Stimme nicht, daß nur gerade ein und derselbe Ton dadurch hervorgebracht werden könnte, und so wird der ursprünglich ihnen eigene Gesang der Vögel mannichfach abgeändert. Die ganze Kunst des Abrichtens beruht schon darauf. Je nachdem die einzelnen Arten sich durch Gedächtniß und Biegsamkeit ihrer Stimmwerkzeuge auszeichnen, je leichter lernen sie einen andern Gesang, der ihnen auf einer kleinen Drehorgel vorgespielt wird oder durch einen Vogel anderer Art zum Gehör kommt. Man denke nur an unsere Amseln, Kanarienvögel, Gimpel und Plattmönche. Zunächst lernt der junge Vogel pfeifen und singen, wie er es von seinem Vater hört, der ihm unmittelbar vor dem Neste sitzt. Einen Beleg hierzu hat man auf dem Thüringerwalde. Hier ist die Liebhaberei für Finken so groß, daß man jedem, der einen guten Schlag hat, überall nachstellt. Dadurch aber, sagt Bechstein in der „Naturgeschichte der Stubenvögel", ist ein guter Gesang höchst selten geworden, da die Jungen theils von ihren Aeltern, theils von allen andern Finken in ihrer Gegend nichts Schönes hören. Kaum ist er flügge, so sucht er auch sein Liedchen anzustimmen. Es geht natürlich nicht gleich mit einem male und hintereinander weg, im Gegentheil stockt er öfters; er hält an, als wolle er sich auf die nächsten Töne besinnen. Er bringt sie auch wol erst nur leise heraus, wie wenn sie noch Niemand hören solle, und so treibt er es fort und fort, bis es am Ende herauskommt, so rund wie beim Papa. Ich habe einmal im leipziger Park junge Nachtigallen mit unendlicher Freude beobachtet. Angenommen, daß solche Gelbschnäbel aber aus dem väterlichen Neste in eine andere Schule kommen, so kann man selbst den Sperling fast zu einem Hänfling verwandeln und das Rothkehlchen zur Nachtigall machen. Mit den Kanarienvögeln werden dergleichen Experimente am öftersten vorgenommen, da wir ihre Zucht im Hause betreiben.

Daß ein Vogel besser oder stärker singt als der andere, besonders was die Stärke betrifft, wird durch die Größe, Ausdehnung oder Ausdehnbarkeit seines Kehlkopfs und wol auch seiner Lunge bestimmt. Die Nachtigall hat den stärksten Kehlkopf, versichert Bechstein, aber eben deshalb hat sie auch den stärksten Ton und die längste Ausdauer. Wie sehr die Kanarienvögel in der Art sich unterscheiden, ist bekannt. Manche schmettern so arg, daß man es kaum im Zimmer aushalten kann. Vögel, die in einem Zimmer aufgezogen werden, wo viel Geräusch ist oder andere gehalten werden, welche häufig singen, werden immer lautere und stärkere Stimme bekommen, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Die Anstrengung und Übung scheint auf ihre kleine Kehle wie beim Menschen zu wirken.

Endlich: Warum schweigen die Singvögel meist nach Johannis?

Weil bei den meisten die Mauserzeit eintritt und das Futter (die Insekten) minder reichlich zu finden sein mag. In der Stube gehalten pflegen sie daher länger zu singen, und Vögel, die auch viel Puppen fressen oder andere Nahrung zu sich nehmen, sind gerade so fröhlich wie im Sommer, sobald keine übermäßige Kälte vorwaltet. Die Meisen z. B. werden im Winter immer lustig ihre Stimme hören lassen; wenn kalte Witterung vorherrscht, pausiren sie nur während dieser Zeit. Der Kreuzschnabel ist gerade dann am lebendigsten, weil die Samen der Nadelhölzer am häufigsten sind; auch der Holzheher stimmt dann lustig ein, denn Eicheln und Buchnüsse gibt es in Menge. Wenn die Wiener Sprosser schon im Januar und Februar zu schlagen beginnen, sofern man sie im Zimmer hält, so ist die Ursache ebenfalls im bessern Futter zu suchen. Kurz, Temperatur, Gesundheitszustand und Futtermenge gelten als Hauptbedingungen des Gesangs, er mag erwachen oder schweigen.

Der gewissenhafte Zollbeamte.

Die Romreisenden wissen, daß sie sich am Schlagbaume vor Rom, wo sie eine nochmalige Durchsuchung ihres Gepäcks nach accisepflichtigen Gegenständen zu gewärtigen haben, mit einem Geschenke an die Zollbeamten loskaufen können. Ein Reisender erzählt nun, daß der Zöllner von ihm und jedem seiner Gefährten einen Scudo verlangte; einige von letztern wollten etwas abhandeln, aber sie hatten es mit einem Manne von festen Grundsätzen und beredtem Munde zu thun. Er könne es durchaus nicht billiger thun, schloß er; es sei die niedrigste Taxe, so zu sagen der Fabrikpreis.

Das Wirthshaus auf dem Großen Winterberge in der Sächsischen Schweiz.



Mannichfaltiges.

City of Ballarat heißt jetzt in der Gegend von Bathurst in Australien der District, wo am eifrigsten dem Golde nachgespürt wird. Es wird in dem aufgeschwemmten Lande gefunden, oft in großen Stücken, mit Quarz versetzt. Ein Augenzeuge erzählt: „Als die ersten Nachgrabungen stattfanden, war begreiflich fortwährend Streit darüber, wie viel Boden jeder Goldsucher für sich in Anspruch nehmen könne. Ein Theil wandte sich an die Regierung, die sogleich einen Commissar mit mehren Unterbeamten abschickte, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und gewisse Einrichtungen zu treffen, die für die Grabenden selbst von offenbarem Nutzen waren. Unter diesen waren die hauptsächlichsten folgende zwei: Erstens mußte Jeder für 30 Schillinge monatlich einen Erlaubnißschein lösen, wer Gold graben und wegbringen wollte; zweitens durfte Keiner über acht Quadratfuß Boden auf einmal in Beschlag nehmen. In Folge der letztern Verordnung waren die Arbeiten auf einen kleinen Theil des Hügels beschränkt, in welchem sich das meiste Gold vorfand. Dieser Fleck war wie ein Sieb, voller Löcher von 8—16 Fuß im Geviert, zwischen denen schmale Fußwege hinunter nach dem Flusse führten. Ein Gang zwischen diesen Löchern war höchst unterhaltend. Der ganze Platz wimmelte von Menschen; ein Theil steckte in den Gruben, ein anderer schaffte die goldhaltige Erde nach dem Flusse hinunter in Schiebkarren, Säcken, Zinnschüsseln, die auf dem Kopfe getragen wurden u. s. w. In einigen Löchern sah ich Den und Jenen Stücke Goldes mit einem Tischmesser zwischen den Steinen herausbrechen. Noch geschäftiger sah es am Flusse selbst aus. Beide Ufer waren eine halbe englische Meile lang mit Menschen besetzt, welche die Erde in Schwingen auswuschen. Jede Schwinge beschäftigte drei Personen, und alle waren sie kaum eine Elle weit voneinander entfernt. Der Lärm, den das unaufhörliche Geklapper der hin- und herbewegten Schwingen verursachte, glich dem einer ungeheuren Maschine. Dieses und das ewige Gehämmer einiger tausend Hacken, dann und wann untermischt mit dem Gekrach eines umfallenden Baums, dessen Wurzeln von den Grabenden unterhöhlt worden waren, brachte eine Verwirrung von Tönen hervor, von der sich, wer nicht dabei war, kaum eine Vorstellung machen kann ..... Als wir ankamen, war der Zufluß von Menschen noch immer im Steigen. Täglich wurden an 50 neue Zelte aufgerichtet, und in der dritten Woche des Septembers 1851 betrug die Anzahl der Goldsucher schon 7000. So merkwürdig der Anblick des Platzes am Tage war, so war er des Nachts doch noch eigenthümlicher. Vor jedem Zelte brannte ein Feuer, und zu dieser allgemeinen Illumination kam nicht selten noch eine specielle, indem dieses oder jenes Zelt in Brand gerieth. Diese kleinen Brände machten einen herrlichen Effect, indem die breite, hellflackernde Flamme die dunkeln Baummassen und die rings lagernden Gruppen wild aussehender Goldsucher beleuchtete. Der hervorstechendste Zug der Nacht in Ballarat aber war der Lärm. Von Sonnenuntergang bis 11 Uhr wurden in Einem fort Gewehre abgeschossen, denn fast jeder Goldsucher hatte eine Schußwaffe bei sich. Dann erschallte ein Chorgesang, dessen Misklang nur von der Trommel übertroffen wurde, die ihn begleitete."

Italienisches Räuberunwesen. Es will uns fast unglaublich dünken, wenn wir noch jetzt in Reisebeschreibungen lesen, daß sich die Fuhrwerke der Reisenden in Italien vielerwärts von Militair müssen begleiten lassen, um Überfällen und Räubereien zu entgehen. Die Landschaft, namentlich in Oberitalien, hat durchaus kein gefährliches Aussehen; sie ist vortrefflich angebaut, mit zahllosen Häusern besetzt, welche in der Feldmark zerstreut liegen, wie es die Hofwirthschaft mit sich bringt. Die langen Linien der Maulbeerbäume, welche mit Rebstöcken gepaart die Äcker durchkreuzen, geben der Gegend vollends einen Anstrich des Wohlstandes, Fleißes und Friedens. Aber dieser Anstrich ist wirklich trügerisch. So ist es namentlich der Fall in der Delegation Bologna, welche zu dem Kirchenstaate gehört. Der bolognesische Bauer hat wildes Blut, sehr weite Begriffe von Mein und Dein und große Vorliebe für gefährliche Abenteuer. Von Zeit zu Zeit, auf getroffene Verabredung oder gegebenes Zeichen läßt er den Pflug und das Rebmesser, um das Gewehr hervorzuholen, das er unter einem Holzstoß oder in einem Heuschober verborgen hält, und der friedliche Landmann von gestern ist heute ein entschlossener und grausamer Raubgesell. Erst im vorigen Jahre spielte ein gewisser Belloni, im Munde des Volks kurz il Passatore geheißen, die Rolle eines Räuberhauptmanns im größten Stile. Der Delegat der Provinz hatte 1000 Scudi für die Einbringung Belloni's ausgeschrieben; Belloni seinerseits setzte 2000 Scudi auf den Kopf des Delegaten. Einen seiner Hauptstreiche hatte er in der Stadt Forlimpopoli ausgeführt. Sie ward von ihm mit einer zahlreichen Bande in abendlicher Stunde überfallen, während ein großer Theil der Einwohner im Theater versammelt war ohne Ahnung Dessen, was draußen vorging. Nach einem Zwischenacte rollt der Vorhang auf und zeigt dem Publicum zehn oder zwölf auf das Parterre gerichtete Gewehrläufe an den Schultern von ebenso viel Männern mit geschwärzten Gesichtern. Diese zum Stücke nicht gehörige Scene erhielt sofort durch den Mund des Passatore ihre Erklärung. „Ich hoffe, meine Herren — sagte der Räuberhauptmann — daß Sie mich nicht durch nutzlosen Widerstand in die unangenehme Nothwendigkeit setzen werden, Maßregeln anzuwenden, welche mir leid thun und die Damen erschrecken würden. Die Gendarmerie ist überwältigt, sehen Sie hier die Schlüssel der beiden Stadtthore in meiner Hand, die Ausgänge des Theaters sind wohl besetzt — kurz, Sie sind in meiner Gewalt. Fürchten Sie indessen nicht, daß ich sie misbrauchen werde; sofern meiner billigen Foderung Genüge geschieht, wird Niemandem ein Haar gekrümmt werden." Hierauf zog er ein Papier aus der Tasche und las die Namen der wohlhabendsten Einwohner ab, indem er einem Jeden derselben eine mit seinen Mitteln in Verhältniß gesetzte Zahlung auflegte. Jeder der zu dieser Zwangssteuer Herbeigezogenen ward in Begleitung eines der Räuber nach Hause geschickt und Jeder brachte die ihm abverlangte Summe zurück. Von den im Parterre Zurückgebliebenen bat man sich unterdessen Uhren, Ringe und Börsen aus; die Damen in den Logen dagegen wurden nicht belästigt. Gegen Mitternacht zog der Passatore mit einer Beute von mehr als 10,000 Scudi davon.

Dante's Denkmal von Ricci, das neuerdings in der Kirche Santa-Croce in Florenz über leerer Gruft errichtet worden ist, eine Italia vorstellend, welche, mit theatralischer Geberde auf Dante's Bild deutend, die Beschauer mit den Worten anspricht: Onorate l'altissimo poeta! (Ehret den höchsten Dichter!) würde trivial sein, wenn es gleichzeitig wäre; lächerlich aber ist es, da es 500 Jahre hinterdrein kommt. Es erinnert an die bekannte Geschichte, nach welcher, als Kaiser Tiberius seinen Sohn verloren hatte, Bürgermeister und Rath der wohlgesinnten Stadt Troja die Gelegenheit nicht versäumen wollten, ihre Liebe und Treue gegen das Herrscherhaus auf schickliche Weise an den Tag zu legen. Sie beschlossen daher die Abordnung einer Deputation, welche dem Kaiser den Ausdruck ihres tiefsten Schmerzes und der ehrfurchtsvollsten Gesinnung überbringen sollte, mit denen sie zu Sr. Majestät Füßen erstürben. So sehr sich aber auch die Trojaner beeilten, ihre Deputation langte in Rom erst an, als der Prinz bereits seit Jahr und Tag begraben war. Zur Audienz vorgelassen, hub der Wortführer der Gesellschaft seinen Spruch an; aber kaum hatte er zu großer eigener Rührung den ersten Satz seiner Condolenz vorgebracht, als er von Tiberius mit den Worten unterbrochen wurde: „Sagt den Trojanern, daß es mir gleichfalls sehr leid thut, daß sie ihren vortrefflichen Mitbürger Hektor verloren haben." Hektor aber fiel durch Achilles im Trojanischen Kriege.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

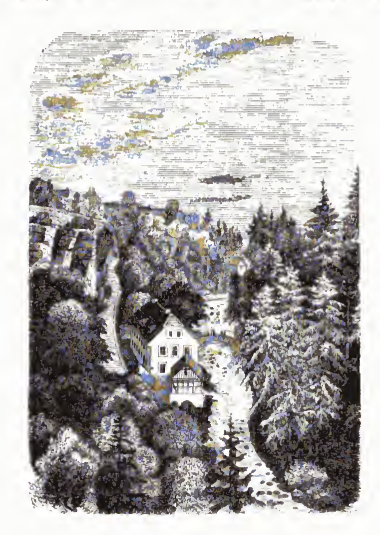
Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 501.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [7. August 1852.

Die Lochmühle im Liebethaler Grunde in der Sächsischen Schweiz.



Gummilack, Schellack und Siegellack.

Es ist gewiß ein bemerkenswerther Zug in der Natur, daß viele der kleinsten Insekten gerade so wichtig und bedeutend sind wie die allergrößten See- oder Landthiere. Wenn die letztern durch ihre Größe in Betracht kommen und uns dadurch theils nützlich, theils auch furchtbar werden, so ersetzt bei den erstern die außerordentliche Menge den Abgang der Größe, und so schaden oder nützen sie nicht minder in gleichem Maße. Wir denken allerdings oft zu wenig daran, wie viele unserer Fabriken, Gewerbe und Manufacturen fast einzig und allein durch diese oder jene Insekten begründet werden. Man denke nur an den Seidenbau! Wie viel hunderttausend Hände sind in China, Syrien, Italien, Frankreich und Spanien das Jahr hindurch mit der Zucht der Raupen, welche die Seide liefern, dem Anbau der Maulbeerbäume, welche ihnen Nahrung geben, dem Abpflücken der Blätter davon, dem Abhaspeln der Cocons, dem Färben der Seide, dem Verweben derselben, dem Vertriebe der Seidenstoffe beschäftigt! Von Tausenden kann man da gar nicht sprechen; es langen kaum Hunderttausende von Menschen, die ihr reichliches oder mageres Brot von

diesem Schmetterlinge ziehen. Die Cochenille, welche den köstlichsten Färbestoff liefert, gibt ebenfalls einen nicht geringern Erwerbszweig, der sich der Aufmerksamkeit nur darum mehr entzieht, weil er zunächst auf das entfernte Mexico beschränkt und das Insekt, welches durch seinen Leichnam den Kleidern des Menschen den herrlichsten Reiz zu leihen vermag, dort allein zu Hause ist. Mit dem Gummilack ist ein ganz ähnlicher Fall. Wie viele tausend Pfund Siegellack verfertigt nicht mancher einzelne Fabrikant in Einem Jahre! Wie viele Millionen Briefe werden mit ihm versiegelt, und der Fabrikant denkt so wenig daran wie der Briefschreiber, daß ein kleines Insekt im fernen Lande Ostindien ihm in die Hände arbeitete.

Wenn wir unsere Pomeranzen- oder Oleanderbäumchen am Blatte, am Stengel, besonders im Frühjahre genau untersuchen, so finden wir oft braune Punkte, welche ein wenig gewölbt sind. Die Größe ist verschieden, von der eines Flohes bis zu der einer Wanze; sie rühren und bewegen sich nicht; zerdrückt man sie, so hat man eine schleimige, schmuzige Feuchtigkeit. Die Pflanze selbst, besonders das Blatt, der Stengel, worauf die Punkte vorkommen, ist selten recht frisch und kräftig, sondern mehr wie abgewelkt und abgezehrt, das frische Grün ist vergilbt und wenigstens matt. Man lasse diese Punkte einige Zeit ungestört stehen und sehe dann wieder nach. Was ergibt sich? Die kleinern sind größer geworden; wo vorher keine waren, haben sich ebenfalls neue, kleine eingefunden. Es ist kaum hundert Jahre her, daß man diese Punkte für Thiere, für Insekten erkannte; bis dahin meinte man in ihnen eine Ausschwitzung, einen Auswuchs der Pflanze zu sehen, an welcher man sie fand. Allein jeder Leser dieser Zeilen, der ein Vergrößerungsglas hat, kann sich auf der Stelle von der thierischen Natur derselben überzeugen. Er nehme nur mit einem Federmesser ein solches Pünktchen sauber ab vom Blatte und bringe es unter die vergrößernde Linse; mit Erstaunen sieht er dann eine kleine — Schildkröte, die mit ihren Fühlhörnern ungeduldig herumzutasten scheint, sechs Füße und einen Saugrüssel und gewöhnlich mehre ebenso gestaltete Junge unter ihrem Leibe hat, sodaß ihr Schild die Mutter und ihre Kinder zugleich beschirmt. Wir haben mit einem Worte in jenem räthselhaften Punkte eine Schildlaus (Coccus L.) entdeckt und so auch die Gattung von Thieren, von Insekten gefunden, denen wir das Gummilack und die Cochenille, diese so mächtigen Handelsartikel, verdanken. Unsere an der Orangerie befindlichen Schildläuse nützen allerdings zu nichts, im Gegentheil gehen die Bäumchen, an welchen sie sich ansiedelten, sehr leicht ein, nachdem sie lange gesiecht haben, und treiben am wenigsten eine schöne, kräftige Blüte. Anders steht es mit den zwei Arten, wovon die eine, die (Gummi-) Lackschildlaus (Coccus Lacca) das trefflich rothe Gummilack gibt. Sie verwandelt den Saft der Pflanzen Ostindiens, auf denen sie lebt, so künstlich und wunderbar, daß der Mensch ebenso sehr über solches Erzeugniß wie über dessen Farbe staunt.

Wie gesagt, es ist kaum hundert Jahre her, daß man die thierische Natur dieses Schmarozergeschöpfs entdeckte, und selbst nachdem man darüber im Allgemeinen einig war, ging es nicht ohne mancherlei irrige Vorstellungen ab. Mancher glaubte, daß das Thier wol zu dem Ameisengeschlechte gehören möchte, eine Ansicht, die, mit den Beobachtungen zusammengehalten, welche Jedermann mittels des Vergrößerungsglases anstellen kann, gleich auf der Stelle widerlegt wird. Eins aber freilich blieb uns lange dunkel: das Schmarotzerthierchen an unserm Oleanderstocke ist allemal nur ein Weibchen, und ein Weibchen setzt doch auch wieder ein Männchen voraus. Wo war nun dieses zu suchen? Auch auf dem Oleanderbäumchen? Mit nichten. Es gleicht einer kleinen schwarzen Mücke oder Fliege, welche im Freien herumschwärmt, bis sie so ein armes, zum ewigen Stillsitzen verurtheiltes Weibchen gefunden und befruchtet hat. Man denke, wie schwer und wie selten diese Beobachtung zu machen war und wie leicht die kleine schwarze Mücke oder Fliege auch mit einer geflügelten Ameise verwechselt werden konnte.

Auch sind noch einige Dinge nicht ganz genau ermittelt; man weiß noch nicht bestimmt, ob die Gummilackwürmer, wie diese Art der Schildläuse auch wol genannt werden, aus Eiern entstehen oder gleich lebendig die Welt erblicken. Die Ursache von solcher Unbestimmtheit ist klar; die Mutter richtet nicht erst den Punkt vor, wo ihre Nachkommenschaft erscheint, sie deckt letztere mit ihrem eigenen Leibe, mit ihrem Schilde und läßt ihnen selbst, wenn sie todt ist, dieses als Erbschaft zurück, bis die Jungen, wenn sie reif sind, unter ihrem Obdache hervorkriechen und sich auf dem Baume verbreiten, der ihre Wohnung werden soll, der ihnen ein Ästchen, einen kleinen Zweig, einen Stengel darbietet, an welchem sie sich ankleben; sie schwitzen nämlich eine Feuchtigkeit aus, immer mehr und mehr, wie unsere Blattläuse, und diese Feuchtigkeit leimt sie fest an; sie überzieht aber auch das ganze Insekt, sie wird ihr Grab, sie bildet eine völlige Zelle für das in ihr ruhende Insekt, für den Menschen aber das wichtige Gummilack.

Es geht nicht etwa so geschwind damit, wie es sich hier auf dem Papier ausnimmt. Die jungen Gummilackfabrikanten kriechen im December aus dem Schilde ihrer längst verblichenen Frau Mutter hervor und wandern allerdings nicht lange in jugendlicher Freiheit umher; allein der März kommt doch heran, ehe ein solches Thierchen seine Zelle fertig hat. Ist diese nun aber gelungen, so sieht man einen ovalen, rothen, kleinen, leblosen Sack, der inwendig mit einem schönen rothen Safte angefüllt ist, und in diesem Safte 20—30 ovale Eier oder schon wirkliche Junge. Der schöne rothe Saft ist die Nahrung, die Milch, der Honig derselben, bis sie aufgezehrt ist, die Jungen sich durchbohren und das leere Gehäuse zurücklassen, ihre selbständige Laufbahn ebenso zu beginnen und in den nächsten Monaten zu beendigen; ein ewiger Wechsel, ein steter Kreislauf des Geborenwerdens und Sterbens wie — beim Menschen! In Allem gibt es angeblich nur drei oder vier Arten von Bäumen *), welche denselben Nahrung und Aufenthalt verschaffen; doch auf ihnen nisten sie in so großer Menge, daß kaum der sechste Theil davon im Stande ist, sich eine solche Zelle zu bauen; die andern leben kümmerlich von dem Safte der äußersten Spitzen, Zweige und Blätter, daß diese ganz dürr und schwarz aussehen, bis die Schmarotzerthierchen endlich vor Hunger umkommen. Indien ist jedoch mit einem üppigen Pflanzenwuchse bedeckt, und so sind jene Feigenbäume, auf welchen diese Insekten leben, in solcher Menge da und diese sind auf ihnen so zahlreich, daß noch zehn mal mehr Gummilack verbraucht werden und noch hundert Millionen Briefe

*) 1) Der wundersame Pagodenbaum, Ficus religiosa L.; 2) eine andere Art von Feigenbaum, Ficus Indica L., und endlich noch ein Croton Lacciferum.

mehr versiegelt werden könnten, ohne daß deshalb dort Mangel daran eintreten könnte. Selbst die Vögel sorgen dafür, das Insekt nach Punkten hinzubringen, wohin sonst im Laufe von Jahrhunderten keins gelangen konnte. Wie bei uns auf den höchsten Klippen, unzugänglichsten Felsenspitzen und den Zinnen längst verfallener Thürme oft die herrlichsten Bäume wurzeln, von denen ein Vogel den Samenkern hingebracht hatte, wie die entlegensten Gewässer nicht selten mit Amphibien und Fischen belebt werden, weil wilde Enten Laich hinbrachten, so sorgen auch dort die Papagaien, Kakadus und andere befiederte Gäste der großen Wälder am Ganges und Indus, daß diese Insekten um viele hundert Meilen versetzt werden. Sie wiegen sich auf einem Zweige, wo eben die Gummilackfabrikanten ihre Wohnung aufschlagen wollen und diese bleiben an den Füßen der erstern sitzen, um auf einen ganz andern Feigenbaum getragen zu werden, als der ihre Geburtsstätte war. Da die genannten Feigenbäume an dem von solchem Insekte verletzten Punkte einen klebrigen Milchsaft ausschwitzen, welchen eben das Gummilackinsekt zu seinem Safte und Gehäuse verwandeln soll, so muß die Verpflanzung des letztern auf diesem Wege um so gesicherter und häufiger sein. Kurz, die Menge des Insekts und folglich auch seiner Behausung, die für uns zunächst allein Werth hat, ist so groß, das Einsammeln davon mit so wenig Mühe verbunden und der Indier auch überhaupt so genügsam, daß sonst, wenigstens vor 50—60 Jahren, für 100 Pfund des besten Lacks kaum vier Thaler in den Häfen Ostindiens bezahlt wurden, obschon sie vielleicht hundert und mehr deutsche Meilen gemacht hatten. *)

Inwiefern der Saft, welchen die genannten Feigenblätter hergeben, zunächst so wichtig sein mag wie die Insekten selbst, denen er Nahrung und Obdach gewähren soll, ist allerdings nicht genau zu bestimmen oder doch nicht ermittelt. Wir wissen nur, daß diese Insekten nicht ohne den Saft sich ansiedeln können, dieser aber nicht ohne sie herausfließen würde. Genug, die kleinen Gehäuse, in welchen sich diese Schildlackläuse mittels dieses Saftes anbauen, geben nun das so wichtige Gummilack und zwar in verschiedenen Sorten, je nachdem es nämlich recht schöne dunkelrothe Farbe hat, nicht durchlöchert oder schon in der und jener Art vorbereitet ist. Im Ganzen sind vier Sorten im Handel: 1) Stablack oder Stücklack, in ganz natürlichem Zustande; die Enden der Zweige, um welche sich die Insekten ansiedelten, sind mit einer dicken Lage Lack umgeben; nirgends sieht man ein Loch; das Insekt ist also nirgends ausgekrochen und folglich sein rother Saft, die rothe Farbe vollkommen darin geblieben. Man kann es ebenso gut Stengellack nennen; denn es sitzt an lauter Stengeln. Schabt man es von diesen Stengeln ab, so hat man 2) das Körnerlack, und zerläßt man dieses, indem man es in einem Kasserol auf gelindes Feuer setzt, so bilden sich die Körner 3) zu Klumpen oder Kuchen. Am allergewöhnlichsten aber verwandelt man das Stengellack gleich 4) in Schellack, das noch besser Scheibenlack oder Tafellack genannt werden könnte; denn es besteht aus dünnen Scheiben, die gleich in Ostindien geformt werden, indem man das geschmolzene Lack auf Platanenblätter breitet. Je durchsichtiger sie sind **), desto besser sind sie und desto feiner, glänzender wird das Siegellack oder der Firniß, der Lack, wozu sie namentlich verbraucht werden. Sonst wußte man vom Gummilack fast keinen andern Gebrauch zu machen; allein seit 30—40 Jahren hat man den Färbestoff, welcher darin liegt, noch in viel anderer Art zu verwenden gelernt. So erhalten wir unter dem Namen Färberlack einen solchen, der so echt und schön, aber viel wohlfeiler als die Cochenille, an den Stoffen haftet und unmittelbar aus Ostindien zu uns gesendet wird. In Wien, vielleicht auch noch andern Orten wird dieses Product noch mehr gereinigt und zu verschiedenem Gebrauche vorgerichtet, sodaß das Ofenheimer Lack, wie es von seinen Erfindern genannt wird, einen wichtigen Artikel bildet und eine Art davon wol selbst in dem Zahnpulver *) eine wichtige Rolle spielt, wie denn auch das Gummilack schon früher sehr oft zu Zahntinkturen benutzt wurde. Erinnert man sich, wie viele hunderttausend Pfund Siegellack jährlich in der ganzen Welt verbraucht werden, wie unzählige Gemälde, Geschirre, Hausgeräthe jährlich lackirt werden, wie bei diesem Lackiren das Gummilack zwar nicht die einzige, aber doch eine außerordentlich wichtige Rolle spielt, so kann man sich auch vorstellen, welchen großen Verkehr das seine Erzeugung begründende kleine unscheinbare, Jahrhunderte lang unbekannte, in tiefer Verborgenheit lebende Insekt in der Handelswelt hervorbringt und welche Menge Menschen ihren Unterhalt davon beziehen, von der Zeit an, wo es auf dem Pagodenbaume in seiner Wiege überrascht wird, bis zu dem Augenblicke, wo Hulda sein Product auf einem zärtlichen Liebesbriefe erblickt oder mit demselben ihren Perlen im Munde neuen Glanz schaffen will!

*) Jetzt ist der Preis ungefähr 30—32 Thlr. auf den deutschen Märkten, und durch wie viele Hände muß der Stoff da schon gegangen sein!

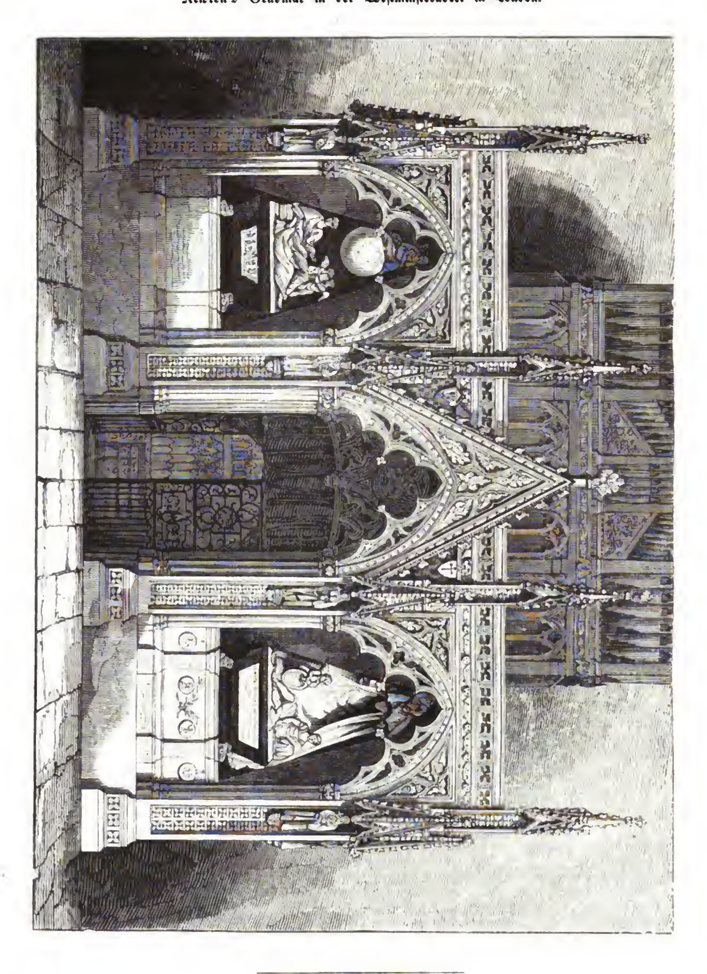
**) Die Farbe differirt sehr und geht bei den einzelnen Sorten aus dem Gelben durchs Rothe und Braune in dunkles Schwarz über. Letzteres wird gewöhnlich erst in Menge zum Siegellack verbraucht, wenn eine große Landestrauer eintritt, wo alle Regierungssiegel schwarz sein müssen. Mittels des Chlorkalks wird jetzt auch das Gummilack ganz weiß gebleicht und dann zu feinen Lackfirnissen verwendet. Da das Schellack überhaupt mit mancherlei Farbestoffen Verbindungen eingeht, so darf man sich nicht wundern, daß braunes, gelbes, grünes, blaues Siegellack ebenso gut wie in allen Nüancen von Roth gefertigt wird, ohne daß die Hauptbasis etwas Anderes als Schellack ist.

*) Das bei den Zahnpulvern häufig verwendete Wiener Lack ist nämlich kein Lack, sondern ein Färbepflanzenstoff, z. B. von Campecheholz, mit einer Erde verbunden. Die feinste Sorte dagegen wird in solcher Art mittels der Cochenille und vermuthlich auch mittels des Gummilacks hergestellt. Manches ist hier noch Geheimniß der Fabrikanten.

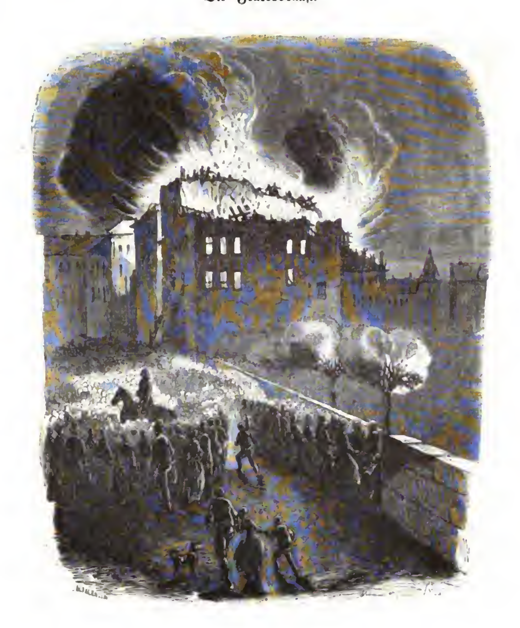
Das Wetterschießen.

Das Wetterschießen ist ein eigenthümliches, in der Schweiz vorkommendes Phänomen. Es ist ein dumpfes, stoßweises Schallen in der Luft, wie von entfernten Kanonenschüssen. Oft glaubt man wirklich nur diese zu hören, wie aus einer Schlacht. Anfangs fallen deren in einer Minute lebhaft mehre hintereinander; dann wiederholen sie sich seltener und seltener. Nie im Winter, sondern immer nur im hohen Sommer und Herbst vernimmt man dies Wetterschießen, gewöhnlich Nachmittags oft bis nach Mitternacht, nie bei einem Gewitter, sondern immer nur bei heiterm Himmel. Es ist also unzweifelhaft, daß es durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die mit Schnee bedeckten Alpengipfel verursacht werde.

Newton's Grabmal in der Westminsterabtei in London.



Die Feuersbrunst.



Nur ein Schäfer.

Ein Geschichtsbild aus Magdeburgs Vorzeit.

Ein ehrwürdiges Denkmal der grauen Vorzeit steht Magdeburgs herrlicher Dom da! Wer jemals in diese Stadt gekommen, wird dies Meisterstück der alten Baukunst bewundert und an demselben unter anderm die Statue eines Schäfers mit seinem Hunde über der Vorhalle, die in das Innere der Kirche führt, erblickt haben. Unmittelbar mit dem Dome hängt dieses Bild zusammen und nur Wenige werden die Deutung desselben kennen. Es wird unsern Lesern die Erzählung davon nicht uninteressant sein und wir geben dieselbe mit Benutzung des Materials, welches uns Relßieg in seinen so schönen „Sagen und Legenden" geliefert hat.

Die Erzählung führt uns in die graue Vorzeit zurück. Als Kaiser Otto I. noch deutscher König war, gründete er in Magdeburg im Jahre 937 ein mit vielen Gütern und reichen Einkünften begabtes Benedictinerkloster auf derselben Stelle, wo der heutige Dom steht. Später verlegte er dasselbe in das auf dem Riddags- oder Johannisberge neu erbaute Klostergebäude und faßte bei seiner Krönung zum römischen Kaiser 962 den Entschluß, in der durch das Andenken an seine erste Gemahlin Editha ihm werth gewordenen Stadt, die er zum Sitz eines Erzbischofs bestimmt, eine Kathedrale oder Domkirche zu erbauen. Diesen frommen Entschluß führte der große Mann mit den ihm zu Gebote stehenden reichen Mitteln aus. Es stand aber diese von Otto I. gegründete Domkirche auf einer andern Stelle als die heutige. Von jener wissen wir nur noch, daß sie 1207 an einem Charfreitage der Raub einer gewaltigen Feuersbrunst geworden, der auch das vorher erwähnte Benedictinerkloster zum Opfer fiel. Noch in demselben Jahre keimte in der Seele eines Mannes aus niederm Stande, eines Schäfers, der fromme Gedanke, ein neues Bethaus zu bauen und gedieh, von einem wunderbaren Zufalle begün-

stigt, zu der herrlichen Blüte, welche die Gründung eines erhabenen Doms zur schönsten Frucht entwickelte.

Zu der Zeit, in welcher sich die Erzählung bewegt, lebte und residirte zu Egeln ein Graf von Barby, ein reicher Herr, der einen großen Hofstaat hielt und das Städtchen zu einem Wohlstande brachte, wie er seitdem wol nie wieder vorgekommen sein mag. Der Graf war ein edler Mann, freigebig und leutselig; insbesondere beschien seine Gnadensonne alle seine Diener, die ihm aber dafür auch wieder mit der größten Treue und Anhänglichkeit ergeben waren.

Nicht fern von Egeln, in dem später zu einem Vorwerke erhobenen Etgersleben besaß der Graf ein Jagdschloß, auf welchem er sich bisweilen nur mit einer kleinen Dienerschaft, größtentheils Jägern und Leibschützen, aufhielt. Die Räumlichkeit der Burg gab Veranlassung, daß die verheiratheten Diener des Grafen nicht selten ihre Familien mit dahin nahmen, und es gewährte dem gütigen Herrn eine große Freude, wenn sich die Kleinen in dem weiten Burghofe herumtummelten, oder wenn die Frauen und Jungfrauen sich in den romantischen Gängen des bis an eine Waldspitze reichenden weitläufigen Gartens ergingen und sich an dem Gesange der Vögel ergötzten.

Eines Abends wandelte eine Jungfrau einsam an der Waldspitze vorüber und blieb, mit der Hand an einen mächtigen Baumstamm sich stützend, auf einer Anhöhe stehen, von welcher sich eine reizende Fernsicht über Wiesen und Feldmarken darbot. Agnes, die einzige Tochter des ersten gräflichen Leibschützen, Namens Fuchs, die wir in der lustwandelnden Jungfrau erkennen, war eine schöne Erscheinung. Mancher Jüngling hatte ihr seine Huldigung dargebracht, allein gegen Alle war sie gleichgültig geblieben. Ein junger Kamerad ihres Vaters, der gräfliche Schildknappe Hans Statius, war der Einzige, der sich dann und wann eines freundlichen Blicks von ihr rühmen konnte, als ihr aber der Vater eröffnete, daß Statius sie als sein Weib heimzuführen wünsche, da mied sie auch diesen und setzte dem Vater, wenn er sie mit Ernst zum Jawort bestimmen oder mit liebreichen Worten überreden wollte, fast Trotz entgegen. Während nun Agnes sinnend am Baume lehnte, drangen von der Ecke des Waldes her die Töne einer Schallmei und machten in der stillen Natur auf ihr Gemüth einen so tiefen Eindruck, daß sie die Thränen auf ihren Wangen erst fühlte, als um jene Waldecke eine Jünglingsgestalt bog, in der sie den Schallmeibläser erkannte. Der Unbekannte war viel zu sehr mit seinem Spiel beschäftigt, als daß er hätte vor oder neben sich hin und das nur mit der Gesichtsseite der Wiese zugekehrte Mädchen sehen sollen; nur zuweilen, wenn die sanfte Melodie seines Liedes eine kurze Pause eintreten ließ, blickte er sich um, als ob er hinter sich Jemand erwarte, schritt aber dann sogleich wieder vorwärts und gerade auf die Stelle zu, wo Agnes stand. Sie zog sich hinter einen dichten Haselstrauch zurück und ergötzte sich an den Lauten der einfachen Musik. Der junge Mann war nicht wie ein Bauer aus der Umgegend gekleidet, seine Tracht hatte etwas Fremdartiges, Romantisches; seinen grünen Hut mit breitem Rande zierten mehre bis auf die Schultern herabflatternde Bänder und ein Strauß von bunten Wiesen- und Waldblumen. Eine Ledertasche hing an seinem Gurt und unter dem Arme trug er einen langen Stab. Als die Jungfrau in ihrem Versteck den Jüngling aufmerksam betrachtete, rauschte es auf einmal um sie herum und eine Heerde Schafe brach in den Wald, die von dem wachsamen Hunde auf Feld und Wiese zurückgetrieben ward. Wehmüthig von dem Gedanken ergriffen, daß der Jüngling nur ein Schäfer sei, war sie eben im Begriff aus dem Busche zu treten und sich nach einer andern Seite hin zu entfernen, als ein großer zottiger Hund vor ihr stand und sie am Fortgehen hindern zu wollen schien. Wahrscheinlich würde das gutmüthige Thier sich schweigend entfernt haben, wenn Agnes furchtlos davongegangen wäre; da sie aber die Hände emporhob und ängstlich zögerte, so fing der Hund, dem noch ein zweiter zueilte, an zu bellen und machte seinen Herrn aufmerksam. Mit einer raschen Wendung stand der junge Schäfer vor ihr. Er mochte aber nichts weniger als die Begegnung mit einem jungen Mädchen erwartet haben. Beide sahen sich eine Minute lang schweigend an. Heinrich Falke — dies war der Name des jungen Schäfers — faßte sich zuerst, rief den Hund neben sich und sagte dann, die Jungfrau höflich grüßend, in fremdartiger Mundart:

Fürchtet Euch nicht, holde Jungfrau! Ein Schäferhund thut Niemanden etwas zu Leide, wenn er nicht gereizt oder von seinem Herrn gehetzt wird. Ihr seid wahrscheinlich von dem Gefolge unsers gnädigen Herrn Grafen und habt Euch wol gar verirrt! Dann tretet nur mit heraus auf die Wiese, wo ich Euch den Weg zeigen werde.

Jagt nur, ich bitte Euch, eure Hunde fort, antwortete mit zitternder Stimme Agnes, denn ich kann mich der Furcht vor solchen zottigen Thieren nicht erwehren. Ich werde mich dann schon allein zurechtfinden, da ich ja täglich hier bin, so lange der Graf in Etgersleben jagt, und danke für Euer Anerbieten.

Auf einen Wink wichen die beiden Hunde zurück und eine gute Nacht wünschend, eilte Agnes über den Wiesengrund von dannen, während ihr der Schäfer nachsah. Als die Jungfrau der Burg nahe war, hörte sie wieder die Töne der Schallmei, die aber diesmal so traurig klagend, so kummervoll sehnsüchtig klangen, daß sie denselben lange lauschte und erst dann durch die offene Pforte in den Hof schritt, als der letzte Nachhall gänzlich verklungen war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rheinfall bei Schaffhausen. *)

Von Schaffhausen leiten auf beiden Ufern des Stroms romantische Pfade zu der eine Stunde westwärts entfernten, weltberühmten Katarakte. Ich schlug die neue Straße über Feuerthalen und Uhwiesen auf der zürcherischen Seite nach dem alterthümlichen Schlosse Laufen ein, das auf einem Felsenvorsprunge über dem Bergkessel ruht, in welchen sich der Wasserfall donnernd wälzt. Hier in das über dem Abgrunde hängende Pavillon tretend, überblickt man auf einmal tief zu seinen Füßen die tobende, glanzvolle Herrlichkeit.

Schon bei Schaffhausen bricht sich der Strom an einzelnen vortauchenden Klippen. In schöner Bogenlinie flutet er zwischen jähen, dunkelgrünen Hügelwellen zu der verhängnißvollen Stelle. Immer häufiger werden die Felsrisse seines Bettes, immer mehr lösen sich die silbergrünen Wasser zu Milchschaum auf. Noch sind an einzelnen klaren Stellen die Steinbänke, von

*) Nach Heinrich Zschokke.

Wasserflechten gebräunt, über die er hingleitet, sichtbar. Nun aber plötzlich bricht die Strommasse. Sie wird zur Schneelauine an blendender Weiße und Wuth des Sturzes; zermalmend sausen zwischen vier Felsthürmen die Wasserberge in den 60—70 Schuh weiten Schlund hernieder; Staubsäulen fahren wirbelnd in die Lüfte und umschwärmen wie silberfarbenes Gewölk die Klippengipfel, und ein ewiges Donnergetöse, zwischen welchem oftmals hinein ein leises, fernes Glockengeläute zu tönen scheint, füllt mit seinem Widerhall die Wände des Gebirges. Aber der Mensch steht bei diesem Anschauen sich selbst vergessend da. Das wechselnde Treiben und Verschlingen, Immerkommen und Immerforteilen der Gewässer führt das Bild der Ewigkeit in der Natur vor die Seele, und während so die Phantasie mit glühenden Flügeln vor der Unendlichkeit verweilt, zittert ein banges Gefühl von menschlicher Ohnmacht und Kleinheit durch alle Nerven hin.

Ich habe immer gefunden, es könne ein Wasserfall, und zumal dieser, nicht gemalt werden. Denn immer sieht er, und wenn sich auch der trefflichste Künstler darau wagt, wie gefroren aus. Die rastlose Bewegung, die keinem Pinsel Staud hält, ist ja das eigentlich Wesenhafte seiner Schönheit. Nun finde ich aber auch, er könne sogar nicht einmal beschrieben werden. Immer bleibt das lebendigste Wortbild arm hinter der Wirklichkeit zurück.

Das Farbenspiel dieser brausenden Wasserwelt ist wirklich zauberhaft; es wechselt unaufhörlich je nach der Beleuchtung. Anders ist es beim Gewitterhimmel, anders in den Frühstunden eines klaren Morgens, anders und vielleicht am prächtigsten beim Vollmondschein. Manchmal schlagen die Wogen, sich durchkreuzend, übereinander und es entstehen Wassergrotten, in deren Tiefe dann sogleich das makellose Weiß in Smaragdtöne oder selbst in das tiefe Grün des Lapis lazuli überschillert. Manchmal färbt eigenthümliche Lichtbrechung einen Streifen des aufwallenden Wasserstaubes mit Orangeglut und es scheinen Feuerflammen hinter dem Felsen vorzulodern. Fast kein Augenblick geht au sonnenhellen Tagen vorüber, wo nicht hier oder da ein Regenbogenglanz als flatterndes Meteor erscheint und wieder verschwindet. Wer aber am Morgen zwischen 8 und 10 Uhr hier weilt, vor dem spannt Iris fast immer ihren Bogen vollkommen in der stäubenden Luft aus, wie eine Brücke über dem Toben des Abgrundes.

Mitten in diesem Chaos von Licht und Farben und mitten in dem heftigsten Anprall der Wellen stehen unbeweglich fest die vier schwarzen Felsthürme, welche den Wasserfall theilen. Unaufhörlich brüllen und schlagen die Strudel daran und schleudern ihre Schaumflocken bis zu den Gipfeln empor, wo Gras und Gesträuch blüht; aber sie halten ruhig dem Tumult Stand. Durch die Seite eines dieser Kolossen hat die Strömung eine große Fensterhöhlung gebrochen, aber seine tiefen Wurzeln im Urgestein des Gebirges konnte sie nicht zernagen. Der Wassersturm ist so wüthend, daß es Gott versuchen hieße, wollte Jemand, dem Strome von oben folgend, an eine dieser Klippen gelangen. Vor einigen Jahren wurde zur Probe ein Kahn mit einem Fährmann von Stroh den Fall hinabgelassen; noch ehe er zur Mitte gelangte, war Alles in viele Stücke zerschellt. Dagegen wird das Wagstück nicht selten siegreich unternommen, von unten her den mittlern größten der aufragenden Felsköpfe zu erklimmen. Wenn auch in dem Becken, worin sich der Strom fängt, die Wellen in wilden Kreisen wirbeln, und je näher am Falle, um so grausenhafter kochen, so schützt doch der Felsen selbst die Anfahrt.

Es ist auffallend, daß zuweilen fremde Reisende, die den Rheinsturz zum ersten male sehen, besonders wenn es vom schaffhausischen Ufer aus geschieht, ihn gar nicht so imposant finden, wie sie sich ihn im voraus gedacht hatten. Allerdings benachtheiligt eine optische Täuschung das Erhabene. So beim Staubbach im Lauterbrunnenthal, der 900 Fuß hoch herabfällt, wo aber die Reihe der Bergwände noch viel größer ist. Beim Rheinfall zehrt die Breite an der Höhe; denn er ist fünf mal breiter als hoch. Dem Niagarafall in Nordamerika kommt zu gute, daß er in einer Ebene und nicht zwischen Bergen herabstürzt, welche seiner Höhe im Augenmaße Eintrag thun würden. Doch je länger man den Rheinfall beobachtet und studirt, desto herrlicher erscheint er. Man kann auf ihn anwenden, was Schiller von der St.-Peterskirche sagt:

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret;
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

(Beschluß folgt.)

Die Kirche zu Visp im Walliser Lande.



Mannichfaltiges.

Wozu es wird — ein Beleg aus dem römischen Carneval. Im Maskengewimmel erblickte man einen Bekannten, den die Stimme, durch tausend helle Faschingsklänge hindurch, nicht erreichen konnte; man suchte seinen Blick und Gruß, indem man mit dem Sträußchen nach ihm warf, das man in der Hand, im Gürtel oder im Knopfloche trug. Der Strauß war fort; man griff nach dem Zuckerwerke, das man zum Naschen mit sich genommen, um einem andern Freunde ein neckendes Zeichen seiner Nähe zu geben. Nach und nach ist aus dem Sträußchen ein Vorrath faustdicker Blumensträuße oder vielmehr Krautbündel geworden, aus dem Zuckerwerk ein Korb voll Kalk- oder Gypskörner — das sind die oft bohnengroßen Confetti — die man rechts und links, nach oben und nach unten in möglichst großer Quantität auswirft. „So wenigstens — erzählt ein Reisender — pflegen viele fremde Gäste den römischen Carneval zu verstehen. Mit dem Glockenschlage, der den Anfang der Corsofahrt bezeichnet, sind sie in voller Rüstung auf dem Platze, wo sie sich, in Wolken von Kalkstaub eingehüllt, im Schweiße ihres Angesichts belustigen, bis der Böllerschuß an der Piazza del Popolo sie nöthigt, Feierabend zu machen. Als Ideal dieser Frohnleute des Carnevals erschien mir eine Dame aus England, die sich, wenn sie nach Hause zurückkehrt, nicht nachsagen lassen wird, daß sie ihre Zeit verloren. Sie hatte den Hauptbalcon eines ansehnlichen Hauses in dem lebhaftesten Theile des Corso inne. Neben ihr stand ein Tragkorb mit Confetti, aus welchem sie in gemessenen Bewegungen, aber rastlos, mit einem blechernen Gefäße die Gypskörner herausschöpfte. Leerte sich der Korb, so schleppte der Bediente frischen Vorrath herbei. Die Dame aber, ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine Miene zu verziehen, schüttete ihren staubigen Hagel gleichmüthig auf die Köpfe der Vorübergehenden ohne alles Ansehen der Person, wie der liebe Gott seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte."

Die Anschovis, eine Art kleiner Fische, die den Sardellen gleichen und fast um ganz Europa herum, vorzugsweise aber an den spanischen, französischen und italienischen Küsten vorkommen, werden auf artige Weise gefangen. Sie sind ungemein neugierig und sehen gern Licht, drängen sich daher des Nachts in dichten Haufen dahin, wo es schimmert. Die Fischer breiten nun die Netze, die an der Küste der Provence Sardinels heißen, wie Tischtücher auf dem Meere aus und zünden dann auf einem in der Mitte der Netze stationirten Kahne mehre Fackeln an. Die Fischchen, vom Scheine des Lichts angelockt, kommen massenweise herbei, wollen durch die Schlingen des Netzes mit dem Kopfe durch, bleiben darin mit den Kiemen stecken und werden so auf einmal zu Tausenden gefangen.

Die amerikanischen Farmers haben ein merkwürdiges, stilles und trockenes Wesen. Man hört bei ihnen kein Rufen, Singen, Peitschenklatschen, die Menschen scheinen mehr zu schleichen als zu leben. Die Farmers helfen einander, wo es noth thut, aber sie sprechen nicht viel dabei; sie haben ein kräftiges Herz und einen kalten Verstand, aber sie sind weder lustig noch gemüthlich. Ihre Gespräche erstrecken sich über Ackerbau, Viehzucht und Fruchtverkauf, über Politik und auch wol über Religion, aber auch da ergehen sie sich langsam in einmal angenommenen Urtheilen und Redesätzen. Sie sind daher in der Regel recht langweilig. Vergnügen, wie der Deutsche es meint, machen sie sich nicht viel; sie besuchen sich und plaudern ein wenig, das ist Alles. Selbst eine Hochzeit geht vorüber wie gar nichts; die jungen Leute gehen Abends zum Friedensrichter, erklären sich vor ihm als Mann und Frau, trinken eine Tasse Kaffee und fahren miteinander ab. Nur bei Wahlen und bei religiösen Zusammenkünften kommt in dies schweigsame, kaltverständige Leben einige Aufregung hinein; sonst gibt es nur noch bei Pennsylvanier Deutschen, wo sonst die eingeborenen amerikanischen Farmer in der großen Minderheit sind, Festlichkeiten und Schwänke. Sodann aber ist das tägliche Geschäft des Farmer eine eigenthümliche Mischung von Handel und Landwirthschaft. Er treibt die Farmerei nicht blos aus Neigung, sondern hauptsächlich deshalb, um Geld dabei zu machen. Er sagt daher auch: er mache die Farm, er mache aus den Ferkeln Schweinefleisch, er mache Geld aus den Pferden u. s. w. Er berechnet unaufhörlich: so viel stecke ich in den Acker hinein von meiner Arbeit, an Arbeitslohn, und so viel Werth von Saat, und so viel Werth an Viehardeit, wie viel ist mir nun die Frucht werth zu der und der Zeit, wenn dort der Whiskey gut abgeht oder der Süden Mais, Europa Weizenmehl nöthig hat? oder wie viel sind mir Rinder, Fohlen und Ferkel werth, die ich jetzt anzüchte, wenn es gelingt, in diese Nachbarschaft Ansiedler zu ziehen, welche sich einen Viehstand ankaufen müssen. Es läßt sich daher denken, daß dieser Farmer auch wenig oder nichts für das Angenehme, für den heitern Anblick thut. Um dazu Bedürfniß oder Neigung zu fühlen, muß man entweder Geschmack besitzen oder Anhänglichkeit an die Stätte, welche man zu verschönern strebt. Beides ist dem amerikanischen Farmer fremd. Er hat hinreichende Geschäftsbildung und weiß auch in den öffentlichen Dingen wol Bescheid; damit hört aber auch seine Bildung auf, am wenigsten ist der Schönheitssinn bei ihm ausgebildet. Wer Tag für Tag die gräßlichen Zickzackzäune, die vertrockneten Bäume, die schmuzigen Ferkel vor Augen hat, in dem entwickelt sich kein Schönheitsgefühl.

Die französisch-italienische Sitte der hohen Ummauerungen ist nirgends fast so sehr gebräuchlich als in der Lombardei, sodaß der Reisende von schönen Gärten und Landhäusern wenig mehr zu sehen bekommt als die Baumwipfel und die Dachfirsten. Dadurch wird selbst in den Umgebungen der Städte jeder freigewählte Spaziergang fast unmöglich gemacht, indem Landstraßen und Verbindungswege fortwährend zwischen zwei kahlen steinernen Wänden hinlaufen, sodaß der Spaziergänger sich wie ein Strafgefangener vorkommt, welcher sich in den Festungsgräben die nothwendige Leibesbewegung macht.

Die Carriers in London, d. h. die Verkäufer von Fleisch für Katzen und Hunde, machen vortreffliche Geschäfte und werden in der Regel in kurzer Zeit reiche Leute. Man rechnet, daß in London 300 solche Carriers sind, die ihre eigenen Schlachtstätten haben und daß wöchentlich mehr als 1000 Pferde geschlachtet werden; denn in dieser Frist werden gegen 200,000 Pfund Fleisch im Werthe von vielleicht 2000 Pf. St. von Katzen und Hunden verzehrt. Man erkennt die Carriers an ihrer besondern Tracht, die in Ärmelweste und Beinkleidern von schwarzem Sammet, blauer Schürze und in einem glänzend gefirnißten Hute besteht.

Türkisches Brot. In der Türkei und in Kleinasien ißt man in der Regel kein gesäuertes, im Ofen gebackenes, hoch aufgegangenes Brot, sondern so oft den Tag über das Bedürfniß zu essen eintritt, feuchtet der Mann oder die Frau ein paar Hände voll Mehl, meistens Gerstenmehl, mit Wasser an und knetet diesen Teig ein wenig, während ein dünnes Eisenblech über einem Kohlenfeuer mäßig erhitzt wird. Auf dieses legt man den plattgedrückten Teig, läßt ihn einige Augenblicke darauf liegen, wendet ihn noch einmal und in wenig Minuten ist ein ganz dünner eßbarer Fladen fertig von der Größe und Gestalt der norddeutschen Pfannkuchen, der sogar, wenn er aus Weizenmehl gemacht ist, schmackhafter ist als jedes andere Brot.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 502.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [14. August 1852.

Die Franzensquelle zu Franzensbad.



Nur ein Schäfer.

(Fortsetzung.)

Agnes Fuchs begab sich öfter noch, wenn das Abendroth die Spitzen der mächtigen Eichen vergoldete, nach jener stillen Waldesecke, ihrem Lieblingsaufenthalte. Dort vernahm sie, wenn der Abend nahte, das Läuten der fernen Glocken aus Flecken und Dörfern, den Gesang der Amsel und Drossel und vor allem entzückten sie die Flötentöne des jungen Schäfers, die bisweilen bald näher, bald ferner sich hören ließen. So waren seitdem Wochen vergangen und die jungen Leute hatten sich nicht wieder gesehen. An einem schwülen Junitage saß Agnes noch immer auf der Moosbank unter einer Eiche, als es schon in der Ferne donnerte, und war von der Hitze ermattet eingeschlafen. Träumend hörte sie die Klagetöne der Schallmei, sah, wie der junge Schäfer, die Flöte am Munde, um die Waldspitze bog und langsam der Stelle zuschritt, wo sie hinter Laubholz verborgen saß, wie aber plötzlich ein wilder Eber durch die Büsche brach und mit gewaltigem Arme die sorglose Schläferin ergriff. So träumte Agnes und schrie beim Erwachen laut auf, denn sie sah und fühlte sich wirklich von dem Schäfer fortgetragen; aber sie hatte weder Zeit noch Kraft, zu widerstreben, denn ein furchtbarer Schlag warf sie mit ihm zu Boden und ihre Sinne schwanden. Eine glühende Hitze drohte sie zu ersticken und ein knatterndes Geprassel betäubte ihr Gehör. Sie ermannte sich und

sprang auf. Da sah sie mit Schrecken, wie der Eichbaum sammt der Moosbank, auf welcher sie nur erst geruht hatte und eingeschlafen war, lichterloh brannte und der junge Schäfer lag bleich wie Marmor leblos zu ihren Füßen. Was sollte das geängstigte Mädchen beginnen? Sollte sie davonlaufen und ihren Lebensretter von der Eiche, die mächtige Feuerbrände umherschleuderte, vernichten, seinen Leib zu Asche brennen lassen? Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie trug oder schleppte vielmehr den ihrer Meinung nach entseelten Körper weit fort von der Eiche und setzte sich neben ihn. Der Regen schoß jetzt in Strömen vom Himmel herab und in wenig Minuten war sie so durchnäßt, daß sie vor Frost zitterte und bebte. Aber plötzlich wurde ihr wohler, sie fühlte keine Nässe, keinen Frost mehr, denn der Jüngling lebte, er regte sich und schlug die Augen auf.

Die jungen Leute erholten sich nach und nach und dieses Ereigniß hatte sie für ewig einander nahe geführt. Noch einige male sahen sie sich an der Waldesspitze bei Etgersleben, gelobten sich, als der Graf mit seinem Gefolge nach Egeln zurückkehrte, unwandelbare Treue und trennten sich mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen.

Diese Hoffnung sollte nicht so bald erfüllt werden. Der Leibschütz Fuchs hatte dem Andringen seines Kameraden, des Knappen Statius, ihm sein Töchterlein zur Ehe zu geben, nicht länger widerstehen können. Agnes mußte, wollte sie nicht die Liebe des zwar guten, aber auch strengen Vaters für immer verscherzen, sich mit Statius verloben lassen. Aber es war ihr nicht möglich in diesem Verhältnisse zu leben, da ihr Herz dem Schäfer Heinrich Falke gehörte. Einige Tage darauf war Agnes verschwunden; sie befand sich im Agnetenkloster zu Magdeburg, um vorerst ihr Probejahr zu bestehen und sich dann dieser frommen Stiftung als Nonne einverleiben zu lassen. Dieser Schritt hatte nun zwar für immer die unfreiwillige Verlobung mit dem ihr verhaßten Knappen Statius vernichtet, aber auch das Band zerrissen, welches sie mit dem jungen Schäfer verband.

Es mag hier eingeschaltet werden, daß Heinrich Falke kein gewöhnlicher Schäfer war, der von Kindheit an die Heerden geweidet und seine Jugend in geistiger Trägheit und Unwissenheit zugebracht hatte. Er war ein Böhme und auf einem Kriegszuge als zarter Jüngling nach Sachsen gekommen, hier mit seinem Vater gefangen und nach Egeln gebracht worden. Der Graf von Barby gewann den Jüngling lieb, schickte ihn auf die Burg Etgersleben und überließ ihm, sich nach seinen Neigungen eine Lebensweise zu wählen. Der nur für die Reize der Natur lebende Jüngling hatte aus eigenem freien Willen den Schäferstand gewählt und gefiel sich darin so außerordentlich, daß er alle Anerbietungen, als Knappe oder Leibdiener in des Grafen Dienste zu treten, beharrlich ausgeschlagen hatte. Jetzt, wo sein Liebstes auf Erden im Kloster zu Magdeburg war, litt es ihn nicht mehr in Etgersleben; er machte sich eines Tages nach Magdeburg auf und erfuhr hier zu seiner großen Freude, daß der Schäferdienst auf dem Vorwerke des Klosters Bergen offen und, wenn er mit guten Empfehlungen versehen, sich darum bewerbe, wol zu erlangen sei. Alles ging ihm nach Wunsch und er trat den neuen Dienst an. So war er der im Kloster befindlichen Jungfrau zwar nahe, aber sehen und sprechen konnte er sie doch nicht, so oft er auch die Klostermauern umging. Die Töne seiner Schallmei wurden immer klagender und er wurde zum frommen Schwärmer. Er war früher schon in Magdeburg gewesen und hatte dessen schönste Zierden, das von Kaiser Otto gestiftete schöne Benedictinerkloster sowie den nachher von demselben erbauten Dom gesehen. Diese ehrwürdigen Denkmäler eines für die Geschichte der Stadt unvergänglichen Zeitalters lagen jetzt in Trümmern, und wie war es denkbar, daß in der Zeit, wo fortwährend Kriege das Mark der Bürger aussogen, große Neubauten hätten ausgeführt werden können! So dachte unser armer Schäfer, so dachte mancher Andere, so dachte selbst der fromme Erzbischof Albert, der unaufhörlich mit dem Gedanken beschäftigt war, einen neuen Dom zu bauen, dessen Ausführung aber wegen Unzulänglichkeit der Mittel stets wieder aufgeben mußte. Die Brandstätten der beiden eingeäscherten Tempel waren mit Gras bewachsen, die alten Ruinen lagen wie die Gebeine zweier gewaltigen Riesen unter grauen Stein- und Erdhaufen und Niemand konnte vorübergehen, ohne solche Zerstörung mit Wehmuth anzusehen. Der junge Schäfer Falke hatte ein gefühlvolles Herz, sein trauriges Verhältniß zu Agnes Fuchs hatte die Reizbarkeit desselben noch erhöht, und wenn er konnte, trieb er mit seiner Heerde vorüber und blieb, auf den langen Schäferstab gestützt, vor den Ruinen stehen und stellte tiefe, fromme Betrachtungen an. Er hatte sich niemals Reichthümer gewünscht, war immer mit seinem Schicksale zufrieden gewesen und hatte sich auch mit Wenigem seines Daseins gefreut. Das war jetzt Alles anders. Seine schönste Hoffnung lag, wie der ehrwürdige Dom, in Trümmern und nicht einmal ein kleines Andenken besaß er von der Jungfrau, die das Schicksal hinter die Klostermauern getrieben hatte. Sein Geist hatte eine andere Richtung genommen, er fand den Frieden seiner Seele nur im Gebet. Ach! dachte er, so oft er auf den Ruinen des Doms stand, hättest du nur so viel, um eine kleine Kapelle bauen zu können! Du würdest sie dem Andenken deiner Agnes weihen und gewiß mit Trost und Stärkung das kleine Bethaus verlassen!

Zu Michaelis des Jahres 1208 war ein großes buntes Leben in Magdeburg, denn der Mauritiustag war angebrochen und sollte durch ein sinniges Fest verherrlicht werden. Nach einer feierlichen Messe sah man eine ungeheure Volksmenge, Einheimische und Fremde, darunter Fürsten und Priester, nach dem erzbischöflichen Palaste ziehen, wo die Freuden einer wohlbesetzten Tafel zum Genuß einluden. Es war nicht ein Gastmahl, das Ehre und Ruhmsucht spendete, sondern es lag eine andere Absicht zu Grunde: der fromme Bischof wollte den Anfang zu einer Sammlung für einen dereinstigen Dombau machen. Um seinen Worten, die er an die hohe Versammlung zu richten gedachte, mehr Gewicht zu geben, hatte er sich in den höchsten Glanz seiner erzbischöflichen Würde gehüllt. Der Zweck des großen Gastmahls wurde erreicht; denn sowol an der Tafel als auch unter dem Volke, welches den Palast in dichten Haufen umlagerte und unter welches mit fürstlicher Freigebigkeit Früchte und Wein verabreicht wurden, kreiste der an einer Stange von Ebenholz befestigte Beutel.

Nur eine Minute lang mischte sich der junge Schäfer Falke unter die auf- und abwogende Menge, warf sein Scherflein in den schon ziemlich vollen Beutel und kehrte zu den Ruinen des Doms zurück, wo die von seinem treuen Hunde bewachte Heerde noch friedlich graste. Die Sonne war längst über die Berge und nur der Wiederschein des goldenen Abendroths leuch-

tete ihm noch, um die einzelnen Thiere erkennen und zählen zu können. Aber es war, als hielt ihn eine magische Kraft an der Stelle zurück, von welcher aus er die Trümmer der in Staub und Asche verfallenen Tempel übersah, zu deren Wiederherstellung eine hohe und reiche Gesellschaft im erzbischöflichen Palaste soeben Beiträge gesammelt. Doch der Abend brach tiefer herein und er lockte die Heerde zur Heimkehr zusammen. Da bemerkte er, wie sein Hund am Rande des alten Mauerwerks da, wo das von Otto I. gestiftete Mauritius- oder Benedictinerkloster gestanden hatte, mit den Pfoten scharrte und die Nase an das Gestein legte, als ob er darunter einen Braten wittere. Nur flüchtig hatte der Schäfer das Scharren seines Hundes bemerkt und kehrte, ihn abrufend, mit der Heerde nach Hause zurück. Es war, als ob es ihn unwiderstehlich nach den Ruinen der eingeäscherten Tempel ziehe, denn gegen Abend des folgenden Tages saß er wieder auf einem von Rauch geschwärzten Steine jener Brandstätte und schnitzte eifrig an einem Muttergottesbilde, das er bisweilen vor die Augen hielt und mit Kennermiene betrachtete. Ja, dachte er, so soll es sein! Ist es auch ein Andenken ohne Werth, nur ein schlechtes hölzernes Bild, von einem unerfahrenen Menschen geformt, der die Kunst der zierlichen Bildschnitzerei nicht nach Regeln gelernt hat, so wird es der guten Agnes in der klösterlichen Einsamkeit doch Freude machen, wenn sie weiß, daß ich es ihr zu Liebe mit meinen Händen gefertigt habe. Aber es wird ja Nacht, wenn ich länger verweile! rief er laut aus und richtete seine Blicke nach dem Hunde, um ihn zum Zusammentreiben der zerstreuten Heerde zu rufen. Auch jetzt scharrte das sonst gehorsame Thier an der gestrigen Stelle und es bedurfte eines wiederholten Rufs, um ihn zur Erfüllung der gewohnten Pflicht zu bringen. Wol acht Tage mochten vergangen sein, daß Heinrich Falke nicht wieder auf den Domplatz gekommen war; es hatte inzwischen stark geregnet, das Gras auf den Brandstätten der eingeäscherten Kirchen war üppig emporgeschossen und eines Tages mit dem Sinken der Sonne fand sich der junge Schäfer auf den ihm lieb gewordenen Ruinen wieder ein. Er hatte in der Zwischenzeit täglich an dem Marienbilde gearbeitet, trug es wie ein theures Kleinod im Busen und langte es eben vor. Sieh! sagte er, liebes Bildchen, nun siehst du doch schon einer Heiligen ähnlich! Die Streifen um den Kopf fehlten vor acht Tagen noch und haben mir viel Mühe gemacht; morgen mußt du vollendet werden und dann hin zu ihr! Ach, könntest du sprechen, du würdest ihr sagen, wie oft ich ihrer gedacht habe! Nun, sie wird es aus deinen Augen lesen, wie traurig ich bei der Arbeit gewesen bin! Er drückte das kleine Bild an seine Lippen und wischte mit der Hand die Thränen, die ihm von den Wangen rannen. Er hörte das Rauschen der ihn umgebenden Heerde, wie sie noch gierig graste, aber sein Hund, der ihm sonst immer zur Seite stand, fehlte. Er rief ihn, doch der sonst folgsame Diener kam nicht; da strengte er seine Sehkraft noch einmal an und bemerkte abermals, wie das treue Thier gerade ihm gegenüber an der nämlichen Stelle, wo er schon zwei mal so ämsig gescharrt hatte, heute Dasselbe that. Laß doch sehen, Herkules, sagte er, was du da witterst! Mit diesen Worten schritt er auf das alte Gemäuer zu und stieß den langen Schäferstab zwischen eine Fuge. Der Steinritz schien sich zu erweitern und der Stab fuhr tief hinein. Ein dumpfer Schall wie auf Eisen dröhnte ihm entgegen. Rasch zog er den Stab zurück und versuchte den Stein mit der Hand zu lüften, die Steinplatte bewegte sich und er konnte sie emporheben. Was mag da unten sein? Ein Grab? Es überlief ihn eiskalt. Er sah eine Reihe Stufen vor sich. Mit Gott! sagte er und ging hinunter. Es war dunkel unten und beim Herumfühlen berührte er eine eiserne Truhe, die er nicht zu bewegen vermochte. Herr Gott! rief er aus, wenn die voll Gold, wenn das ein Schatz wäre! Eilig stieg er herauf, trieb die Heerde in den Stall und kehrte bald mit einer Handleuchte wieder. Er hob den Deckel von der Truhe und fand sie mit Gold- und Silbermünzen über und über angefüllt. Die Augen vergingen ihm. Lange betrachtete er den großen Schatz, dann warf er sich nieder, betete recht andächtig und sagte: Das ist ein Gottesschatz, damit kann ein großes, ein heiliges Werk ausgeführt werden! Hin zum hochwürdigen Erzbischof, der mag beschließen, was damit werden soll!

Es war zwar schon spät, um im erzbischöflichen Palaste zu erscheinen, aber er vermochte nicht bis zum Morgen zu warten und seinen Eifer zu zügeln; er mußte den Erzbischof sprechen und wenn er ihn aus Abrahams Schoose hätte reißen sollen. Der Erzbischof hatte sich an diesem Abend, erschöpft und ermüdet von den vielen Aufmunterungen zur Unterstützung des Dombaus, in sein Gemach zurückgezogen und war eben im Begriff, auf einem Ruhebett sich zu erholen, als ihm der Schäfer Heinrich Falke gemeldet, dabei aber sogleich bemerkt ward, daß sich der junge Mann durchaus nicht habe abweisen lassen, daß er vorgebe, eine Sache von der größten Wichtigkeit vorzutragen zu haben, die er dem hochwürdigen Herrn Erzbischof selbst mittheilen müsse. Der Erzbischof befahl ihn eintreten zu lassen, hieß, auf Ersuchen des Schäfers, alle seine Diener entfernen und unterhielt sich über eine halbe Stunde lang mit ihm. Dann gebot er zweien Dienern, ihm zu folgen und begab sich mit dem jungen Schäfer nach den Ruinen des Doms. Man kann sich denken, daß dieser geheimnißvolle Gang des Erzbischofs in Begleitung eines Schäfers die größte Neugierde erregte; einige glaubten, es gäbe einen bösen Geist zu beschwören, andere meinten, der Schäfer, von dem man wußte, daß er ein Böhme war, sei ein geheimer Kundschafter, der überhaupt die Schäferrolle nur zum Schein übernommen habe. Das Wahre an der Sache errieth Niemand.

(Fortsetzung folgt.)

Betel.

In Ostindien führen Männer und Frauen aus allen Ständen in einer besondern Büchse die Blätter der Betelpflanze bei sich und bedienen sich ihrer zum Kauen unaufhörlich und zu jeder Stunde des Tages. Die Ostindier reichen einander die Betelbüchse, wie wir uns etwa die Tabacksdose. Der Geringere darf den Vornehmern nicht anreden, bevor er Betel gekaut hat. Zur Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses wird die Betelpflanze allenthalben in Ostindien mit sorgfältigstem Fleiße angebaut. Sie windet sich wie Epheu an Bäumen oder an dazu errichteten Pfählen und Stangen hinan, hat lange zugespitzte Blätter von sehr bitterm Geschmacke und ihre Früchte wachsen in langen schwanzförmigen Ähren.

St.=Jago, Hauptstadt des Freistaats Chile.



Die Luisenquelle in Franzensbad.



Der Rheinfall bei Schaffhausen.

(Beschluß.)

Die günstigste Zeit znm Besuche der Katarakte ist offenbar das Frühjahr, wenn der schmelzende Schnee von den Hochgebirgen bricht. Im Winter ist oft das Wasser zu klein. Wer sich aber zu jeder Jahreszeit dem vollsten Genusse seines Schauerlich-Schönen hingeben will, der steige den Abhang vom Schlosse Laufen hinunter an das Bassin bis dicht unter den Wasserfall, in die sogenannte Fischenz. Hier ist eine kühne, hölzerne Galerie vom Uferfelsen in die Strudel hinausgebaut. Fortwährende Donner umtoben diesen einsamen Standort so laut, daß kaum die menschliche Stimme mehr vernehmlich bleibt und ein unaufhörlicher Platschregen netzt Balken, Breter und Kleider. Blickt man aber über sich in die Höhe, so scheint der ganze ungeheure Wasserfall auf einen herabstürzen, einen begraben zu wollen. Manchem schwindelte schon bei diesem verwegenen Anblick.

Noch ist es der Mühe werth, vom zürcherischen Ufer aus in einem Nachen an das gegenüberliegende schaffhausische zu rudern. Von dem klappernden Hammerwerke von Neuhausen, hart am Rande des Falls, und seinen des Nachts dunkelroth glühenden Fenstern hinweg ziehen sich neue Anlagen für Lustwandelnde bis zum Schlößlein Wörth. Aber wol das Sehenswürdigste dieses Ufers ist die Camera obscura in dem letztgenannten Gebäude. Sie stellt den Rheinsturz in seiner ganzen Breite dar. Es kann kein getreueres Daguerreotyp geben, das dazu noch lebendig ist, in warmen Farben strahlt und den täuschenden Donner in der Nähe hat. Ich hätte stundenlang dem Zauberbilde zuschauen mögen, auf dem eine Armslänge von mir die Strommassen sich brachen und zerstäubten. Den Indigo des wallenden Beckens, wo der Strom sich wieder zu sammeln beginnt, glaubt man mit der Hand wegwischen zu können. Und wie sonderbar! Hoch über dem Aufruhr des Sturzes, wo er am wildesten brodelt, wiegte sich in langsamen Kreisen, ruhig, kaum von der Größe eine Fliege — ein mächtiger Hühnerweih!

Die Nebenbuhler unsers Rheinfalls, die Katarakten des Niagarastroms an Canadas Grenzen, des Bogota in Colombien, des Pyrl in den indischen Rajemahalgebirgen, mögen ihn an Größe, nicht aber an Ruhm übertreffen. Indessen dieser Ruhm ist auch noch nicht alt. Es scheint fast, die welterobernden Römer kannten den Rheinfall gar nicht; denn keiner ihrer Schriftsteller spricht von ihm. Und doch kundschafteten die Römer auf ihren Feldzügen jedes Land mit Sorgfalt aus; freilich nur in militairischer Hinsicht. Dazu war der Rheinfall ihnen wahrscheinlich ohne Wichtigkeit. Landschaftliche Naturschönheiten hatten überhaupt, scheint es, keinen besondern Reiz für sie; wenigstens ließen sie sich, selbst ihre Dichter, selten in Beschreibungen derselben ein. Vielleicht war aber auch der Rheinfall noch nicht vorhanden.

Daß dieser Strom einst, bevor er durch den Bodensee ging, den Weg durch den Wallen- und Zürichsee in das Aarebett genommen habe, ist kaum zu bezweifeln. Der venetische und akronische See des Alterthums (wie sonst der Bodensee hieß) hatte damals also keinen andern Abfluß von Gewässern als von denen, welche ihm durch einzelne Bäche der schwäbischen und schweizerischen Seite zugeführt worden waren. Dieser Abfluß war unbedeutend, ward mithin nicht beachtet, zumal wenn die jetzige Felswand, über welche das Wasser niederstürzt, noch nicht durch den Wogenfall hervorgewühlt war. In Schaffhausen unter der Brücke, also eine halbe Stunde vom Rheinfall entfernt, ist die Oberfläche des Flusses um 80 Fuß höher als die Fläche desselben unterhalb dem Rheinfall. Das Wasser konnte daher zwischen den Felsenufern den Weg lange Zeit ohne Geräusch zurücklegen. Anders aber ward es, als der Rhein endlich seinen Lauf gegen den Bodensee

durchbrochen hatte und er die Fülle seines ganzen Wasserschatzes in denselben ergoß, die er von 150 Gletschern, zahllosen Waldströmen und Gießbächen des rhätischen Gebirges empfängt. Dies war freilich schon zur Zeit der Römer der Fall. Allein vielleicht gehörte noch ein Jahrtausend und mehr dazu, um die allmälige, schräge Verflachung des Flusses so auszuwühlen, daß unter den Felsen von Laufen ein senkrechter Wogensturz von 70—80 Fuß entstand. Wahrscheinlich bohrt er sein Becken fort und fort tiefer, wenigstens füllt er dasselbe nicht mit Geschieben aus.

Denn was der Rhein von Schutt und Schlamm aus den Gebirgen und Thälern Graubündtens fortreißt, setzt er im Bette des Bodensees ab. Dafür ist in diesem noch Platz genug, weil er nicht nur einen Raum von zehn Geviertmeilen einnimmt, sondern stellenweis, wie z. B. zwischen Lindau und Bregenz eine Tiefe von 2300 Fuß, also eine größere hat als die Nordsee und das Baltische Meer. Wie würde der alte Ammian Marcellin erstaunen, wenn er heute die Gestade des Bodensees oder des Brigantinischen Sees, wie er ihn nennt, mit Städten, Dörfern, Fruchtfeldern und Gärten umkränzt erblicken könnte. Zu seiner Zeit, also im 3. Jahrhundert, starrten diese Ufer noch von wüsten, dichten Waldungen, durch welche Rom blos eine Militairstraße gebahnt hatte.

So mag der Rheinfall bei Schaffhausen ein Gebilde späterer Zeit sein, von welchem die Römerzeit nichts kannte, wie hinwieder der Niagarafall in Nordamerika wahrscheinlich nach tausend Jahren auf einer ganz andern Stelle gesucht werden muß als heutigen Tages. Denn nach neuen Beobachtungen rückt derselbe durch fortwachsende Anhäufungen des Schutts und Geschiebes immer mehr dem Ontariosee entgegen. Aus Strichen und Zeichen, die man im Felsen dicht neben dem großen Fall angebracht hat, ersieht man, daß der Wogensturz in den letzten 25 Jahren um 19 Fuß 7 Zoll vorgerückt ist. Ursprünglich mag er in der Nähe des Eriesees gewesen sein.

Es ist in unsern Tagen nichts Seltenes, das Schöne dem Nützlichen aufgeopfert zu sehen. Selbst die Pracht des Rheinfalls zu zerstören, kam Jemand auf den Einfall, zu dem Ende, daß man stromabwärts schiffen könne. Der Entwurf ging von einem Tausendkünstler aus, der auch sogar Gletscher mit darüber zu streuendem Kohlenstaube wegzuschaffen hoffte, wo sie den Nachbarn lästig wären. Zum Glück blieb das Kolossale an diesen Gedanken ihr Bestes. Man ließ dem Rheinfall sein schönes Spiel und den Gletschern ihre Ewigkeit.

Der Bialowiczer Urwald im russischen Gouvernement Grodno.

In dem ehemaligen Großfürstenthume Lithauen, in der eben bezeichneten jetzt russischen Provinz liegt ein mächtiger Wald, der über 30 Quadratmeilen im Umfange hat und mit bestem Rechte als ein europäischer Urwald bezeichnet werden kann, die Puszcza Bialowiczka noch aus der alten Polenzeit her genannt. Wenn man von dem Städtchen Granow aus den Bug überschritten hat und fast eine ganze Tagereise lang durch die fruchtbaren, sorgfältig gepflegten Felder und die niedlichen, meist von einem Rahmen grünen Gehölzes eingeschlossenen Dörfer des Bialystocker Kreises gewandert ist, sieht man von den Höhen von Orla aus so weit das Auge reicht nichts als Wald, der in seinen dunkeln Tinten die vor ihm liegende Ebene begrenzt und so ein recht angenehmes Bild schafft.

Der Wald selbst bietet wirklich das vollkommenste Bild eines echten Urwaldes. Sein Umfang und die in ihm herrschende Stille machen ihn ganz besonders tauglich zum Aufenthalte solcher Thiere, welche das Geräusch der Welt fliehen und unter welchen die alten polnischen Könige zu ihrer Ergötzung von Zeit zu Zeit aufräumten.

Im Walde selbst ist die Erde schwarz, fett, immer feucht und gibt, zwischen den Fingern gerieben, einen angenehmen aromatischen Geruch von sich. Die Fruchtbarkeit der lichten Stellen, die hier und da eingestreut sind und an Inseln auf einer unermeßlichen Wasserfläche oder an die Oasen der Wüste erinnern, ist sehr groß.

Die Flora des Waldes ist eine höchst eigenthümliche, denn sie ist von der Cultur völlig unberührt geblieben. Mächtige Bäume der verschiedensten Gattung strecken ihre Wipfel in die Wolken, leben ihre bestimmte Zeit, brechen dann vor Alter zusammen und düngen mit ihrem faulenden Holze den Boden für den jungen Nachwuchs. Vergebens sucht man hier Stämme, denen die Axt nachgeholfen hat, reihenweise angepflanzte Baumschulen oder Anlagen, auf die der Forstmann sich etwas einbildet; es wächst Alles wild durcheinander. Auf dem Boden und in den Lichtungen wuchern eine Menge von Pflanzen, die für Arzneiwissenschaft und Agronomie noch eine reiche Ausbeute versprechen.

In Hinsicht der Fauna behauptet man, es gebe in ganz Europa keinen Wald mehr, der so verschiedene Thiere in sich berge wie der Bialowiczer. Während im Süden und Westen Europas das Wildpret selten zu werden anfängt, findet man es hier heerdenweise. Scharen von wildem Rindvieh weiden in dem würzigen Grase; der Auerochs haust hier und geht, da er sich durchaus nicht zähmen läßt, nach und nach seinem Untergange entgegen; das kräftige Elenthier zieht ruhig durch Bruch und Forst, der grimmige Eber drückt seine spitze Klaue in die feuchte Erde und wetzt seine langen, blendend weißen Hauer an der knorrigen Rinde der hundertjährigen Bäume; das scheue Reh fliegt über die lichten Waldwiesen; der kluge Biber baut und schafft an den Ufern der Flüsse; Bäre, Luchse und Wölfe hausen in den tiefsten Einöden und lauern da auf ihren Raub; der schlaue Fuchs gräbt sich seinen gekrümmten Bau und schleicht seiner Beute nach; tausenderlei Gewürm belebt den Boden und hoch über Allem breitet der Adler seine mächtigen Fittige aus. Wer hierher kommt, mag sich in jene längst entschwundenen Jahrhunderte zurückversetzt meinen, wo der herumirrende Mensch in fortwährendem Kriege mit den wilden Thieren lebte, von deren Fleische er sich nährte und deren Fell ihm dazu diente, seine Blöße zu bedecken.

Dem Naturforscher und dem Forstmann hat dieser europäische Urwald noch ein reiches Erntefeld zu bieten.

Aus Zwingli's Briefen an seine Brüder.

Noch jetzt besitzen wir Briefe, welche der schweizerische Reformator Zwingli an seine Brüder in der väterlichen Hütte bei Wildhaus gerichtet hat und in wel-

chen er sich trefflichst gegen sie ausspricht. Seine Brüder trieben Landbau, gingen auch wol einmal in ausländische Kriegsdienste. „Nie ist's der Fall", so schreibt er ihnen, „daß ich nicht wüßte, wie es um euch stehe, so fleißig ist mein Fragen nach euch. So oft ich vernehme, ihr lebet von eurer Hände Arbeit, wie ihr hergekommen seid, so bin ich froh zu wissen, daß ihr den Adel, von dem ihr geboren seid, von Adam wohl unterhaltet und eurer, die ihr daheim die Wirthschaft treibt, verseh' ich mich aller Ehren und Gutes. So oft ich aber vernehme, daß eurer Etliche um Geldes willen in den Krieg gehen, so traure ich sehr, daß sie aus dem frommen Geschlechte der Bauern und Arbeiter verarten. Auch weiß ich wohl, wes ich mich ihrer zu versehen habe, nämlich Jammer und Verdammniß ihrer Seele."

Antilopenjagd mit Leoparden.

In Indien richtet man Leoparden zur Antilopenjagd ab. Bei dieser befindet sich der Leopard auf einem von zwei Ochsen gezogenen zweirädrigen Karren, die Augen mit einer rothen Kappe bedeckt. Ist man dem Wilde nahe genug, so wird die Kappe dem Leoparden abgenommen; der Wärter streicht einige mal über die Augen des Thiers und richtet den Kopf desselben nach der Antilope. Kaum sieht er sie, so setzt er ihr wüthend nach; gelingt es ihm, so springt er der Antilope auf den Rücken und umklammert sie mit den Tatzen; sie stürzt zusammen und er saugt ihr das Blut am Halse aus, folgt aber alsdann ohne Widerstand seinem Wärter. Da die Antilope eine so gewaltige Sprungkraft besitzt, daß sie Sätze bis zu 30 Schritten macht, so entkommt sie dem Leopard leicht und eine zwei mal verfehlte Jagd macht diesen muthlos.

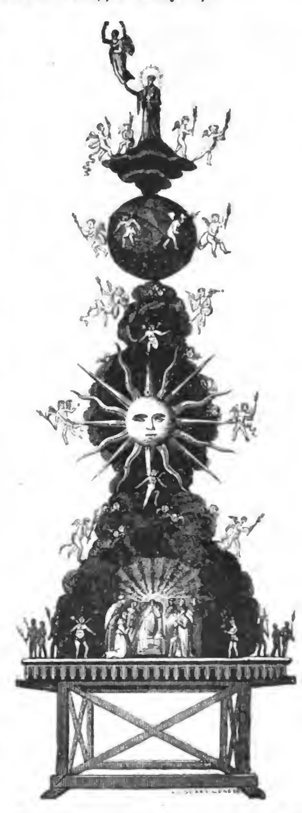
Theure Unsterblichkeit.

In der Westminsterabtei in London muß für die Erlaubniß zur Beisetzung einer Leiche die Summe von 75 Pf. 3 Sh. 2 D. (513 Thlr. 18 Ngr.) an den Dechanten und das Domcapitel bezahlt werden und Herabsetzung dieses Preises oder ein Erlaß findet nicht statt. Die Erlaubniß zur Anbringung einer Grabschrift kostet 7 Pf. 7 Sh. (50 Thlr.), die Aufstellung einer Statue 200 Guineen, etwa 1435 Thlr.

Das Fest der Himmelfahrt Mariä zu Messina.

Bei dem auf den 15. August fallenden Feste der Jungfrau Maria in Messina wird auf einem eisenbeschlagenen Schlittengerüste ein hoher allegorisch componirter Prachtbau durch die Stadt gefahren, in der Regel durch das Volk selbst, das sich an ein gewaltig langes Seil spannt, um ihn durch die Stadt hin in Bewegung zu setzen.

Das auf dem Wagengerüste befestigte Festbild ist in vier Stockwerke getheilt, welche während der Fahrt sich unaufhörlich unter sich wagerecht im Kreise bewegen. Im ersten Stockwerk sitzt die sterbende Maria, von den zwölf Aposteln umgeben, in einer von Wolken umdunkelten Glorie, rings umher gruppiren sich Engel mit Palmen. Das zweite Stockwerk bildet eine aus Wolken strahlende Sonne, wimmelnd von fliegenden Engeln. Eine sternbesäete Himmelskugel, von Engeln umgaukelt, schwebt über den Wolken als drittes Stockwerk, über diesem steht Gott Vater, auf seiner Rechten schwebend die Jungfrau emporhaltend, Cherubim und Seraphim umtanzen ihn.



La Bara, allegorischer Wagen beim Fest zu Mariä-Himmelfahrt zu Messina.

Mannichfaltiges.

Ludwig Devrient und der Theaterfriseur Warnick. Zwiegespräch im Lapidarstil. Die Thür zu Ludwig Devrient's Zimmer fliegt auf und der alte Warnick, das stets lachende Männlein im bloßen Kopfe und grauem Fracke, tritt ein:

W. Morgen!
D. Morgen. (Pause.) Morgen!
W. (erstaunt) Morgen?
D. (ärgerlich) Morgen!
W. (nickend) Morgen! (ab.)
D. (ihm nachsehend) Morgen!

Die englische und französische Sprache suchen sich jetzt den Rang einander abzulaufen und es leidet keinen Zweifel, daß die englische gewinnen werde. Das Französische mag dem Diplomaten durch die Welt helfen, aber das Englische ist bereits die Sprache der praktischen, productiven Menschheit. Es ist die herrschende Sprache der praktischen Cultur in Asien, Australien, Amerika und Afrika; Negerkönige, indianische Häuptlinge, indische Fürsten, chinesische Kaufleute, Kaffernfürsten, fast alle Häfen der Welt sind nur durch die englische Sprache in den Verband der Weltcultur eingetreten. Die englische Sprache ist gleichsam die Stenographie mündlicher Mittheilung, ist die von ihrer Schwere und Länge befreite deutsche Sprache. Die englischen Worte, die gedruckt manchmal noch lang und schwerfällig genug aussehen, sind in der lebendigen Mittheilung doch stets ungemein leicht, meist einsilbig, wol unmelodisch für deutsche Ohren, aber stets praktisch, genau logisch und — eine Thatsache, in die man sich finden muß. Die Zeiten sind vorbei, wo man nach dem Rathe Kaiser Karl's V. Spanisch mit Gott und Englisch mit den Gänsen sprechen sollte. In der Welt des jetzigen besittigten Verkehrs hat Niemand mehr Zeit für die feierlichen Wohlklänge der müßigen Spanier und für die consonantenreiche Gewissenhaftigkeit der Deutschen. Wir müssen das stenographirte Deutsch, d. h. das Englische lernen, und es kommt in unserer Umgebungen immer mehr darauf hin, Englisch zu lernen und dem Französischen die zweite Stelle anzuweisen.

Der Farbendruck, diese sinnreiche Erfindung der Neuzeit, macht jetzt riesenhafte Fortschritte; die größten Gemälde lassen sich in dieser Art wiedergeben. In der Staatsdruckerei in Wien druckt man Gemälde, welche durch 10—12 Steine gehen müssen. Wie viel kann auf diesem Wege für die Geschmacksbildung bis in die untersten Stufen hinab geschehen, wenn z. B. statt der schlechten Heiligenbilder, die sich bis jetzt herumtrieben, edlere Darstellungen sich im Volke verbreiten und bis an die Wiege der Kinder vordringen. Denn anders kann ein künftiges Geschlecht heranwachsen, das sich nicht mehr wie sonst von Fratzen umringt sieht.

Der „Wohlstylisirende Kaufmann" ist der Titel eines alten Briefstellers, der vor länger als 200 Jahren in Hamburg bei „Benjamin Schillers sel. Erben im Dom" erschienen ist, auf nicht weniger als 1072 Seiten, außer einem 80 Seiten starken Anhange, der ein „teutsch-französisch-italienisches Titularbuch" enthält. In der Einleitung gibt der Verfasser, Marperger, den Zweck des Buchs in den Worten an: „Der Kauffmann soll alle Worte zuvor, ehe er sie schreibet, wohl auf die Goldwage legen und in ungewissen, gefährlichen Dingen lieber einen solchen Stylum führen, der sich sowohl für ihn und zu seinem Nutzen als für Denjenigen, an den er schreibt, deuten lasse, damit man bei dergleichen Begebenheit allezeit ein Loch offen behalte, durch welches man im Fall des Übelgelingens échappiren könne." Doch scheint der Verfasser in der Rubrik der zahlreichen Mahnbriefe gegen diese Regel zu fehlen, denn diese wimmeln von Ausdrücken, die, falls man sie in der gegenwärtigen Zeit benutzte, von den Gerichten für die schönsten Verbalinjurien von der Welt würden angesehen werden. Denn es heißt z. B. in einem solchen Formulare: „Ist dieses nicht eben so viel, als wenn Ihr mir das Meinige gestohlen hättet, ja noch schlimmer, sintemal ich mich vor öffentlichen, berüchtigten Dieben würde verwahret haben, welches von solchen unter ehrlichen Mannes Gestalt hereintretenden Spitzbuben nicht geschehen kann."

Paramaribo, die Hauptstadt von Holländisch-Guiana, erhielt ihren Namen von einem Portugiesen Pareira. Dieser soll eine Plantage in dieser Gegend gehabt haben und mit den Indianern so befreundet gewesen sein, daß bald mehre derselben ihre Hütten in der Nähe der Plantage aufschlugen und auf diese Weise nach und nach ein großes indianisches Dorf gründeten, das sie Para-Mar-i-bo, d. h. am Wege stehende Besitzung des Para (Pareira) nannten.

Die Kurgane (Erdaufwürfe) in den südeutschen Steppen sind neuerdings von mehren Gelehrten wieder untersucht worden. Man scheint sich darüber einigen zu müssen, daß diese Kurgane eine religiöse Bedeutung nicht haben, die man ihnen sonst glaubte zuschreiben zu müssen, besonders da man auf den Höhen dieser Kurgane Bildsäulen fand, welche im Munde des Volks steinerne Mütterchen (Baba) heißen. Es mögen die Kurgane in den frühesten Zeiten aufgethürmt worden sein, um den Weg durch die Steppen zu zeigen, daß sie somit als Wegweiser dienten. Die Verschiedenartigkeit der Kurganenreihe bezeichnete die Verschiedenheit der Wege, sodaß man wissen konnte, welcher bestimmten Kurganenlinie man bei der Unternehmung eines Zugs zu folgen habe. Wenn man noch jetzt irgend einer Linie gleichartiger Kurganenreihen folgt, so geht der Weg gerade aus und wendet sich nicht ordnungslos von einer Seite zur andern.

Die Seufzerbrücke (Ponte dei sospiri) **in Venedig.** „Also über diese Brücke gingen die Verurtheilten der Staatsinquisition ihren letzten Gang" — sagte mit sichtbarem Schauder eine Byronbewanderte junge Dame beim Anblick der oben bezeichneten Brücke. „Das ist eine Lüge, so groß wie der Markusplatz", erwiderte der nüchterne Führer, „eine von den vielen, die man über alle diese Dinge verbreitet hat. Die Brücke ward gebaut, um die Untersuchungsgefangenen aus dem Criminalgefängnisse jenseit des Kanals auf dem kürzesten Wege in die im Dogenpalaste gelegenen Verhörzimmer zu führen, und da Leute, die sich in Criminaluntersuchung befinden, gewöhnlich nicht sehr fröhlichen Gemüths zu sein pflegen, so nannte das Volk sie die Seufzerbrücke." Die weichherzige Dame, an welche die prosaische Erklärung des Schließers gerichtet war, schien sehr unzufrieden, daß nicht alle Personen, welche die Brücke betraten, geköpft worden seien.

Die Mandelbäume wachsen in Sicilien bei geringer Pflege in ganzen Wäldchen und gewähren im April mit ihren schönfarbigen, süßduftenden Blüten den reizendsten Anblick. Die trefflichsten Früchte werden, außer daß sie einen wichtigen Handelsartikel bilden, in Sicilien selbst zu einem köstlichen Oele benutzt. Häufig genießen die Sicilier die Früchte zu einer Zeit, wo sie noch unreif sind, wo die äußere Schale noch ein zartes grünes Fleisch und in ihr statt des festen Kerns ein schneeweißer, veilchenartiger Saft enthalten ist. Diese Speise hat allerdings einen gewürzhaften, den Gaumen angenehm kitzelnden Geschmack; aber sie ist der Gesundheit sehr nachtheilig, wie dies in der Regel mit allem unreif Genossenen der Fall ist.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 503.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [21. August 1852.

Das Neubad in Schönau bei Teplitz.



Nur ein Schäfer.

(Fortsetzung.)

Heinrich Falke mußte als Führer vorausschreiten, der Erzbischof folgte mit seinen Dienern. Auf der Stelle, wo am Rande eines Stücks alter Mauer von dem durch Brand zerstörten Benedictinerkloster der Schäferstab lag, machten sie Halt, der Schäfer hob die Steinplatte empor und stieg, die Leuchte in der Hand, mehre breite Stufen hinab. Der Erzbischof Albert stutzte anfangs und zögerte zu folgen, als ihm aber Falke mit einer Handvoll Goldstücken entgegenkam, da stellte sich der feste Glaube an einen großen Schatz ein und es fand sich auch Albert in der hohen Erwartung, die ihm bei dem Anblick des Goldes beikam, nicht getäuscht. Eine große eiserne Truhe, die kaum vier Menschen zu Tage fördern konnten, und daneben ein kleines Gefäß wurden aus der Tiefe des Gewölbes herausgebracht.

Nun sag' an, mein Sohn, sprach der erstaunte Erzbischof zu dem Schäfer, als der Schatz offen dalag, wohin soll er gebracht werden? Und ist es noch dein Wunsch, daß er zum Bau eines Bethauses oder gar eines neuen Doms verwendet werde, wie du mir vorhin zu erkennen gegeben hast? Du bist der von

Gott erkorene Finder und darum soll dein Wille um so gewissenhafter erfüllt werden, als du, wie mir wohl bekannt ist, schon lange dich mit dem frommen Gedanken gequält hast, wenigstens eine kleine Kapelle zu erbauen. Erkläre dich und bestimme, was mit dem unermeßlichen Schatze geschehen soll.

Falke war ein zu guter und uneigennütziger Mensch, als daß er sich namentlich dem Erzbischof gegenüber eine Autorität des Willens hätte anmaßen sollen. Er sagte: Laßt das Geld in Euern Palast schaffen, gnädiger Herr, und verfügt darüber nach Eurem eigenen Belieben und bessern Einsichten. Mein Wunsch ist, daß das Geld zum Dombau verwendet werde, und kein Stück soll darunter sein, das ich davon jemals mir zueignen werde.

Der Wille des braven Schäfers wurde vollzogen, man brachte das Geld in den erzbischöflichen Palast, wo es unter sichern Verschluß gelegt, der Schlüssel aber zu dem Behältniß dem Schäfer übergeben ward. Für den nächsten Morgen wurde eine weitere Berathung über diesen wichtigen Gegenstand festgesetzt.

Heinrich Falke stellte sich pünktlich zu der Stunde, wo er beschieden war, bei dem Erzbischof ein und fand daselbst eine zahlreiche Versammlung von Männern, die sich mehr oder weniger für einen Dombau interessirten oder sonst dabei, wenn er zur Ausführung kommen sollte, nöthig waren. Außer dem Erzbischof Albert waren anwesend die sämmtlichen Domherren, eine Deputation der Bürgerschaft, die Vorstände der Baugewerke und andere Männer von Gewicht, vor Allen der im In- und Auslande rühmlichst bekannte Techniker und Baumeister Bonsak. Man kam dahin überein, daß nach dem von dem Baumeister Bonsak zu entwerfenden Plane eine neue Domkirche gebaut werden sollte. Der Schäfer, als Bauherr betrachtet und gleichsam von Gott dazu berufen, sollte die wesentliche Ausführung des Baus leiten, die Stelle bestimmen, wohin, und die Größe, Höhe und Länge angeben, wonach gebaut werde, überhaupt die unbeschränkte Verfügung über den Schatz haben und die Ausgaben ohne weitere Verantwortung davon bestreiten. Ein heiteres Mahl schloß die Berathung. Der Schäfer mußte den erzbischöflichen Palast beziehen, hatte das Regiment über seine Hammelheerde seinem ehrlichen Knechte Kaspar übergeben und ging schon am nächsten Tage mit dem Baumeister an die Arbeit. Seine ganze Tageszeit brachte er von jetzt an bei derselben zu und der begeisterte Jüngling überraschte Alles durch seine praktischen Vorschläge. Nur bisweilen nahm der Erzbischof von den Arbeiten Kenntniß; der Schäfer blieb der Schöpfer des großen Werks und bewies täglich mehr, daß ihm Gott bei seinem frommen Sinne auch Verstand genug verliehen hatte, um die schwere Aufgabe zu lösen.

Der Grund zum Dombau war gelegt, das Schiff der Kirche von unten herauf schon weit gediehen, als eines Morgens der Schäfer Falke bei dem Erzbischof Albert, zu dem er stets freien Eintritt hatte, eintrat und ihn mit trauriger Miene anredete: Ihr seid immer so gütig gegen mich gewesen, gnädiger Herr! Erlaubt mir daher, Euch ein Anliegen vortragen zu dürfen, welches mir schwer auf dem Herzen lastet und das auch den Keim zu dem Mismuthe gelegt hat, den man mit Recht an mir tadelt, dessen ich mich aber nicht erwehren kann. Ich war sonst ein froher und lebenslustiger Gesell und werde, wenn mein Lebensmuth so niedergedrückt bleibt, wol den unternommenen Dombau nicht fortsetzen können.

Sprich, mein Sohn, redete Albert dem jungen Schäfer zu, was es auch sein möge, vertraue es mir; kann ich es thun, so rechne auf meinen Beistand und auf meine Hülfe.

Ja, Ihr könnt mir helfen, gnädiger Herr, nahm Falke das Wort wieder. Vor etwa einem Jahre bin ich mit einem Mädchen bekannt geworden und wir Beide haben uns ewige Treue geschworen. Da wird das arme Geschöpf auf einmal wider Willen mit einem Andern verlobt und weiß nun in der Verzweiflung nichts Anderes zu thun, als daß sie ins Kloster geht. Agnes heißt das Mädchen und ist die Tochter des gräflichen Leibschützen Fuchs zu Egeln, der mit seinem Weibe zu stolz war, sein Kind einem Schäfer zur Hausfrau zu geben. Sie besteht jetzt im hiesigen Agnetenkloster ihr Probejahr.

Und wer ist — fragte der Erzbischof dazwischen — Derjenige, der dem Mädchen wider Willen verlobt worden ist?

Das ist, sagte der Schäfer, ein gräflicher Leibknappe zu Egeln, Hans Statius mit Namen, ein wilder, verwegener Mensch. Das Probejahr der Agnes Fuchs ist bald abgelaufen und da möchte wol rasch gehandelt werden müssen, wenn ich sie überhaupt erlangen soll. Das Kloster wird sie wol auch nur ungern herausgeben, da ihr von Seiten ihrer Aeltern ein ziemliches Vermögen in Aussicht steht.

Beruhige dich, mein Sohn, tröstete der Erzbischof, ich werde handeln und verspreche dir einen guten Erfolg. Vorläufig werde ich dafür sorgen, daß Agnes nicht als Nonne eingekleidet werde und dann mit ihren Ältern sprechen. Der junge Schäfer küßte dankbaren Blicks die Hand des ihn wohlwollenden Kirchenfürsten und ging mit mehr Ruhe und Heiterkeit als sonst an seine Arbeit.

Ein halbes Jahr darauf war Agnes dem Agnetenkloster entnommen und lebte auf Kosten des Erzbischofs bei der Äbtissin als Gesellschafterin, denn diese hatte das junge Mädchen liebgewonnen und mochte sich nicht gern eher von ihr trennen, bis sich ihr Schicksal entscheiden würde. Sie kam dann und wann in den erzbischöflichen Palast und hatte Erlaubniß, unter den Augen des Erzbischofs mit dem Schäfer Falke zu sprechen. Der Erzbischof sprach den jungen Leuten Muth ein, verhieß ihnen ihre baldige Vereinigung, selbst in dem Falle, daß die Ältern ihre Einwilligung nicht ohne weiteres geben würden, und machte es dem Schäfer zur Pflicht, neben dem Geschäft des Dombaues auch seine eigenen Angelegenheiten nicht zu vernachlässigen, daher für sich und seine zukünftige Hausfrau ein Quartier zu suchen und dasselbe mit den nöthigen Erfodernissen einzurichten. Wie freudig der Schäfer diese Pflicht erfüllte, kann man sich leicht denken.

Eines Tages überraschte der Erzbischof die jungen Leute mit der angenehmen Nachricht, daß nun wol Alles in Güte und Frieden sich werde ausgleichen lassen. Der Propst in Egeln habe ihm berichtet, daß die Ältern geneigt wären, ihre Einwilligung zu der Verbindung ihrer Tochter Agnes mit dem Schäfer Falke zu geben, daß sie die Freude genießen wollten, selbst nach Magdeburg zu kommen, ihren Willen persönlich auszusprechen und gleichzeitig den herrlichen Dombau zu bewundern, dessen Unternehmung das Verdienst ihres zukünftigen Schwiegersohns sei, die Ankunft des Fuchs'schen Ehepaars freilich sich noch einige Tage verzögern werde, da die Mutter zur Zeit krank sei. Wie freute sich das glückliche Paar bei dieser frohen Nachricht! Agnes hatte immer gefürchtet, der

strenge Vater werde auf seiner Weigerung beharren, denn ihr Verlobter, Hans Statius, war sein Freund und Kamerad und diesem traute sie nicht über den Weg; er hatte ein gar böses, rachsüchtiges Gemüth. Wahrscheinlich hatte aber der Propst die geliebten Ältern zum Nachgeben bestimmt und die fromme Jungfrau, deren Geist in der klösterlichen Stille eine hohe, heilige Richtung erhalten hatte, war überglücklich in dem Gedanken, daß die guten Ältern ihr nicht mehr zürnten, daß sie persönlich zu ihr kommen und sie als ihr einziges, sonst immer folgsames Kind umarmen wollten! Die Mutter war krank — hatte der Propst berichtet — aber die Krankheit konnte unmöglich von Bedeutung sein, denn er hatte beruhigend hinzugesetzt: nur um einige Tage werde sich die Ankunft der Aeltern verzögern.

In der frohen Hoffnung einer baldigen Vereinigung, und zwar unter Einwilligung der Ältern, lebten die jungen Leute neu auf. Der Schäfer wurde ein ganz anderer Mensch, vom frühesten Morgen an bis in die spätesten Abendstunden war er thätig und ämsig, heiter und fröhlich und blies noch in tiefer Nacht auf seiner lieben Flöte die schönen Melodien, welche Agnes einst so oft entzückt hatten. Viel, unendlich viel Arbeit verursachte ihm die Auszahlung der vielen Arbeitsleute, deren jeder täglich einen Groschen, einen damals sehr hohen Lohn, empfing, die sich aber auch zur Arbeit drängten, da sie bei so gutem Verdienste nun ohne Nahrungssorgen leben, ja sich wol noch etwas zurücklegen konnten, um sich mit den Ihrigen einmal einen guten Tag zu machen.

Doch Niemand baue auf die Beständigkeit des Glücks! Es gleicht einem schönen Junitage, dessen Frühsonne uns holdlächelnd begrüßt, die sich aber mit dem nahenden Mittage hinter schwarze, verrätherische Wolken birgt und uns verläßt, wenn Blitz und Hagel, Donner und Sturm sich einigen. Bleich und verstört in den edeln Gesichtszügen trat eines Tages der Erzbischof Albert in die Werkstätte Meister Bonsak's ein, bei welchem sich unser sich glücklich fühlender Schäfer befand und mit ihm über die Hallen und Logen sprach, zu welchem die behauenen Steine eben angefahren waren.

Möge Euch Gott helfen, Unglücklicher! sagte der ehrwürdige Kirchenfürst zu dem jungen Schäfer. Ihr seid eines schweren Verbrechens angeschuldigt und werdet in dieser Minute noch in den Thurm gebracht werden, wo man die Mörder zu verwahren pflegt. Seid Ihr schuldig, so habe ich mich sehr geirrt in Eurem ehrlichen Gesicht; seid Ihr unschuldig, so vertrauet Gott und meiner Freundschaft! Ich werde thun, was mir Pflicht und Gewissen gebieten.

Heinrich Falke erbleichte; er versuchte zu sprechen, aber das Wort erstarb ihm auf der Lippe, und der Erzbischof war längst fort, als er dem edeln Bonsak in die Arme fiel und im schmerzlichsten Wehetone ausrief: Möge über mich kommen, was da wolle, ich bin mir keiner bösen That bewußt; triumphirt die Bosheit meiner Feinde, so schwört mir, daß Ihr meine Agnes bestimmen wollt, augenblicklich ins Kloster zurückzukehren und den Schleier zu nehmen, damit sie nicht das Opfer meines unglücklichen Falls, nicht das Weib des rachedürstigen Hans Statius werde, der gewiß mit dem verblendeten Vater des Mädchens einen teuflischen Plan geschmiedet hat, um mich zu verderben.

Der brave Künstler tröstete den ihm lieb gewordenen jungen Mann so gut er es vermochte, sprach ihm Muth zu, sein Schicksal mit Standhaftigkeit zu ertragen und schloß seine Rede mit den Worten: Wohl Euch, Freund, wenn Ihr reines Herzens und Euch keines Fehls bewußt seid, denn die Unschuld hat einen Freund im Himmel! Euch ist aber schon auf Erden ein mächtiger Freund zur Seite in unserm hochwürdigen Erzbischof, der, wenn Ihr, wie ich nicht zweifle, unschuldig seid, Gewalt genug hat, Euch den Klauen Eurer Feinde und Verfolger zu entreißen.

Aber was mag es sein, wessen man mich beschuldigt? fragte sinnend der Schäfer. Kann ich mir doch kaum denken, was der rachesüchtige Statius ersonnen haben könnte, um mich zu vernichten.

Ihr müßt weiter zurückdenken! entgegnete ihm der Baumeister. Seid Ihr nicht ein Böhme? Wenn mich nicht Alles trügt, seid Ihr nicht hinter der Heerde aufgewachsen, vielleicht waret Ihr in Kriegsdiensten an einem fremden Hofe und mögt dort ein Abenteuer bestanden haben, welches erst jetzt seine unangenehmen Folgen über Euch ausschüttet. Doch verzeiht es unserer Freundschaft, wenn ich eine Saite berührt haben sollte, die Euch nicht wohlklingend ist.

Wol bin ich ein Böhme, sagte der Schäfer mit Wärme, und auch nicht hinter der Heerde aufgewachsen, aber auch als Böhme bin ich mir keines Verbrechens bewußt.

Das Gespräch der beiden Freunde wurde von der Wache unterbrochen, welche jetzt eintrat, dem unglücklichen Schäfer seine Verhaftung ankündigte und ihn ins Gefängniß abführte.

(Fortsetzung folgt.)

Zähes Leben der Wölfe.

Als ich in Thorn war — erzählt der bekannte Naturforscher Lenz — bekam ich ein Rudel von sieben jungen Wölfen geschenkt, alle aus *einem* Neste und so groß wie tüchtige Katzen. Ich fütterte sie eine Woche lang mit Milch und Brot, beschloß aber dann, da ich mich nicht länger aufhalten konnte, sie zum Ausstopfen zu tödten. Diesem Geschäft mußte ich mich selbst unterziehen, da die gemeinen Leute jener Gegend den Aberglauben haben, sie würden durch eine solche Verrichtung unehrlich. Ich hielt übrigens die Sache für ganz leicht, faßte den ersten im Genick, hieb ihn mit einem starken Stocke drei mal aus voller Kraft über die Schnauze, legte ihn, da er todt schien, auf die Erde und nahm nun der Reihe nach die übrigen vor. Noch aber war ich mit dem letzten nicht fertig, als der erste wieder aufstand und knurrend umherschritt. Ich mußte mich also bequemen, das erste Verfahren nochmals zu wiederholen, wobei ich sie auch über das Kreuz hieb — Alles mit demselben Erfolge wie das erste mal. Jetzt wußte ich mir in meiner Noth nicht anders zu helfen, als daß ich schnell recht starken Bindfaden wichste und jedem Wölfchen so fest als möglich ein Halsbändchen umschnürte, aber sie richteten sich doch wieder auf und liefen mit ihren Halsbändern herum. Nun schnürte ich die ganze Gesellschaft, indem ich eine Leine durch die Halsbänder zog, zusammen, hing sie an einen Haken und verließ das Haus, wohin ich erst nach einer Stunde zurückkehrte und sie alle todt fand.

Ritter aus dem 14. Jahrhundert.

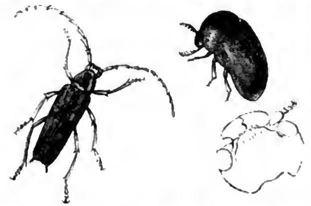


Die Feinde des Tabacks im Thierreiche.

Der Leser sieht hier eine Cigarre in höchst traurigem Zustande. Auf den ersten Anblick könnte er glauben, eine verwitterte, vom Schmetterlinge bereits aufgegebene Raupenpuppe vor sich zu haben, aber es ist eine Cigarre, und zwar eine ganz vortreffliche, echte, gute Havaña gewesen, wovon das Tausend mit 40—60 Thlrn. bezahlt wird, allein es hat sie ein Käfer zerstört und ausgefressen, wie wenn es die größte Delikatesse gewesen wäre. So sieht der Patron aus, obschon ein wenig vergrößert, denn sein ganzer Umfang



beträgt nur fünf Tausendtheilchen eines pariser Mètre in der Länge (2⅓ Linie) und noch nicht drei derselben in der Breite. Allein was ein solches schwarz gefärbtes und mit einem gelben Flaum überzogenes kleines Wesen nicht thun kann, das vermögen mehre zu bewirken, wie wir an den kleinen Käfern leider nur zu oft sehen, welche unsere besten, härtesten Möbeln und Balken in den Häusern zerfressen. Er hat den aus dem Griechischen entlehnten Namen Katorama bekommen, weil seine Sehwerkzeuge nur nach unten hin gerichtet sind. Und so wie er sich in den Cigarren der Insel Cuba gütlich thut, so fressen sich wieder andere nur in den Tabacksblättern Nordamerikas ein. Eine andere Art Käfer hat es nicht minder nur auf die erstern abgesehen und arbeitet mit dem Katorama um die Wette an ihrer Zerstörung. Es ist der Elaphidion, ein langhörniger Hartflügler, von dem wir links hier die Abbildung, rechts aber seinen Leichnam haben,



über welchem dann ein Bohrkäfer zum Vorschein kommt, welcher ebenfalls in Cuba haust. Jedoch selbst an diesen Feinden ist es nicht genug; es gibt noch manche andere kleinere Vettern derselben, Schabenarten, Kakerlake, die, wenn die Cigarren nicht bald aufgeraucht werden, ihre zerstörenden Kräfte geltend machen. Sehr lange pflegen die guten Blätter und Cigarren selten zu lagern, und da die kleinen Feinde doch nicht zu häufig darin sind, so werden sie meist, seien sie noch lebend oder schon gestorben, vom Raucher, wenn die Pfeife dampft oder die Cigarre brennt, genossen, ohne daß er ahnt, welche Opfer hierbei im Feuer aufgehen.

Das Mosquitoland und die Mosquitoindianer.

„Das ist das herrlichste Land, wohin ein Colonist ziehen kann!“ las man vor Jahr und Tag öfter in den Zeitungen von der Mosquitoküste. „Einen ungesundern und unfruchtbarern Küstenstrich als den der Mosquitoküste kann man sich kaum denken! Wehe den Deutschen, die dahin kommen!“ So las man oft Tags darauf in andern Blättern, und ich wette darauf, daß mancher Leser gar nicht gewußt hat, wo er sie auf der Karte von Amerika nur aufsuchen sollte, denn ältere Karten und geographische Handbücher haben sie gar nicht oder letztere erwähnen sie kaum mit zwei Worten. Aber, wie gesagt, vor noch nicht zehn Jahren verging selten eine Woche, wo sie nicht einmal in den Zeitungen figurirten; denn zwei hohe Personen hatten sich mit dem Plane befaßt, eine Colonie deutscher Auswanderer dort anzulegen: der Prinz Karl von Preußen und der Fürst von Schönburg-Waldenburg. Und es war hierbei nicht ohne Umsicht verfahren worden. Sie sandten drei Männer ab, welche das Land dort in Augenschein nehmen, die Bodencultur, die Ertragsfähigkeit desselben, den vorhandenen oder zu begründenden Handel untersuchen, die Bewohner, sowol die vorhandenen Colonisten wie eigentliche Ureinwohner beobachten und über Klima, Ackerbau und was sonst sinnlich wahrnehmbar ist, getreuen Bericht erstatten sollten. Sie reisten am 12. April 1844 nach England, langten am 10. Juni in Cap Gracias a Dios an der Mosquitoküste an, kamen ihren Aufträgen so weit es möglich war, nach und kehrten im August wieder heim. Sehr lange hielten sie sich, wie man sieht, gerade nicht auf, etwa zwei Monate und dies kaum. Das Innere des Landes konnten sie unmöglich kennen lernen, allein es dürfte dies nicht gegen ihre Ansichten einnehmen. Bei einer Niederlassung in noch ganz unangebauten, nur von Nomadenindianern bewohnten Gegenden kann nur auf die Küste zunächst Rücksicht genommen werden. Hat diese Lebensmittel und gesunde Luft, bietet sie fruchtbaren Boden, zugängliche Ufer, zeigt sie Flüsse, welche von der Mündung aus hoch hinauf beschifft werden können, sind schon überseeische Verbindungen im Gange oder doch leicht anzuknüpfen, so zeigt sich Alles in einem Lichte, wie man es sich nur bei einem Colonisationsplane wünschen kann. Und aus diesem Gesichtspunkte gesehen, könnten doch deutsche Auswanderer die beste Aussicht haben. Es ist hier Raum für mehre tausend Familien unmittelbar an der fruchtbarsten Küste, welche der geneigte Leser Jamaica gegenüber auf seiner Karte zwischen dem 11.—16. Grade nördlicher Breite suchen und zwischen dem 83.—86. Grade westlicher Länge (von Greenwich aus gerechnet) sich denken mag. Der ganze Flächenraum beträgt etwa über 1600 geographische Quadratmeilen und 27 mehr oder weniger ansehnliche Flüsse eilen durch denselben nach dem Meere hin, wo sie oder dies selbst häufig Lagunen bilden, die jedoch keineswegs etwa stehendes Wasser, sondern Ebbe und Flut zeigen. Die Frucht-

barkeit des Bodens sucht ihres Gleichen; was das warme, tropische Klima an Pisang, Bananen, Yams, Cocos- und andern Palmen, an Cacao, Ananas, Sassaparille, Vanille u. dgl. tragen mag, ist dermaßen reichlich vorhanden oder wächst, angepflanzt, so schnell, daß man fast nur die Mühe des Einsammelns hat. Das Meer bietet Fische ohne Zahl und Austern, Krebse, Schildkröten sind ebenso im Überflusse wie Hühner, Schweine, Rinder, Pferde, welche im halbwilden Zustande herumlaufen, bis sie eingefangen werden. Und wie wenig Menschen leben bis jetzt auf diesem großen Flächenraume! Kaum einige englische Colonisten, kaum etwa höchstens 20—25,000 freie herumziehende oder in ganz kleinen Dörfern angesiedelte Indianer. Vielleicht aber ist das Klima die Ursache solcher geringen Bevölkerung, solcher vernachlässigten Colonisation? Mit nichten! Die Seewinde kühlen die Luft beständig ab; die Hitze steigt nie über 24 Grad Réaumur, also ist sie nicht so stark wie oft in Deutschland, aber sie fällt auch nie unter 12 Grad und folglich braucht man eigentlich nie eine Stube zu heizen. In der That haben auch die Engländer theils in frühern, theils in den letzten 15 Jahren manche Colonien zu gründen gesucht, allein von Haus aus viel zu egoistisch die angeworbenen Colonisten in so enge Schiffe gepackt und für die Aufnahme der Landenden so wenig Sorge getragen, daß fast Alle halbtodt anlangten nnd nun dem Mangel an Wohnungen und Lebensmitteln erlagen, besonders da Faulheit und Trunkenheit ebenfalls ihre verderbliche Kraft äußerten. Vielleicht ist auch mit den Eingeborenen gar kein Verkehr anzuknüpfen gewesen? Im Gegentheil sind diese mit den Engländern auf recht freundschaftlichem Fuße umgegangen; denn England stand ihnen gegen die Spanier bei, von welchen immer Versuche zur Unterjochung und Bekehrung gemacht wurden, während England das Oberhaupt der Sambos, die, etwa 6000 Köpfe zählend, den mächtigsten unter diesen Stämmen bildend, als unabhängigen König anerkannten, sodaß als er im Jahre 1842 starb und zwei Prinzen von 14—15 Jahren hinterließ, diese, der eine in London und der andere in Jamaica erzogen wurden. Kurz nach allen diesen Seiten hin gibt es die besten Aussichten, und wenn Jemand Lust hat sich dort anzusiedeln, so mag er nur etwas nähere Bekanntschaft mit den dortigen Indianern machen. Der gemeinschaftliche Name aller dieser verschiedenen Stämme ist in ihrer Sprache Miskitos, und ihr Land müßte also auch nicht das Mosquitoland heißen, wo man gleich an die häßlichste Mückenart denkt, die an dieser Küste aber so wenig gefunden wird, daß unsere Mücken viel ärgere Quälgeister sind als jene. Wahrscheinlich hat aber ein Misverständniß stattgefunden, als die Spanier dort landeten. Die Spanier kannten die Misquitos-Indianer noch nicht, wol aber hatten sie in Cuba, Hispaniola u. s. w. die Mosquitos kennen gelernt. Doch Mos- oder Misquitos genannt, so gebührt den Indianern dort doch der Ruhm, daß sie gutmüthig sind, eine recht angenehme körperliche Bildung haben und selbst geistige Regsamkeit besitzen. Wie die meisten solcher Naturkinder, haben sie durch die ihnen zugeführten Blattern unendlich viele der Ihrigen verloren; ganze Dörfer und Stämme sind bis auf einzelne Individuen ausgestorben. Was die Blattern verschonten, hat die Branntweinpest vernichtet; der Branntwein gilt so viel bei ihnen, daß noch kein englischer Missionar Zuhörer fand, der nicht den Rum herumgehen ließ, und gab er keinen Rum mehr, so liefen auch seine Zuhörer weg. Arbeitsamkeit ist ebenfalls eine unbekannte Tugend bei ihnen. Jagd und Fischfang wird getrieben, jedoch mehr zur Lust; außerdem Taback geraucht, viel getrunken oder die Zeit hingebracht, wenn irgend Einer Märchen vorträgt. Gesang, Musik und Tanz füllt auch manche Stunde aus; die aus England eingeführte Maultrommel zählt wahre Virtuosen unter ihnen. Das weibliche Geschlecht ist wie bei den meisten Wilden dem Manne mehr Sklavin als Gehülfin, ohne daß jedoch solche Härte, Barbarei und Eifersucht stattfände als bei vielen nordamerikanischen Stämmen. Thätig sind vornehmlich die nächst den Sambos am häufigsten vorkommenden Karaiben, die von den Spaniern einst als Menschenfresser geschildert wurden, aber gerade als die besten und treuesten Arbeiter von Europäern in Dienst genommen werden. Von religiösen Begriffen ist unter allen diesen Völkerschaften kaum eine Spur. Die Sterne verehren sie nicht, denn sie gelten ihnen nur für kleine, glühende Steine; an ein höchstes, unendlich gutes und gnädiges Wesen glauben sie, ohne es aber zu verehren; denn dasselbe, sagen sie, wird auch ohne Gebet alles Gute geben. Desto mehr ist jedoch auch die Furcht vor einem bösen Wesen bei ihnen eingewurzelt, vor einem Teufel, den sie, damit er sie mit dem Uebel verschone, desto häufiger mit Bitten beschwören. Ein Glaube an Fortdauer nach dem Tode findet ebenfalls statt; sie versorgen wenigstens den Todten geraume Zeit mit Nahrungsmitteln, legen ihm sein Jagdgeräthe ins Grab und bauen von Palmblättern eine Hütte über dem Hügel auf, ohne daß sie indessen es wagen, vom Todten zu reden oder nur seinen Namen zu nennen. Seit 200 Jahren steht England mit diesen Söhnen der Natur in Verbindung, ohne daß diese in solcher Hinsicht dadurch gewonnen hätten; sollten die Deutschen dort festen Fuß fassen, so werden sie hoffentlich bessere Saat aussäen; denn die jungen Indianer, sagen unsere neuesten Nachrichten, sind lernbegierig, zutraulich und fassen leicht, wenn nur die erste Schüchternheit überwunden ist, welche ihnen der weiße Mann anfangs einflößt. Der Prinz Clarence, der in England erzogen wurde, hatte schreiben gelernt wie ein Engländer und sein Vater, König Friedrich, sprach das Englische wie ein londoner Gentleman. Der Himmel gebe ihnen Allen seinen Segen und den Deutschen, welche hingehen, Gesundheit, Fleiß und Ausdauer!

Die erste Waffenthat.

„Mein erstes Commando" — so erzählte in einem Kreise von Freunden in einer heitern Stunde der ritterliche de la Motte Fouqué — steht mir noch lebhaft vor Augen. Ich war als blutjunger Lieutenant mit einem Dutzend handfester Burschen auf Kundschaft ausgeschickt und hatte meinen Auftrag glücklich ausgeführt. Es war drückend heiß und wir schmachteten vor Durst, als wir eine einsame Schenke gewahrten, die mit lautem Hurrah begrüßt ward. Schnell ließ ich meine Leute absitzen und eilte in die Gaststube, wo mir der Wirth, ein stiller, hagerer Mann, langsam entgegenkam. Ich hatte schon so viel vom Kriegshandwerk gelernt, daß man solchen Leuten am sichersten imponire, wenn man ihnen mit einem tüchtigen Fluche zu Leibe rücke und sagte, mit dem Säbel auf den Estrich stampfend: Schnell, zum Donnerwetter, bringe Er

mir eine Flasche Wein! Rühre Er sich und greife Er keine schlechte Sorte!

Aber der Mann, ohne sich von der Stelle zu bewegen, sagte phlegmatisch: Wijn hebben wi nich!

Nun, zum Henker! rief ich, durch dies Phlegma gereizt, so bringe Er in drei Teufels Namen einen Krug Bier!

Beer hebben wi nich! entgegnete Jener mit demselben Gleichmuthe.

Mein Zorn stieg nun aufs Höchste. Ich schlug mit meinem Säbel auf den Tisch, daß die Wände dröhnten und rief: „Ein Glas Branntwein! Auf der Stelle! Oder — —" und diese Drohung begleitete ich mit einem so martialischen Blicke, daß ich nicht anders glaubte, als der Wirth müßte vor Todesangst in die Erde sinken. Aber er versank nicht, sondern sagte, ohne eine Miene zu verziehen:

Brandwijn hebben wi nich!

Einen Augenblick glaubte ich, ich müßte den unverschämten Kerl in die Pfanne hauen. Dann aber erschien mir sein nicht zu erschütterndes Phlegma so unwiderstehlich komisch, daß ich in ein nicht zu bezwingendes Gelächter ausbrach und mich selbst ironisirend mit einer tiefen Verbeugung fragte: Dürfte ich denn wol ganz gehorsamst um ein Glas Wasser bitten?

Water hebben wi, dat könnt Se kriegen! sagte der Wirth und ging langsam hinaus, um das Verlangte zu holen.

Ein erster und letzter Ritt.

Ein paar junge Cavalerieoffiziere hatten den gefeierten Ludwig Devrient in der ersten Zeit seiner Anstellung beim berliner Hoftheater in besondere Protection genommen und lagen ihm immer an, einmal mit ihnen auszureiten. Devrient war lange, da er nie auf ein Pferd gekommen war, nicht dazu zu bewegen. Endlich ließ er sich beschwatzen; es wird ihm ein lammfrommes Thier ausgesucht und der Ritt nach Charlottenburg glücklich vollendet. In der fröhlichsten Stimmung wird der Rückweg angetreten. Es ward dunkel und begann zu regnen. „Wir kamen" — so erzählt Devrient seine Aventure selbst — an dem Landhause eines reichen jüdischen Bankiers vorüber, dem ich mehre male in Gesellschaft begegnet war und der einiger Sonderbarkeiten halber zum Stichblatt des Übermuths dienen mußte. Der hart an der Straße liegende Pavillon war hell erleuchtet und die Fenster standen auf; der Hausherr wollte sich soeben mit seiner Familie zum Abendessen niedersetzen. Der Teufel des Spottes kam über mich; ich lenkte mein Pferd dicht an das Stacket und rief, von der Dunkelheit genugsam verborgen: „Schmulche! Schmulche! Wie geit's? Was will'ste acheln?" und wollte nun meinen Gaul wieder in Trab setzen. Aber dieser wollte nicht; er blieb stehen und machte sich über die längs dem Stackete gepflanzten Rosen her, die gerade in vollster Blüte standen. Ich that in meiner Angst Alles, um fortzukommen; aber umsonst. Je mehr ich spornte und schlug, desto gieriger fraß das Pferd. Meine Begleiter, die Unrath merkten, sprengten davon. Der Bankier erschien mit zwei Bedienten, welche hellleuchtende Laternen trugen und überschaute die ganze Bescheerung mit einem Blicke. Er rückte höflich das Käppchen und sagte ironisch: „Freut mich, Herr Devrient, daß Sie mir so unerwartet schenken die Ehre Ihres Besuchs. Wenn's gefällig ist, reiten Sie näher und speisen Sie mit uns zu Abend." Ich wollte in meiner Angst etwas erwidern und streckte einem Diener, der sich mir hülfreich näherte, mechanisch die Hand entgegen. Aber mein Pferd, wahrscheinlich geblendet von dem hellen Lichte, bäumte sich, machte einen Satz rückwärts und lief in gestrecktem Trabe nach der Stadt zu. Mit dieser tragikomischen Scene endet die Geschichte meiner Reiterei."

Eine Handelsbarke.



Mannichfaltiges.

Oekonomie auf dem Wasser. In Kaschmir in Asien legt man, vorzüglich auf dem See Dall, schwimmende Melonengärten an. Es steigen nämlich verschiedene Arten von Wasserpflanzen — Lotos, Conserven, Binsen, Riedgras, Schilf u. s. w. — zur Oberfläche empor, deren rankender Bau sie bei Überflutungen vor der Zerstörung bewahrt. Solche Dickichte von Wassergewächsen werden durch Fischerboote in Wasserstraßen getheilt, etwa zwei Fuß über dem Wasser abgemäht, sodaß sie als grüne Masse darauf schwimmen. Durch allerlei Kunstmittel preßt man sie in grüne Beete von ein paar Ellen Breite und viel größerer Länge zusammen, legt neu abgeschnittene grüne Schwaden von Schilf und Ried über sie her, bestreut sie dünn mit Erde und erhält sie durch Weidenpfähle, die man an den Enden hindurchtreibt, und durch stützende Weidengeflechte im flottirenden Zustande. Auf diesen künstlichen Wasserbeeten errichtet man Erhöhungen, die man mit weichem Seebodenschlamme füllt, mit Holzasche u. dgl. bestreut. In diese Vertiefungen werden nun Melonenkerne gelegt, dann überläßt man die schwimmenden Gärten sich selbst; die Pflanzen wachsen schnell, beranken sich und füllen sich mit Laub, Blüten und Früchten. Zahllose solche grüne schwimmende Inseln bedecken den großen Dallsee und geben ihm ein reizendes Ansehen.

Der Auerochs ist noch eins von den Thieren, welche aus einer frühern Thierschöpfungsperiode in die jetzige herüberragen; nur durch künstliche Schonung wird er noch in den Wäldern Polens und Lithauens erhalten und ohne Erlaubniß des Kaisers darf kein Auerochs geschossen werden. Noch jetzt gibt es einzelne, welche an Größe dem Nashorn nahe stehen, sodaß der Auerochs als das größte und stärkste europäische Thier bezeichnet werden kann. Fast wie eine Fabel klingt es, wenn Schinz in seiner „Naturgeschichte der Säugthiere" erzählt, daß der Kopf und die Stirn mancher dieser Thiere so breit sei, daß zwischen den Hörnern drei Männer von mittler Statur sitzen können, wovon König Sigismund von Polen einst eine Probe habe machen lassen.

Die Weinrebe, die jetzt in mehr als 200 Varietäten fast über den ganzen Erdkreis cultivirt wird, stammt wahrscheinlich aus den Ländern zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere, aus Armenien, Imeretien, Mingrelien u. s. w. Wenigstens bildet sie dort die Königin der Bäume; sie erreicht die Dicke von drei bis sechs Zoll im Durchmesser und steigt bis in die Spitzen der höchsten Bäume, indem sie diese ganz umschließt und miteinander verbindet. Eine eigentliche Rebencultur findet in jenen Gegenden gar nicht statt und dennoch ist der Überfluß an guten Trauben so groß, daß selbst der arme Landmann nicht alle Trauben erntet, welche in seinem Bereiche sich befinden.

Ein Verfahren, Giftpilze unschädlich zu machen, macht der französische Botaniker Gérard bekannt. Nachdem die Pilze das erste mal in fließendem Wasser gewaschen worden, läßt sie Herr Gérard in essigsaurem Wasser mehre Stunden liegen, worauf sie abermals in reinem Wasser gewaschen und eine halbe Stunde in wieder anderm Wasser gekocht werden. Alsdann nochmals gewaschen und gehörig abgetrocknet haben sie allen Giftstoff verloren und können ohne Nachtheil von Menschen und Thieren genossen werden.

Niebuhr's Vorlesungen über die alte Geschichte, die er zwei mal in Bonn gehalten hat, von seinem Sohne gedruckt herausgegeben, sind ein wahres Arsenal von Ideen, Hypothesen, Berichtigungen und Vorhersagungen, die von Diesem und Jenem weiter gebracht werden, ohne daß Alle ehrlich genug sind, zugleich zu sagen, woher sie ihre eigenthümlichen Anschauungen genommen haben. Niebuhr's merkwürdiges Wort: daß in Ninive, Babylon und Persien längst vergangene Jahrhunderte wieder auferstehen und der Gegenwart die Ereignisse der Vergangenheit mit allen ihren Einzelnheiten erzählen würden, sodaß nach 50 Jahren die Kenntniß von jenen Völkern, verglichen mit Dem, was man bisher von ihnen gewußt, ungefähr so wie die Chemie eines Berzelius zu der Wissenschaft seiner Vorgänger vor hundert Jahren sich verhalten werde, ist zum Theil durch die Entdeckungen und Ausgrabungen Layard's und Botta's in Erfüllung gegangen.

Der Campo Santo in Pisa, ursprünglich zur Begräbnißstätte bestimmt, ist schon seit Jahrhunderten diesem Zwecke entfremdet. Er besteht aus einer außerordentlich schönen Bogenhalle, ähnlich dem Kreuzgange eines Klosters und umschließt einen großen viereckigen Platz, den Rasen deckt, welcher auf geweihter Erde aus Palästina wächst und auf welchem nichts zu sehen ist als vier einsame Cypressen. In der Halle, deren Mauern mit alten Frescomalereien bedeckt sind, hat man eine große Anzahl von Skulpturen der verschiedensten Art und aus den verschiedensten Zeiten aufgestellt. Das Meiste ist trümmerhaft, die Fresken sind verblichen und nur mit Mühe würde ein Künstler dankbare Studien an ihnen machen können.

Der Granatbaum ist die prangendste Schmuckpflanze des südlichen Europas, namentlich Spaniens, das durch ihn so recht eigentlich zu einem Garten Gottes wird, wie alle Reisende bestätigen, die jemals Valencia oder Cordova besuchten. Nichts Zauberischeres soll es geben, als einen Hain von blühendem Granatengebüsch im Lichte der Abendsonne! Die köstlichen Blüten, die sich, wie der portugiesische Dichter Camoens sagt, roth erheben, daß der Rubin vor ihnen muß erblassen, glühen im grünen Laube wie ebenso viele Sterne. Man könnte den Granatapfel als ein Sinnbild des Königthums ansehen; denn seine Krone deckt sicher und schließt die feste Schale, in welcher friedlich und kräftig eine große Anzahl trefflicher Körner in ihren scharf gesonderten Fächern sich befinden. Als König Otto von Griechenland im Jahre 1834 auf einer seiner Reisen zu dem geschichtlich so berühmten Thermopylen-Paß kam, brachte ihm ein altes Mütterchen einen stattlichen Granatapfel und wünschte dem Könige so viele glückliche Jahre, als sich Kerne in der schönen Frucht befänden.

Bora und Sirocco sind die beiden ärgsten Plagegeister von Triest. Die Bora tobt im Winter bei heiterm Himmel und hellem Sonnenschein oft acht Tage lang mit einem unheimlichen Geheul durch die Gassen der Stadt, wie eine Barbarenhorde, die aus nordischer Steppe siegreich in ein Land des warmen, blühenden Südens eingefallen ist. Wie mit Ruthen gepeitscht werden die Menschen flüchtigen Fußes vor ihr hergetrieben und durch Mantel und Pelz erkältet ihr eisiger Hauch das Mark der Knochen. Der Sirocco gehört in die Sommerzeit, und wenn er anhaltend weht, fällt er auf die Menschen wie ein unsichtbares Bleigewicht, das Muskeln und Athem, Willen und Gedanken lähmt.

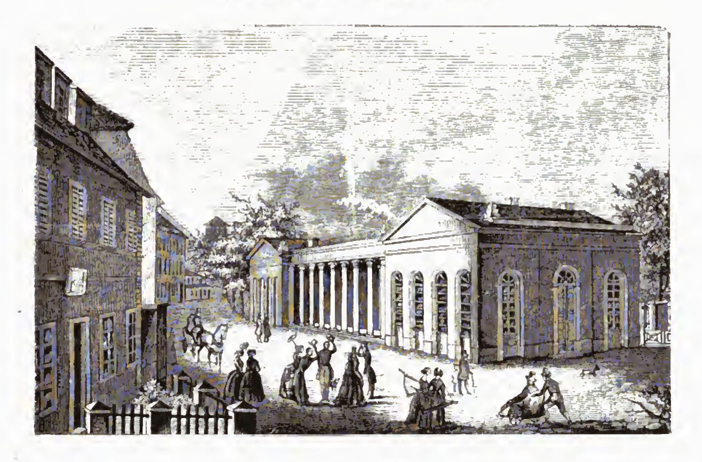
Das Indigokraut wird bei der Ernte in Bündel gebunden und zur Gewinnung des Farbestoffs in großen Kufen geweicht, welche zu dreien nebeneinander an fließendem Wasser, das stets in der Nähe sein muß, eingerichtet sind. Nach Verlauf der nöthigen Weichzeit wird die Flüssigkeit in die zweite, etwas niedriger gelegene Kufe abgelassen und durch ein von fließendem Wasser bewegtes Flügelwerk geschlagen, bis sich kleine gelbe Körnchen zeigen, die unter Zutritt von Licht und Luft die bekannte köstliche blaue Farbe annehmen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 504.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [28. August 1852.

Das Schlangenbad in Schönau bei Teplitz.



Nur ein Schäfer.

(Fortsetzung.)

Ganz Magdeburg war auf den Beinen, als der allgeliebte Schäfer in Mitte der Stadtknechte nach dem Gefängniß des Rathhauses abgeführt wurde. Heinrich Falke war von Egeln aus des Verbrechens angeschuldigt, das Fuchs'sche Ehepaar vergiftet zu haben und als Hauptankläger stand Hans Statius da. Die Untersuchung wurde streng geführt, und einem rachsüchtigen Gegner gegenüber, der die ganze Hölle aufbot, seinen Feind zu vernichten, war der Schäfer nahe daran zu unterliegen. In seiner Angst begehrte er einen Gotteskampf mit seinem Ankläger Hans Statius zu bestehen und dieser mußte ihm nach der Sitte der damaligen Zeit gestattet werden.

Und mit welchen Waffen, fragte der Syndikus den Schäfer, wollt Ihr kämpfen?

Stab und Schleuder, an die ich gewöhnt bin, mögen die Waffen sein, mit denen ich kämpfen werde. Ich bitte, laßt mir diese heute noch reichen und sendet mir einen Priester, dem ich beichten und mit dem ich mich vom Himmel und der Gnade des barmherzigen Vaters unterhalten kann. Dann bin ich auf Alles, selbst auf meinen unverdienten Tod gefaßt.

Die Bitte soll Euch gewährt werden, schloß der Syndikus, und befahl, den Unglücklichen in sein Gefängniß zurückzuführen.

Am folgenden Morgen zog in der siebenten Stunde eine Schar Geharnischter aus dem Rathhause durch einen Theil des Breiten Wegs und stellte sich auf einem freien Platze in der Nähe der Stelle auf, wo der neue Dom gebaut ward. Dieser Platz' war ziem-

lich lang und breit und dehnte sich bis nahe zur Elbe aus. Hier ward ein Viereck gebildet, in welchem eine lange mit Sand bestreute Bahn hinlief, auf der sich die beiden Männer angreifen und bekämpfen sollten. Die Kampfrichter standen geharnischt und mit langen Spießen in den Händen an beiden Seiten und außerhalb des von den Wachen umstellten Vierecks wogten die Zuschauer hin und her, um den Ausgang des Gottesurtheils abzuwarten.

Gleich darauf fand sich auch der eine Kämpfer, Hans Statius, in seinem besten Waffenschmuck ein. Mit einem ihm befreundeten Söldner plaudernd, stand er, die gewaltige Lanze in der Faust und das breite Schlachtschwert an der Seite, so heiter und fröhlich, ja übermüthig auf dem verhängnißvollen Platze, als ob er zur Kurzweil ein gewohntes Waffenspiel beginnen wolle. Von Kopf bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt, mochte er wol von dem Angriffe des Gegners nichts fürchten und seines Sieges im voraus gewiß sein. Nur als ein Flug Raben über die Elbe herübersauste und sich mit lautem Geschrei über seinem Haupte einige Augenblicke lang im Kreise herumbewegte, überkam ihn ein leiser Schauer. Trotzig und mit dem Fuße stampfend, daß es die schwere Rüstung durchdröhnte, rief er ungeduldig aus: Nun, wo bleibt denn der Bursch? Denkt er denn, ich sitze hier beim vollen Humpen und thue meinem Leibe Gutes?

Der Schäfer ließ allerdings lange auf sich warten; daran war aber der Priester Schuld, dem er gebeichtet und welcher ihm den Schäferstab und den Stein gesegnet hatte, womit er den ungleichen Kampf bestehen wollte. Endlich erschienen die Männer des Schöppengerichts in ihren langen schwarzen Kleidern, umgeben von einem Haufen Gewappneter, welche den Angeschuldigten, dessen Hände mit schweren Ketten gefesselt waren, in der Mitte führten. Leichten Schrittes, den freien, frommen Blick auf den Himmel gerichtet, ging der Schäfer seinem Schicksal entgegen, in der linken Hand trug er die einfache Schleuder, in der rechten den mit einem weißen Bande an der Spitze umwundenen Schäferstab. Seine Kleidung war dieselbe, welche er täglich trug, wenn er den Arbeitern am Dombau ihren Lohn auszahlte.

Die beiden Gegner wurden an die in gerader Richtung einander gegenüberlaufenden Enden der Bahn gestellt und ein Herold rief die Namen der Kämpfenden laut aus, machte auch das Volk mit dem Gegenstande des Kampfes bekannt und erklärte die Folgen des Ausgangs, in welchem der eine Theil siegen, der andere auf dem Platze bleiben müßte. Fünf Minuten lang standen die Kämpfer einander gegenüber, beim ersten Trompetenstoß setzten sie ihre Waffen in Stand, beim zweiten den rechten Fuß vor und beim dritten mußten sie aufeinander losgehen. Ruhig und seinen Gegner mit Verächtlichkeit messend stand der mit Eisen bedeckte Statius da, während der Schäfer immer noch wie im Traume nach dem Himmel blickte. Mit dem dritten Trompetenstoße rannte der Leibknappe, die mit langer Eisenspitze beschlagene gewaltige Lanze vorstreckend, gerade auf den Schäfer los und Jedermann glaubte, dieser werde, da er noch immer sinnend auf der Stelle stand, sich unvertheidigt durchbohren lassen. Erst als ihm Statius etwa bis auf 20 Schritte weit nahe gerückt war, schritt er langsam ihm entgegen, legte den Stein in die Schleuder und warf mit der gelenken rechten Hand, daß man ein sausendes Schwirren hörte. Der Kampf war entschieden, der Stein hatte den Knappen gerade vor die Stirn über dem rechten Auge getroffen, sodaß Statius in die Knie sank und der schwere Fall des eisenbedeckten Kämpfers weithin durch die Volksmenge ertönte. Ein tausendstimmiger Jubel drang durch die Lüfte, denn Alles liebte den Schäfer; der Geringste wie der Höchste im Volke kannte ihn ja und hielt ihn für unschuldig. Der Schäfer, welcher vor dem Beginn des Kampfes ruhig wie ein Lamm gewesen war, entflammte mit einem male in eine nie gesehene Wuth, er nahte sich dem im Todeskampfe sich wälzenden Statius, riß ihm die eiserne Sturmhaube vom Haupte und faßte ihn mit beiden Händen um den Eisenleib. Als er ihn auf die Knie vor sich hingestellt hatte, schrie er ihm mit lauter Stimme in die Ohren: Glaubst du, Mensch, an eine waltende Gerechtigkeit, an einen Richter jenseits, an Lohn und Vergeltung, so rette deine Seele von der ewigen Verdammniß. Bekenne, wer den Leibschütz Fuchs und sein Weib mordete! Da richtete der Knappe sein blutiges Haupt empor, legte es auf die untergehaltene Rechte des Schäfers und begann zu sprechen. Das Volk war still, als ob kein Athem in der Brust der Tausende sei. Statius sprach: Gott hat gerichtet und möge mir gnädig sein! Ja, du bist schuldlos, rein wie Gottes Sonne, ich habe den Gifttrank bereitet und — — — Hier sank der verworfene Bösewicht zusammen und wurde von den bereitstehenden Henkern auf einen Karren geladen und nach dem Gerichtshause gefahren, wo sein Leben noch einmal erwachte und dem Volke die Hoffnung ließ, daß er von der strafenden Gerechtigkeit den wohlverdienten Lohn seiner bösen That empfangen werde.

Noch wogten Tausende von Zuschauern um den Kampfplatz, noch stand der von Gott für schuldlos befundene, ja selbst von seinem Gegner für rein erklärte Jüngling vor dem mit Blut bedeckten Raume und richtete, die Hände zum frommen Gebet gefaltet, sein Auge zum blauen Himmel empor, da ertönten abermals des Volkes tausendfache Stimmen, näher und näher drang der Ruf und wie die Stimme eines Engels klang er in des Schäfers Ohr: Ein Eilbote von Egeln ist da, der Leibschütz Fuchs ist gerettet und nur sein Weib ist verblichen! Heil dem frommen Schäfer! Das wird ihn trösten!

In ihrem Kämmerlein saß inzwischen Agnes Fuchs und weinte; sie vermochte nicht mehr zu beten, sie hatte keinen Trost, keine Hoffnung, keinen Glauben an die Rettung ihres unglücklichen Heinrich.

Es mochte gegen 10 Uhr des Morgens sein, als Agnes noch immer auf den Knien lag; sie hatte nichts von dem Getöse des Volks gehört, absichtlich sich eingeschlossen, um ungestört Dessen, der ihr über Alles theuer war, gedenken und für ihn zu Gott beten zu können, und ein seliger Friede war in ihre Brust eingekehrt. Da klopfte es leise an die Thür des Kämmerleins und die Äbtissin rief leise: Wachst du, mein Kind? Öffne mir schnell, denn ein hoher Besuch wartet dein und will dir Trost und Freude bringen.

Ist es vorüber? antwortete ängstlich fragend Agnes.

Ja, ja; aber mache nur auf, meine Tochter, fuhr die Aebtissin fort. Der hochwürdige Erzbischof ist in eigener Person da und verlangt dich zu sprechen. Komm', er wartet in meinem Zimmer.

Bleich und mit thränenden Augen trat Agnes in das Zimmer der ehrwürdigen Klosterfrau und neigte sich tief vor dem Erzbischof Albert, der ihr lächelnd entgegenschritt und sagte: Der schönste Augenblick meines Lebens, liebe Tochter, ist der gegenwärtige, denn

ich bringe dir den Segen Gottes! Freue dich, wie sich alles Volk freut, denn Heinrich Falke ist Sieger und schuldlos, auch dein Vater lebt und wird kommen und deinen Ehebund mit dem edlen Jüngling segnen. Der Bösewicht Statius liegt schwer verwundet in der Marterkammer des Rathhauses und erwartet den Lohn seiner fluchwürdigen That von der strafenden Gerechtigkeit.

Agnes blickte den Kirchenfürsten ungläubig an und zog seine Hand an ihre brennenden Lippen; denn die Freude folgte zu schnell auf den Schmerz. Aber warum, fragte sie, kommt er nicht selbst, wenn er frei und unschuldig ist?

Erwarte nicht zu viel, mein Kind, tröstete der Erzbischof. Noch heute wird dein Vater erscheinen, und ehe er euern Bund nicht gesegnet hat, will der Jüngling auf die Freude, dich zu sehen, verzichten. Sei darum fröhlich und wohlgemuth und schmücke dich bräutlich, um Vater und Bräutigam zu empfangen.

Kaum hatte sich der Erzbischof entfernt, da kamen Arm in Arm der Leibschütz Fuchs von Egeln, ihr Vater, und der Schäfer Falke. Alles war vergeben und vergessen und Fuchs legte die Hand seines einzigen Kindes in die Rechte des jungen Schäfers und sagte: Gott hat mich wunderbar vom gewissen Tode gerettet und durch sein Urtheil die Unschuld dieses Jünglings, noch ehe ich in Magdeburg ankam, offenbart. Gesegnet sei der Bund, den ihr schon längst geschlossen habt und der mir nur von einem Bösewicht als strafbar dargestellt wurde. Auch die Mutter hat euch im Tode gesegnet und ist zufrieden in dem Herrn entschlafen, nachdem ich ihr in die kalte Hand noch gelobet, in euern Ehebund zu willigen.

Agnes weinte der Mutter kindliche Thränen, setzte sich zwischen Vater und Verlobten und sprach: Nun erzählt, werthester Vater, was es mit der Mutter Tode und eurer angeblichen Vergiftung für eine Bewandtniß hat und wie Alles gekommen ist.

Nun so hört, meine Kinder, sagte der Leibschütz. Ihr wißt, daß ich mich von Hans Statius hatte bereden lassen, ihn und keinen Andern als Sohn anzunehmen; darum verlobte ich dich ihm gegen deinen Willen, denn er sagte, der Schäfer sei ein Böhme, aus seinem Vaterlande verwiesen und halte sich nur als Flüchtling in Sachsen auf. Als mir nun der fromme Propst zuredete, meinen Willen zu eurer Verehelichung auszusprechen und selbst die Mutter, mein gutes, seliges Weib, ihre Bitten damit vereinigte, da begann ich zu schwanken und sagte einmal dem wilden Statius, als er im Trunke mir grollte und mich einen schlauen Fuchs nannte, der nur Dem zu Willen sei, der ihm den Pelz streichle, mit wenig Worten die Wahrheit, kündigte ihm die Freundschaft und die mit meinem Kinde geschlossene Verlobung auf. Anfangs schäumte er vor Wuth, nach und nach näherte er sich mir aber wieder und ließ mir eines Tages nicht Ruhe, mit ihm auf unsere Versöhnung zu trinken. Selbst mein schon kränkelndes Weib mußte daran Theil nehmen. An demselben Abend, wo dies geschehen war, verfielen wir Beide in einen tiefen, betäubenden Schlaf, aus dem ich allein wieder erwacht bin. Offenbar hatte uns der Bösewicht Gift gemischt. Was er weiter gethan, wie er sich zum Angeber und Zeugen wider dich, mein Sohn, aufgeworfen hat, das wird euch besser als mir bekannt sein.

Es wurde nun die baldige Hochzeitfeier besprochen. Der junge Schäfer nahm den Leibschützen mit zu dem braven Baumeister Bonsak, wo Vater Fuchs von dem Funde des Schatzes, vom Dombau und von allen Umständen und wunderbaren Ereignissen unterrichtet ward. Fuchs war lange sprachlos vor Staunen und Bewunderung, als er das viele Geld in der großen Truhe sah, noch mehr aber ward er zur Verehrung des Schäfers hingerissen, als er hörte, wie derselbe sich von dem vielen Gelde nichts aneignen, vielmehr Alles zum Dombau verwenden wollte. Lange saß er mit Heinrich Falke auf der Steinplatte am Domplatze, wo der Grund gelegt und der Bau schon ziemlich vorgeschritten war. Schade, sagte er, daß ihr in dem neuen Tempel nicht eingesegnet werden könnt zu der heiligen Ehe.

Ihr bringt einen Gedanken in mir zur Reife, antwortete der Schäfer, den ich lange mit mir herumgetragen habe. Seht, der Erzbischof will mir wohl; es wird mich ein Wort kosten und er wird genehmigen, daß unsere Trauung auf der Stelle des neuen Doms vollzogen werde, wo ich drei mal meinen Hund scharren sah und dann den großen Schatz fand.

So geschah es und bald darauf fand die Trauung statt, welche unter allgemeiner Theilnahme aller Stände feierlich vollzogen ward. Der Leibschütz Fuchs, welcher sich in seinem langjährigen Grafendienste ein schönes Vermögen gesammelt, hatte sein einziges Kind reichlichst ausgestattet und ging voll Vaterfreude nach Egeln zurück mit dem Versprechen, nach einigen Jahren seinen Dienst aufzugeben und seine letzten Tage im Kreise der geliebten Kinder zu verleben. Heinrich und Agnes fühlten sich glücklich und ihr Familienleben war der Abglanz hoher Frömmigkeit und Gottesfurcht.

(Fortsetzung folgt.)

Diensteifer.

Der Weinkeller des Fürstbischofs von Würzburg, Franz Ludwig von Erthal, war trefflich eingerichtet und gefüllt. Es verging nicht leicht eine Woche, wo der Fürst nicht die prächtig gewölbten Kellerräume durchschritten wäre, des in ihnen aufgestapelten Segens sich zu freuen. Auch war er gegen das diensthuende Kellerpersonal freigebig und jeder zu einer Dienstleistung Berufene erhielt eine Anweisung auf ein Maß Wein. Der Diensteifer war daher sehr groß. Die Schlosser hatten das ganze Jahr lang Thüren auszuheben und einzuschmieren; bei den schwerern brachten sie ihren ganzen Anhang mit und Jeder erhielt seine Anweisung auf ein Maß Wein. Eines Tages traf der Fürst die Kellergesellen und es standen in ihrer Nähe einige ziemlich große gefüllte Handbütten. Nach seiner väterlichen Gewohnheit fragte der Fürst seine Leute, ob auch Alles recht wäre und ob sie über nichts zu klagen hätten?

Sie verneinten dies; aber Einer sagte, auf einen Tagelöhner weisend: Nur mit Dem da haben wir unsere Noth; er will die Bütten mit dem Schwenkwasser nicht hinaustragen.

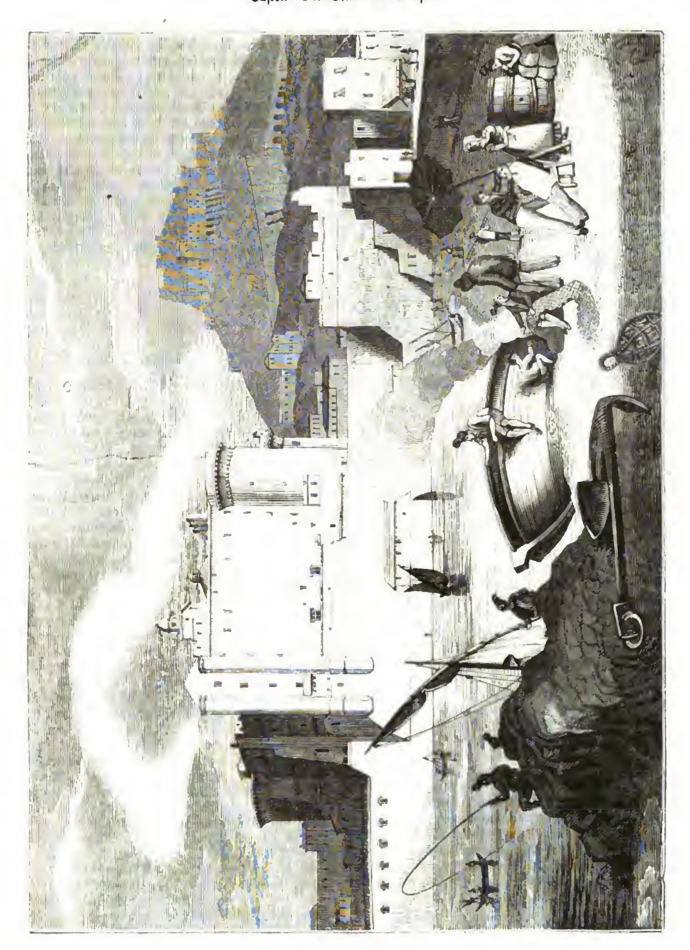
Will Er wol seine Schuldigkeit thun? bedrohte der Bischof den Verklagten, und vor den Augen des Fürsten trug der Tagelöhner die mit dem schönsten, aber gestohlenen Würzburger gefüllten Bütten hinaus.

Don Carlos von Spanien im Gefängnisse.



Wir sind, verführt durch Schiller's berühmtes Trauerspiel, gar zu geneigt, in Don Carlos, dem Sohne Philipp's II. von Spanien aus seiner ersten Ehe, ein Opfer der Eifersucht und Inquisition zu sehen. Wir stellen uns den König Philipp als eifersüchtigen, grauhaarigen, mistrauischen Haustyrannen vor, obschon er, als er die zweite Ehe mit Elisabeth von Valois schloß, erst 32 Jahre alt war, und im Gegentheil sehen wir in Don Carlos ein Ideal jugendlicher Schwärmerei für Freiheit und Recht. Allein so weit sich die sorgfältigste Forschung besonders in neuerer Zeit mit beiden Charakteren beschäftigt hat, so wenig ist in dieser Hinsicht dem König Philipp etwas zur Last zu legen. Don Carlos hatte an ihm allerdings einen hartherzigen Vater, allein es lag die Schuld zum großen Theil an ihm selbst. Von Jugend auf zeigte er sich störrisch, halsstarrig und rücksichtslos gegen die angesehensten Männer in des Königs Umgebung. Selbst seinen Erzieher und den Herzog von Alba behandelte er ohne alle Rücksicht und mehre andere, namentlich der Großinquisitor Espinosa, waren von ihm fast erdolcht worden. Zugleich hatte er den Plan gefaßt, sich an die Spitze der aufgestandenen Niederländer zu stellen und infolge von dergleichen Verbrechen ließ ihn sein Vater ins Gefängniß bringen, wo wir ihn sehen, wie ihn ein Franziskanermönch besucht und ihm Vorstellungen macht, die er ziemlich spöttisch aufzunehmen scheint. Das über ihn im Staatsrathe ausgesprochene Urtheil lautete auf den Tod, allein ohne daß es vollzogen wurde, denn eine sechsmonatliche Krankheit, eine Folge von seiner unmäßigen Lebensweise, ersparte dem König diese Grausamkeit. Er starb im Jahre 1575, etwa 30 Jahre alt, doch weder „von Matratzen erstickt, noch in einem warmen Bade nach geöffneten Adern", vielleicht jedoch durch beigebrachtes Gift, versichert Llorente in seiner „Geschichte der Inquisition", der um so mehr Glauben verdient, da er den Charakter und die Handlungsweise Philipp's II. nicht im entferntesten in Schutz nimmt, und mit ihm stimmt ein Trauerspiel überein, das in Madrid in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Ximenez d'Enciso erschien, wo der Prinz ebenfalls nur als Hochverräther im Gefängnisse erscheint und stirbt. Daß die ganze Sache später hat so entstellt werden können, läßt sich durch die Entfernung Spaniens, durch den Haß, welchen die Inquisition stets erregt hat, und durch das Mistrauen gegen die wenigen spanischen Schriftsteller erklären, welche früher die Begebenheit doch immer nur unter dem Drucke der engherzigen Censur erzählen konnten, wozu denn noch die Verleumdungen kamen, welche sich die mit Philipp II. auf Leben und Tod kämpfenden Niederländer um so mehr erlauben durften, da sie Niemand zu widerlegen im Stande war. Vollkommen wird sein Schicksal nicht mehr ermittelt werden, fest aber steht es, daß er weder ein Opfer der Inquisition noch der väterlichen Eifersucht war.

Castell St.-Elmo in Neapel.



Der Alligatorsee bei Karatschi in der ostindischen Provinz Sind.

Ein ehemaliger indischer Beamter, der unter dem Titel: „Dürre Blätter aus Jung-Ägypten" *) ein interessantes Büchlein herausgegeben hat, schildert den oben näher bezeichneten sogenannten Alligatorsee also:

Einer meiner ersten Ausflüge nach meiner Ankunft zu Karatschi war ein Besuch des Magar Talao oder Alligatorsees. Dieser merkwürdige Platz liegt etwa acht englische Meilen von Karatschi und ist für alle Diejenigen, welche am Grauenhaften und Grotesken Gefallen finden, eines Besuchs wol werth. Ein kurzer Ritt durch eine sandige, unfruchtbare Strecke bringt den Wanderer zu einem Wäldchen von Tamarindenbäumen, in dessen Schoose die grause Brut der Ungeheuer verborgen liegt. Wer die Örtlichkeit nicht kennt, würde nicht leicht ahnen, daß unter diesem grünen Gehölz, in diesem schmalen Teiche, den ein tüchtiger Springer bald überspringen könnte, so abscheuliche Bewohner verborgen seien. „Da ist der Teich", sagte ich zu meinem Führer in ziemlich verächtlichen Tone, „wo sind aber die Alligators?" Zugleich schritt ich ziemlich keck mit aufgeworfenem Kopfe vor, eher geneigt, die ganze Sache als einen Betrug zu behandeln. Ein plötzliches heiseres Brüllen oder Bellen gerade unter meinen Füßen machte aber, daß ich mit außerordentlicher Gewandtheit und vielleicht mit mehr Schnelle als Zierlichkeit eine Pirouette in der Luft beschrieb. Ich hatte beinahe auf ein junges, etwa drei Fuß langes Krokodil getreten, dessen Biß, so klein es auch war, doch nichts weniger als angenehm gewesen wäre. Alsbald erschien auch der Genius dieses Orts in Gestalt eines herenmeisterartig aussehenden alten Fakirs, der, als ich ihm ein paar Rupien geschenkt hatte, alsbald seinen Zauberstab, mit andern Worten eine lange Stange, hervorzog und dann ans Werk schritt, „alle seine Geister zu rufen". Als er zwei- oder drei mal: Ao! Ao! (komm! komm!) geschrien hatte, wimmelte plötzlich das Wasser von Ungeheuern. Wenigstens ein halbes Hundert mächtiger Alligators, darunter einige 15 Fuß lang, erschienen und kamen, einander drängend und stoßend, ans Ufer. Die ganze Scene mahnte mich an Feenmärchen. Das einsame Wäldchen, der Teich mit seinen seltsamen Bewohnern, des Fakirs einsame Hütte am Abhange des Bergs, der Fakir selbst, hochgebaut, schwärzlich und sehr rüstig, endlich der räubermäßige Belutschi an meiner Seite bildeten ein höchst phantastisches Schauspiel. Seltsam war auch die Gewalt, welche der Fakir über seine Pfleglinge zeigte. Als er ihnen mit der Stange winkte, hielten sie an — sie waren in der That bereits bis zu einer nichts weniger als angenehmen Nähe gekommen — und auf seinen Ruf: Baitho (sitzt nieder) legten sie sich flach auf den Bauch und grinsten abscheulich mit ihren offenen, wartenden Kinnladen. Einige große Stücke Fleisch wurden ihnen hingeworfen, um das sie sich stritten und zerrten, wobei das Fleisch in Fetzen zerrissen wurde. Die Achtung, welche die kleinern für ihre ganz erwachsenen Brüder zeigten, belustigte mich nicht wenig. Einer derselben, 10 Fuß lang, schritt aus dem Wasser heraus nach dem Fütterungsplatze, als er auf einmal einen viel größern Alligator hinter sich sah. Lächerlich war der erschreckte Blick, mit dem er aus dem Wege huschte, augenscheinlich in der Furcht, ein Stück von seinem Schweife zu verlieren, noch ehe er seinen Rückzug bewerkstelligen könnte.

Etwa tausend Schritte von dem ersten Teiche zeigte man mir einen zweiten, in dem das Wasser so warm war, daß man kaum ein Untertauchen hätte ertragen können, doch fanden sich auch hier einige kleine Alligators. Der Fakir sagte mir, die Thiere seien in dem Strome etwa 15 oder 20 Meilen gegen Westen ausnehmend zahlreich. Der König des Orts, ein ungeheurer Alligator, dem der Fakir einen besondern Namen gegeben hatte, gehorchte dem Rufe, herauszukommen, niemals. Als ich um den Teich herumging, zeigte man mir die Stelle, wo er unbeweglich wie ein Klotz dalag, mit dem Kopfe über dem Wasser; man hätte ihn wirklich für einen Klotz nehmen können, wären nicht seine kleinen wilden Augen gewesen, welche glänzten, als ob sie Funken sprühten. Der Fakir sagte mir, er sei sehr wild und gefährlich und mindestens 20 Schuh lang.

*) Mit dem Ausdrucke „Jung-Ägypten" meint er nämlich die schon genannte ostindische Provinz Sind.

Der Maler Ringe.

Ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenlehre.

Der Maler Ringe lebte in Köthen und zeichnete sich durch seine Sonderbarkeit schon in den frühern Jahren seines Lebens aus. Die ganze Stadt sprach von ihm und seinen Eigenheiten. Sein Haus zeichnete sich vor allen Häusern der Stadt aus. Schwarz angestrichen und mit Sternen geschmückt, mußte es Jeder angaffen, den der Weg vorbeitrug. Einst baute er einen Wagen, in welchem man sich selbst fahren konnte. Er ließ sein Meisterwerk dem Fürsten empfehlen und bat ihn um die Erlaubniß, es ihm vorstellen und in seiner Gegenwart einen Versuch machen zu dürfen. Der Fürst kannte den sonderbaren Kauz zu gut, um ihn ernstlicher Aufmerksamkeit würdigen zu wollen. Er ließ also sein Gesuch unbeantwortet. Ringe weiß, der Fürst wird um eine gewisse Stunde vor seinem Hause vorbeifahren, er hält sich also im Wagenthore seines Hauses bereit, um ihm auf den ersten Wink entgegenfahren zu können. Der Fürst lachte über den sonderbaren Mann, fährt fort uud ruft dem Erfinder zu, er solle zur Stadt hinausfahren.

Mit Recht oder Unrecht verspottet, nimmt Ringe den Befehl des Fürsten wörtlich und verläßt des andern Tages Haus und Hof, um sich in dem Dorfe Werbelin unter der delitzscher Gerichtsbarkeit anzukaufen. Hier treibt er Ackerbau. Der Siebenjährige Krieg läßt ihm aber auch jetzt nicht lange Ruhe.

Kein Mensch kann ihn überreden, daß wirklich Krieg sei; man sage es nur, meinte er stets, wenn darauf die Rede kam, um so an sein Vermögen kommen zu können. Einst soll er, sowie seine Nachbarn, einige Soldaten ins Quartier nehmen. Es wird ihm angesagt, und er eilt auf die äußerste Grenze seiner Äcker, legt sich auf den Rasen und thut, als ob er schlafe. Die Soldaten kommen und finden das Haus verschlossen. Man berichtet sie, und sie geben sich alle Mühe, ihren Wirth durch Zureden und Vorstellungen dahin zu bringen, daß er mit ihnen zurückkehre. Das ist vergebens. So nimmt also der Corporal seinen Stock zu Hülfe, und der hilft mehr als Worte. Wohl gebläut trägt Ringe auf, was Küche und Keller seines Hauses vermag, um — den andern Morgen darauf

Alles, wie in Köthen, im Stiche zu lassen, nach Hamburg zu eilen und da den Maler zu machen. Eine Tochter, die nebst noch einer andern seine ganze Familie ausmachte, unterstützte ihn darin und er hätte bei nicht gemeiner Kenntniß und Fertigkeit in dieser Kunst sein Brot reichlich finden können, wenn er nicht mit der lächerlichsten Sonderbarkeit seine Kunden übertheuert und verscheucht hätte.

Der Mann, von dem ich diese Notizen erhalten habe, der ihn genau kannte und viel hundert mal gesprochen hat, hat einige solche Rechnungen gesehen, und der Sonderbarkeit, der Unbegreiflichkeit des menschlichen Geistes wegen will ich meinen Lesern eine mittheilen. Also:

Meine Tochter hat den Herrn Obristen N. N. auf sein Verlangen gemalt und nach ihrer Art recht gut getroffen Facit	10 Thlr.
Ich aber habe den Herrn Obristen N. N. auch gemalt und nach meiner Art noch besser getroffen	15 „
Es hat mich aber der Herr Obrist N. N. verschiedene male zu sich kommen lassen, ehe er sich von mir malen ließ, und ist dies nur geschehen, mich in Schaden zu bringen, thut	10 „
Summa	35 Thlr.

Indessen das ist Alles nichts gegen die Art, wie er von Hamburg wegkam. „Ich bin", schrieb er dem Magistrate dieser Stadt, „ein guter Bürger, der seine Abgaben richtig einliefert und seine Pflicht erfüllt. Es ist also Pflicht der Obrigkeit dieser Stadt, mich gegen die Flöhe zu schützen, die mich in meinem Quartier beunruhigen."

Um dieser seiner Foderung ein desto größeres Gewicht zu verschaffen, hatte er ein ganzes Säckchen getödteter Flöhe beigelegt, an dem er seit mehren Jahren gesammelt hatte.

Natürlich lachte man ihn geradezu aus und er war, ehe ein Mensch daran dachte, wieder in dem Dorfe, von wo aus er bei dem Ausbruche des Kriegs Haus und Hof verlassen hatte.

Das Amt in Delitzsch hatte die Felder während seiner Abwesenheit in Pacht gegeben. Die Wirthschaftsgebäude hatten indessen von der Witterung und mangelnder Aufsicht so viel gelitten, daß er darin keinen Aufenthalt finden konnte. Er logirte sich also bei einem gutmüthigen Nachbar auf dem Heuboden ein und fuhr nun ununterbrochen nach dem nahen Dübener Walde, um sich zum Anbau einer neuen Wohnung das nöthige Holz selbst zu holen. Er selbst sägte alle diese Stämme mit unsaglicher Mühe; er selbst baute sich sein Haus nach den sonderbarsten Ideen und bestellte sein Land. Säen und Eggen war bei ihm eine Arbeit. Er setzte sich auf seinen Schimmel, der vor die Egge gespannt war, sodaß er rückwärts saß, warf den Samen in die Erde und ließ ihn sogleich nun untereggen. Das Getreide schnitt er mit der Schere ab. Seine Nahrung waren Roggenkörner, die er mit kochendem Wasser übergoß und aufquellen ließ. Zum Getränk kochte er sich rothe Rüben mit Wasser aus. Einst fällt es ihm ein, sich aus Wasser und Roggenmehl Klöße zu machen und etwa sechs Stück bleiben davon stehen, weil er nach Naumburg zur Messe geht. Vier Wochen darauf ist er wieder zu Hause. Natürlich ist auf den Klößen in der heißesten Jahreszeit fingersdicker Schimmel und viertelellenhoher Pilz gewachsen; doch das thut nichts: er — ißt sie!

Als er schon einige 70 Jahre alt war, fällt ihm ein, ein Mädchen zu heirathen; er zieht sein scharlachnes, goldbordirtes Kleid an, steckt seinen Degen an und geht dahin, wo er seinen Antrag anbringen zu können glaubt. Man weist ihn natürlich ab. Er wird auf dem Wege nach Hause von dem Abend überfallen, legt sich auf einen Rain zum Schlafen nieder und als man ihn früh aufweckt, ist er angefroren; denn es war schon November.

Habt Ihr denn nichts gefühlt? fragte man ihn.

Nein, meinte er. Ich wachte die Nacht auf und da vermißte ich meinen Rotherübentopf, weil mich dürstete; doch schlief ich wieder ein.

Als er 86 Jahre alt war, bat er sich eines Morgens vom Pfarrer des Dorfes ein Glas Branntwein aus. Mit diesem in der Hand fand man ihn — es ist ungefähr 30 Jahre — in seiner Hütte todt.

Daß die Seelenkräfte des Mannes zerrüttet waren, bedarf wol keines Beweises. Wie sie aber so ganz eigene Wendungen nehmen konnten, ist gewiß unerklärlich. Sein Wahnsinn war Keinem schädlich; seine Narrheit wäre wahrscheinlich erst dann gefährlicher, wenigstens für ihn trauriger geworden, wenn man ihn der Freiheit beraubt hätte, seinen Absichten und Vorstellungen gemäß zu leben. Dies war wahrscheinlich der Grund, warum ihn die Obrigkeit nicht in strengern Gewahrsam nahm.

Reisendes Seewasser.

Nach englischen Blättern gehen die Directoren des nach Sydenham versetzten Krystallpalastes mit dem Plane um, nach diesem im Binnenlande gelegenen reizenden Dorfe das Meerwasser von Brighton zu leiten. Zu diesem Zwecke sollen an der Eisenbahn entlang Röhren gelegt werden, die das Seewasser einem großen Reservoir in Sydenham zuführen, wo Bade- und Schwimmanstalten eingerichtet werden. Man hofft auf diese Weise das Seewasser auch bis London führen und es dort zu sehr niedrigen Preisen verkaufen zu können.

Ein Straußennest mit Eiern.



Mannichfaltiges.

Karl XII., König von Schweden, hatte einen Widerwillen, sich malen zu lassen. Nur einem Maler, David von Graft, einem Holländer, hatte er im Jahre 1718 — in demselben, wo er bei der Belagerung von Friedrichshall in Norwegen seinen Tod fand — gesessen. Als aber das Portrait vollendet war, zerschnitt er das Gesicht mit einem Federmesser und bekümmerte sich nicht mehr um das Bild. Man ist nicht im Stande, anzugeben, durch welche Zufälle dieses Portrait nach Frankreich gekommen ist, wo es jetzt in der Galerie von Versailles seine Stelle gefunden hat. Man sieht deutlich die Schnitte mit dem Federmesser, und am Fuße des Portraits hat der Maler von Graft selbst eine Notiz über das gegen sein Kunstwerk gerichtete Attentat verzeichnet.

Der Engländer Rae hat unlängst von der Londoner Geographischen Gesellschaft eine goldene Preismedaille erhalten, weil durch seine verdienstlichen Bemühungen die Geographie der Nordpolgegenden außerordentlich gewonnen hat. Rae überwinterte mit seinen Leuten an den Ufern der Repulse-Bai, die als menschenmörderisch verschrien sind. Er erhielt sich vorzugsweise durch Erlegung von Hirschen; er wohnte mit seinen Begleitern zehn Monate eines arktischen Winters in einer Steinhütte; man hatte nicht einmal Treibholz und mußte eine Art Heu brennen. Doch erhielt er seine Leute gesund, nahm 1000 Meilen Seeküste an dem südlichen Theile des Boothia-Golfs auf und brachte seine Leute im nächsten Jahre nach den Posten der Hudsonsbai in besserer Gesundheit zurück als beim Antritt der Reise. Rae hat auf seinen Reisen mehr als 3000 Meilen in Schneeschuhen zurückgelegt.

Die Meistersänger, von deren Leistungen und Treiben uns so ausführlich von Beischlag, Büsching, Wagenseil und Andern berichtet worden ist, sind in Deutschland doch noch nicht ganz ausgestorben — ein Beweis dafür, wie langer Zeit es bedürfe, ehe in Deutschland etwas abstirbt. „Ich vernahm“, so erzählt ein Reisender, der in Memmingen sich aufhielt, „von der Straße her ein Begräbnißlied; ein Blick durchs Fenster zeigte auch die Sänger, acht oder neun Männer in röthlich schwarzen, «schier dreißig Jahre alten» Klagemänteln, die einen Sarg begleiteten, müden Schrittes, als ließen sie am liebsten sich selbst zur Ruhe tragen. Es war ein Armer, den man bestattete. Eine Frage nach der alten Rabenschar, die um die Leiche krächzte, führte zur Antwort: «Das sind die deutschen Meistersänger», und wieder ein paar Fragen gaben die Belehrung, man verstehe darunter etwa ein Dutzend alter verrotteter Gesellen aus allen Handwerken, die sich um ein paar Groschen herbeiließen, den Armen ein Schlaflied zu singen. Der Reisende erkundete den Choragos dieser Brüderschaft und fand ihn in dem Renbenwinkel einer Hintergasse; er war seines Zeichens ein Schuster, wie einst sein berühmtes Vorbild in Nürnberg, Namens Westermair.“ So lebt also, nachdem die ulmer Meistersänger im Jahre 1839 erloschen, noch die letzte Gesellschaft deutscher Meistersänger in der ehemaligen freien Stadt des Reichs Memmingen im Allgäu und weiß in der That ihre echte Herkunft zu bescheinigen mit den ererbten Schätzen ihrer glücklichern, ruhm- und ehrenreichern Vorfahren.

Energischer Wille. General Changarnier sah sich einmal bei einem Ritt durch die Vorstadt St.-Antoine zum Gegenstand drohender Geberden gemacht, die in thätliche Beleidigung überzugehen nicht fern schienen. Ohne den Anschein zu haben, auf die umgebenden Massen irgend Acht zu geben, drängte er sein Pferd kräftig auf einen Soldaten zu, welcher, unter das Volk gemischt, sein Geschrei mit dem der übrigen vereinigte. Ihn beim Kragen ergreifend, ruft er ihm laut zu: „Erbärmlicher Mensch! Schämst du dich nicht, deine Uniform so zu entehren? Du mußt betrunken sein! Fort in Arrest, um deinen Rausch auszuschlafen!“ Und während er den Soldaten durch einen Offizier seines Gefolges nach der nächsten Wache abführen läßt, öffnet das Volk, weit entfernt den mindesten Widerstand zu leisten, den Durchgang durch seine schweigenden Reihen.

El Volcan ist der Name eines zerstörenden Windes, welcher nach den Mittheilungen des Reisenden Richard Schomburgk in den Cibao-Bergen Haitis durch seine eisige Strömung die Blätter der Bäume und alle Pflanzen von zarterm Wuchse zerstört. Der Todeshauch erscheint in der Nacht, ohne vorhergehende Warnung, wenn der Himmel klar und die Luft hell ist. Er kommt gewöhnlich im December und Januar von den östlichen hohen Bergen herab, streicht über das Thal und scheint sich an den gegenüberstehenden Höhen zu erschöpfen. Am Morgen sind die Blätter aller Bäume gelb, fallen und binnen zwei Tagen bieten die Zweige ein Bild unsers nordischen Winters. Dieser Wind führt den Namen „Vulkan“, weil die Vegetation eine gelbliche Färbung annimmt, wie vom Feuer. Glücklicherweise gehen oft Jahre vorüber, ohne daß diese Erscheinung eintritt.

Die englischen Fleischer suchen eine Ehre darin, in ihren Verkaufslocalen (shops) ein Thier hängen zu haben, das in irgend einer großen Viehausstellung den Preis gewonnen hat. Da sieht man denn hier ein kolossales Schwein mit der lakonischen Inschrift: „Gefüttert von Prinz Albert“, dort einen ungeheuern Ochsen: „Aufgezogen von dem Herzog so und so“, und man braucht oft gar nicht weit zu gehen, um hier einen mächtigen Hammel zu sehen, der den ersten Preis erhalten hat, und dort wieder einen, der auch denselben ersten Preis erhielt, was einigermaßen sonderbar ist.

Verantwortlicher Redacteur: H. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 505.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [4. September 1852.

Ansichten aus Chile.



Felsenhügel in der Cordillera von Chile.

Zu den Ländern der westlichen Halbkugel unserer Erde, wohin der Deutsche, wenn er auswandern will, jetzt ebenfalls häufig den Blick wendet, gehört vornehmlich auch Chile oder Chili (sprich Tschüle). Das Klima sagt ihm gut zu; denn obschon zum großen Theil in der heißen Zone gelegen, kühlen doch auf der westlichen Seite die Seewinde hinreichend die Luft ab, und nicht allzu fern im Osten stehen die oben mit ewigem Schnee bedeckten Cordilleras, welche hoch hinauf fruchtbaren Boden haben. Die so bewirkte frische Temperatur, die regelmäßig wiederkehrenden Jahreszeiten geben der thierischen Natur eine besondere Fülle, Kraft und Gesundheit. Allerdings ist der eigentliche Küstenstrich nur schmal und schnell erheben sich dann die genannten Berge, terrassenförmig von Ost nach West emporsteigend. Doch auf ihrem Rücken kommen immer kleine, von Bächen und Flüssen durchschnittene Ebenen vor, welche sich zu Baumpflanzungen, Weingärten und Weideländern oder Getreidefeldern verwenden lassen. Höher hinauf gibt es große Waldungen von Nadelhölzern wie von Laubholz, die mit den herrlichsten Wiesen wechseln. Ansehnliche Flüsse haben sich, von Ost nach West in der Hauptrichtung folgend, den Weg gebahnt, und an ihren Mündungen oder Ufern bildeten sich ansehnliche Städte, unter denen Valdivia, Valparaiso, Chiapo, Concepcion, S.-Jago, Mendoza vornehmlich bekannt sind. Die Flußthäler selbst wetteifern an Fruchtbarkeit mit den genannten Bergebenen. Der Ölbaum hat bis an drei Fuß im Durchmesser; die Äpfelbäume gedeihen fast wild und in unglaublich kurzer Zeit geben sie kinderkopfsgroße Früchte; Pfirsichen von einem halben Pfunde sind sehr gewöhnlich, und die Rinder weiden im Grase, daß sie kaum sichtbar sind. Auch der Charakter der Einwohner ist zu

rühmen. Sie sind gesellig, wissen wenig von jener Unduldsamkeit, welche die Mexicaner auszeichnet, und da Nahrungssorgen fast unbekannt sind, so findet ein heiteres, fröhliches Leben in den Städten sowie Gastfreundschaft in allen Dörfern und Haziendas, d. h. einzelnen Plantagen, statt. Am meisten würden die Erdbeben zu fürchten sein, die bisweilen anhalten, schrecklich wüthen und in keinem Jahre gänzlich ausbleiben; in hohem Grade toben sie jedoch durchschnittlich nur etwa aller 25 Jahre einmal. Indessen so vollkommen ist kein Land, daß nicht etwas zu wünschen übrig bliebe, und so fehlt es vor der Hand noch fast allgemein an Landstraßen. Fast alle Reisen müssen daher von der See her die Thäler hinauf auf Pferden gemacht werden, und abenteuerlich genug möchte sich der Reisende auf unsern Wegen ausnehmen, wenn er auf einem solchen hohen Pferde, auf einem hoch aufgepolsterten Sattel, in einem Poncho, d. h. einem Rocke erschiene, der ohne Knöpfe, sackförmig, mit einem Einschnitte oben, den Kopf durchzustecken, angezogen wird. Hierzu kommt noch ein und das andere Trinkgefäß, wovon hier zwei abgebildet sind, und ein Kochtopf, welche nöthigenfalls am Sattel hängen, um an irgend einem Orte im Freien ein Mahl bereiten zu können, sei es von gewonnener Jagdbeute oder mitgenommenen Lebensmitteln. Denken wir uns den Reisenden von S.-Jago aus, das schon ziemlich landeinwärts am Maypostrome liegt, so hat er in kleiner Entfernung die sich übereinanderthürmenden Berge vor seinen Augen. (Siehe die Abbildung auf S. 284.) Es kann ihm wol bange werden, mit seinem Maulthiere oder Pferde sie zu ersteigen; denn eine gebahnte Straße, wie sie durch unsere Alpen führt und die sich glatt geebnet in Schneckenwindungen hinaufzieht, ist dort nicht zu finden. Allein sein Führer spricht ihm Trost ein: „Es un animal muy racional!“ (Es ist ein sehr vernünftiges Thier!) versichert er ihm. Und in der That klettern diese Thiere wie die Katzen bergauf und gleiten nöthigenfalls, die Hinterfüße an den Leib anlegend, die Abgründe herunter, daß sie wol bisweilen straucheln, aber nicht leicht fallen und der Reiter sie nur nicht in ihrem Beginnen stören darf, um über die gefährlichsten Stellen und durch die rauschendsten Bergwasser glücklich hinwegzukommen. Welche




Chilenische Trinkgefäße.



Chilenischer Kochtopf.

Aus- und Ansichten aber dann allmälig zum Vorschein kommen und welches Chaos von Felsen die Natur hier übereinandergehäuft hat, mögen die Abbildungen auf S. 281 und 285 darthun. Mitten in solchem Felsengewirr liegt nicht selten eine kleine Ansiedelung, entweder weil sich Gelegenheit fand, mit Vortheil Bergbau zu treiben (denn Chile ist reich an Gold, Silber und Kupfer), oder weil eine fruchtbare Ebene, ein schön bewässertes Thal sich ausdehnt, die den Fleiß ihrer in der Einsamkeit lebenden Bewohner mit hundertfältigen Früchten lohnt. In einer solchen romantischen Schlucht wird dann die sternenhelle Nacht oft unter freiem Himmel verschlafen, wenn man noch nicht die Schneegegend erreicht hat, die allerdings kalt genug ist und oft auch von gefährlichen Stürmen heimgesucht wird, wo Menschen und Thiere ein Opfer werden. Die Kälte macht in dieser Höhe ihr Recht geltend. Oft scheint die Sonne so heiß, daß man Sorge tragen muß, die Haut vor Blasen zu schützen; aber ehe man es ahnt, verkriecht sie sich hinter Wolken und es kommt ein Hagelschauer, daß man sich kaum im warmen, dicken Poncho erwärmen kann. Die Gegend selbst bietet, je höher man hinaufkommt, nur wenig Erfreuliches dar. Alles ist wild, öde, menschenleer. Auch Thiere sieht man wenig. Das dem Lama verwandte Guanaco allein erscheint in kleinen Trupps und stößt ein Geschrei aus, welches zu den wilden Felsen und ihren unfruchtbaren Thälern paßt. Es gleicht diese Thierart in der Ferne einem Hirsche ohne Geweih und ist das erste Wesen, welches den Reisenden daran erinnert, daß er dem Reiche der Inkas nahe ist, wenn er von Süden heraufkommt. Mit Flüssen und Bergen, welche den Weg durchschneiden, hat man jetzt weniger zu kämpfen, sie kommen seltener vor. Dagegen möchte man auf der einen Seite von der Sonne verbrennen und auf der andern durchschneidet der Wind Mark und Bein. Bisweilen blitzt und donnert es in den Bergen, aber ohne daß die öde Gegend dadurch großartiger würde. Es hallt dumpftosend, traurig, klagend in den Bergen hin und nur bleich und gelblich durchkreuzt von Zeit zu Zeit ein Blitz in der Ferne die düstern Gewölke. Am gefährlichsten wird eine solche Reise, wenn ein Maulthier einem andern entgegenkommt und nun der Raum zum Ausweichen fehlt. Fragen möchte man freilich, warum denn der Mensch solche gefährliche Pfade betritt und nicht näher am Fuße dieser Alpen bleibt? Allein wer von der Küste im Westen nach der im Osten gelangen will, z. B. von S.-Jago nach Buenos-Ayres, hat nur die Wahl, entweder den langen Wasserweg um das Cap Horn herum oder den über die hohen Cordilleras zu wählen, und so wird dieser als der kürzere nicht selten vorgezogen werden, ja wol vorgezogen werden müssen, wenn man schon hoch oben wohnt, folglich ein großes

Stück herabzusteigen hätte, an die Küste zu gelangen. Außerdem macht sich auch das Wort dann geltend:

„Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren!"

Die Straße über das Wormser oder Stilfser Joch.

Die Straße über das Wormser oder Stilfser Joch *), welche Tirol mit der Lombardei verbindet und aus dem Vintschgau ins Veltlin führt, ist die höchste fahrbare Straße in Europa, 8662 Fuß hoch. Der eigentliche Gebirgspaß beginnt auf der Nordseite bei Prad, 3000 Fuß hoch, in engem Thale, wo die Felsen mit Laubholz bewachsen sind, hier und da ein Gärtchen auf spärlich zusammengetragener Erde. Indem man den Ort Stilfs, dessen Häuser auf steilem Berge übereinder stehen, rechts am Wege läßt, erreicht man weiter Trafoi, mit kleinen auf schroffen Abhängen ruhenden Wohnungen, wo Wachsthum aufhört und fünf Stunden weither die Lebensmittel hergeschafft werden. Von da hebt sich die Straße kühner in Schlangenwindungen, welche sorgfältig ausgemauert und gestützt sind. Die Hochtannen hören auf und Knieholz und Gestrüpp beginnt, zur Seite sieht man die Gletscher mit ihren tiefen Spalten in dem hellgrünen Eise und die kahlen Felsen des Ortles. Sodann folgen an der Straße die sogenannten Cantonieren, d. i. geräumige, feste, mit starken Dächern, kleinen Fenstern und einer Einfahrt versehene Häuser, als Wohnungen der Straßenbeamten, zugleich Zuflucht und Herberge für die Reisenden. Solche Häuser sind vier auf tiroler und vier auf italienischer Seite, von welchen zwei auf jeder Seite zugleich Posthäuser sind. Für Wegräumung des Schnees sorgen die Rotteri, welche in Hütten wohnen, und Soldaten, für welche in geringer Entfernung von der Höhe eine Kaserne erbaut ist. Nachdem man die Poststation Franzenshöhe erreicht hat, beginnen bald die bedeckten Galerien, der Schneeregion näher. Schaut man sich hier nach dem zurückgelegten Wege um, so erblickt man die Franzenshöhe, die vielen Windungen der Straße senkrecht unter sich und tief unten Trafoi und zur Seite die wie die zierlichste Nadel auslaufende Ortlesspitze, welche kaum eine Stunde entfernt zu sein scheint. Die die Straße überdeckenden Galerien, deren Zweck ist, die Lavinen schnell darüber weg in den Abgrund zu fördern, bestehen aus starken abschüssigen Dächern von Lärchenholz, die auf Pfählen und Widerlagen ruhen und auf der Felsseite auf tief in diese eingehenden Balken liegen. Ehe man die Höhe erreicht, gelangt man an eine Stelle, „bei den Wandeln" genannt, wo das anfänglich errichtete Posthaus durch eine Lavine hinabgeschleudert und der Postmeister verschüttet wurde. Die Grenze ist oben mit einem abgestumpften Kegel bezeichnet, auf der einen Seite mit der Inschrift Confine 1828, Territorio Tirolese, auf der andern Territorio Lombardo. Von hier geht es fast in einer Ebene zwischen einem unermeßlichen Schneefelde zu dem Posthause Giogo di Stelvio, dem höchsten Punkte, in öder, lautloser, erstorbener Natur. Hinter der einsam im Schnee stehenden Kirche Santa-Maria mit der gleichnamigen Cantoniera geht es jähe in kürzern Windungen abwärts zur Post Spondalunga. Der Schnee verschwindet, man sieht wieder den nackten Fels und allmälig einige Vegetation, schöne Alpenblumen, aber die hohen Tannen und Föhren fehlen noch. Zur Rechten werden die Klüfte wilder und tiefer, die Felsmassen zur Linken wölben sich kühner, hängen über und engen die Straße so ein, daß sie zuletzt in sie eintritt und den Augen entschwindet. Denn es kommen die Felsengalerien, deren auf der Südseite sieben sind, entweder ganz in den Felsen gehauen, oder theils aus Fels und Gemäner, oder ganz gemauerte, zur Sicherung vor Lavinen. Überall hört man das Rauschen verborgener Quellen und das Tosen von Wasserfällen. Dann erreicht die Straße die Adda und geht an ihren freundlich grünenden Ufern fort zur Ebene von Bormio und weiter durch das Veltlin.

*) Wie am südlichen Fuße Bormio (Worms) liegt, so am nördlichen Stilfs (Stelvio).

Man muß nicht Alles wissen wollen!

Eines Tages rühmten einige Gäste an der Tafel des Fürstbischofs von Würzburg, Franz Ludwig von Erthal, den besondern Wohlgeschmack der Fische und der Kirchenfürst ließ den Koch in den Speisesaal rufen und verlangte von ihm Bescheid, wie die Fische von ihm zubereitet würden.

Der Koch fing seinen Bericht an: Zuerst siede ich die Fische in Fleischbrühe ab — —

Was? fiel ihm der Fürst in die Rede. Ich faste mit Fleischbrühe? Das wage Er nicht mehr zu thun.

Am nächsten Freitage waren die Fische völlig geschmacklos. Der Fürstbischof ließ den Koch abermals herbeikommen und sagte: „Bereite Er künftig seine Fische wie Er will. Ich muß nicht Alles wissen."

Gustav Wasa auf dem Sterbebette.

Auch hier war des königlichen Herrn Wesen so beweglich wie es in seinem ganzen Leben gewesen war, bald fromm und innig, bald streng und verdrießlich, bald heiter, fast lustig. Es fragte ihn Einer, was ihm fehle?

Das Himmelreich, so du mir nicht geben kannst, erwiderte er.

Den Geistlichen, der sein Sündenbekenntniß hören wollte, fuhr er an: Dir? Vor dir soll ich meine Sünden beichten? Darauf sagte er zu den Umstehenden, daß er allen seinen Feinden vergebe und sie um Verzeihung bitte. Zu seinen Söhnen, die er zur Einigkeit und zur Standhaftigkeit im Bekenntniß der evangelischen Lehre ermahnte, sagte er plötzlich: Seht her! Ein Mensch! Ein Mensch! Ist das Schauspiel aus, sind wir Alle gleich.

Man glaubte ihn schon todt. Da lehnte sich der Geistliche noch einmal über ihn und rief: Glaubt Ihr an Jesum Christum und hört Ihr meine Stimme?

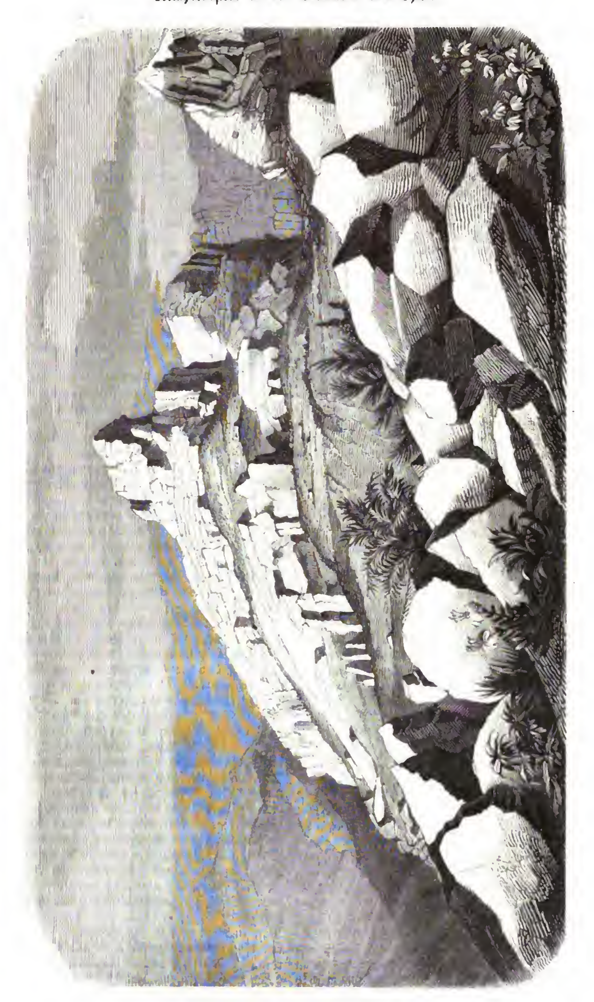
Da antwortete der sterbende Herr zu Aller Erstaunen noch einmal mit lauter Stimme: Ja!

Damit verschied er des Morgens um 8 Uhr am 29. September 1560.

Landschaft in der Cordillera von Chile.



Reinholdsstein in der Cordillera von Chile.



Nur ein Schäfer.

(Fortsetzung.)

Heinrich Falke nahm sich nun des Dombaus mit allem Ernste an. Zwar traten in Folge der von Kaiser Otto IV. wider das Erzstift geführten Kriege, bei welchen die Stadt unsaglichen Schaden litt, auch rücksichtlich des Fortbaues am Dom vielfältige Hindernisse ein, doch der fromme und für das begonnene Werk begeisterte Erzbischof Albert wußte auch in den Zeiten der Drangsale den Sinn für das Heilige und Erhabene zu beleben. Wäre indeß unser Schäfer nicht gewesen, so würde es unfehlbar schlimm um die Fortführung des Doms gestanden haben, da Albert seine Sorgfalt und Aufmerksamkeit damals mehr dem allgemeinen Wohle der Stadt zuwenden mußte. So waren viele Jahre vergangen und mitten unter oft großen Unruhen und Störungen erkaltete des Schäfers Eifer für das große heilige Unternehmen doch nicht. Vier kolossale Thürme, zwei gegen Morgen und zwei gegen Abend wollte er emporsteigen lassen; mit den beiden östlichen hinter dem hohen Chor konnte er indeß nur zur Hälfte fertig werden und die bereits vorhandenen Werkstücke sind später zum Festungsbau verwendet worden. Er war eben im Begriff, die beiden Thürme auf der Abendseite zu vollenden, da starb der Erzbischof Albert, sein hoher Gönner. Als dessen Leiche mit dem erzbischöflichen Ornat bekleidet auf einem prachtvollen Sarkophag im Dome stand, um darin begraben zu werden, trat ein junger Mönch auf und hielt zu Ehren des Dahingeschiedenen eine ergreifende Rede. Man wunderte sich allgemein, daß es ein so junger, kaum einige zwanzig Jahre alter Jüngling wage, einem Erzbischof, der so viele und ausgezeichnete Verdienste hatte, die Leichenrede zu halten, und fand sich unangenehm berührt, daß der junge Mann bei Erwähnung des Dombaus auch nicht mit einem Worte des Schäfers gedachte, der von dem gefundenen Schatze im Einverständnisse mit dem Erzbischof den Grund dazu gelegt und den Bau mit so rühmlichem Eifer bisher geführt. Doch der aufgestiegene Unwille der Zuhörer verflog bald, ein tausendfaches Ach! und Oh! ließ sich in den dichten Volkshaufen vernehmen; Alt und Jung, Vornehm und Gering, Arm und Reich konnte sich der Thränen nicht enthalten, als der junge Priester seinen Vortrag mit den Worten schloß: Was ich Ruhmvolles von dem hohen Entschlafenen, von dem für unsere Stadt so väterlich besorgten Erzbischof, dessen verwesliche Hülle vor uns liegt, gesagt habe, ist nicht der letzte Tribut, den ich ihm darbringe; nein, ich spreche daneben noch die dankbaren Gefühle eines Mannes aus, zu welchem sich der erhabene Kirchenfürst mit seltener Liebe und Freundschaft herabließ, in dem er als Mensch den Menschen achtete und welchen er mit seinem vollen Vertrauen beglückte. Ihr errathet wol, wer dieser Mann, der aus niederm Stande herstammt, ist, und ich könnte euch eine lange Erzählung von seinen Schicksalen, von der Gnade Gottes, die sich wunderbar über ihn ausschüttete, sowie von seinen Verdiensten um den erhabenen Tempel machen, auf dessen noch unvollendetem Grunde wir jetzt stehen. Aber die Rücksicht, daß dieser Mann in unserer Mitte, die Bescheidenheit, welche mir gebührt, weil er mein — Vater ist, wollen mir nicht gestatten, in der nur dem Andenken des hohen Dahingeschiedenen geweihten Stunde eines Mannes zu gedenken, der weder vor der Mit- noch vor der Nachwelt glänzen will.

Das ist der Sohn des Schäfers, des Heinrich Falke! erscholl es aus tausend Kehlen. Wißt ihr noch, wie der freundliche Knabe nach dem Domplatz sprang, um seinem Vater bei der Auszahlung des Lohns zu helfen, wenn dieser die Arbeitsleute um sich versammelte! Ja, ja, sagten Andere, er hatte ein großes Buch und machte allemal ein Zeichen, so oft ein Arbeiter seinen Lohn empfangen hatte. Der kann einmal ein großer Mann, ein Domherr oder Bischof, wol gar der hochwürdige Erzbischof werden!

Solche und ähnliche Reden führte die Volksmenge. Der junge Mönch hatte in seiner Rede gesagt, der Schäfer sei in der Mitte des Volks. Nun suchte ihn jeder mit spähenden Blicken, bis endlich Alles nach einer Ecke am Altar hinwies, vor dem die erzbischöfliche Leiche im Sarge lag. Dort steht er! hieß es, der blasse Mann neben dem Baumeister, er soll in seiner Jugend so schön gewesen sein! Ja, sagte ein alter Bürger mit weißem Haupte zu seinem Nachbar, vor 26 Jahren war er ein junger, schlanker Bursch; ich weiß noch immer, wie stattlich er einherschritt, wenn er mit seinem Schäferstabe und von zwei großen zottigen Hunden begleitet die Heerde vom Kloster Bergen über die Brandstätte trieb, wo damals Gras wuchs und wie er nachher den Schatz gefunden hatte und von allen Großen geehrt wurde! Aber so ist es in der Welt, der beste Mensch, gerade der Wohlthäter oder Förderer eines guten Werks wird nur zu bald vergessen, die Zeit bringt neue Geschlechter und diese ehren das Alte nicht.

Dem Erzbischof Albert folgte in seiner Würde Burkhard I., der nur 2 Jahre 9 Monate, diesem aber der Erzbischof Hildebrand, welcher 17 Jahre regierte. In dieser letztern Zeit hatte der Schäfer Falke die Last des Dombaus ganz auf seinen Schultern, keiner der beiden Erzbischöfe unterstützte ihn so, wie es Albert gethan hatte. Falke war jetzt ein Sechziger, aber noch kräftig und glühend vor Eifer für den heiligen Bau. Er hatte mit unendlichen Sorgen zu kämpfen. Seine Gattin, die treue Agnes, war seit zehn Jahren todt und auch der Baumeister Bonsak entschlafen; die größte Kümmerniß aber machte ihm der Umstand, daß der Schatz bis auf das letzte Goldstück verbaut, daß sogar sein und seiner Gattin Vermögen mit zum Dombau verwendet worden und der Erzbischof den Bau zu seiner größten Betrübniß stets zu erschweren, ja sogar zu stören suchte.

Hildebrand handelte, was den Dombau betraf, nicht im Geiste seiner Vorgänger, welche den Schäfer auf alle nur mögliche Art zu unterstützen und zu ermuntern bemüht waren. Dieser dagegen schien, neidisch auf den Ruhm, welcher für den Schäfer im Dombau keimte, den thätigen Falke vom Schauplatze seines Wirkens verdrängen zu wollen. Diesen Zweck suchte er durch alle denkbaren Mittel und Quälereien zu erreichen. Bald mischte er sich in die vom Baumeister angeordnete Ausführung einzelner Theile, bald tadelte er die Form, bald trieb er die Arbeiter zu einer übermäßigen Eile und Anstrengung an und konnte es nicht erwarten, bis ein angefangenes Stück vollendet war. Er wußte den Bau und dessen Gang nicht zu beurtheilen, weil es ihm an technischen Kenntnissen fehlte und entmuthigte mit seinem unbesonnenen Treiben die besten und geschicktesten Leute. Sein Verfahren ging so weit, daß er die Arbeiter zu überraschen suchte und Jeden, der nach seiner Meinung nicht eifrig genug war, auf der Stelle fortjagte. Vorstellungen, die ihm darüber von Seiten der Bauvorsteher gemacht

wurden, halfen nichts und er setzte sein Benehmen fort. Ja er konnte seine heimliche Freude nicht unterdrücken, als er hörte, daß der Schäfer Falke nicht nur den großen Schatz, sondern auch sein eigenes Vermögen verbaut hatte.

Mancher Andere würde entmuthigt das Werk aufgegeben oder gegen den tyrannischen Kirchenfürsten sein Verdienst um den Dom herausgestellt und sein Recht auf den Fortbau geltend gemacht haben, Falke aber handelte, wie er begonnen hatte, in christlicher Demuth und Bescheidenheit auch weiter. So lange er einen Groschen im Hause hatte, zahlte er und redete den Arbeitern zu, ihn nicht zu verlassen, denn es war ihm, als wenn er noch nicht aufhören sollte, und wenn er das Geld erbetteln müsse.

Betteln? Ja betteln, dachte er, das ist das große Wort, auf das du nicht kommen konntest! Sein Entschluß war gefaßt. Und er suchte seinen Schäferstab, seine Ledertasche und den alten Hut mit dem breiten Rande wieder hervor — denn alle diese Sachen hatte er zur Erinnerung an seinen niedern Stand treulich aufbewahrt —, wollte ausgehen durchs ganze Land, Geld betteln und sammeln zur Fortführung des Dombaus und dann, wenn der Herr ihn rufen würde, freudig vom Schauplatze seines irdischen Wirkens abtreten. Und der rüstige Greis zog aus, von seinem treuen Herkules, dem einzigen noch lebenden Stamme seiner Hunde, begleitet; muthig wanderte er von Ort zu Ort und allenthalben thaten sich ihm die Thüren auf, denn der fromme Glaube hielt es für ein hohes Verdienst, zu dem heiligen Werke des Dombaus beitragen zu können. Als er nach Egeln kam, beschloß er den dasigen Schäfer zu besuchen, denn es war sein alter Freund, der ehemalige Knecht Kaspar, den er viele Jahre nicht gesehen. Wie freute er sich, als er in den Burghof eintrat und Alles noch so vorfand, wie er es vor langen Jahren verlassen hatte. Heitern Sinnes schritt er der Schäferei zu und hatte sich schon ausgedacht, wie er den alten treuen Freund überraschen und sich einige Tage mit ihm freuen wollte. Es war Abend, in der Wohnstube des Schäfers brannte Licht und der sanfte Ton einer Flöte scholl ihm entgegen. Leise öffnete er die Stubenthür und wollte dem Freunde, der ja auch alt sein mußte wie er, um den Hals fallen. Da blieb er staunend stehen, denn ein junger Mann lehnte mit dem Rücken an einem Tische, die Flöte an den Lippen und neben ihm ein Weib, auf deren Arme ein Säugling ruhte.

Guten Abend! sagte der Greis. Nehmt es nicht übel, wenn ich so spät noch störe. Ich suche einen alten Freund, den Schäfer Kaspar.

Der junge Mann legte die Flöte bei Seite, trat einen Schritt vorwärts und antwortete traurig lächelnd:: Da hättet Ihr zehn Jahre früher kommen sollen, denn so lange ist es her, daß mein Vater, der alte Kaspar, wie man ihn nur nannte, todt ist. Doch seid uns herzlich willkommen! Ihr seid auch vom Schäferstande, wie ich an Eurer Bekleidung und dem Hunde sehe, wahrscheinlich außer Dienst und müßt im Greisenalter noch fechten gehen! Legt Eure Tasche ab, denn Ihr müßt bei uns herbergen, das Alter muß man ehren. He, Marie! besorge ein gutes Abendbrot!

Da konnte Falke sich nicht länger enthalten, Thränen rannen über die braunen gerunzelten Wangen; er faltete seine Hände wie zum Gebet und rief aus: So löst sich denn Alles los von dem alten morschen Stamme, der gern noch eine Knospe zur Blüte bringen und die Frucht noch sehen möchte! Meine Agnes, mein edler Erzbischof Albert, mein Bonfak und nun auch der alte treue Freund Kaspar todt!

Der junge Schäfer horchte hoch auf bei diesem schmerzlichen Ausrufe, dann drückte er den Greis an sein Herz und sagte: Mann, Ihr seid der alte Schäfer Falke! Der Engel Magdeburgs, der Freund meines Vaters, der noch im Hinscheiden sehnsuchtsvoll Eurer gedachte! Bleibt bei mir und seid, wenn es Euch nicht wohl gehen sollte, mein Vater, den mein Weib pflegen soll, wie sie den seligen Vater Kaspar gepflegt hat.

Die beiden Männer verständigten sich nun näher und Falke fühlte sich so heimisch, so traulich und behaglich bei den jungen Schäfersleuten, daß er bekennen mußte, seine letzten Lebenstage hier zubringen zu mögen, wenn ihn nicht ein heiliger Beruf nach Magdeburg zurückzöge. Er theilte dem jungen Kaspar seinen Plan mit, im Lande umherzuziehen und Geld zum Dombau zu betteln und zeigte ihm aus der schweren Schäfertasche das Geld, welches ihm auf seiner kurzen Wanderung schon gespendet worden war.

Der junge Schäfer sagte: Und in diesem Alter wollt Ihr allein wandeln? O lebte doch mein Vater noch, wie freudig würde er Euch begleiten und Euch die Lasten tragen helfen! Aber laßt es gut sein, Vater Falke, der Geist des seligen Kaspar lebt in dem Sohne! Ich werde mit meinem Schwager reden, und wenn dieser inzwischen meinen Dienst vertreten will, Euch begleiten.

So geschah es. Beide, Falke aus Böhmen und der junge Kaspar aus Thüringen zogen aus; ihre Wanderung fiel glücklicher aus, als sie geahnt, mit vollen Seckeln kamen sie nach Magdeburg zurück und der Dombau wurde aufs neue schwunghaft betrieben.

(Beschluß folgt.)

Freiwerbung auf Wangeroge.

Wenn ein junger Wangeroger, der sich mehre Jahre hindurch etwas auf dem Meere versucht hat, im Herzen seine Penelope sich ersehen hat, dann eröffnet er sich zuerst den Ältern des Mädchens und hat er deren Einwilligung erhalten, so setzt er sich der Jungfrau schweigend gegenüber, schiebt unter ihre Füße einen Fußschemel und stellt so, auf seinem Stuhle sitzend, seine Füße neben die ihrigen. Läßt die Jungfrau diese traute Nachbarlichkeit sich gefallen, so ist die Hauptsache im Reinen und bald wird über die Zeit der Hochzeit berathen. Wenn dann der Bräutigam seine angetraute Gattin zum ersten male vom Altare aus in das väterliche oder eigene Haus führt, so kommt ihm die Schwiegermutter mit einem saubern, weißen Kissen an der Schwelle entgegen, auf welches die Braut den ersten Schritt setzen muß, den sie in ihre neue Heimat thut, zum Zeichen, daß ihr Lebensgang über sanfte und weiche Pfade führen möge. Jedes Hochzeitsfest ist zugleich ein Sühnungsfest von Zwisten, die sich etwa zwischen dem einen und andern der Insulaner eingeschlichen haben, die sich sämmtlich an der Hochzeit mit betheiligen.

Mannichfaltiges.

Die Kaimans oder Alligatoren, die durch ihren Zahnbau von den Krokodilen der Alten Welt wesentlich verschieden sind, bevölkern die Seen und Flüsse der tiefer gelegenen Tropenländer Amerikas in ungeheuren Scharen. Während der Hitze des Tages liegen sie meist bis an die Augen im Wasser verborgen, ohne sich auch nur im mindesten zu bewegen. Ihre Thätigkeit beginnt erst mit Untergang der Sonne. Der Reisende Schomburgk erzählt: „Auffallend war mir die Liebe, mit welcher die Mutter ihren Jungen eine Zeit lang zugethan bleibt, sie bewacht und mit der äußersten Wuth vertheidigt. Durch ein eigenes Geschrei, das viel Ähnlichkeit mit dem junger Katzen hat, aufmerksam gemacht, verfolgte ich dieses mit meinem Indianer. Die Stimme schallte unter den Zweigen eines Baums hervor, der sich in horizontaler Richtung über den Wasserspiegel gelegt hatte. Wir rutschten den Baum bis zur Krone entlang, wo wir unter uns die jungen Kaimans spielen sahen. Bald hatten wir eins der Jungen in unserer Gewalt, das etwa 1¹/₄ Fuß maß. Sowie aber dieses sein ängstliches Geschrei erhob, schoß auch die Mutter mit dem fürchterlichsten Ungestüm auf uns los, wobei sie zugleich in ein Gebrüll ausbrach, von dem Mark und Bein erschüttert ward. Bald waren etwa zwölf solcher Ungethüme unter unsern Füßen versammelt, welche die rasende Mutter unterstützten. Oft erhob sich diese bis weit über die Vorderfüße, wobei sie gewöhnlich ein merkwürdiges Geklapper mit den Kinnladen hervorbrachte. Nachdem wir alle unsere Pfeile verschossen hatten, zogen wir uns vorsichtig nach dem Lande zurück."

Der letzte Lord O'Neal auf Shane-Castle in Irland fiel in der schauderhaften Rebellion im Jahre 1798, wo Irländer und Engländer, Katholiken und Protestanten, Rebellen und Regierung bunt durcheinander zahllose Gräuel begingen. Er war ein Nachkomme O'Neal's mit der rothen Hand, von dem die Sage erzählt: Als die ersten Eroberer Irlands, lange vor den Saßenagh, sich in zahllosen Schiffen der Küste näherten, verhieß der Führer den Besitz derselben Demjenigen, dessen Hand sie zuerst berühren würde. O'Neal's Boot eilte allen andern voran, aber sein Ruder brach und das zunächst folgende Boot überholte ihn. Da zog er sein Schwert, hieb sich die linke Hand ab und warf sie über dem Haupte des Nebenbuhlers weg ans Ufer. Wo sie die Küste mit ihrem Blute färbte, erhob sich bald darauf Shane-Castle.

Die gothische Bibelübersetzung des Bischof Ulfilas, dieses für die Geschichte der deutschen Sprache so wichtige Document, ward in der von dem ersten Bischof zu Münster, Ludger, um das Jahr 778 gestifteten Benedictinerabtei bei Werden im Hessischen gefunden. Sie enthält aber bekanntlich nur die vier Evangelien und auch diese nicht vollständig. Im Dreißigjährigen Kriege kam diese Handschrift nach Prag, von wo sie Graf Königsmark 1645 nach Stockholm sandte. Dort kam sie als Geschenk der Königin Christine in die Hände des berühmten Gelehrten Isaak Vossius; in dessen Auction kaufte sie der schwedische Graf de la Gardie für 400 Thaler, ließ sie im Jahre 1685 in massives Silber binden (daher und von den silbernen Uncialbuchstaben der noch jetzt gebräuchliche Name Codex argenteus) und schenkte sie mit dem auf dem Bande eingegrabenen Bildnisse des Ulfilas der Universität Upsala, wo sie noch ist.

Die Engländer als Naturkinder. Sie sind es in einem viel höhern Grade als die Völker des Festlandes. Allen ihren Liebhabereien gehen sie unter freiem Himmel nach. Den Boden, den der Engländer bebaut, liebt er über Alles; er gönnt den blumigen Wiesen den Schmuck der herrlichen großen Bäume, welche der Landschaft allenthalben die Reize eines Parks verleihen. In London würde man es nicht dulden, die Parks und Squares zu Bauplätzen zu verwenden. Eine Fahrt in einem Segelboot zieht der Engländer jedem Operngenuß vor, selbst im Innern des Landes sucht er das Wasser auf und es verdrießt ihn nicht, stundenlang auf Flüssen oder Teichen herumzurudern. Den Fischfang betreibt er mit Vorliebe; das melancholische Geschäft, mit der Angelruthe in das stille Wasser hinabzulangen, findet hier den geduldigen Mann, ja hinter dieser Geduld versteckt sich eine Leidenschaft, die zu begreifen uns der Sinn fehlt. Jährlich reisen Hunderte von Engländern nach den einsamen norwegischen Buchten oder nach den Forellenbächen Tirols und ertragen alle Entbehrungen der gewohnten Bedürfnisse und des Umgangs um jener Liebhaberei willen.

Die Appenzeller sind durch ihre heitere Laune und ihre drolligen Einfälle in der ganzen Schweiz bekannt und gern wiederholt man sich ihre treffenden Erwiderungen bei verschiedenen Gelegenheiten. Hier einige: Bei einer Inspection der Milizen bemerkte der eidgenössische Oberst, daß die Kragen der Uniformen ungleich zu sein schienen. „Das kommt nur daher", antwortete ihm Einer, „daß nicht alle Mannschaften ordonnanzmäßige Hälse haben." — „Wie lange tragt Ihr schon Euern Schnurrbart?" fragte man einen alten Appenzeller. „Länger, als Ihr denken könnt", versetzte dieser. „Ihr habt ihn doch wol nicht mit auf die Welt gebracht?" „Ei nein, doch den Platz dazu."

Das größte Manuscript, das es überhaupt geben mag, ist die sogenannte Teufelsbibel, in der königlichen Bibliothek auf dem Schlosse zu Stockholm befindlich. Es ist eine Mappe mit 300 Eselshäuten, auf welche das Alte Testament, Josephus und andere Bücher geschrieben sind und auf deren einer der Teufel in Lebensgröße abgebildet ist. Jeder einzelne Buchstabe ist wie gemalt.

Das Wahrzeichen von Wien ist ein alter Baumstamm am Stephansplatze, der sogenannte Stock am Eisen; jeder einwandernde Schlossergesell hält es für seine Schuldigkeit, einen Nagel einzuschlagen; von solchen ist daher der ganze Stamm dicht bedeckt.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

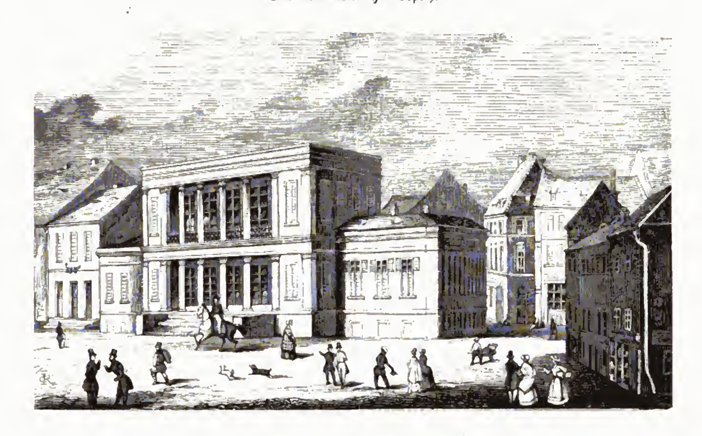
Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 506.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [11. September 1852.

Das Stadtbad zu Teplitz.



Nur ein Schäfer.

(Beschluß.)

Es war im Jahre 1265 unter der Herrschaft des Erzbischofs Rupert, als an einem freundlichen Septembertage ein hochbetagter Greis von zwei Domherren begleitet nach dem Dome wankte; eine große Volksmenge folgte und aus einer prachtvollen Sänfte stieg ein Mann von nicht eben angenehmen Äußern aus. Dieser Mann war der Erzbischof Rupert. Der Zug hielt vor dem ehrwürdigen Gebäude, das mit seinen Riesenthürmen stolz auf die heranwogende Volksmenge schaute, und stellte sich an der Abendseite im Freien gerade vor den keck und kühn emporstrebenden Thürmen auf. Es hatte sich um den Greis, in welchem Jedermann den ehemaligen Schäfer Falke, den Erbauer des neuen Doms, erkannte, eine Anzahl von Männern versammelt, welche zum Theil mit Schriftrollen, Zeichnungen und andern architektonischen Instrumenten versehen waren, und aus den ernsten, prüfenden Gesichtern derselben war zu schließen, daß irgend ein wichtiger, um den Dombau sich handelnder Act vorgenommen werden sollte. So war es auch. Der ehemalige Schäfer Falke hatte sein Werk für vollendet erklärt und eine Übergabe des Doms beantragt. Zwar war der Bau bei weitem noch nicht überall so weit gediehen, daß man ihn für völlig vollendet hätte betrachten können; der Greis aber, körperlich schwach, hatte nicht allein sein hohes Alter und die Abnahme seiner Kräfte, sondern hauptsächlich auch den Umstand zu Gründen seines Antrags benutzt, daß die ihm zum Bau zu Gebote gestandenen Geldmittel, ja überdem noch sein eigenes kleines Vermögen erschöpft wären und er zu Beschaffung neuer und nachhaltiger Hülfsquellen weder Kraft noch Beruf mehr fühle. Den Hauptgrund, daß der Erzbischof Hildebrand den Bau mehr erschwert und gehindert als befördert und unterstützt

habe, hatte er freilich nicht mit Worten ausgesprochen, doch lag er jedem Magdeburger klar vor Augen.

Nun, Meister, sagte der Erzbischof zu einem kleinen, hagern Männchen, das mit gewaltigem Degen an der Seite zu seiner Linken stand und durch ein langes Fernrohr emporblickte, wir wollen nun die Hauptpartien ins Auge fassen und euer Gutachten heute nur im Allgemeinen hören, da wir zur Prüfung des Ganzen schwerlich mit einem einzigen Tage ausreichen, meine Zeit aber zu gemessen ist, als daß ich sie Tage lang ausschließlich einem und demselben Gegenstande widmen könnte.

Der kleine Mann, in welchem unsere Leser ohne weitere Erklärung einen Sachverständigen erkennen werden, war ein berühmter Baumeister aus Nürnberg. Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem hohen Prälaten und sagte: Ich werde mich kurz fassen, hochwürdigster Herr, und dagegen in dem schriftlichen Uebernahmeprotokoll desto specieller eindringen. Die beiden Thürme sind ebenso prachtvoll als künstlich gearbeitet, theilen sich in fünf Absätze, von welchen die vier untern regelmäßig viereckig sind, der fünfte aber ein laternenartig durchbrochenes Achteck bildet, und laufen nach oben in eine pyramidalische Kuppel aus. Jede Kuppel der beiden Thürme ist mit einer durchbrochenen Krone geziert. *) Jeder Thurm hat drei Galerien, welche sich rund um ihn herziehen. Imponirend ist das zwischen beiden befindliche hohe Portal, welches sich in altdeutscher Manier nach innen zu in eine Nische mit Spitzbogen wölbt. Unter derselben ist der Haupteingang, aus zwei Thüren bestehend, zwischen welchen die Statue der heiligen Katharina und darüber die des heiligen Mauritius steht. Über dem Portal bis zur Spitze des Hauptfrontons ziehen sich verschiedene altdeutsche Verzierungen, Statuen von Aposteln und andern Heiligen unter Spitzbogen hinauf.

Die Versammlung verließ nach dieser übersichtlichen Erklärung die genannte Stelle und begab sich auf die Mitte des Domplatzes, wo sich nach der Seite zu das Riesengebäude so prachtvoll darstellte, daß der fremde Baumeister in eine Art heiliger Entzückung gerieth, denn er faltete andächtig die Hände, hob sie vor sich wie begeistert empor und ließ sie sinnend und in stiller Betrachtung verloren langsam wieder sinken.

Hier, sagte er, ist der Eindruck von der Anschauung des Ganzen, wie es sich meinen Kenneraugen darbietet, so gewaltig, daß es mir schwer werden wird, die einzelnen Partien vollkommen richtig aufzufassen.

Bei dieser Äußerung that der greise Schäfer einen Schritt näher und sagte mit bescheidener Selbstzufriedenheit: Hier werdet Ihr sehen, hochgelehrter Herr Baumeister, daß Meister Bonsak die Kraft seiner Kunst bewährt hat; das Verhältniß der Höhe der Thürme mit der Länge des Schiffs ist nämlich so gleichförmig, daß jene gerade so hoch sind als dieses lang ist.

Jetzt kamen die Männer an den westlichen Eingang neben den Thürmen. Vor dem östlichen Eingange fiel dem Baumeister eine etwas vorspringende Halle in die Augen, über welcher auf einem Pfeiler eine männliche Figur mit einem Hunde stand; eine ähnliche Figur befand sich auf dem nächsten Pfeiler und daneben sah man zwei Schafe. Was soll das bedeuten? fragte der Baumeister.

Der Greis sagte: Das ist nicht mein Werk. Diese Vorhalle ist nach dem Wunsche des hochseligen Erzbischofs Albert um deswillen angebaut worden, damit die Leute bei Processionen und wenn sie in die Kirche gehen, darin abtreten und sich sammeln können. Der Meister Bonsak mußte diese Figuren ebenfalls auf Befehl des gedachten Erzbischofs daselbst anbringen.

Damit — fiel der Erzbischof Rupert dem Greise ins Wort — man Euch doch eine Dankbarkeit beweisen mochte, denn sonst werdet Ihr wol auf keinen Dank weiter zu rechnen haben.

Ich bin nur meinem innern Berufe gefolgt, bemerkte der Alte etwas gereizt, und achte keines Dankes; den Frieden der Seele trage ich im Herzen und hoffe ihn auch jenseits zu finden; dies ist das einzige Gut, nach welchem ich verlange.

Die Prüfungscommission begab sich nun nach einer andern Seite und wählte einen Standpunkt auf der Stelle vom jetzigen Fürstenwalle aus. Hier — bemerkte der Baumeister — ist der Anblick des Doms so erhaben, daß ich im Allgemeinen nur das Kolossale des ganzen Gebäudes bewundern kann; man erstaunt, wenn man das prachtvolle Bild betrachtet, wie es von den fernen Thürmen gleichsam bewacht wird.

Als man aber in das Innere des Tempels eintrat, blieb der fremde Baumeister bewundernd stehen, stellte sich vor den alten Schäfer hin und sagte: In Euch und Eurem Baumeister Bonsak hat der Geist Gottes gewohnt, als Ihr diesen Bau unternommen habt; ich bin so ergriffen von der Größe und Kühnheit dieser Bauart, daß ich Euch ersuchen muß, die Hauptpunkte des schönen Ganzen in der Folgenreihe zu zeigen, wie sie Eure Grundidee geschaffen hat.

Der alte Schäfer wählte zwei Standpunkte, den einen von dem hohen Chor, den andern von der Thurmseite aus und labte sich an der Freude, wahrzunehmen, welchen gewaltigen Eindruck der Anblick auf den Baumeister wie auf die ganze Gesellschaft machte. Er blieb zur Seite des Baumeisters und sagte: Seht, das Hauptschiff der Kirche bildet ein Kreuz, diese Form scheint dem Christenthum am entsprechendsten. Das innere Schiff von den Thürmen bis zum Ende des hohen Chors ist der Stamm des Kreuzes und vor dem hohen Chore dehnen sich seine Flügel aus. Der größte Theil des Raums, den die Flügel einnehmen, besteht in Seitenhallen sowie in mehren Altären, in welchen sich größtentheils Reliquien befinden.

Hier hielt der Greis in seiner Erklärung inne, sah sich nach allen Seiten einige Augenblicke lang um und fuhr dann fort: Wenn Ihr heute nur eine oberflächliche Umschau halten wollt, so werde ich Euch sieben Standpunkte angeben, wo Ihr hinreichende Momente finden werdet, um Euer Urtheil zu bestimmen. Der Alte fing hierauf mit der Thurmseite an, ging dann die südliche Seitenhalle bis zum hohen Chor hinauf, an der Vorderseite des Chors durch die gegenüberliegende Seitenhalle nach den Thürmen zurück, durch das Schiff der Kirche in das hohe Chor und beschloß seine Führung mit dem Ersteigen des Thurms.

Der alte Schäfer mußte nur an solchen Stellen erklärend stehen bleiben, wo der prüfende Künstler mit seinem tiefen Forscherblick dennoch die Idee nicht vollständig ergründen oder den wahren Sinn der hier und da angebrachten bildlichen Darstellungen nicht errathen konnte.

Jetzt ging man daran, den nördlichen Thurm zu ersteigen. Da indeß bis zur obersten Galerie 420 Treppenstufen zu erklimmen sind, so wollte der Erzbischof eine so ermüdende Anstrengung dem Greise erlassen und sagte in mitleidsvoller Herablassung zu ihm:

*) Die Krone der südlichen Kuppel ist bei dem Sturme von 1631 vernichtet worden.

Wir sind nun am Ziele, Alter! Die Thürme zu ersteigen würde Euch schwer werden, geht nach Hause und erholt Euch! Wenn wir Eurer weiter bedürfen sollten, werde ich Euch rufen lassen!

Falke aber schien bei Erwähnung der Thürme von dem Feuer der kräftigsten Jugend durchströmt zu werden, sah den Erzbischof einige Augenblicke starr an, stieß dann mit dem Stocke unwillig auf den Boden und erwiderte ziemlich trotzig: Wollt Ihr mir, gnädiger Herr, nicht die Freude gönnen, mich noch einmal und wahrscheinlich zum letzten male an der reizenden Aussicht zu laben, die mich, wenn mein Muth zum Fortbau durch Hindernisse gebrochen, wenn oft kein Geld und keine Hoffnung, solches zu erlangen, vorhanden war, stets mit frischer Lust belebte, mich zur Erstrebung des fast menschlich Unmöglichen begeisterte, sobald ich die Erde tief unter mir und den Himmel über mir hatte, wo die Hülfe des Allmächtigen war? O laßt mir meinen Willen, hoher Herr! Schaut auf mein weißes Haupt und denkt, daß Euch ein Sterbender bittet! Laßt mich voraus, ich bin der Stiege kundig!

Euer Wille soll mir heilig sein, sprach der sonst nicht eben freundliche Prälat. Nehmt Euch aber Zeit, denn auch mir wird der lange Gang beschwerlich werden.

Der alte Schäfer holte einige mal tief Athem, als ob er die kalte Brust mit warmer Lebenskraft füllen wollte, setzte dann den dicken Stock mit dem vorschreitenden rechten Fuße in ein richtiges Gleichgewicht und trat mit dem Ausrufe; Mit Gott und allen Heiligen! seinen Marsch an. Er befand sich bereits auf der ersten Galerie und begann um die beiden Thürme einen Umgang zu machen, als der Erzbischof mit seiner Begleitung noch weit zurück und keiner von den Männern im Stande war, ohne auszuruhen, ihm so rüstig nachzuschreiten. Erst als er auf die zweite Galerie und in die achteckige Laterne oder das oberste Stockwerk des Thurms stieg, kamen die athemlosen Männer nachgekeucht. Sie mußten insgesammt ruhen, um wieder zu Athem zu kommen, und blickten sich gegenseitig verwundernd an, als sie den Greis, der unten auf der Straße und in der Kirche nur gewankt, nur einer Schnecke gleich geschlichen war, munter und rüstig auf der hohen Zinne herumwandeln sahen. Was nicht die Gewohnheit thut! preßte der Erzbischof kaum vernehmbar aus der klopfenden Brust.

O, nicht Gewohnheit, hochwürdiger Herr Erzbischof, erwiderte der Alte. Bei mir heißt es: Was die Liebe nicht kann und was die Gnade des Herrn nicht thut! Denn ich habe die Thürme seit acht Jahren nicht bestiegen, aber diese Stelle war immer mein Lieblingsplätzchen, da freute ich mich auch heute wieder darauf und bin mit Gottes Hülfe schnell heraufgekommen.

Falke blieb aber nicht lange bei der Gesellschaft. Fröhliches Wiedersehen da oben! rief er wie begeistert, setzte den Stab ein und schritt noch 75 Stufen höher bis zur dritten Galerie. Wol erst nach einer halben Stunde langte auch der Erzbischof mit dem Baumeister oben an. O welch eine reizende, ja himmlische Aussicht! rief der fremde Baumeister aus. Weit über die Stadt und ihre Umgebungen schweift das entzückte Auge! Schade, daß ich hier fremd bin und die Ortschaften nicht kenne, die hier umherliegen.

Ihr seht hier, sprach der Erzbischof erklärend, eine der fruchtbarsten und anmuthigsten Gegenden Deutschlands! Hier über den bläulichen Berg liegt Halle, dort hängt wie vom Himmel herab das ganze Harzgebirge, der dunkle höhere Punkt ist der Brocken, weiterhin seht Ihr die Burgen von Ballenstedt, Blankenburg und Wernigerode, die Guiseburg, den Elm und viele andere Bergpartien. Aber hier unterbrach sich plötzlich der Prälat und fragte erstaunt: Wo ist denn unser Alter? Mein Gott, er wird doch nicht...!

Eilend kehrten die Männer von dem Thurme nach unten zurück, doch nirgends war der alte Schäfer zu sehen. Die Kirchendiener und mehre andere Diener des Erzbischofs mußten den ganzen Dom, alle Winkel und Ecken, oben und unten sorgfältig durchsuchen bis zur einbrechenden Nacht, weil man fürchtete, der Greis habe sich zu ergriffen gefühlt, sei plötzlich erkrankt oder liege selbst irgendwo verschieden. Doch vergebens war jede Nachforschung.

Der fremde Baumeister erzählte dem Volke das unbegreifliche Verschwinden des Alten, schüttelte bedenklich das Haupt und sagte: Das war mir ein wunderbarer Mann! Als er wie ein junger Bursche die letzten 75 Stufen bis zur dritten Galerie hinaufschritt und uns zurief: Fröhliches Wiedersehen da oben! da lief es mir eiskalt über die Haut. Denn der feierlich geisterhafte Ton, womit er diesen Abschiedsgruß aussprach, war nicht seine natürliche Stimme, es war gleichsam eine Grabesstimme, die so hohl und schauerlich klang, als ob Jemand aus der Erde heraus spräche.

Nach dem Aberglauben der damaligen Zeit war man der Meinung, der Alte sei gleichsam wie Christus gen Himmel gefahren und vor Aller Augen unsichtbar geworden.

Der alte Schäfer war und blieb verschwunden. Da brachte eines Tages ein Mönch die Nachricht mit, daß er sich in dem Prämonstratenserkloster zum Strohhofe in Prag aufhalte; sein Sohn, der junge Priester, ging ebenfalls ins Böhmerland, wo er Abt eines Klosters ward. Bald war auch der Name Falke vergessen und nur das Bild des Schäfers mit seinem Hunde am Dom hat der Nachwelt die Erinnerung an den eigentlichen Gründer des Baudenkmals erhalten, das noch heute angestaunt wird.

Unüberwindlich.

Als Gustav Wasa nach langen Verfolgungen von Seiten der das unglückliche Schweden knechtenden Dänen die Dalekarlier für sich gewonnen hatte, fiel das erste Treffen zwischen diesen und den Dänen bei der Brunbäckfähre am nördlichen Ufer der Dalelf vor. Die Dalekarlier schossen eine Zeit lang nur Pfeile über den Strom auf die Dänen, welche am südlichen Ufer lagerten. „Was sind das für Leute, diese Thalmänner?" fragte damals ein dänischer Bischof die schwedischen Herren, welche noch zu den Dänen hielten. „Wie viel sind ihrer?"

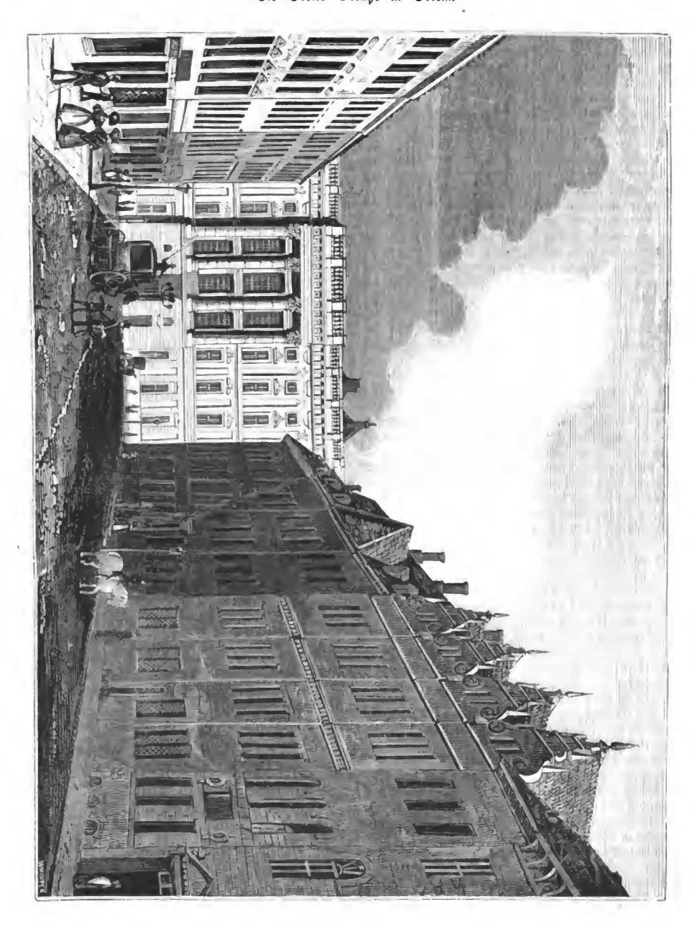
Es sind wol, lautete die Antwort, an 20,000 Männer, denn die Alten sind so rüstig wie die Jungen.

Wovon leben ihrer so viele in den unfruchtbaren Bergen?

Sie brauchen wenig; sie trinken Wasser und wenn das Getreide misräth, so essen sie Brot, aus Baumrinde gebacken.

Darauf sagte der Bischof: Laßt uns hinwegziehen! Leute, die Holz essen und Wasser trinken, bezwingt der Teufel nicht.

Die Breite Straße in Berlin.



Esthnische Trachten.



Die Verschwörung des Marino Faliero. *)

Venetianisches Nachtstück.

Unter den Freistaaten Italiens, welche zu Ende des 18. Jahrhunderts, wenn auch nicht blühten, doch vorhanden waren, stand Venedig Jahrhunderte lang oben an und hatte nur mit Genua sowie mit Pisa als Nebenbuhlern zu kämpfen gehabt. Im Besitze großer Inseln und eines bedeutenden Küstenstrichs im Osten wie im Westen und Norden des Adriatischen Meers vermochte es, bald allein, bald im Bunde mit andern Mächten Italiens jedem, auch dem mächtigsten Fürsten, der Italien bedrohte, die Spitze zu bieten, und um sein Bündniß oder doch um seine Neutralität bewarben sich nicht selten die deutschen Kaiser so gut wie Frankreichs Könige. Außer der Macht, die es zu Lande wie zu Wasser entwickelte, war es durch seinen Handel wie durch seinen damit begründeten Reichthum von Bedeutung. Der ganze Handel mit Ostindien über Ägypten lag in seinen Händen bis zur Entdeckung des Wegs dahin um Afrika herum. Alle Staaten, welche in Geldverlegenheiten waren, wendeten sich, bis ins 17. Jahrhundert hinein, an Venedig, dessen Kaufleute wol als „königlich" bezeichnet werden konnten, wie Shakspeare den Antonio in seinem unsterblichen „Kaufmann von Venedig" nennt. Jedoch würde man sich sehr irren, wenn man in diesem Freistaate Venedig, in dieser Republik nur entfernterweise das Bild eines Staates zu finden meinte, wo jedem Bürger gleiche Rechte bei gleichen Pflichten zugetheilt gewesen wären, wo Jedem der Weg zu den höchsten Ehren und Würden offen gestanden hätte, wo Jeder an der Berathung über Wohl und Wehe und Regierung des Staats hätte theilnehmen können. Eine solche Republik hat es ja überhaupt kaum irgendwo und irgendje gegeben, am wenigsten aber in Venedig, wo die ganze Regierungsform von uralter Zeit her sich aristokratisch ausgebildet hatte und wo der Adel, die Nobili, sich streng vom Volke, d. h. von Allen absonderten, die, wenn auch reich, doch nicht von alter Familie abstammten. Die ganze Staatsgewalt, Verwaltung wie Ausführung, lag in den Händen dieses Adels; jedoch auch dann würde noch ein sehr viel-

*) Oder auch Falieri. Man findet beide Namen.

köpfiges Wesen und ein schwerfälliger Gang der Geschäfte gewesen sein; es herrschte daher eigentlich in uralter Zeit ein Wahlfürst, ein Herzog, ein Doge, der vom Adel für Zeit seines Lebens ernannt wurde und dann mittels eines von ihm gewählten Raths regierte. Ein solcher nun hätte jedoch, von Ehrgeiz geleitet, auf den Gedanken kommen können, die durch freie Wahl ihm übertragene Gewalt auf seine Söhne zu vererben, und so hatte man ihn schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu wenig mehr als einem Repräsentanten der Staatsgewalt gemacht. Diese selbst war da bereits von zehn Personen überwacht, welche wieder aus ihrer Mitte drei wählten, deren Würde ein Jahr dauerte, und außerdem bestand noch eine Signoria, ein großer Rath von Vierzig, welcher Alles zu begutachten und zu beschließen hatte, was zum Wohl des Staats, betraf es Krieg oder Frieden, nothwendig sein konnte. Eigentlich lag also die Sicherheit der Regierung in den Händen der Drei, wie sie hießen, oder der Staatsinquisitoren, wie man sie auch nannte, und damit man vom Dogen ja keinen Misbrauch seiner Gewalt zu fürchten hatte, wurde der ihm zugestandene Ministerrath nicht mehr seiner Wahl überlassen, sondern ihm von der Signoria der Vierzig in der Art beigegeben, daß sie verpflichtet waren, alle an ihn eingehenden Briefschaften zu eröffnen oder in ihrer Gegenwart von ihm eröffnen zu lassen, an die verschiedenen Behörden alsdann das Nöthige darüber zu berichten, die Antworten an die auswärtigen Höfe zu entwerfen, die nöthigen Befehle auszufertigen, in der Signoria unter Vorsitz des Dogen oder selbst ohne daß er zugezogen war, den Vortrag zu halten und die nothwendigen Regierungsmaßregeln vorzuschlagen. Die eigentliche Regierungsmaschine war also in diesem geheimen Rathe des Dogen, der wenig mehr als eine schön geputzte Puppe war. Um dieser Minister selbst wieder vollkommen sicher zu sein, blieben alle nur acht Monate im Amte und jeden vierten Monat traten drei heraus, um von andern abgelöst zu werden. Nie durften zwei desselben Namens und aus demselben Stadttheile zu gleicher Zeit eine solche Stelle bekleiden. Der Doge selbst hatte, gleich ihnen, nur e i n e Stimme bei ihren Berathungen.

Es schien sein Amt das Höchste und war's letzte,
Nachdem, was er zu wirken und zu dulden hatte!

Zu fürchten blieb vornehmlich immer, daß auswärtige Mächte von den in diesem Collegium und um wie vielmehr im Rathe der Vierzig vorkommenden Berathungen Kunde erhalten konnten. Wie ließ sich ein Geheimniß bewahren, um welches Sieben oder gar außerdem Vierzig wußten, und deshalb war eben das Collegium der Zehner oder der von ihnen gewählten Drei gleichsam zur Wache gesetzt. Sie hatten unbeschränkte Macht, Alles zu thun, was zur Sicherung des Staats ihnen nothwendig schien, und jedes Mittel, hart oder gelind, rechtlich oder unrechtlich, blieb ihrer Wahl überlassen. Zunächst leitete ein Grundsatz ihre Handelsweise: jeder Umgang mit fremden Gesandten, jeder Briefwechsel mit fremden Höfen ist den Nobili verboten, sofern dieser nicht mit vollem Vorwissen der Signoria oder jener in Gegenwart einiger Glieder derselben stattfindet. Wo sich der geringste Verdacht gegen Jemand in der Art ergab, konnten die Drei einschreiten, und waren sie einig, selbst das Todesurtheil aussprechen; waren sie getheilter Meinung, die Sache an den Rath der Zehner bringen. Hiervor war Niemand, selbst der Doge nicht sicher; er mußte ihnen Rede stehen und konnte, wie der Geringste, mit dem Tode bestraft werden. Herrschte nur leiser Verdacht gegen ihn, so machten sie ihm einen Besuch, ihn zu warnen und ihn zu bitten, das Mitgetheilte dem „Serenissimo" zu sagen; denn er wurde in solchem Falle als Privatmann betrachtet. Ohne Zeugen sollte auch er mit keinem Gesandten oder Fürsten verkehren. Noch 1784 bekam der damalige Doge von den drei Staatsinquisitoren einen solchen beleidigenden Besuch, weil der Papst Pius V. auf der Reise nach Wien bei ihm gewesen war, und einer seiner Vorgänger war von ihnen zu dreimonatlichem Arrest verurtheilt worden. Da sie eine Menge Spione im Dienste hatten, alle anonymen Anzeigen in Betracht zogen, die Schlüssel zu allen Registraturen führten, zu jedem Staatsbeamten Tag und Nacht zu gehen berechtigt waren, so entging ihnen nicht leicht etwas, und die Furcht vor ihnen war um so größer, da man meist nicht einmal ihre Namen und ebenso wenig wußte, wann und wo und wie oft oder warum sie ihre Sitzung hielten. Bekannt gemacht wurden die Namen der Zehner so wenig wie der von ihnen gewählten drei — Molochs.

So viel als Einleitung zu dem Schicksale, das einen der Dogen traf, der schon 80 Jahre zählte und als Staatsverräther hingerichtet wurde. Gewiß ein seltener Fall, mag man das Alter, sein ganzes früheres Leben oder seine Würde in Betracht ziehen; denn noch so sehr in der Wirksamkeit beschränkt, war der Doge doch immer der Schlußstein eines Staatsgebäudes, das 1100 Jahre lang in ganz Europa eine glänzende und Jahrhunderte lang eine einflußreiche Stelle einnahm. Der alte Marino Faliero war 1354 Gesandter in Rom beim Papste, als nach dem Tode seines Vorgängers Dandolo die Stimme der Signoria ihn zu dieser Würde erhob, die schon zwei seiner Vorväter bekleidet hatten. Seine frühern Thaten im Felde, seine Gewandtheit in Staatsgeschäften gaben ihm Anspruch auf solche Auszeichnung und das hohe Alter schien kein Hinderniß; denn das Feuer der Jugend loderte nur mäßiger bei ihm, ohne die Kräfte im mindesten geschwächt zu haben. Und siehe da! nicht lange nach seiner Rückkehr in das glänzende Venedig läßt er sich in eine Verschwörung gegen dessen Regierungsform ein. So viel die Geschichte von dergleichen auch berichtet, so selten weiß sie von einer zu sagen, die je von den Machthabern eines Staats, von einem Greise oder einem Jünglinge unternommen worden sei. Gewöhnlich gehen sie von Ehrgeizigen aus, welche zu hohen Würden gelangen wollen; Greise sind zu furchtsam und vorsichtig, Alles aufs Spiel zu setzen; Jünglinge nicht einer Verstellung fähig, wie sie hier oft nothwendig ist. Von Allem sehen wir hier das Gegentheil; ein Greis von 80 Jahren, dem die Zukunft fast nichts mehr bieten kann, vereinigt sich mit einem Unbekannten, welcher ihn aufsucht, Genugthuung für eine Beleidigung zu erhalten, zur Ermordung aller Patricier, d. h. aller Nobili, und die Staatsregierung allein an sich zu reißen. Ein Doge vor ihm hatte — es war etwa 30 Jahre früher — dem Adel alle Gewalt in die Hände gespielt, und er verbindet sich mit dem niedrigsten Pöbel, den ganzen Adel zu vernichten. Doch die Leidenschaft macht blind, und allerdings war sie bei ihm in hohem Grade aufgeregt worden. Es war Fastnachtdienstag 1355; er gab da im Dogenpalaste den Nobili einen großen Ball, und ein junger Nobile, Michael Steno, Mitglied der Vierziger, erlaubte sich bei einer der Hofdamen der Gemahlin des Dogen eine Freiheit, welche nur in Folge des heitern Festes und des Maskenscherzes entschuldigt werden konnte. Dem

Dogen aber schien dies Benehmen ein strafbares Vergehen gegen seine Würde und gegen den Rang seiner jungen Gemahlin. Er befahl, den jungen Nobile sogleich aus dem Saale zu weisen. Und selbst dies war noch gnädig; denn in frühern Jahren hatte er einmal zu Treviso bei einer Fronleichnamsprocession den Bischof, der zu langsam mit der Monstranz ging, einen Stoß gegeben, daß dieser fast zur Erde gesunken wäre. Inzwischen Michael Steno fühlte den Ausweis doch arg genug, vom Tanz und Wein erhitzt, Rache in höchst empfindlicher Weise zu nehmen. Als er sich entfernte, kam er durch den großen Saal der Signoria und hier schrieb er an dem Stuhle des Dogen die beleidigendsten Worte, welche gegen einen Ehemann und seine Gattin gedacht werden können. Erst am andern Morgen fand man sie und errieth bald den Urheber, welcher ohne viele Umstände, was er gethan hatte, gestand. Faliero's Zorn kannte keine Grenze. Er verlangte, daß die Sache als Staatsverbrechen vom Rathe der Zehner verhandelt werden solle, die Signoria dagegen nahm auf die Jugend des Mannes, auf die Umstände Rücksicht und verurtheilte ihn, die Sache selbst beurtheilend, zu zwei Monaten Gefängniß, denen dann ein Jahr Landesverweisung folgen sollte. Statt sich hierbei zu beruhigen, meinte der Doge, nur aufs neue dadurch beleidigt worden zu sein. Er sprach sich ganz entrüstet darüber aus, ohne daß man in der Signoria darauf achtete, und während es so bei ihm kochte und schäumte, ließ sich am nämlichen Tage ein Mann aus dem Arsenal, das Oberhaupt der Arbeiter, bei ihm melden; tobend und blutend im Gesicht trat er ein und verlangte Genugthuung gegen einen Nobile, der ihn so gemishandelt habe.

Wie willst du, daß ich dir Recht verschaffe? rief der Doge, als er ihn angehört hatte; ich selbst kann ja kein Recht finden!

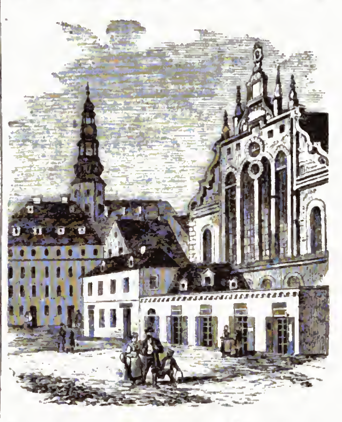
Die Schmach, welche dem Dogen widerfahren war, war allgemeines Stadtgespräch geworden und so auch diesem Manne bekannt. „O!“ rief er aus, „es kommt nur auf uns an, solche Schurken zu züchtigen!“ *)

Faliero, statt ihm für solches Wort mindestens einen Verweis zu geben, fragte, wie er Das meine? Er hörte ihn ebenso aufmerksam als theilnehmend an und munterte ihn so auf, daß der Mann bald darauf, wild schreiend und dem Nobile mit dem Tode drohend, mit einer Zahl Matrosen umherzog. Der Nobile, aus dem Hause der Barbaro, wendete sich an den Doge, Schutz verlangend, und die Signoria ließ den Mann vorfodern, welchem nun der Doge nothgedrungen sagen mußte, daß der Strang sein Loos sei, sobald er Zusammenrottungen veranlasse oder sich weiterer Schritte gegen die Patricier erlaube. Doch ganz anders handelte er im Geheimen.

(Beschluß folgt.)

Das Haus der Schwarzhäupter in Riga.

Ein altes, aber recht stattliches Haus sehen wir rechts auf diesem kleinen Bilde, allein es ist auch gewissermaßen die Herberge einer uralten Gesellschaft, welche sich unter dem Namen der „schwarzen Häupter“ vor fast 600 Jahren in Riga bildete. Die Stadt war zu Ende des 12. Jahrhunderts von bremer Kaufleuten gegründet worden und in dieser damals wilden Gegend ringsherum mußte jeder Bürger noch selbst die



Waffen zu führen wissen, um seine Stadt gegen die Feinde zu vertheidigen oder gegen sie auszuziehen. So bildete sich eine Waffenverbrüderung und zwar eine aristokratische, wenn nicht auf Adel, doch auf Reichthum, auf Handel gegründete, die wahrscheinlich den Namen von ihren schwarzen Helmen bekam und aus einem ähnlichen Grunde sich auch anfangs Stahlbrüder nannte. Als in den deutschen Ostseeländern andere Städte aufblühten, war es derselbe Fall. Überall entstanden „schwarze Häupter“ in Dorpat, Reval, Mitau u. s. w., doch die in Riga allein haben sich bis auf diesen Tag erhalten, obschon allerdings nicht mehr zum Schutze der Stadt, denn dafür sorgt eine zahlreiche russische Garnison bereits seit vielen Jahren, aber doch um die Erinnerung an alte Zeit und Sitte in Essen, Trinken, Tanz und ähnlichen Freuden wach zu erhalten. Die vornehmsten, reichsten Kaufleute gehören dazu, so lange sie jung und unverheirathet sind, eben weil sie in alter Zeit allein vollkommen zum Schutz und Trutz immer gerüstet sein konnten. Jedoch auch schon vor Jahrhunderten war fröhlicher Sinn und Tafelfreude unter ihnen heimisch. Wer gegen die Gesetze verstieß, mußte Strafe zahlen in Geld oder Waß, d. h. Wachs, zu Kerzen für den heiligen Mauritius, ihren Schutzpatron, der als Mohr dargestellt ward. Vielleicht wurde auch davon ihr Name entlehnt. Zwei Mohrengesichter sind noch jetzt am Eingange des Hauses rechts und links, wenn auch nicht auf unserm Bilde zu sehen. Bei großen Stadtfesten ziehen übrigens die „schwarzen Häupter“ noch immer als besonderes Corps auf und am 14. Februar werden alle Jahre noch die „Fastnachtsdrunken“, d. h. die Fastnachtsfreuden, gefeiert.

---

*) „Herr Doge! Wenn Ihr Euch zum Herrn machen und alle diese Gelbschnäbel in Stücke hauen lassen wollt, so habe ich den Muth dazu, sobald Ihr mir beisteht, Euch zum Herrn dieses Staats zu machen!“ läßt ihn eine alte Chronik sagen.

Mannichfaltiges.

Die Trollhätta-Fälle in Schweden bilden in der Übersicht ihrer sämmtlichen Fälle, Becken und Umgebungen unstreitig eins der schönsten Bilder, die der Maler finden kann und man mag sich wundern, daß sie bisher verhältnißmäßig so wenig ausgebeutet worden sind. Man denke sich recht lebhaft folgendes Bild: Man steht hoch oben im Walde und sieht in ein großes rundes Wasserbecken hinab, umschlossen von felsigen Waldbergen; es ist mit weißem Schaum bedeckt und wallt, siedet und kocht. Im Vordergrunde aber öffnet sich das Felsenthor, aus welchem der Strom voll herniederstürzt in das tief unten liegende Becken. Trollhättan ist die Quintessenz schwedischer Naturreize. Die verschiedenen Absätze der Fälle haben ihre verschiedenen Namen. Der oberste heißt Gullö-Fall, weil die Insel, welche den fallenden Fluß spaltet, Gullö heißt. Der zweite heißt Toppö-Fall; Toppö ist ebenfalls der Name einer Inselklippe. Ein Stück Fels, welches jetzt hier das Wasser auffängt, ist erst vor nicht zu langer Zeit vom Felsenufer hinabgestürzt; früher hat es gerade über dem Toppö-Falle geschwebt und die Schneiderklippe geheißen. Einem zum Tode verurtheilten Schneider sei, wird erzählt, das Leben geschenkt worden, unter der Bedingung, daß er auf dieser Klippe ein Kleidungsstück verfertige. Unter Zittern und Zagen habe er es auch bewirkt bis auf das Ausziehen der Fäden. Dabei habe er aufgesehen und sei vom Blick in den Wassersturz und vom Getöse des Stroms so schwindlig geworden, daß er hinabgestürzt sei.

Abbotsford, Walter Scott's ehemaliger Wohnsitz am Tweed, gehört zu keinem Dorfe oder Orte dieses Namens, sondern ist nur ein einzelnes Haus mit zwei mittelalterlichen Giebeln und einigen Thürmchen. Sauber gehalten ist es noch jetzt im Innern wie bei des Dichters Lebzeiten, mit der schmalen mit Waffen und Rüstungen geschmückten Halle, dem Studirzimmer, Bibliotheksaale, Eß- und Schlafzimmer; davor ein viereckiger Rasenplatz, daneben Blumengarten, ringsum Wald und Wiesen. Begraben ist Walter Scott nicht dort, sondern in der mit herrlichem Epheu umgrünten Abteiruine Dryburg, eine Stunde unterhalb Melrose, ruht er in steinernem Grabe mit Frau und Kind.

Treffende Redensarten der Chinesen. Einen unnützen Rath bezeichnen sie mit der Redensart: Wasser auf den Rücken einer Ente gießen. Die Folgen der Processe mit der: Katze gewinnen und Kuh verlieren. Daß Alles an den Tag kommt mit der: Die Eier sind gut verschlossen, aber mit der Zeit kriechen die Küchlein doch heraus. „Man muß die Brunnen graben, ehe man Durst hat" sagen sie, um anzudeuten, daß man auf Alles vorbereitet sein müsse. Unnöthige Tapferkeit höhnen sie mit den Worten: Einer Henne Kopf mit einer Streitaxt abhauen. Übertreibung rügen sie mit der Redensart: Eine Schlange malen und Füße hinzusetzen. Nutzlose Macht über einen verächtlichen Feind persifliren sie mit dem Worte: Einen wilden Hund reiten, um ein lahmes Kaninchen zu fangen. Wer nicht gehörig zwischen Schönem und Häßlichen zu unterscheiden weiß, von dem heißt es bei ihnen: Er binde einen Hundeschwanz an den Körper eines Eichhörnchens.

Die mexicanischen Hirten gehören zu den vortrefflichsten Reitern, die man sehen kann; es ist oft unerklärlich, wie sie unter niedern Bäumen durch dichtes Gesträuch dahinfliegen, auf dem Halse des Rosses liegend und doch mit der größten Sicherheit ihren Lasso werfend. Sie sind ebenso tollkühn wie unermüdlich in ihrem Berufe, und spornt sie der Wetteifer, wenn mehre zusammenkommen, so gleichen ihre Reiterkünste den Schaustellungen des Hippodroms. Die mexicanischen Kuhhirten müssen aber beritten sein, theils weil sie ihr weitläufiges Revier nicht zu Fuße durchwandern können, theils weil sie häufig des raschen Rosses bedürfen, um ein einzelnes Thier einzufangen. Denn oft verletzen sich die Thiere auf der Weide, die Stiere kämpfen miteinander, ein scharfer Dorn oder ein Raubthier verwundet sie, und da in den heißen Gegenden die Schmeißfliegen die Eier in die Wunden legen, welche schnell in Maden sich verwandeln und große Geschwüre verursachen, so ist es durchaus nothwendig, daß der Hirt schnell zu Hülfe komme. Darum führt er stets die Wurfschlinge (den Lasso) bei sich, welche sein eigentliches Handwerksgeräthe ist. Im schnellsten Galopp verfolgt er das fliehende Thier, wirft ihm die Schlinge über den Kopf, wendet rasch sein Pferd und zieht den widerstrebenden Gefangenen mit sich bis zum nächsten Baum, gegen welchen er, ihn schnell umreitend, die Bande fest anzieht. Im Nu ist er auf dem Boden, wirft eine zweite Schlinge um die Hinterfüße, und mit einem Ruck den stärksten Stier auf dem Boden, koppelt ebenso schnell Vorder- und Hinterfüße zusammen und kann nun gemächlich seine chirurgischen Operationen vornehmen.

Die arabischen Häuser in Algier. Der erste Blick, den man in ihr Inneres wirft, zeigt einen kleinen mit Marmor oder bunter Fayence bepflasterten Hof, von einem Kreuzgang mit kleinen schlanken Säulen mit gewundenem Capitäl umgeben, welche die Galerie des obern Stockwerks tragen. In den Hof und die Galerie münden die Zimmer. In vornehmen Häusern sind die Säulen kunstreich aus Marmor in Schneckenlinien gehauen, die Capitäle mit Arabesken geschmückt. Die Zimmer bieten einen höchst wohnlichen Anblick, die Decken sind kunstreich geschnitzt, mit bemalten Früchten und Fischen im Hautrelief versehen, an den Wänden laufen vergoldete oder buntgemalte Etageren hin, welche die Schränke ersetzen. Fenster nach außen haben nur die Landhäuser und die Häuser der Stadt, welche am Meeresufer und den Mauern liegen und somit keine neugierigen Blicke befürchten dürfen; und auch dann sind die Fenster klein, nur gerade zum Hinaussehen eingerichtet.

Die ehemaligen Zimmer der Maria Stuart in Holyrood in Edinburg sind im Wesentlichen noch unverändert erhalten. Das „Empfangzimmer" erinnert mit seiner schweren aus Eichenholz geschnitzten Decke, seinen glanzlosen paar Stühlen und Tischen, den dunkeln fast unkenntlichen Bildern an der Wand eher an die Strafpredigten des finstern Knox als an die Freuden in der Umgebung der lebenslustigen Königin. Gleich daneben ist das Schlafgemach der Königin, in ihm das Bett, in welchem sie geschlafen, mit blutrothem Seidendamast bedeckt, von grünen Vorhängen beschattet und über dem Bett hängt das Bildniß — nicht Darnley's, Rizzio's oder Bothwell's — sondern der Königin Elisabeth, und das ist in der That wie der Dolchstoß in eine Leiche.

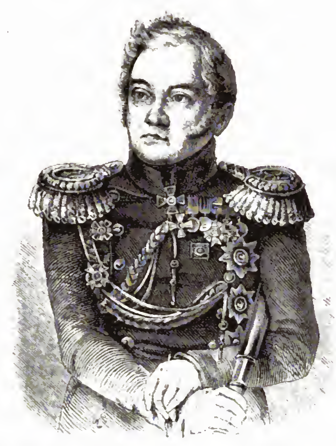
Das chinesische Volk bildet unter seinem Kaiser eine große Familie, die unbedingt verpflichtet ist, seinem Willen als dem des Himmels zu gehorchen, an und für sich im Besitz keines Rechts oder Eigenthums, in der That nichts besitzend, als was sie von ihm erhalten hat und was er zu jeder Zeit wieder zurückfodern kann. Nur die Größe dieser Familie und die Abwesenheit einer erblichen Aristokratie, um ihre Glieder oder ihre Ländereien in der Leibeigenschaft zu halten, sind theilweise Schutzwehren gegen ein Übermaß von Unterdrückung. Die Freiheit ist unter dem Volke unbekannt; es gibt dafür nicht einmal ein Wort in der chinesischen Sprache. Auch ist niemals dem Beherrscher eine Anerkennung gewisser wohlverstandener Rechte, die dem Volke zukämen, abverlangt worden. Hier findet also das Evangelium noch aufzuräumen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 507.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [18. September 1852.

Admiral Michael Petrowitsch Lasarew.



Am 11. April 1851 verlor Rußland einen seiner besten Seemänner, den Admiral und Commandeur seiner Station zu Sewastopol im Schwarzen Meere, Michael Petrowitsch Lasarew (geboren am 3. November 1788), durch den Tod in Wien, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gegangen war. Im Seecadettencorps aufgenommen, wurde er 1803 nach England gesendet, dort ausgebildet zu werden, und wenige Russen haben diese hohe Schule der Nautik so benutzt wie er, denn bis 1808, wo er wieder heimkehrte, hatte er sich fast immer auf einem englischen Kriegsschiffe im Atlantischen oder Indischen Meere aufgehalten. Als Lieutenant der russischen Marine 1811 angestellt, zeichnete er sich namentlich vom Jahre 1813 an aus, wo er eine dreijährige Seereise nach dem nordwestlichen russischen Amerika antrat, und eine zweite Reise machte er um die Erdkugel 1819—21, wissenschaftliche Forschungen anzustellen, wobei er weiter nach dem Südpol vordrang, als je ein Seefahrer vor ihm. Eine gleich große und lange Fahrt auf einer Fregatte unternahm er dann wieder 1822—25 mit ebenso viel Umsicht als Eifer für die Ausbildung junger Seemänner und wohnte hierauf als Capitain ersten Grades der großen Seeschlacht von Navarin bei, wo er sich so auszeichnete, daß er zum Contreadmiral erhoben wurde. Späterhin im Finnischen Meerbusen und dann im Schwarzen Meere als Viceadmiral, sowie endlich als Admiral selbst hat er sich in 18jährigem Dienste, von 1832 an, um die Organisation des russischen Seewesens außerordentliche Verdienste erworben. Der Schiffbau, das Artilleriewesen, die Landkartendepots, eine Bibliothek für Seeoffiziere verdanken ihm hier gleich viel, und erst dem ernsten Wunsche des Kaisers Nikolaus sich fügend, nahm er 1851 Urlaub, nach Wien zu gehen, wo das innere Leiden, das ihn schon lange gequält hatte, seinem Leben, aber nicht seinem Ruhme ein Ziel setzte, denn letzterer wird ihm in Rußland noch lange bleiben, da dieses nie einen Ueberfluß an großen Seemännern aus seinem Schoose hervorgehen sah.

Die Verschwörung des Marino Faliero.

(Beschluß.)

Als die Nacht da war, ließ Faliero Israel Bertuccio — so hieß der Aufseher im Arsenal — heimlich zu sich kommen und hatte eine zweite Unterredung mit ihm, welcher auch der Neffe des Doge, Bertuccio Faliero, beiwohnte, der, wie eine alte Chronik sagt, überaus listig und verschlagen war. Mit größter Befriedigung vernahm der Greis Alles, was Israel bereits gethan hatte, wie groß sein Einfluß unter den Arbeitern im Arsenal und unter den Matrosen sei, wie viele er schon auf seine Seite gezogen habe. Einige derselben hatten nicht minder ihre Rotten selbst gebildet; besonders war ein gewisser Philippe Calendaro in solcher Art wichtig, und auch ihn ließ der Doge sogleich holen. Mit Beiden berieth er sich nun, wie der Tod aller Patricier bewerkstelligt werden könne. Eine solche Verschwörung konnte allerdings den Zehnern nicht in den Sinn kommen. Der Abstand zwischen dem Staatsoberhaupte und zwei Arbeitern des Arsenals war ja so groß, wie ihn kaum die kühnste Phantasie denken kann. Viele fernere Berathungen fanden nicht statt; schon nach ein paar Tagen meinten alle Drei, daß der wichtige Augenblick zum Handeln da sei. Es wurde festgesetzt, daß Israel Bertuccio und Calendaro unter ihren Freunden 16 der Vertrautesten wählen und sie so weit einweihen möchten, daß es schien, als ob die Signoria einen Streich ausführen wolle, wovon das Staatswohl abhängig sei; Jeder dieser 16 solle sich wieder 60 unerschrockener, wohlbewaffneter Männer versichern und mit ihnen einen verabredeten Punkt der Stadt besetzen. Von Kriegern hatte Venedig nie viel im Dienste; diese Handvoll Männer schien demnach hinreichend, Alles über den Haufen zu werfen, sobald die Glocke des St.-Markusthurms das Zeichen gegeben haben würde. Das Vorrecht, sie läuten zu lassen, stand allein dem Dogen zu. Alle 16 Haufen sollten dann die Richtung nach dem Markusplatze nehmen und rufen, wie eine Flotte der Genueser auf der Höhe des Meers sichtbar, die Stadt in der größten Gefahr sei. Die Nobili würden dann ihrer Pflicht gemäß nach dem Dogenpalaste eilen oder sich auf dem Markusplatze einfinden, alle aber einzeln ermordet werden können, wie sie kämen. Die wenigsten Verschworenen wußten etwas noch Näheres und Genaueres. Einer von ihnen jedoch, Namens Bertrand oder Beltramo, war einem Nobile von Jugend auf besonders verpflichtet, und ihn dauerte es, daß auch dieser sein Wohlthäter, Nicola Lioni, ein Opfer des blutigen Morgens werden sollte. Er eilte daher noch spät am Abend zu ihm, ihn zu warnen. „Geht nicht aus!" flehte er, „was auch immer vorgeht. Laßt die Männer brüllen, die Weiber schreien, die Kinder winseln, die Trommeln wirbeln und die Glocken tönen! Bleibt daheim, bis ich selbst wieder bei Euch bin!"

Lioni staunte; er fragte und erfuhr wol etwas mehr, aber doch zu wenig, um klar zu sehen. Hier war nicht zu zaudern. Er ließ den in Angst vergehenden Bertrand von seinen Dienern mit dem Bedeuten festnehmen, daß er erst wieder frei werde, wenn er Alles gestanden habe, und nun sah dieser, daß kein anderes Mittel blieb als Alles mitzutheilen, was ihm kund geworden war. Frei ward er deshalb noch nicht. Lioni eilte, so schnell er konnte, selbst sogleich zum Dogen Faliero, der anfangs Staunen heuchelte, dann einige Kenntniß von der Verschwörung zu haben vorgab, aber die ganze Sache als höchst unbedeutend darstellte. Solches Benehmen mehrte nur Lioni's Verwirrung; er fuhr schnell in seiner Gondel zum Giovanni Gradenigo, einem der namhaftesten Männer, und Beide eilten dann zu einem Dritten, Marco Cornaro, worauf sie gemeinschaftlich den gefangenen Bertrand aufs neue verhörten. So viel wurde ihnen klar, daß Israel Bertuccio und Calendaro die Hauptpersonen des ganzen geheimen Plans seien und so begaben sie sich nun nicht in den Palast des Dogen, sondern in ein Kloster St.-Salvador, wohin sie so schnell als möglich die Signoria, die Zehner, die Signori di Notte, welche als geheime Frohne dienten, und wer nur sonst wichtig war, entbieten ließen. Es war Sache eines Augenblicks, Bertuccio und Calendaro festnehmen zu lassen. Sie kamen auf die Folter. Sowie sie einen Verbündeten nannten, wurde er geholt. Als sie entdeckten, daß die St.-Markusglocke das verabredete Zeichen habe geben sollen, ward gleich eine Wache abgesendet, diesen Thurm zu besetzen. Dasselbe geschah mit dem Arsenal, um jede Bewaffnung der Verschworenen zu hindern. Da jeder der Gefangenen seine Schuld zu verringern suchte, so entging keiner der Hauptanführer seinem Schicksale. Wie aber staunten nun alle die Richter, da ihnen von allen Gefangenen und Gefolterten der Doge Marino Faliero als das Haupt der Verschwörung genannt wurde! Bertuccio und Calendaro wurden sogleich vor dem Balcon seines Palastes aufgehenkt und Wachen vor alle Thüren seiner Zimmer gestellt. Seinen Proceß begann man fast im nämlichen Augenblicke, am 15. April. Die Sache war zu wichtig, als daß das Zehnercollegium sie allein übernehmen wollte; es gesellte sich noch eine Anzahl Patricier als Zeugen zu und bildete mit ihnen eine Giunta, welche in der folgenden Nacht, vom 15. zum 16. April, den Dogen, angethan in voller Staatskleidung, vor ihre Schranken foderte sowie den zahlreichen Gefangenen gegenüberstellte. Ans Leugnen konnte und wollte er nicht denken, das Urtheil ließ sich demnach schnell sprechen; es lautete einstimmig auf Tod und Einziehung seiner Güter. Am 17. April früh um 3 Uhr wurde es vollzogen.

Als der Tag anbrach, waren die Pforten des Palastes verschlossen und man führte ihn, noch immer im Hermelin und mit dem Herzogshute geschmückt, nach der Riesentreppe, wo er wenige Monate vorher (im October 1354) so bekleidet worden war. Sollte es Spott sein? Sollte die Strafe so verschärft oder das Abschreckende derselben erhöht werden? Wer will jetzt darüber urtheilen? Hier ward ihm in Gegenwart der Zehner sein Schmuck abgenommen. Der Nachrichter stand schon bereit; einige Augenblicke nachher erschien der Vorsitzende der Zehner auf dem Balcon des Palastes und schwang das blutige Schwert, während er dem unten auf dem Markusplatze dicht gedrängten Volke zurief: „Dem mächtigen Verräther ward sein Recht!" Die Pforten des Palastes dröhnten in ihren Angeln, sich zu öffnen, und das Volk stürzte hinein. Faliero's Haupt rollte ihm auf den Stufen der Riesentreppe entgegen und sein Blut floß bis fast zur letzten Stufe hinab. „Die Herren da oben", wie man die geheimnißvollen Drei und Zehner in Venedig meist zu nennen pflegte, hatten ihr Werk vollendet, den Dogen hatte sein Schicksal ereilt, dem noch viele Andere in den nächsten Tagen als Opfer fielen; denn immer wurden noch neue Gefangene eingebracht und am Palaste aufgehenkt. Bertrand, der die ganze Verschwörung, ohne es zu wollen, entdeckt hatte, erntete allein goldene Früchte davon, die ihm theils von der Signo-

riä freiwillig, theils auf sein Begehren zugestanden wurden. Man setzte ihm einen jährlichen Gehalt von tausend Dukaten aus, der auch auf seine Kinder überging, und wenig fehlte, so hätte man ihn in die Zahl der Nobili aufgenommen, worauf er Anspruch machte. Den Staat, wie er einmal war, hatte er allerdings gerettet; gelang es dem Dogen, die Patricier zu vernichten, so würde er sich wahrscheinlich als unbeschränkter Fürst an die Spitze gestellt und die Herrschaft seinem Neffen Bertuccio Faliero vererbt haben, der, einer der Ersten, gleich ihm, mittels des Stricks den Tod des niedrigsten Verbrechers fand. Daß er nur allein die Absicht gehabt hätte, die ihm und seiner Gemahlin widerfahrene Beleidigung zu rächen, ist wenigstens nicht wahrscheinlich. Der Fremde, der nach Venedig kommt, wird noch heute an sein trauriges Beginnen erinnert. Im ehemaligen großen Berathungszimmer der Signoria sind die Bildnisse aller Dogen der Zeitfolge nach aufgestellt; nur die Stelle, wo das des Faliero stehen sollte, ist mit einem schwarzen Vorhange bekleidet, und unter ihm sagt eine Schrift, daß sein Bild fehle, „weil er als Staatsverräther enthauptet worden sei". Auch sein Grabmal ist noch vorhanden; an der äußern Mauer der Kirche San-Giovanni è Paolo, ein Sarkophag mit einer unleserlichen Inschrift. Byron fand noch einige Gebeine. Seine That zeigt, daß es kein Alter gibt, in welchem die menschliche Klugheit sicher ist und wie in dem Menschen, sei er noch so alt, Leidenschaften bleiben, welche ihn zu entehren vermögen, wenn er nicht über sich selbst wacht.

Eine Rechnung in Bausch und Bogen.

Als Karl XII. in Bender in der Türkei seine Zuflucht gefunden hatte, war ihm von dem Sultan ein Geschenk von 60,000 Thlrn. gemacht worden. Der Baron Grotthusen führte die Kasse und als von der Abreise die Rede war, legte er dem Könige die Rechnung also ab:

Rechnung über 60,000 Thaler.

10,000 Thlr. auf Befehl Sr. Majestät an Schweden und Janitscharen bezahlt. Den Rest habe ich selbst verzehrt.

Grotthusen.

Diese lakonische, aber aufrichtige Rechnenmethode ließ sich Karl lächelnd gefallen.

Ein Besuch der Ruinen von Karthago.

Aus dem Berichte eines Reisenden.

Ich wollte Tunis nicht verlassen, ohne die Gegend, wo das weltberühmte Karthago einst lag, gesehen zu haben. Ich bestellte mir ein Fuhrwerk; eine Stunde nach der verabredeten Zeit kam mein Wagen. Jetzt ging es durch das Chaos der Vorstädte; diese hörten auf und der Kirchhof begann. Um die ganze Stadt Tunis her zieht sich nämlich ein unabsehbares Heer von Gräbern, meist nur einfache Steine von der Länge des Grabes mit arabischen Inschriften, oder mit einer Art aufgesetztem Türkenbund oben und unten; selten erhebt sich ein Marabut, ein elendes Tempelchen aus Stein und Lehm, oder ein paar wackelige Pfeiler mit einer Kuppel darüber; aber Viehheerden, Ochsen, Pferde und Ziegen weiden auf den Gräbern.

Nun kam das große weite Feld, unter dem wol schon ein Theil der ungeheuern Stadt der Karthager liegen mag, obgleich über die eigentliche Lage noch vielfach Zweifel und Streitigkeiten obwalten. Die einen setzen Karthago zwischen Cap Camart und Cap Karthago, die andern lassen es bis Tunis sich hinziehen und zum Theil unter dem Salzsee vergraben liegen. Da hier von der Regierung, die für die Lebendigen nichts thut, natürlich noch weniger für die Todten geschieht, und die Nachgrabungen einzelner Privaten nicht zureichen, so wird man wol noch lange im Zweifel über jene Frage sein. Schuh hoch stand heute (zu Anfang März) der Weizen auf dem weiten Felde umher, Rudera besserer Zeiten, die wol auch verschwinden werden. Der Wagen sank in den lehmigen Weg; wer wird in Tunis an den Luxus einer Straße denken! Aber der Regen ließ doch nach und durch den feuchten Himmel blickte matt und wehmüthig ein Stück Sonne auf die große Stätte der Vergangenheit.

Jetzt hörte das angebaute Feld auf, es begann eine öde Haide mit zerstreuten Ölbäumen, oft seltsam gewellt, als berge sie Straßen und Märkte, die dereinst im pompejanischen Glanze auferstehen würden. Tunesische Ruinen lagen, das Auge täuschend, auf der Haide zerstreut. Endlich ging es langsam einen Hügel hinan zur Kapelle des heiligen Ludwig. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, dies Asyl des Christenthums in diesem heidnischen Lande zu finden. Eine Mauer schützt Kapelle und Garten. Durch das Thor, welches zwei stolze Römersäulen bewachen, treten wir in den letztern, welcher ein offenes Museum vieler beim Bau der Kapelle und wol auch früher gefundenen Alterthümer enthält. Ob dieselben wirklich vom alten Karthago oder nur von der auf seinen Trümmern erbauten Römerstadt herrühren, lasse ich dahingestellt. Viele behaupten, vom eigentlichen Karthago sei noch nichts entdeckt und die ausgegrabenen Trümmer stammten entweder von spätern Epochen oder es seien solche Stücke der alten Stadt, welche die spätern Ansiedler zu ihrem Neubau benutzten. Man will in neuerer Zeit bei Nachgrabungen eine tiefe Kruste verbrannter Erde entdeckt haben und in ihr die Decke der alten Phönicierstadt erkennen, wobei man sich erinnert, daß sie ja so lange gebrannt haben soll, sodaß man die Kruste als die Brandkruste betrachtet, unter der die eigentlichen Herrlichkeiten begraben liegen. Gewiß ist, daß die Zerstörung nicht ein mal nur über diese, immer wieder von neuem angebaute Stätte ging. Das ergibt sich auch aus den gefundenen Überresten der Bildhauerkunst, die nicht nur bis zu der Epoche ihrer Kindheit zurückgehen, sondern auch manche Exemplare einer nichtrömischen Mythologie zeigen.

Ein Teich, dessen Grund einen römischen Mosaikboden mit Fischen, Krebsen u. s. w. zeigt, liegt in der Nähe. Die Mosaik ist ebenso gut erhalten als vortrefflich ausgeführt und mag durch die Mannichfaltigkeit der Wasserbewohner, die er enthält, einen Beitrag zur Naturgeschichte der Römer bilden. Die in der Mitte des Gartens erbaute, mit Lilien geschmückte gothische Kapelle enthält außer der mittelmäßigen Statue des heiligen Ludwig nichts von Bedeutung. Ihre sonstige Ausschmückung ist einfach bis zur Armuth. Ein alter grauer Franzose bewacht diesen Vorposten des Christenthums und der Civilisation.

Wenn man von der Höhe der Kapelle herab den

Blick dem Meere zuwendet, wo in weiter Entfernung der schmale Arm der Goletta hinausläuft, so gewahrt man auf einige hundert Schritte zur Rechten zwei rothangestrichene Landhäuser tunesischer Großen, an denen das Meer seine Wogen emporschleudert. Aber näher der Kapelle zu erhebt sich unerschütterlich ein altes Stück Hafenmauer und eine Reihe von Nischen zur Seite bezeichnet die Stellen, wo die alten Karthager ihre Gondeln und Fischerboote ans Land hereinzogen. Solche Nischen im Ufergelände sieht man auch gegen Cap Camart hin, und sie sind es, worauf hauptsächlich die Behauptung gestützt wird, daß hier eigentlich der Hafen Karthagos und die Stadt selbst auf den Hügeln dahinter gelegen habe.

Steigen wir nun zur Linken hinab, so treffen wir auf große, misgestaltete Trümmer, in deren tiefem

---

Die Hängebrücke über



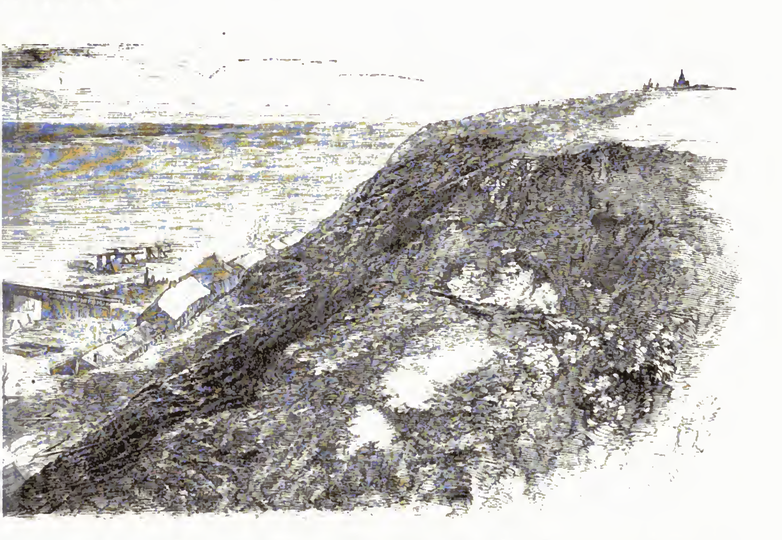
Wenn man auf das vorstehende Bild einen flüchtigen Blick wirft, kann man leicht auf den Gedanken kommen, hier eine der kolossalsten Kettenbrücken zu sehen. Wenn man weiß, daß Kiew eine der ältesten wie der größten Städte in Rußland ist, wenn man erfährt, daß sie einst mit Konstantinopel an Glanz wie an Volksmenge wetteiferte, daß sie noch jetzt eigentlich aus vier Städten besteht, so gewinnt der Gedanke noch mehr Raum. Allein die große Stadt ist allmälig sehr herabgekommen; statt der 500,000 Einwohner, welche sie einmal gehabt haben soll, hat sie jetzt nicht viel über 30,000, höchstens 40,000, welche gleichsam in öden Straßen zerstreut, theils in Palästen, theils in Hütten wohnen. So verwandelt sich denn auch die vermeinte Kettenbrücke in eine gewissermaßen schwimmende Holzbrücke. Man könnte sie auch eine Floßbrücke nen-

---

Schoose eine Reihe niedergestreckter Marmorsäulen von dem mächtigen Tempel reden, der hier einst sich erhoben und dessen Gestalt nicht mehr kenntlich ist. Aber hinter diesen Gigantenmauern hat die Erde eine bessere Reliquie fast in der alten Majestät bewahrt. Es sind dies die großartigen Cisternen Karthagos, eine Reihe gewaltiger Gewölbe mit Hahllichtern, in deren wassergefüllte Tiefe der Wanderer, der dem unterirdischen Seitengange folgt, mit freudigem Staunen blickt.

Noch einen Blick durch die halberhellten Hallen, die wie Schiffe einer Kirche hintereinander sich reihen, und wir steigen über zerstreute Bruchstücke, unter denen Araber ihr Vieh treiben, zur Kapelle zurück, um mit gemischten Gefühlen wieder heimzukehren.

den Dniepr zu Kiew.



nen. Von einem Punkte zum andern sind in den Dniepr, dessen Breite hier ungewöhnlich groß ist, Pfahlwerke oder Pfeiler eingerammelt, an welchen mit Ketten lange Baumstämme befestigt sind, indem nun querüber dicke Bohlen liegen. Alles schwankt und bewegt sich unter dem im Trabe darüberfahrenden Wagen, während unten die Wogen des dahinströmenden Flusses hinrauschen und die Brücke gar kein Ende zu nehmen scheint. Die Öde auf der einen flachen, östlichen Seite des Flusses, das hohe Felsenufer auf der Westseite, wo die Festung liegt, sind auf unserm Bilde sehr gut markirt. Bis 1686 gehörte Kiew zu Polen. Seitdem es diesem entrissen war, ist es immer mehr verfallen. Erst in der neuesten Zeit hat es durch die hier 1833 gegründete Universität und mehre Fabriken etwas Leben wieder gewonnen.

Robin Hood, der berühmte Räuber.

Es gibt gar manche Räuber, deren Namen sogar in der Geschichte aufbewahrt werden. Selbst das 19. Jahrhundert ist nicht ganz ohne solche geblieben, und Rinaldo Rinaldini sowie Fra Diavolo, um nicht von Pescatore in der allerjüngsten Zeit zu sprechen, sind keineswegs blos Helden eines Romans oder der Oper, durch welche die zwei erstern Jedermann bekannt blieben. Im Gegentheil haben beide ihren Gegnern, namentlich den Franzosen, genug zu schaffen gemacht, ehe sie endlich im ungleichen Kampfe unterlagen. Allerdings hat man jedoch hier den Gedanken an gewöhnliche Räuber zu verbannen. Sie morden und rauben nur, indem Beides einem höhern Zwecke gilt: ihr unterdrücktes, besiegtes Vaterland und Volk oder auch ihren Fürsten zu retten und zu rächen. Wenn ein Volk von einem andern gänzlich besiegt ist, so pflegt sich nach längerer oder kürzerer Zeit eine größere oder kleinere Zahl von einzelnen Scharen herumzutreiben und die Führer derselben müssen sich natürlich, um an ihrer Spitze zu bleiben, durch Muth, Kühnheit, Entschlossenheit, Geistesgegenwart auszeichnen; den Eingeborenen selbst werden sie natürlich nicht nur nicht zu nahe treten, sondern im Gegentheil die Beute, welche sie von Zeit zu Zeit den Siegern abnehmen, nicht immer für sich behalten, sondern meist mit ihren Freunden und Bekannten theilen. Im Laufe der Zeit unterliegen auch sie endlich Alle; aber nun lebt noch die Sage von ihnen fort, die Dichter bemächtigen sich derselben und so tritt mancher solche Räuber als ein Held auf, dem nur der Lorberkranz fehlt, welchen ihm die Geschichte nicht flechten konnte.

Einer der berühmtesten solcher Volkshelden war Jahrhunderte lang, ja man kann sagen, bis auf diesen Tag Robin Hood in England, der zu Ende des 12. Jahrhunderts lebte und den großen Wald von Sherwood zum Schauplatz seiner Thätigkeit erkoren hatte. Schon volle hundert Jahre waren die Normannen Herren von England; immer aber hatten die großen Waldungen, welche damals noch England bedeckten, großen Banden entflohener Landleute zum Aufenthalte gedient, indem sie von da aus über die Schlösser und Klöster herfielen und sie plünderten, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot. Von allen indessen, die solche Banden anführten, ward keiner so berühmt als Robin Hood. Die Geschichte nennt uns kaum seinen Namen, aber die Lieder des Volks haben uns so manchen Zug von ihm aufbewahrt, von denen wahrscheinlich neun Zehntel rein erdichtet sein mögen. Nur Eins beweisen alle diese Romanzen und Balladen, daß er ein Mann von Kopf, Muth und gutem Herzen war, der lieber frei im Walde umherschwärmen, als leibeigen auf seiner Scholle und der Knecht eines Edelmanns oder Klosters sein wollte. Allein freilich begnügt sich das Volkslied nicht mit so einfacher Mähr, ein entflohener leibeigener Bauer war ihm zu wenig, man machte einen Grafen aus ihm oder doch eines Grafen Enkel; die Tochter eines Grafen Richard hatte sich von Robin Hood's Vater verführen lassen, der auch schon als Räuber im Walde lebte und

Die Tochter des Grafen zu ihm floh,
Sie ward sein treues Weib,
Sie lebte mit ihm so glücklich, so froh,
Sie waren ein Herz und ein Leib!

Vermuthlich war Robin ein echter Sohn des Waldes, und als er Mann ward, stellte er sich an die Spitze einiger hundert Schützen, die allen Grafen, Vicomten, Bischöfen, Äbten und Sheriffen furchtbar, den Landleuten, Witwen und Armen aber freundliche, wohlthuende Engel waren. Niemand konnte besser die Armbrust spannen und den Pfeil sicherer schießen als er, sowie sein bester Freund, der kleine Jean oder Johann. Was sie aber raubten und gewannen, theilten sie reichlich mit jedem Fleißigen und Bedürftigen. Auch Andere von ihrer Bande sind uns durch solche Volksdichtungen dem Namen nach bekannt geblieben, z. B. der alte Locke, der Tischler Mutch, der Mönch Tuck, der immer in seiner Kutte mitstreifte und eine tüchtige Keule führte. Blutvergießen war eben ihre Sache nicht; wer sich ihnen nicht widersetzte, sondern hergab, was er hatte, konnte seines Lebens sicher sein, sobald er nicht eine — obrigkeitliche Person war; denn wo solche sich zeigten, rief Robin Hood stracks:

Ei probirt mir gleich die Sehnen,
Spannet eure Armbrust an,
Laßt die Bolzen schwirrend dröhnen
Rasch zum Kampfe drauf und dran!

Wer von solchen gefangen ward, mußte gewöhnlich gleich am Galgen baumeln. Der Sherif von Nottingham gab sich alle Mühe, den gefürchteten Räuber in seine Hände zu bekommen; er setzte einen hohen Preis auf seinen Kopf wie auf die Köpfe der andern vornehmsten Räuber. Doch Niemand verrieth ihn. „Lieber wollte ich sterben", sagte eine arme Frau eines Tages zu Hood, „als nicht Alles thun, dich zu retten. Wer hat mich und meine Kinder genährt und gekleidet? Nur du und der kleine Jean!"

Die Abenteuer dieser Bande, ihre Siege und Kämpfe, ihre List, die Gefahren, denen sie durch solche entkamen, gingen als ein Erbschaftsstück immerfort vom Vater auf den Sohn über, und es gab keine Tugend, welche man nicht ihrem Führer, Robin Hood, angedichtet hätte. So soll er namentlich ebenso fromm als tapfer gewesen sein und mit der größten Gefahr die Kirche besucht haben. Eine Romanze besingt dies allerliebst; nur einige Strophen daraus:

Wir ziehen umher in dem grünen Wald,
Da ist es so lieblich, so schön,
Da singen die Vögelein, alsobald
Die Sonne will wieder aufgeh'n.

Der Morgen ist hell; er ist ja so schön,
Wie einst, da der Herr verschied.
Ach könnte ich doch zur Messe auch geh'n,
Gern säng' ich ein frohes Lied!

Zwei Wochen vergingen und drüber wol gar,
Die Messe, die hörte ich nicht;
Sie lauten schon drüben; nehmt Alles hübsch wahr,
Der Wald ist dunkel und dicht!

Und so wanderte er hinüber, indem der kleine Johann im Walde blieb. Alle diese einzelnen Züge, im Laufe der Zeit immer mehr ausgemalt und verschönert, brachten es dahin, daß Robin Hood selbst zu einer Art der Heiligen wurde. Es ward ihm wie manchen Solchen ein Tag geweiht, wo kein Mensch arbeitete, aber freilich auch nicht in die Kirche ging, sondern sich belustigte, wo es nur Dörfer, Flecken und kleine Städte gab. Bis lange nach der Reformation ging diese Sitte fort. Es hätte können predigen, wer da wollte, Niemand würde ihn gehört haben. Ein berühmter Bischof in England, Latimer, kam einmal auf einer Rundreise in seinem Sprengel im 16. Jahrhundert Abends in einem Städtchen an und ließ kund thun, daß er am nächsten Morgen predigen würde, denn es war eben ein Feiertag. Aber als er an die Kirche kam, war die Thür verschlossen; er sendete nach dem Schlüssel

und es dauerte wol eine Stunde, ehe der Sacristan kam und ihm sagte: „Hochwürden! Ihr verzeiht, heute ist für uns viel zu thun, wir können Euch nicht hören, es ist Robin Hood's Feiertag; die ganze Kirchfahrt ist im Walde, um Zweige für ihn zu holen. Ihr würdet umsonst warten!"

Es half nichts; der Bischof mußte die Amtskleidung wieder ablegen und den Platz räumen, wo nun gar bald eine Menge Bürger Robin Hood, den kleinen Jean und andere von ihrer Bande in einer Art Komödie darstellten.

Noch heute erinnern in England viele Dinge an diesen Helden des Waldes. In der Grafschaft York z. B. mündet ein kleiner Fluß ins Meer und die Bucht hier führt auf jeder Specialkarte den Namen Robin Hood's-Bai. Ebenso zeigte man sonst in derselben Provinz bei Pontrefact den Reisenden eine schöne Quelle, die als Robin Hood's-Brunnen bekannt war, und ersuchte den Wanderer, zu des berühmten Schützen Ehre einen Becher des klaren, frischen Wassers zu leeren. Die alten Lieder, welche von ihm sangen, waren sonst in allen Dörfern zu finden und wurden wie unsere „schönen neuen Volkslieder" zum Kauf einzeln herumgetragen, während man jedoch auch einen vollständigen „Blumenkranz" („Robin Hood's Garlands") hatte. Jetzt sind dergleichen rar und mehr Sache des Antiquitäten- oder Curiositätensammlers, indem sie aber durch die Sorgfalt Percy's, Cander's und anderer Literaten noch in ziemlicher Menge den Freunden des Volksliedes und seiner Literatur zugänglich sind.

Merkwürdig jedoch, daß kein einziges davon den Tod des ehemaligen freien Schützen besingt. Man weiß nicht, wann, wo und wie er starb. Erzählt wird nur im Volke, daß er, sich krank fühlend, in ein Kloster ging, sich heilen zu lassen; da habe ihm eine Nonne die Ader geschlagen und er sich dann durch ihre Schuld verblutet. Möglich und selbst nicht unwahrscheinlich ist es. In den Klöstern pflegte man vornehmlich zu jener Zeit die Arzneikunst; die Nonnen legten sich häufig darauf, arme Kranke und Fremdlinge pflegen und behandeln zu können. Robin Hood war ein „Outlaw", ein für vogelfrei erklärter Mann, und wer ihn tödtete, hatte ein, wenn nicht Gott, doch dem Könige wohlgefälliges Werk gethan. So viel scheint nur ermittelt, daß mit ihm seine Schar selbst verschwand und sich zerstreute, auflöste oder nach Irland auswanderte. Nur sein Name, sein Ruhm lebte fort und die Kinder lernen ihn noch in den Märchen kennen, welche ihnen von den Wärterinnen erzählt werden, wenn sie nicht Ruhe halten wollen.

Der Brandklepper.

Unter diesem Namen ist ein schwedisches Pferd ein geschichtliches geworden, das noch jetzt im Munde des schwedischen Volks lebt. In der Schlacht bei Lund ward König Karl XI. das Pferd unter dem Leibe getödtet. Der Korporal Stähle gab ihm seinen schwedischen Klepper; der König behielt den Gaul, der immer tüchtig und nicht todt zu machen war. Den Namen Brandklepper erhielt er im Marstall davon, daß er immer für den König gesattelt werden mußte, wenn in Stockholm Feuer ausbrach. Als Erbstück ging der Brandklepper auf Karl XII. über und bei jeder gefährlichen Gelegenheit war er auf dem Platze. In der Schlacht bei Pultawa spielte er eine Ehrenrolle. Dort war er für den Offizier Gjerta zur Hand, der den König aus den Russen herausgehauen hatte, aber so verwundet war, daß er nicht entkommen konnte. Da kam ein Reitknecht mit dem Brandklepper und Gjerta war gerettet. Der Brandklepper entkam mit dem Könige in die Türkei, wurde dort in dem Kampfe, der mit den Türken zum Ausbruche kam, in der sogenannten Kabalike, gefangen, aber aus besonderer Aufmerksamkeit für den König wieder ausgelöst. Im Jahre 1715 war der Brandklepper wieder in Stralsund und erst im Jahre 1718, dem Todesjahre seines Königs, starb er, 42 Jahre alt, zu Lund an demselben Orte, wo er in den persönlichen Dienst für den König gekommen war.

Weg nach dem St.-Bernhard-Hospiz.



Mannichfaltiges.

Die Haiden (Barrens) von Kentucky sind so schön, daß Kentucky von ihnen den Beinamen „Garten des Westens" erhalten hat. Der berühmte Ornitholog Audubon beschreibt sie also: „Als ich die Barrens zuerst in den Tagen des Juni betrat, war ich überrascht von der Schönheit des vor mir sich entfaltenden Anblicks. Blumen ohne Zahl und miteinander in Pracht ihrer Farben wetteifernd, sproßten inmitten des üppigen Grases hervor. Die wilden Obstbäume, von Weinreben in ihren Ästen umschlungen, versprachen reiche Ernte und mit jedem Schritte trat ich auf reife, duftende Erdbeeren. Blickte ich umher, so verschönerte ein reizender Lustwald ein Thal, sanft abfallende Hügel dehnten sich bis in die Ferne aus, während vor mir der düstere Eingang einer Höhle meine Aufmerksamkeit fesselte oder ein zu meinen Füßen rieselnder Quell zur Ruhe mich einlud und sein kühles Wasser zur Labung bot. Das schüchterne Wild schnaubte auf, wenn es voll Anmuth hinwegsprang; die wilde Truthenne führte ihre Jungen in der Stille durch das hohe Gestrüpp, Bienen schwirrten von Blume zu Blume. Berührte ich das steife Laub der Black-Jack-Eiche oder raschelte zwischen den Sumachs und Brombeersträuchern, so flatterte ein erschrecktes Huhn oder seine verborgene Brut vor mir auf."

Die Kunst des Fliegens wird der Mensch doch auch noch lernen; sie liegt in dem Bereiche der Möglichkeit und die Lüfte in der Art durchschneiden, daß er sein Fahrzeug lenken kann, wie er will, das wird erst dem Menschen die volle Freiheit geben, der er durch seine Geistesanlagen würdig ist. Die Luftschiffahrt ist bis jetzt noch in ihrer Kindheit; aber dieses Kind wird wachsen und groß werden, ihre Vollendung wird der höchste Ausdruck Dessen sein, was die Mechanik zu leisten vermag. Bei der Fortbildung der Fliegkunst werden mehr als dies bis jetzt der Fall war, die Fingerzeige zu benutzen sein, welche die Natur an die Hand gibt. Wie das Seeschiff in seinem Bau und in seiner Bewegung Vieles von den Geschöpfen an sich hat, welche als die besten Schwimmer die Fluten theilen, so wird auch das Luftschiff in seinem Bau und in seiner Bewegung Vieles den Geschöpfen nachahmen müssen, welche die Lüfte durcheilen.

Feth-Ali Achundor ist der Name eines Tatars, der als Lustspieldichter im Kaukasus jetzt großes Aufsehen macht. Der Statthalter vom Kaukasus, Fürst Woronzof, ist ein großer Theaterfreund und es sind unter seinem Schutze zwei Schaubühnen ins Leben getreten, eine russische und eine grusinische. Letztere versorgt der tatarische Molière mit Originalstücken, die ganz artig sein sollen. In einem seiner Stücke, das nächstens vollständig in Erman's „Archiv für die wissenschaftliche Kunde Rußlands" erscheinen soll, in dem „Monsieur Jourdan, der Kräutersammler", will der Held einen jungen Tatar mit auf Reisen nehmen. Darüber geräth seine Braut in die tiefste Betrübniß und bietet Alles auf, ihn zurückzuhalten. Der Kräutersammler aber setzt der Familie seines Schützlings zu und verheißt demselben für die seltenen Pflanzen, die er aus dem Kaukasus mitbringen werde, den höchsten Ruhm, „wie ihn in Germanien ein Gelehrter durch Entdeckung der Ursache der Kartoffelkrankheit sich erworben habe". Darauf sagt der Vater der Braut: „Was ist Kermania? Wer ist Kartufel? Was ist er für eine mächtige Person, daß man sich so sehr um die Ursache seiner Krankheit bekümmern sollte?"

Designatores hießen bei den Römern die Aufseher bei den circensischen Spielen, welche die Ordnung aufrecht zu erhalten hatten. Wenn z. B. die Freunde des Kaisers im Vertrauen auf ihre reservirten Plätze spät kamen und ihre Sitze schon eingenommen sahen, wendeten sie sich an einen der Designatoren, der wieder einen seiner Diener (Lictoren) absendet, um dem Eindringling ein Surge! (Steh auf!) zuzurufen und ihn von dem eroberten Platze zu vertreiben. Manchmal entsteht zwischen dem Designator und dem Eindringling eine ordentliche Hetzjagd. Der Dichter Martial hat uns ein Beispiel einer solchen aufbewahrt. Ein gewisser Nannejus war so glücklich gewesen, auf die Plätze der Ritter zu gelangen. Von Platz zu Platz vertreibt ihn der Designator Lectius bis an das äußerste Ende der Ritterbank, wo er mit der einen Hälfte seines Leibes sitzt und mit der andern in freier Luft schwebt, sodaß er, wenn der Designator die Plätze revidirt, sagen kann, er stehe, und doch bei Andern sich rühmen mag, er habe unter den Rittern gesessen.

Paddy ist bekanntlich der Spitzname des Irländers, im Grunde nichts weiter als eine Verkürzung des Namens Patricius (Patrick), des Schutzheiligen von Irland. Durch Etymologisiren haben Andere herausbringen wollen, Paddy bedeute einen faulen, schmuzigen Gesellen. In der That würde dies zutreffen, denn nirgends sieht man so viel schreckhaft abgerissene Menschenkinder als in Irland. Die Lumpen, welche hier getragen werden, sehen oft aus, als seien sie so alt, daß sie der heilige Patricius selbst könnte getragen haben, eine unförmliche Masse, die ebenso gut als Rock wie als Hose dienen kann; denn wo heute die Arme untergebracht wurden, da finden morgen die Beine eine dürftige Umhüllung. Der halbe Körper bleibt nackt — in einem Lande, das jährlich für viele Millionen Leinwand ausführt.

Gemäldepreise. Bei der Versteigerung der Gemäldegalerie des Marschalls Soult, welche im Mai d. J. stattfand, wurden für einige Gemälde Murillo's beispiellos hohe Preise bezahlt. Eins kam für 20,000 Pf. St. an den Herzog von Sutherland, ein anderes für 151,000 Francs an den Kaiser von Rußland und die Direction des Louvre erstand im Auftrage Ludwig Napoleon's eins für die unglaubliche Summe von 586,000 Francs. Der Marschall Soult, der Generalplündermeister der Napoleon'schen Armee, hatte sie wohlfeil; er hatte sie erbeutet. Die französischen Soldaten hatten nicht Unrecht, wenn sie bemerkten, die Invasion von Spanien bringe ihnen zwar den Tod, mache aber das Glück ihrer Anführer.

Kaiser Caligula und die Sträflinge. Als unter der Regierung des eben genannten Kaisers durch zahlreiche wilde und seltene Thiere, welche zu den Circusspielen abgerichtet wurden, der Preis für die Thiere, welche zur Atzung jener Tausende von Bestien angeschafft worden waren, sehr hoch stieg, so befahl Caligula, die Thiere mit Sträflingen zu füttern. Diese wurden aus den verschiedenen Gefängnissen herbeigeholt und in einem Saale in langer Reihe dem Kaiser vorgestellt. Es traf sich, daß an beiden Enden der Reihe dieser aus den verschiedensten Gründen im Gefängnisse Sitzenden ein Kahlkopf stand. Ohne Rücksicht auf die Vergehungen der Einzelnen befahl er, sie „von einem Kahlkopf bis zum andern", d. h. die ganze Reihe, den Thieren als Futter vorzuwerfen.

Sonst und jetzt. Als im Jahre 1830 die französische Armee nach Algier gesandt ward, die aus 35,000 Mann, 3800 Pferden und dem dazu gehörenden Kriegsmaterial bestand, erfoderte die Fortschaffung dieser Truppenmacht 130 Kriegsschiffe, 140 Kanonenboote, 432 größere und kleinere Transportschiffe und einen Kostenaufwand von 12½ Millionen Francs. Die Expedition nach Rom im Jahre 1849 bestand aus 30,000 Mann, 3000 Pferden nebst dem nöthigen Material zur Belagerung von Rom. Sie wurden im sechsten Theile der Zeit und mit einem Zehntheil der Kosten durch 11 Dampfschiffe hingebracht, welche in allem 35 Fahrten machten.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

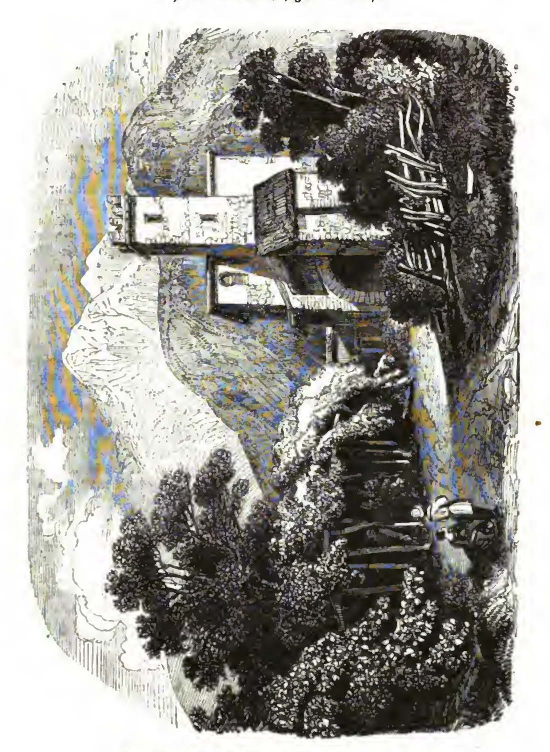
Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 508.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [25. September 1852.

Thurm des Aussätzigen bei Aosta.



Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1850, Nr. 403.

Der römische Circus.

Unter der Aufschrift: „Ein Tag im römischen Circus" findet sich im diesjährigen „Morgenblatt" (Nr. 7—9) eine ausführliche Schilderung der berühmten circensischen Spiele, auf die wir unsere Leser aufmerksam zu machen wünschen. Der Verfasser hat es mit Glück versucht, die einzelnen hier und da zerstreuten Notizen zusammenzufassen, um vor den Augen des Lesers das Bild eines solchen Tages im Circus mit allen seinen Vorbereitungen und der Lust und dem Jammer, den er in sich schließt, vorüberziehen zu lassen. Die Steine, die er zu diesem musivischen Gemälde gesammelt hat, sind beglaubigte Thatsachen, bei deren Zusammenstellung er nur das Recht in Anspruch genommen hat, das man z. B. auch einem Landschaftsmaler gestattet, dem es erlaubt ist, eine Gegend aus der Erinnerung mit Hülfe seines Skizzenbuchs zu malen und dem man keinen Vorwurf daraus macht, wenn er, um einen öden Vordergrund zu verdecken, einen Baum an eine Stelle setzt, wo in Wahrheit keiner zu finden ist.

Es sei uns vergönnt, einen kleinen Abschnitt aus dem erwähnten Aufsatze in unser Blatt zu versetzen, um unsere Leser zu veranlassen, die Quelle selbst aufzusuchen, die ihnen so vieles fast Unglaubliche vor die Augen führen wird. Es sind Scenen aus dem Nachmittagsleben im Circus, wenn die Wagenrennfahrten und die unentgeltlichen Speisungen vorüber sind. Es heißt alsdann:

Die Tafeln sind weggeräumt und die Zuschauer auf ihre Plätze zurückgekehrt. Das Spiel der Jagden soll beginnen. Den Anfang macht die sogenannte unblutige Jagd, bei welcher nur die Dressur der Thiere dem staunenden Volke gezeigt wird. Die Thierbändiger treten zuerst mit zwei Löwen und einer Anzahl Hasen ein, die von den Löwen gejagt, gefangen und spielend wieder freigelassen werden. Knaben reiten auf Büffeln herum und Fische im Euripus kommen und gehen auf den Ruf ihrer Wärter; auf einem ungeheuern Seile, vom letzten Schwibbogen des Circus herunter in die Arena gespannt, macht einer auf einem Elefanten den halsbrechenden Ritt in die Arena. Das Seil wird weggenommen, sechs Tische werden in die Arena getragen, vor jedem liegen zwei Matratzen und auf den elfenbeinernen Tischen ist in goldenen und silbernen Gefäßen ein Mahl bereitet. Aus den Carceres treten zwölf Elefanten ein, sechs in männlicher, sechs in weiblicher Tracht, die sich paarweis, immer ein männlicher und ein weiblicher an einen Tisch niedersetzen und auf ein Zeichen das Mahl beginnen. Den Schluß dieser Künste der Dressur macht dann, wie Aelian berichtet, das immer von neuem mit unendlichem Jubel begrüßte Wettrennen der Affen. Vier Affen, in die Farben der vier Parteien des Circus gekleidet, mit Peitschen wie die Wagenlenker versehen, sind auf vier der unbändigsten Pferde befestigt. Der Kaiser gibt das Zeichen zum Auslaufen und endloses Gelächter begleitet die unglücklichen Reiter, bei deren Ritt es unentschieden bleibt, ob das Pferd mehr den Reiter oder der Reiter mehr das Pferd verwünscht.

Sechs Stunden schon haben die Spiele gedauert und die ermüdeten Zuschauer verlangen Pikanteres. Das Zeichen zur blutigen Jagd wird gegeben. Den ersten Act derselben bilden die Kämpfe feindlicher Thiere. Es öffnen sich zuerst zwei Käfige in den Carceres; aus dem einen stürzt wüthend ein Elefant hervor, berauscht durch geistige Getränke, aus dem andern ein zweiter Koloß, ein Rhinoceros, gereizt durch glühende Eisen und das Schmettern der Trompeten. Der Kampf beginnt und das Rhinoceros bleibt Sieger. Der Elefant mit aufgeschlitztem Bauche wird noch zuckend und stöhnend durch die Sklaven des Circus aus der Arena hinausgewälzt. Nachdem das Rhinoceros einen ungeheuern Bären in gleicher Weise besiegt, wird es vom Volke als Sieger begrüßt und abgeführt.

Jetzt öffnet sich die dem Euripus zunächst liegende Thür der Carceres und staunend sieht das Volk ein riesiges Nilpferd sich in die Fluten des Euripus stürzen und mit ihm im ungleichen Kampfe einen Bären. Endlich zum Schlusse des Kampfes der Thiere untereinander öffnen sich alle Thüren der Carceres und eine Unzahl Bären, Löwen, Tiger, Hyänen und Leoparden zerfleischen sich in furchtbarem Kampfe. Die getödteten und halbzerrissenen Thiere werden hinausgeschafft und auf die Straßen geworfen. Der hungerige Haufe des römischen Pöbels, dem das Glück versagt war, im Circus als Zuschauer zu sein, steht hungernd in dichtem Gedränge um die Eingänge, stimmt brüllend in den Jubel ein, der aus dem Circus herausschallt und fällt gierig über todte und halbtodte Thiere her, um dieses leckere Mahl nach Hause zu schleppen. „Denn die ungebildete Armuth", sagt Apulejus, „ißt ohne Auswahl der Speisen Alles, was nur den Leib füllt, und schleppt am liebsten fette Bären in ihre Höhle."

Es beginnt der zweite Act der blutigen Jagd. Plötzlich füllen 50 Strauße, 32 Giraffen, 20 Zebras, 15 Elenthiere, 100 Hirsche, 20 Elefanten, 40 wilde Pferde, 60 Büffel die Arena und 36 Krokodile den Euripus. In die Arena treten die Jäger, Bewohner aller Länder der Alten Welt, jeder mit andern Waffen, wie es die Sitte seines Landes und die Art der Jagd mit sich bringt, wie schon Sulla bei einer Löwenjagd, die er im Circus zuerst veranstaltete, abyssinische Löwenjäger kommen ließ. Die einen tragen Messer, Jagdspieße und Pfeile, andere Netze und Schlingen. Der Kaiser selbst nimmt als leidenschaftlicher Jäger Theil an diesem Jagen, indem er aus seiner Loge mit Pfeil und Wurfspieß die in seine Nähe getriebenen Thiere erlegt. Die Jagd ist beendigt. Die Arena ist überdeckt mit den Leichen der seltensten Thiere und die vor dem Circus harrende Menge empfängt abermals staunend und brüllend die nie gesehenen Leckerbissen und schleppt jubelnd die köstliche Beute durch die Straßen Roms, beneidet von Denen, die nicht minder lüstern, aber weniger glücklich gewesen.

Noch hatten die Thiere sich nur selbst zerfleischt, und bei der eigentlichen Jagd hatte das Volk nur die Jäger als unzweifelhafte Sieger der gehetzten Thiere bewundert. In dem Blute, das die kostbare Decke der Arena aus klarem Malachit und Zinnoder stromweis besudelt hatte, war noch kein Tropfen Menschenblut zu finden. Die Ermüdung vom Schauen bedurfte eines neuen Reizes, um die Zuschauer nicht zu bewältigen. Die ungeheuern Blutlachen werden mit frischem Sande überstreut und der Kampf des Menschen mit den reißenden Thieren ist vorbereitet. Diese Kämpfer (bestiarii) waren entweder Verbrecher, zu dieser Strafe verurtheilt, oder Waghälse (paraboli), die für Geld zu dergleichen Kämpfen an die Editoren der Spiele sich vermietheten und ähnlich wie die Gladiatoren einen furchtbaren Eid leisteten, den Kampf nicht eher zu beendigen, als bis das Thier oder sie selbst unterlagen. Sowol die Verbrecher als die freiwillig sich zu den Thierkämpfen Vermiethenden wurden in besondern Schulen in den verschiedenen Gattungen des Kampfes unterrichtet. Der Verbrecher, der zum Thierkampfe ver-

urtheilt war, mußte kämpfen, bis er unterlag; war er in Jahresfrist nicht zerrissen, so wurde er im Spoliarium, d. h. der Halle im Circus, wo die Leichen aufgehäuft wurden, vollends niedergemacht. Das Gewerbe der freiwilligen Thierkämpfer um Lohn war bis in die späteste Zeit verächtlich. Ohne Lohn, aus bloßer Lust am Wagniß kämpften aber unter den Kaisern selbst junge Ritter, und schon bei dem Leichenbegängniß der Tochter Cäsar's focht der Sohn eines Prätors mitten unter den Strafgefangenen und Verbrechern.

Den ersten Theil dieses entsetzlichen Spiels der blutigen Jagd bildete die Jagd ohne Waffen. Den Anfang machen drei Bestiarii mit drei Büffeln. Jeder der Kämpfer sucht sich einen der Büffel aus, den er angreift und dann flieht. Die Kunst des Fechters besteht in der Gewandtheit und Ausdauer und das Ziel des Kampfes darin, daß sich der Kämpfer dem endlich ermüdeten Thiere auf den Rücken schwingt, über den Hals des Büffels zum Kopfe desselben rutscht und mit einem gewaltigen Ruck ihn an den Hörnern zu Boden wirft. Nach diesen Spielen, die ziemlich unblutig verlaufen, treten die Kämpfer gegen Löwen und Bären auf, mit nichts bewaffnet als mit großen Tüchern und starken Netzen, in beständiger Flucht bemüht dem fürchterlichen Gegner das Tuch so überzuwerfen, daß ihn der Sieger als unschädlichen Ballen in den Käfig schleppen kann. Jetzt wird der Kampf ungünstiger für den Menschen: der eine Kämpfer liegt vor seinem unerbittlichen Gegner am Boden und wird in Stücke zerrissen. Das Volk dürstet nach Blut in größern Massen, und der Kaiser gibt zu dem letzten scheußlichen Acte der blutigen Jagd das längst ersehnte Zeichen. Zu diesem gräßlichen Kampfe sind Hunderte von Gefangenen aus allen Theilen des Reichs herbeigeschleppt und treten, mit Messer und Schwert bewaffnet, in die Arena. Die Käfige der Carceres öffnen sich und 200 hungerige Bären und 400 andere Bestien aus Afrika, Löwen, Tiger und Hyänen, stürzen mit furchtbarem Brüllen und Heulen auf ihre Opfer los, und in demselben Augenblicke haben die Gegner im Kampfe sich gegenseitig gefunden. Das Geschrei und Gebrüll der Kämpfenden, die gräßlichen Klagerufe der von den Thieren Zerfleischten und das Stöhnen der verwundeten Thiere wird vom wüthenden Zurufe des Volks fast übertönt. Flehend wendet sich ein Kämpfer an das Volk, daß ihm ein zweiter Kampf, nachdem er im ersten gesiegt, erspart sein möge, aber die wahnsinnige Lust am blutigen Gemetzel macht die Menschen taub für seine Bitten. Unerbittlich gibt das Volk das Zeichen, daß er bis zum Tode kämpfen müsse.

Der Kampf war diesmal für die Bestiarii unglücklich ausgefallen, sie hatten den Thieren unterliegen müssen, und es fehlte an Strafgefangenen, den Kampf mit den übriggebliebenen Bestien fortzusetzen. Caligula, den schon als Knaben nichts mehr ergötzt hatte als das Zuschauen bei der Folter und der Hinrichtung der Verurtheilten, wobei er, wie er sich später rühmte, jene Festigkeit gewonnen hatte, mit der das Auge unverwandt das Gräßlichste anzustarren im Stande ist — Caligula sieht stier auf das fürchterliche Schlachtfeld, wo Löwen und Hyänen noch halb lebende Kämpfer zerreißen und fressen. Ihm scheint der Hunger jener Bestien noch nicht gestillt und des Blutes noch nicht genug geflossen, er gibt den entsetzlichen Befehl, den man zur Ehre der menschlichen Natur für ihm angedichtet halten müßte, wenn ihn nicht Dio Cassius in allen Einzelheiten bestätigte — er befiehlt, daß die Diener des Circus aus der Mitte des armen Volks, das sich ohne festen Platz auf die Treppen neugierig eingedrängt hatte, ein Dutzend herausgreifen und sie den Thieren vorwerfen sollten. Bei der Ausführung dieses Befehls saß das römische Volk, sonst fühllos bei jeder Qual der Kämpfer, stumm und erstarrt vor Entsetzen. Keiner von allen aber wagte nur eine bittende Miene, geschweige einen Laut des Unwillens. Die Feier des kaiserlichen Geburtstags schien solche Opfer zu fodern.

Endlich ist auch dieser Theil der nachmittäglichen Belustigung des römischen Volks vorüber. Die noch lebenden Thiere werden mit glühenden Eisen in die Carceres zurückgetrieben. Die zernagten Leichen der Kämpfer werden mit Haken aus der Arena in die ungeheure Leichenhalle unter dem Circus gezogen, die Leichen der Thiere vor den Thoren des Circus wieder der hungernden Menge preisgegeben.

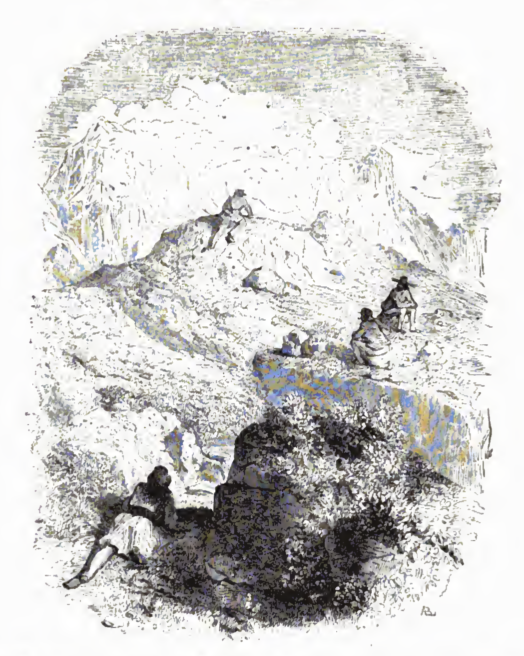
Diese entsetzliche Scene, die selbst das an Blut und Tod gewöhnte Publicum des römischen Circus mit stummen Grausen erfüllt hatte, mußte durch den letzten Act der Spiele aus dem Gedächtniß der Römer verwischt werden, und wie gewöhnlich, aber reicher und glänzender als je, wurde der Tag durch eine Jagd direptionis causa geschlossen, d. h. durch ein Preisgeben der köstlichsten Gegenstände.

Zum zweiten mal wird die blutgetränkte Arena mit frischem Sande bestreut. In der Mitte derselben ist ein großer Platz, ein längliches Viereck, mit Bretern bedeckt, das Pegma; unter diesem ist eine weite Halle mit einer Maschinerie, auch Pegma genannt, um aus der Tiefe Gegenstände aller Art in die Höhe der Arena emporzuwinden. Die Decke des Pegma wird abgehoben und es steigt ein kleiner Wald von grünen Bäumen empor. An diesen Bäumen sind Vögel der seltensten Art in dichtem Gewimmel angebunden. Zu gleicher Zeit werden viele Strauße, noch mehr Hirsche, Schweine, wilde Schafe und zahmes Geflügel von jeder Art und Größe aus allen Eingängen des Circus hereingetrieben. Die Thore an beiden Enden des Circus werden geöffnet und die Masse des außen auf diesen Augenblick lauernden Volks hereingelassen, um Alles als Beute zu nehmen, was Jedem sein Glück, seine Gewandtheit und seine Kraft vergönnen mag. Das große Leichenfeld der Arena ist in eine Bühne des tollsten und lächerlichsten Treibens verwandelt. Alles, was ein solches Haschen nach hochgehängter und fliehender Beute, das Fangen von Schweinen und Geflügel Lächerliches hat, alles Komische, was Zank und unblutige Balgerei bieten, das genossen jetzt die Zuschauer im Circus. Schallendes Gelächter, unendlicher Jubel! Aber noch nicht genug; um das Getümmel noch zu vermehren, werden jetzt aus der kaiserlichen Loge und den Logen über den Carceres die tesserae unter das Volk geworfen, d. h. die Marken mit Anweisungen auf Speisen im Kosthause, auf Geld, Brot, Getreide, Möbeln und Utensilien aller Art. Auf die Sitze der Senatoren, die linea dives, um auch diese würdigen Herren von der allgemeinen Balgerei nicht auszuschließen, werden Gemmen, Perlen, Schmuck der verschiedensten Art, und unter den spätern Kaisern sogar Anweisungen auf Sklaven, auf ganze Häuser und endlich selbst auf kleine Landgüter geworfen. Trotz des großen Gewinns räth doch Seneca jedem Verständigen, wenn diese Gaben gebracht würden, den Circus zu verlassen, da Schläge und Wunden das Einzige sei, worauf man mit Sicherheit rechnen könne. Zuletzt, um die Lust und die Lächerlichkeit der Balgerei in der Arena aufs höchste zu steigern, werden

Kleider vom gröbsten bis zum feinsten Stoffe in die Arena geworfen, von denen der glücklichste Fänger nichts weiter behält als einen Lappen zur Probe, um den Seinigen zu zeigen, daß er beinahe einen größern erbeutet hätte.

Es ist unterdeß Abend geworden. Der Kaiser bricht mit seinen Freunden aus seiner Loge auf, um den Rest des Tages in üppiger Schwelgerei zu verbringen. Die Zuschauerräume leeren sich lärmend, das um die Überbleibsel des Ausgeworfenen streitende Volk wird aus der Arena getrieben und das große Gebäude des Circus ragt wieder still und einsam in die warme Sommernacht. Die nächtliche Stille unterbricht nur das unheimliche Rasseln der Wagen, auf denen die Leichen der verstümmelten Kämpfer der Arena aus der Leichenhalle des Circus zur ruhmlosen Ruhe gebracht werden.

See von Gers.



Über die hohe Bergkette zwischen Cluse und Sallenche im Walliserlande gelangt man von Sirt nach dem Arvethal; doch wird dieser mühevolle Weg nur von Paschern zurückgelegt, deren es in dieser Gegend sehr viele gibt. Sie kaufen ihre Waaren in Martigny im Wallis ein und tragen ihre ungeheuern Bürden über die fast unübersteiglichen Bergwände in die innern Thäler von Savoyen, während die Zollwächter auf den Grenzen Wache halten.

Chinesischer Tragsessel.



Volkssage von dem Schlosse Kattenburg (Bertholdsburg) und der Stadt Schleusingen.

Im grauen Alterthume, als noch die Katten, ein deutscher Völkerstamm, die Landschaft Schleusingens bewohnten, erhob sich an der Stelle, wo jetzt die Bertholdsburg, Schleusingens Schloß, gegründet ist, ein ungemein hoher, mächtig dicker, steinerner Thurm, ringsum von Wald umgeben, in welchem ein böser Zauberer, Katto, sein unheilvolles Wesen trieb. Unter ihm, in einer freundlichen Felsengrotte, deren Eingang mit grünem Eichenlaub umflochten war, erfreute eine mildthätige Fee sich ihrer unvergänglichen Jugend.

Einst, es war sehr spät am Abend, verirrte sich hierher auf der Jagd ein reicher Fürst, indem er eben ein wunderschönes Reh verfolgte. Und schon hüllte die Nacht mit ihrem Schleier die Erde in tiefes Dunkel ein, als auf einmal das Reh verschwand. Jetzt erst kam der Prinz zur ruhigen Besinnung und fand sich allein in einer ihm ganz unbekannten Gegend. Höchst ermüdet und hungerig wünschte er nichts mehr als Obdach und Erquickung zu finden. Doch wie konnte er noch in so später Nacht und in einer solchen waldigen Öde wol auf die Erfüllung seiner Wünsche hoffen?

Sie schienen ihm völlig unerreichbar und unmuthig legte er sich daher auf die bloße Erde zur Ruhe nieder. Da auf einmal sieht er einen hellen magischen Schein ganz in seiner Nähe sich verbreiten. Aber wie wunderbar erschien ihm hier nicht Alles, als er, diesen Lichtglanz verfolgend, in eine prachtvolle Grotte von unendlicher Höhe und ungemeiner Größe eintrat, die von unzähligen Kerzen erleuchtet, mit dem kostbarsten Geräthe ausgeschmückt und dem stärksten Weihrauch ausgefüllt war! Unter allen Gegenständen zog aber ein großes Gemälde sein Auge besonders auf sich, das eine Wassergöttin von den schönsten Formen zeigte, wie sie in einem blumenumrankten, runden Becken auf sanften Wellen sich wiegte, in welches drei Flüsse *) ihre silbernen Fluten ergossen. Um ihre Stirn trug sie ein blitzendes Diadem mit den Buchstaben S. L. V. S. In ihrem linken Arme ruhte eine Harfe, mit der sie, wie es schien, ihren herrlichen Gesang begleiten mochte. In diesem Augenblicke vernahm auch wirklich sein Ohr die schönste Harfenmusik und dazu eine Stimme, die an Wohllaut Alles übertraf, was er je noch gehört hatte. Er wandte sich um und erstaunte über ein noch größeres Wunder; denn plötzlich sah er vor sich eine Tafel mit den auserlesensten Speisen und Getränken besetzt, nirgends aber Jemanden, der solche hierher gebracht oder den Zauber dieser himmlischen Laute bewirkt hatte. Hunger und Ermüdung bekämpften indeß seine Neugierde und so erquickte er sich denn ohne längeres Säumen mit Speise und Trank. Ebenso schnell erschien an dessen Stelle, kaum daß er sich

*) Nämlich die Erle, Nahe und Schleuse, welche die anmuthigen grünen Bergthäler Schleusingens durchfluten, am Ausgange derselben ineinander sich münden und die Schleuse zum Hauptstrom machen, von dem die Stadt den alten Namen Slussen und Slusik hat. Dieser Fluß selbst aber wird in alten Urkunden Slus und Slusse genannt; seinen jetzt noch bestehenden Namen Schleuse jedoch leitet er von dem altförmlich deutschen Zeitworte schleußen oder schließen ab, weil er die beiden andern Flüsse in sich schleußt oder schließt.

Ruhe gewünscht, ein köstliches Bett, auf dessen schwellendem Weich er bald in einen festen Schlaf versank.

Er mochte lange geschlafen haben, denn das Alles überstrahlende Tagesgestirn hatte schon die Hälfte seines Laufs zurückgelegt. Da erwachte er unter sanften Melodien. Höchst überrascht schaute er plötzlich Das im Leben und in schönster Körpergestalt, was er gestern im Bilde angestaunt hatte. Es war eine Nymphe von göttlicher Schönheit vor ihm im Spiegel eines krystallreinen Wasserbeckens, mit dem schönsten und mannichfachsten Flor der wohlriechendsten Blumen umkränzt. Huldvoll blickte sie ihn an und schien ihn aufzufodern, das Stillschweigen zuerst zu brechen.

Göttliche Fee! war des Fürsten Anrede an sie, nimm vorerst meinen Dank für die Labung und den Schutz, welchen du in zuvor noch nie so genossenem Maße mir schenktest, huldreich an und mit ihm auch die heilige Versicherung, daß ich dafür mit Leib und Leben ewig dein Schuldner bleiben und alle meine Kräfte nur deinem Dienste weihen werde.

Diesen Dank, so hörte der Prinz hierauf mit lieblicher Stimme erwidern, kannst du für meine geringen Dienste mir reichlich zollen, wenn du im Verein mit mir das Werk einer guten That unternimmst, wozu das unerforschliche Geschick dich berufen hat. Sie besteht darin, daß du den unglücklichen Zauber eines weiblichen Wesens von der höchsten Schönheit der Seele und des Leibes lösest und zugleich den Bösewicht dafür bestrafst, der sie, die er für sich zur Gattin bestimmte, in ein Reh verwandelt hat.

So ist es wol dasselbe Reh, unterbrach sie hier der Prinz, das ich wegen seines herrlichen Wuchses gestern so eifrig verfolgte und das so nahe am Ziele mir plötzlich verschwunden ist?

Es ist dasselbe, fuhr die Nymphe des Wassers nun in ihrer Erzählung fort, was aber ein böser Zauberer, Katto, der in jenem großen Thurme dort über meiner Grotte seit langen Jahren haust und die Zeit täglich nur nach von ihm verübten Übelthaten mißt, so plötzlich wieder in den Kreis seiner Macht gezogen hat. Mir ist es nicht verliehen, mich aus dem Element meines Reichs zu entfernen. Darum bist du dazu auserkoren, das Werk der Erlösung und zugleich auch der Rache auszuüben.

Sage mir, erhabene Göttin! fragte sie nun der Prinz, wer bist du? wie soll ich dich nennen? was kann und soll ich für dich thun?

Siehe dort jenes Gemälde, in ihm sind deine Fragen beantwortet; es trägt mit jenen vier Buchstaben meinen Namen. Du aber sollst zur Ermuthigung für dich und dein Erlösungswerk den auf jene verzauberte Prinzessin sich beziehenden Wahlspruch daraus lesen:

„Sie Liebe Vnd Siege!"

Denn dein Lohn wird aus dieser That erblühen. Im Übrigen wisse, daß mein Gesang, den ich heute zum Himmel erhebe, wenn an ihm Luna in ihrem Sternenkleide erscheint, allein vermögend ist, den riesigen Katto durch einen festen Schlaf machtlos in Fesseln zu schlagen. Um die feierliche Stunde der Geister also wirst du jenen Thurm geöffnet und seinen Inwohner schlafend finden. Übe dann an ihm dein gerechtes Richteramt, wodurch du somit auch deine künftige Gattin befreien wirst.

Mit diesen Worten verschwand die Fee. Der Fürst aber konnte kaum die ihm bezeichnete Zeit erwarten, welche für seine Ungeduld ihm viel zu lange zu zögern schien. Endlich nach Verlauf mehrer Stunden, in welchen seine unsichtbare Wohlthäterin auf dieselbe schon beschriebene Weise ihn wieder bewirthet hatte, sah er den hohen Felsenthurm mit den Farben des schönsten Regenbogens erleuchtet und zugleich auch hörte er das mächtige Dröhnen des von selbst sich öffnenden großen Thors.

Da nahm er flink sein Schwert unter den Arm und eilte in jenen Thurm, woselbst er nach kurzem Suchen den bösen Riesen schlafend fand und den Kopf mit seinem Schwerte ihm spaltete. In demselben Augenblick hörte er auch das Blöken eines Rehs, das aus einem Garten freudig zu ihm gelaufen kam. Er führte es nun mit sich in die Grotte der Nymphe zurück, in welcher diese sich ihnen wieder zeigte und den Prinzen insbesondere ermahnte, nun auch ebenso schnell das letzte Geschäft der Entzauberung des von ihm befreiten Rehs zu beginnen.

Siehe, sprach die Fee zu ihm, dort jenen unfern meiner Grotte quellenden Born. Mit seinem Wasser wasche dein Reh und küsse es dann drei mal auf die Stirn.

Kaum hatte er dies gethan, als das Reh sich in eine wunderschöne Frauengestalt verwandelte und ihm für ihre Erlösung dankte. Beide eilten nun wieder in die Grotte der Nymphe, warfen sich vor ihr nieder und baten um ihren Segen für den Bund ihrer Herzen.

Der Dank, der aus euren Herzen zu mir emporsteigt, ist mir schon lohnend genug, sprach die gütige Fee mit so viel Milde als Würde. Seid durch euch selbst glücklich, wie ich mein Glück in dem euren und in der Ausführung einer so ruhmwürdigen That finde, wodurch eine Landschaft, deren stete Schutzgöttin ich bin, von einem Bösewicht befreit worden. Der Ausspruch eines höhern und mächtigern Wesens, als er und ich bin, hat zur Strafe seine Seele in die Tiefe jenes Thurms so lange gebannt, bis nach zwei mal ausgestorbenen fremden Geschlechtern, welche den hiesigen weiten Gau von diesem Thurme und seinem künftigen Schlosse aus beherrschen werden, zum dritten und letzten male ein neuer fürstlicher Stamm hier regieren wird. Zwar ist ihm nach unerforschlichem Rathschluß noch eine kurze und beschränkte Macht zu seiner Prüfung gelassen, doch jene an den geheimnißvollen Zauber der heiligen Zahl Drei in jeglicher Beziehung gebunden, wonächst er denn ganz machtlos die Zeit seiner Erlösung erharren muß.

Aus euch aber, mein Geliebter, sprach die Fee in sichtbarer Verklärung mit prophetischem Geiste, wird ein edler und zwar der erste Stamm eines hier herrschenden Geschlechts entspringen, das zur Erinnerung an die heilvolle Stätte dieses Brunnens sich „von der Brunnstätt" *) nennen und auf einem von ihm zu gründenden großen Schlosse wohnen soll. Er wird so lange nicht verlöschen, als seine Thaten des von dir, mein Sohn, jetzt erworbenen Ruhms werth sind.

Dann aber wird ein zweites Geschlecht, das nach einer von einem Berge auffliegenden Henne sich Grafen von Henneberg **) nennen wird, zu fürstlicher

---

*) Nach Caroli's Hennebergischer Chronik wurden die Herren und Freiherren von Brunnstätt oder von Brunnstadt, wie sie angeblich nach Anlegung der Stadt sich schrieben, als die ersten Beherrscher Schleusingens und seines Burggebiets, wegen späterhin verübter Räubereien von den Grafen von Henneberg vertrieben.

**) Diese als ursprüngliche Gaugrafen von Grabfeld (Grafenfeld) beherrschten ein reiches Fürstenthum von mehr als 80 Quadratmeilen, starben aber, nachdem dies berühmte

Macht und Größe sich erheben, bis auch dies wieder an eben dem Orte, wo es auflebte, zu Grabe geht.

Erst wenn das dritte Geschlecht aus einem noch höhern und edlern Herrscherstamme seine Macht in diesem von mir geliebten Orte gründet, werde ich zum letzten male mich ihm als seine Schutzgöttin zeigen, denn von dieser goldenen Zeit an wird das Land unter seinen so edlen Regenten meines Schutzes nicht mehr bedürfen.

So lebt denn wohl, seid glücklich und gedenkt meiner stets mit dankbarer Liebe!

Segnend entschwand mit diesen Worten die Fee, indem eine strahlende Wolke sie den Augen ihrer sterblichen Schützlinge nun für immer entzog.

Der Fürst aber vermählte sich kurz darauf mit der von ihm erlösten Prinzessin. Er erbaute ein Schloß, Kattenburg, späterhin erst Bertholdsburg genannt, an der Seite des großen Riesen- oder Kattenthurms, den er zur Erinnerung stets in gutem Stande erhalten ließ. Um aber vor allem das Andenken an seine göttliche Wohlthäterin auf ewige Zeiten zu erhalten, nannte er den größten von den drei Flüssen, der ihr Lieblingsgewässer war, nicht nur nach ihrem Namen, die Schleuse, sondern auch die an selbigem und um das Schloß bald darauf sich ausbreitende Stadt mit besonderm Bezug auf die durch das Singen der Fee bewirkte Zauberkraft, ohne welche der riesige Katto nicht besiegt werden konnte, Schleusingen. Und noch heutigen Tages führt dieselbe jenes Gemälde von der Flußgöttin Sluse als Wahrzeichen im Schild. Aus jenem Born aber, der in der Nähe des hiesigen Schlosses noch jetzt ausquillt, ließen dessen erste Erbauer, die sich von Brunstätt oder Brunnstadt nannten, jedem Gliede ihrer zahlreichen Nachkommenschaft gleich nach der Geburt die Weihe geben, und obschon dieser Quell seine Entzauberungskraft, als nicht mehr nöthig, verloren hat, so ist er doch durch das Baden des schönsten weiblichen Wesens in ihm von jener Zeit zum reinsten und wohlschmeckendsten Wasser in der ganzen Gegend geworden und noch bis jetzt verblieben.

Das Schlachtfeld von Marengo.

Ein Herr Giovanni Delavo aus Alessandria, dem das Haus gehört, in welchem Napoleon, auf dem Schlachtfelde von Marengo, nach der Schlacht ausruhte und einen Brief an den Kaiser von Östreich schrieb, hat dasselbe erweitern und zu einem Palast ausbauen lassen, ohne jedoch die Construction und die Einrichtung des ursprünglichen kleinern Gebäudes dadurch zu verändern und zu beeinträchtigen. Vor diesem Hause erhebt sich mitten in der Ebene auf einem ungeheuern Granitblock eine kolossale Marmorstatue Napoleon's, und zwar in der jugendlichen Gestalt, die er damals noch hatte, als er die Schlacht von Marengo gewann. Die Statue ist ein Werk Cacciatore's in Mailand und ist von Herrn Delavo mit 6000 Francs bezahlt. Nächstdem hat dieser aber auch das Haus selbst zu einem Denkmale des Kaisers und seiner berühmtesten Feldherren eingerichtet. Beim Eintritt in die untere Säulenhalle erblickt man die in Fresco gemalten Bilder Soult's, St.-Cyr's, Victor's, Masséna's, Lannes' und Marmont's. Zwei Nischen tragen die Büsten von Berthier und Bessières. Der große Saal im ersten Stock, „Napoleon's-Saal" genannt, bildet ein Museum aller Erinnerungen, die auf die Schlacht von Marengo Bezug haben. Zunächst sind die Wände mit Waffen und Uniformen bedeckt, wie sie zu jener Zeit von den Franzosen und Östreichern getragen wurden. Kanonen- und Gewehrkugeln von allen Größen, die auf dem Schlachtfelde ausgegraben worden, worunter eine noch gefüllte Bombe, Trommeln, Fahnen und andere Trophäen geben diesen Räumen das Ansehen eines Arsenals. Von dem Monumente, das dem bei Marengo gefallenen General Desaix in Paris gesetzt ist, befindet sich hier eine Abbildung. Vor dem Hauptfenster des Saals stehen der Tisch, an welchem Napoleon geschrieben, und der Lehnstuhl, auf welchem er gesessen. Das Tintenfaß, dessen er sich dabei bediente, wird als eine Reliquie bewahrt. Auch liegen auf diesem Tische die Denkmünzen, welche Napoleon zur Erinnerung an die Schlacht von Marengo hat prägen lassen und worunter eine die beiden Inschriften trägt: „L'Italie délivrée à Marengo." „Liberté, Egalité, Eridanie." Eridania ist nämlich der alte Name, welchen die französischen und italienischen Republikaner zur Zeit der Schlacht von Marengo dem nördlichen Italien beilegten. Am 16. August 1847 hat der jetzige Präsident Ludwig Napoleon Bonaparte dieses Denkmal besucht und dabei seinen Namen in das Erinnerungsbuch des Hauses mit der mündlichen Äußerung eingetragen, er hoffe, daß jene schöne Zeit Italiens und dieses herrliche Denkmal seines Oheims dereinst noch ihre Früchte tragen würden.

Orang-Utangs.



Geschlecht sechs Jahrhunderte lang geblüht, schon im Jahre 1583 mit Georg Ernst in der schleusinger Hauptlinie und zwar in dem Stammorte Henneberg aus, wohin er zum ersten mal zum Besuch gekommen war. Durch Erbverbrüderung gelangte es dann an die Herzogthümer und an das Kurfürstenthum Sachsen und im Jahre 1815 der kursächsische oder königliche Antheil an das Königreich Preußen.

Mannichfaltiges.

London — der gesundeste Ort, den es geben kann. London? Wo gegen dritthalb Millionen Menschen — mehr als manches Königreich an Einwohnern aufzuweisen hat — zusammen leben und athmen und Jeder alle 24 Stunden 666 Kubikfuß Luft verbraucht und sie ungesund macht? Diese ungeheure Consumtion von Luft, diese dichten, hartnäckigen Nebel mit einem ewigen Pelze von Kohlenrauch — und doch gesünder als alle sonnige, grüne, himmelblaue Herrlichkeit Italiens und Arkadiens? Wie erklärt sich Das? Lediglich aus der Reinlichkeit und Arbeitsamkeit der Engländer, aus ihrer musterhaften Ordnung in den Geschäften, aus ihrem guten, regelmäßigen, tüchtigen Essen und Trinken, aus der in ihren Wohnungen angebrachten Ventilation, aus ihrer starken Bewegung. Die Reinlichkeit der Engländer im Waschen und in der Wäsche ist zum Sprüchwort geworden; aber auch ihre Häuser sind fortwährend der Luft- und Wasserwäsche unterworfen. Die Kamine erhalten überall Ventilation; kein Haus in der City, das nicht durch mächtige Wasserstrahlen alle Tage mehrmals allen Unrath durch unterirdische Kanäle in die Themse und von da ins Meer schickte; keiner von den Tausenden geheimer Orte, die nicht ununterbrochen in Strahlen reinen Wassers das unreine unterirdisch fortbrächten. In den ewig wimmelnden Straßen doch kein Staub. Das musterhafte Pflaster, die oft 10 Fuß breiten Trottoirs, die allseitige Bewässerung, die Unermüdlichkeit und Ordnung im Fegen und Tausende von industriellen Jungen, welche mit Lebensgefahr jedes Pferdeexcrement brühwarm zwischen Rädern und Hufen auffangen und wegfegen, um es der Chemie und Industrie zur Verwerthung zuzuführen — das sind die Äskulape Londons.

Der Anemograph, eine von dem Franzosen du Moncel erfundene sehr sinnreiche Maschine, die aus zwei sehr künstlich ineinandergreifenden Vorrichtungen, dem Windmesser und Windanzeiger, besteht, wird für die Witterungskunde (Meteorologie), wo die Beobachtungen der Winde so wichtig sind, von entschiedener Wichtigkeit werden. Der Anemograph ist ein besserer Windbeobachter, als ein Mensch es sein kann. Ohne den Fuß aus der Stube zu setzen, ohne zum Fenster hinauszusehen, erfährt man durch den Anemographen die geringsten Windveränderungen, und zwar nicht blos diejenigen, die draußen eben vorgehen, sondern auch die, welche vorgegangen sind, in der Zeit, wo man sich um den Wind nicht hat bekümmern können. So fangen denn die Maschinen an, dem Gelehrten dieselben Dienste zu leisten, die sie den Arbeitern leisten; sie werden den Geist befreien, wie sie schon den Leib zu befreien begonnen haben. Der Gelehrte war oft genöthigt, sich mit niedrigen und kleinlichen, seinem Geiste wenig entsprechenden Beschäftigungen abzugeben; solche untergeordnete Arbeiten wird er künftig durch Maschinen verrichten lassen. Der Anemograph ist ein Beleg dafür, wie die Rechnenmaschine. Erfindungen dieser Art sind für die Menschheit ein Zuwachs an Geist, eine Vermehrung ihrer Kräfte, für die Einzelnen eine Verlängerung des Lebens.

„Our Antipodes" („Unsere Antipoden") ist der Titel einer eben in London erschienenen Schrift, von der wir gewiß nächstens eine Übersetzung werden zu lesen bekommen. Der Verfasser derselben lebte von 1846—52 größtentheils in Australien, erzählt sehr lebhaft und anziehend und weiß namentlich in die große Bewegung seit der Entdeckung der Goldgruben auf das lebhafteste zu versetzen. Ob Alles wirklich so sei oder so geschehen sei? Hier nur ein Beispiel. Eine Putzmacherin ersten Ranges in der Regentstreet zu London wird von ihrem Dienstmädchen bestohlen. Die Frau ist zu gutmüthig, um das Mädchen der Gerechtigkeit zu übergeben und besorgt ihr eine freie Überfahrt nach Australien. Nach zwei Jahren bekommt sie von ihrem ehemaligen Dienstmädchen eine Anweisung auf den doppelten Betrag des einst gestohlenen Gutes, der sehr willkommen erscheint, denn die Putzmacherin hatte unterdeß Bankrott gemacht. Die Schilderung des Dienstmädchens von ihrer Lage bei den Antipoden im Drawingroom und in ihrer eigenen Equipage begeistert die Putzmacherin. Sie schreibt dem ehemaligen Dienstmädchen, daß sie auch wol hinübermöchte, wenn sie nur das Reisegeld hätte. Nach vier Monaten wird ihr eine Summe von 100 Pf. St. angewiesen; sie fährt hinüber und jetzt drüben wieder in eigener Equipage.

Schiller's Leutseligkeit. Das Haus, welches Schiller während seines Aufenthalts in Weimar erst miethweise bewohnte, dann käuflich an sich brachte, war eigentlich das Hinterhaus eines größern Vordergebäudes, zwischen welchem sich noch jetzt ein kleines Gärtchen mit einem Geländer befindet, innerhalb dessen ein bedeckter Gang beide Häuser verband. In diesem Gärtchen weilte Schiller oft und verfehlte fast nie, seine Hausgenossen bei all dem ihm eigenen würdevollen, doch durch etwas unbeschreiblich Sanftes gemildertem Ernste freundlich anzureden, wenn er ihnen begegnete. Kurz vor seinem Tode ging eine Tochter des Besitzers des Vorderhauses an jenem Geländer vorüber, als Schiller gerade im Garten war.

Wohin gehen Sie? fragte Schiller.

Ins Theater!

Was geben sie denn heute?

Wallenstein's Tod.

Ach, da bleiben Sie doch lieber hübsch zu Hause. Ein junges Mädchen muß kein Trauerspiel mit ansehen.

Die Venus-Fliegenfalle (Dionaea muscipula) in Nordamerika ist eine in ihrer Art einzige, gleichsam fleischfressende Raubpflanze. Ihre eigenthümlichen Blattverlängerungen bestehen aus zwei halbrunden, inwendig mit kleinen rothen Drüsen und drei kleinen Spitzen besetzten Lappen, deren Ränder mit borstenartigen Stacheln besetzt sind, die, wenn die Lappen sich schließen, ganz nach Art der Augenwimpern sich ineinanderlegen. Im ruhigen Zustande liegen nun diese sonderbaren Blattansätze beinahe ganz flach ausgebreitet da, einem aufgestellten Tellereisen nicht unähnlich; sobald aber ein Insekt irgend einer Art oder ein Wurm die innere Seite nur berührt oder sich gar darauf setzt, so schlagen, besonders bei hellem und warmem Wetter (wo auch die Raubthiere grimmiger sind) die Lappen rasch zusammen, die Wimpern der am Rande stehenden Härchen greifen ineinander, während die drei innern Spitzen der Drüsen sich entweder in das Thierchen hineindrücken oder es ganz zerfleischen und so lange festhalten, bis es kein Zeichen des Lebens durch seine Bewegungen mehr von sich gibt. Dann erst öffnen sich die Bügel der Falle wieder, um neuen Fang zu erlauern.

Der Atlas, dieses berühmte Gebirge Afrikas, zeigt eine Romantik, welche der der Alpen gleicht, oft sie noch überflügelt. Thurmhohe Felsen, meist bis zum Gipfel hinauf mit einer eigenthümlichen Art niederer Eichen und Gesträuche bedeckt, doch oft auch kahl, das zackige Schiefergestein in kühnen Formen in die Luft hinausstreckend, erheben sich drohend; Wasserfälle, aus geschmolzenem Schnee gebildet, stürzen in schmalen, schäumenden Rinnen oder auch in Staubregen herab und über die Wege hin. Hier haben sie ein Felsstück mitgenommen, dessen Trümmer im Thale zerstreut liegen, dort droht ein anderes jeden Augenblick donnernd niederzustürzen; hier ist an einem gewaltigen Vorsprunge schon ein schauerliches Fenster hineingerissen, durch das der blaue Himmel sichtbar ist.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 509.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [2. October 1852.

Windvater und Regenmutter.

Ein Märchenbild.



Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. *)

Es gehört ein noch ziemlich frisches Alter und ein gutes Gedächtniß dazu, wenn sich Einzelne unserer Zeitgenossen noch deutlich sollen darauf besinnen können, daß, als vor nunmehr fast 50 Jahren die Trauerkunde von dem am 9. Mai 1805 zu Weimar erfolgten Tode Schiller's die Runde durch die deutschen Tagesblätter machte, in diesen der Stadt Weimar häufig der Vorwurf der Theilnahmlosigkeit an des großen Dichters Tode, des Lieblings des deutschen Volks, gemacht ward. Wirklich war das Begräbniß Schiller's zwar ein ganz einfaches, immer aber ein solches gewesen, wie es nach der in Weimar gebräuchlichen Sitte den distinguirtesten Personen zutheil zu werden pflegte. Schiller ward nämlich auf dem vor der St.-Jakobs-

*) Dies ist der Hauptsache nach der Titel einer im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig eben erst erschienenen Schrift des Dr. Julius Schwabe, die nicht leicht einer der zahlreichen Freunde und Verehrer unsers großen vaterländischen Dichters wird ungelesen lassen können, weil sie einen ungemein interessanten Zuwachs zu der schon eine ganze kleine Bibliothek bildenden Schiller-Literatur ausmacht. Unsere Leser werden uns für einige Mittheilungen aus ihr gewiß nur dankbar sein und sich das Büchlein bald anzuschaffen angelegen sein lassen.

kirche liegenden alten Kirchhofe in dem rechts am Eingange desselben befindlichen sogenannten Kassengewölbe beigesetzt. Die stille Beerdigung erfolgte nach dem ausdrücklichen Willen der Schiller'schen Familie; auch war es damals in Weimar durchgängig Sitte, seine Theilnahme an einem Verstorbenen nicht durch das eigentliche Grabgeleite, sondern dadurch zu bezeigen, daß man der sogenannten Collecte beiwohnte. Diese war ein kirchlicher Act, der gewöhnlich am Tage nach der Beerdigung durch Singen eines oder mehrer geistlicher Lieder und durch eine dem Andenken des gestern Begrabenen geweihte und über ihn den Segen sprechende priesterliche Rede begangen wurde. Diese Collecte fand denn auch zu Ehren Schiller's am 12. Mai 1805 Nachmittags 3 Uhr in der St.-Jakobskirche zu Weimar in sehr ergreifender Weise statt.

Der Vater des Verfassers der vorhin bezeichneten Schrift (als Schiller gestorben war, Commissionssecretair in Weimar, später Bürgermeister daselbst und im September vorigen Jahres gestorben) hatte sich mit einigen Freunden zum Hinaustragen der Leiche Schiller's vereinigt. Er erzählt:

„Es war eine mondhelle Mainacht, nur einzelne Wolken verhüllten bisweilen, unter ihm dahinziehend, den Mond. Still war das Todtenhaus, nur Weinen und Schluchzen tönte dumpf aus einem der dem Sarge, in welchem Schiller's Leiche lag, naheliegenden Zimmer. Während die Freunde die Treppe hinab vorangingen, wurde der Sarg hinuntergetragen und vor der Hausthür von ihnen aufgenommen. Kein Mensch war vor dem Hause oder in den Straßen zu erblicken; tiefe, lautlose Stille herrschte in der Stadt, aber warme Herzen schlugen in den Trägern für die theure Last, die sie trugen, und die Pause, die den Tragenden von Zeit zu Zeit bis zum entfernten Kirchhofe zum kurzen Ausruhen oder zum Wechseln der Plätze unter der Todtenbahre, auf welcher der Sarg stand, vergönnt war, wurde zum Trocknen des thränenvollen Antlitzes benutzt. So ging der Zug durch die stille Stadt, durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsgasse nach dem alten Kirchhofe vor der St.-Jakobskirche. Gleich rechts am Eingange befindet sich noch jetzt das sogenannte Kassengewölbe, vor dessen Thüre die Träger die Bahre mit dem Sarge niedersetzten. Hell durchbrach in diesem Augenblicke der Mond die ihn verhüllenden Wolken und übergoß mit seinem ruhig freundlichen Lichte den Sarg des Dichters, ihm einen kurzen Abschiedsgruß sendend; gleich darauf verbarg sich die Lichtscheibe wieder hinter den rasch am Himmel dahineilenden Wolken. Hörbar rauschte der Wind über Dächer und Bäume dahin.

Nun öffnete sich die Pforte des düstern Gewölbes, der Todtengräber und seine drei Gehülfen nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinein, öffneten eine Fallthür und der theure Todte wurde an Seilen in die unterirdische, von keinem Lichtstrahl erhellte Gruft hinabgesenkt in die schweigsame Gesellschaft Derer, die ihm in diese schaurige Wohnung des Todes vorangegangen waren. Die Fallthür ward wieder niedergelassen und dann auch das äußere Thor des Grabgewölbes wieder geschlossen."

Einundzwanzig Jahre waren verflossen, seit Schiller's irdische Überreste in die finstere Gruft des Kassengewölbes hinabgesenkt worden waren, als Umstände eintraten, welche die Veranlassung gaben, daß die Gebeine des Dichters nochmals an das Licht des Tages und vor die Augen der Lebenden gebracht wurden. Wenn nämlich im Laufe der Jahre das Souterrain des Kassengewölbes, in welches Schiller's Sarg beigesetzt worden war, angefüllt war, wenn der Zuwachs zu der Gesellschaft des Todes den Platz zu beengen anfing, so wurde das Kassengewölbe, wie man es ausdrückte, aufgeräumt. Man brachte dann seinen ganzen dermaligen Inhalt — Sargtrümmer, Rudera von Todtengewändern, Gebeine und sonstige Überreste der Begrabenen — auf einen großen Haufen und grub in einem Winkel des Todtenhofs ein geräumiges Loch; dahinein wurden jene Überbleibsel der Todten und ihrer Gehäuse, ineinandergemengt, wie es der Zufall wollte, eingescharrt. Schwabe bat um die Erlaubniß, Nachsuchungen nach Schiller's Sarg anstellen zu dürfen, um, wenn sie von Erfolg wären, die Beisetzung von Schiller's irdischen Überresten in einem auf dem neuen Gottesacker zu errichtenden Grabmonumente zu beantragen. Sie ward ihm gewährt und es wird nun in der gedachten Schrift ausführliche Nachricht über die Auffindung des Schädels und des Skeletts Schiller's gegeben. Es sei eine längere Stelle über die Umstände, unter denen der Schädel Schiller's aufgefunden war, mitgetheilt:

„Schwabe verpflichtete den Todtengräber Bielke und drei Tagelöhner, die ihm als zuverlässige Männer bekannt waren, zum tiefsten Stillschweigen über die nun vorzunehmenden Arbeiten im Kassengewölbe. Nur von einem treuen Diener begleitet, begab er sich ganz in der Stille am 19. März 1826 Nachts 12 Uhr nach dem alten Gottesacker in das Kassengewölbe, wohin auch um dieselbe Zeit, einzeln und ohne Laternen, wie ihnen anbefohlen worden war, der Todtengräber und die drei Arbeiter kamen. Auf einer Leiter wurde in die undurchdringliche Finsterniß des Grabgewölbes hinabgestiegen und erst da unten zündete man einige Laternen an, deren Licht somit von außen nicht wahrgenommen werden konnte, eine Vorsicht, die Schwabe trotz der tiefen Nacht für nöthig hielt, für den Fall, daß doch noch Jemand zu dieser Zeit über den Kirchhof ginge.

Schwabe ließ nun zunächst die halbverfaulten Trümmer von Särgen in einer Ecke des Gewölbes aufschichten. Hiernach wurden die einzelnen Gebeine zu einem andern Haufen gesammelt, und endlich die während des Suchens nach und nach sich zeigenden Schädel zusammengestellt. Dabei wurde alle Aufmerksamkeit angewendet, irgend ein noch lesbares Sargschild zu finden, welche Mühe jedoch vergeblich war.

Das Grauenvolle des Aufenthalts in dieser so selten geöffneten, mit dem durchdringendsten Modergeruch angefüllten Todtengruft, unter herumliegenden menschlichen Gebeinen, mitten unter den Emblemen der Verwesung wollen wir nicht näher beschreiben.

Schwabe saß bei diesen Nachsuchungen auf einer Sprosse der Leiter, welche hinauf in den obern Raum führte, und dirigirte von da aus die Arbeiter. Durch eifriges Tabackrauchen suchte er sich gegen die zunächst seinen Sinnen sich aufdrängenden Unannehmlichkeiten einigermaßen zu schützen. Und so wurden drei Nächte hindurch, jedesmal von 12—2 oder 3 Uhr, die Nachsuchungen fortgesetzt.

In der dritten Nacht gegen halb 3 Uhr beendigte Schwabe seine Nachforschungen. Kein Winkel, selbst nicht die obere Schicht des Erdbodens, war undurchsucht geblieben und es hatten sich 23 Schädel gefunden, welche Schwabe, ehe er das Gewölbe verließ, durch den Diener Knabe in einen Sack packen und in seine Wohnung tragen ließ. Hier angekommen, stellte er die Schädel nebeneinander auf einer Tafel auf, und

kaum war dies geschehen, so rief er auch schon, auf einen der Schädel zeigend, aus: „Das muß Schiller's Schädel sein!“ Denn ausgezeichnet durch seine Größe und durch edle, regelmäßige Gestaltung war einer der aufgerichteten Schädel; ausgezeichnet auch dadurch, daß er, der einzige unter allen, seine vollständigen, wohlerhaltenen Zähne zeigte.

Von der werthvollsten Bedeutung war es jetzt, daß Schwabe im Besitz einer Gypsabformung war, welche der Bildhauer Klauer kurz nach Schiller's Tode nicht nur von dessen Gesichtszügen, sondern auch vom ganzen Kopfe genommen hatte. Diesen Gypsabguß holte Schwabe sofort herbei; er stellte mit Cirkel und Band vergleichende Messungen an und erlangte für seine Person die unendlich freudige Überzeugung, im Besitze des wahren Schiller'schen Schädels zu sein. Sämmtliche übrige 22 Schädel konnten kaum mit der Gestaltung des in Gyps geformten Kopfes in Vergleichung kommen.

Noch fehlte aber an dem Schädel die untere Kinnlade. Des regsten Eifers voll, begab sich Schwabe gleich in der folgenden Nacht mit dem Todtengräber und dem Diener Knabe wieder in das Kassengewölbe. Der aufgefundene Schädel wurde dahin mitgenommen und nun aus dem Haufen der einzelnen Gebeine Kinnladen hervorgesucht und die gefundenen dem Schädel angepaßt. Unter ihnen fand sich eine, deren Gelenkköpfe genau in die entsprechenden Gelenkgruben des Schädels paßten; auch war sie die einzige unter allen vorhandenen Kinnladen, welche noch ihre vollständigen, schön erhaltenen Zähne hatte, mit alleiniger Ausnahme eines fehlenden Backenzahns.

In seine Wohnung zurückgekehrt, paßte nun Schwabe die gefundene Kinnlade auch den übrigen 22 Schädeln an, doch der für den Schiller'schen erkannte Schädel war der einzige, an welchen diese Kinnlade paßte. Bei allen andern Schädeln ergab sich, daß der gegenseitige Abstand der entsprechenden Gelenkflächen weit geringer war als an dem gefundenen Unterkiefer.

Indeß begnügte sich Schwabe nicht mit seiner persönlichen Überzeugung von der Identität des Schiller'schen Schädels. Zunächst lud er drei Sachverständige zu sich ein: den Geheimen Hofrath und Leibarzt Dr. Huschke, den Obermedicinalrath Dr. von Froriep und seinen Bruder, den Hofrath und Leibarzt Dr. Schwabe. Diese drei Ärzte nahmen nun an Schädel und Gypsabguß die sorgfältigsten Messungen vor. Letztere betrafen insbesondere die Höhe und Breite der Stirn, die Entfernung der Augenhöhlen voneinander und die Weite derselben, dann die gegenseitige Entfernung der äußern Ohröffnungen, die Höhe des Gesichts von der Nasenwurzel bis zum Kinn, den Abstand der beiden Kiefergelenke voneinander und die gegenseitige Entfernung der beiden Jochbeine. *) Einstimmig erklärten die drei sachkundigen Männer, daß der ihnen vorliegende Schädel derselbe sein müsse, über welchen die von ihnen mit diesem verglichene Gypsabformung gegossen worden sei. Da nun der Gypsabguß unzweifelhaft über Schiller's Kopf gemacht worden, so müsse auch der von Schwabe im Kassengewölbe aufgefundene Schädel der Schiller'sche sein.

Schwabe war darauf bedacht, noch mehr Beweise für die Identität des glücklich gefundenen Schädels zu erhalten. Er ließ eine Einladung an alle Bewohner Weimars und der Umgegend ergehen, welche Schiller's Person genau gekannt hatten, in seiner Wohnung den Schiller'schen Schädel zu recognosciren. Es fanden sich Viele ein; Schwabe führte jeden einzeln in das Zimmer, wo in langer Reihe auf einer Tafel 23 Schädel standen, jeder derselben mit einer Nummer versehen. Auf einem andern Tische stand der Klauer'sche Gypsabguß. Ohne eine einzige Ausnahme erklärten Alle, nach kurzer Beschauung, mit fester Überzeugung einen und denselben Schädel für den Schiller's.

Bei all der vorliegenden hohen Wahrscheinlichkeit, daß der echte Schiller'sche Schädel gefunden worden, lag aber doch immer noch die Möglichkeit eines stattfindenden Irrthums vor. Trotz der sorgfältigen Nachforschungen konnten doch vielleicht in dem finstern Grabgewölbe den Augen der Suchenden einer oder mehre Schädel entgangen sein; unter ihnen konnte der wahre Schiller'sche sich befinden, und der dafür gehaltene war nur von einer täuschend ähnlichen Gestaltung.

Auch dieser mögliche Einwand gegen die Echtheit des geretteten Schädels wurde auf das vollständigste beseitigt. Schwabe erbat sich vom Landschaftscollegium die das Kassengewölbe betreffenden Acten, in denen mittels einzelner Registraturen für jeden Fall die Personen genannt waren, welche man in jenes Gewölbe beigesetzt hatte. Aus diesen Acten ergab sich, daß seit der letzten Aufräumung 23 Personen, unter denen auch Schiller war, in das Kassengewölbe beigesetzt worden waren. Also mußte sich unter den 23 gefundenen Schädeln auch der Schiller'sche befinden.

Abgesehen von den durch Sachkundige an dem Schädel vorgenommenen sorgfältigen Messungen war das Vorhandensein des vollständigen Gebisses an demselben sehr beweiskräftig. Allen andern Schädeln fehlten die Zähne bis auf einzelne Stifte entweder ganz oder sie waren doch höchst unvollständig und schadhaft. Alle Diejenigen, welche Schiller persönlich gekannt hatten, namentlich auch der Registrator Rudolph, der mehre Jahre lang, bis an Schiller's Tod, dessen Bedienter gewesen war, wußten mit Bestimmtheit, daß Schiller seine trefflichen, vollständig erhaltenen Zähne mit ins Grab genommen hatte. Nur ein Backenzahn fehlte an der wieder aufgefundenen untern Kinnlade. In Schwabe's Notizen finden wir die Vermuthung ausgesprochen, daß dieser fehlende Zahn vielleicht erst beim Aufsuchen des Schädels und des Unterkiefers herausgefallen sei. Dagegen wird von Adolf Stahr in einem Aufsatze über Schiller's Beerdigung (Nationalzeitung, 1851, Nr. 414) behauptet, diesen fehlenden Zahn habe sich Schiller in Gegenwart seines ehemaligen Bedienten, des nachherigen Museumschreibers Färber in Jena, zufolge der Aussage dieses Mannes, ausziehen lassen. Jedenfalls ist das Fehlen dieses einen Zahns von unerheblicher Bedeutung. Was in anderweitigen Mittheilungen von den horizontalen Streifen an Schiller's Zähnen, woran man den Schädel erkannt habe, erzählt wird, erlauben wir uns zu bezweifeln; Schwabe wußte sich dieses Umstandes nicht zu erinnern. Richtig aber ist es, daß Goethe die schöne horizontale Stellung der Zähne an dem Schädel wiedererkannte.

Endlich möge noch bemerkt werden, daß unter den 23 Schädeln der für den Schiller'schen erkannte bei

*) Vergleichende Messungen bezüglich der übrigen Raumverhältnisse des Schädels wurden vermuthlich aus dem Grunde nicht vorgenommen, weil sie zu keinem genauen Resultate führen konnten. Denn der Klauer'sche Gypsabguß war über den noch mit Haaren und der Kopfhaut bedeckten Kopf abgenommen worden; sogar das Tuch, womit man den Leichen die im Tode herabhängende untere Kinnlade an die obere anzuschließen pflegt, ist an der Gypsmaske mit abgeformt.

weitem der größte war. Schiller hatte einen der ansehnlichen Länge seines Körpers entsprechenden großen Kopf. Die 22 Personen, welche außer Schiller im Kassengewölbe beigesetzt worden, waren alle namentlich in den gedachten Acten aufgeführt, und im Jahre 1826 lebten noch Viele, welche diese sämmtlichen 22 Personen gekannt hatten und sich deutlich erinnerten, daß keine von ihnen mit so großer Körpergestalt und so großem Kopfe begabt war wie Schiller."

Unter welchen Umständen dann auch noch die übrigen zu Schiller's Skelett gehörigen Knochen aufgefunden wurden, wie der Schädel Schiller's zuerst auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar niedergelegt ward, zuletzt aber Schädel und Gebeine in der großherzoglichen Gruft zu Weimar beigesetzt wurden, darüber möge sich Jeder, der es näher zu erfahren wünscht, aus der schon mehrmals genannten Schrift unterrichten lassen.

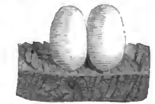
Das Schloß Katharinenthal bei Reval.



Mit Geld, Menschenhänden und unbeschränkter Herrschergewalt kann man Vieles bewirken, was sonst kaum möglich scheint, und in ihrem Besitze baute Peter I. von Rußland eine Residenz, die es, was Pracht und Größe betrifft, mit jeder andern in Europa aufnehmen kann, nicht minder aber suchte er auch sie mit angenehmen Umgebungen zu schmücken. Das Eine war so schwer wie das Andere, denn Petersburg erhob sich aus einem Sumpfe und weit und breit war nichts als Sumpf oder dürrer Sand des Meers. Allein, wie gesagt, Geld, Menschenhände und unbeschränkter Wille thaten das Ihrige. Ein Blick auf vorstehende Abbildung zeigt uns das Schloß Katharinenthal in der Nähe von Reval am Gestade des Finnischen Meerbusens; ursprünglich war nichts als Sumpf und Sand da, allein Peter I. schuf einen Garten um das von ihm erbaute Schloß, daß Alles, was in Petersburg und Reval Geld hat und Geselligkeit liebt, hierher eilt, theils die Reize der Natur, theils das im Laufe der Zeit Mode gewordene Seebad zu genießen. Gärten, Waldpartien, Parkanlagen ziehen sich weit umher und hinter dem Schlosse hat sich nach und nach eine Stadt gebildet, wo, freilich für hohen Miethzins, die hohen Gäste eine Wohnung suchen. Daher ist wol das theuerste Seebad in diesem so geschmückten Sumpfe und Sande entstanden, wo man die berühmtesten Namen von Petersburg findet, zu denen sich dann noch ebenbürtige aus dem übrigen Europa gesellen. Wer hier nicht Unterkommen erhalten kann, miethet sich im nahen Reval ein, wo dann oft mehr Badegäste als Schiffe zu sehen sind. Großartig und kaiserlich ist das Schloß gerade nicht, allein man will wahrscheinlich Peter's Schöpfung nicht zerstören, besonders da auch noch manche Erinnerung aus seiner Zeit sich erhalten hat. Es sollte seinem Willen nach kein Schloß, sondern ein Lustschloß für seine Katharina sein und an ihrer Seite ihn selbst im Sommer dann und wann erheitern. Noch zeigt man einige Kleider, welche die Majestäten hier getragen haben, einen Sessel des Kaisers und seine Bettstelle.

Wie manche Thiere sich ihre Wohnungen anlegen.

Der Mensch baut sich eine Hütte, ein Haus, einen Palast, größer oder kleiner, niedriger oder höher, wie es ihm nothwendig oder schön dünkt, und viele Thiere schaffen, wenn nicht gerade für sich selbst, doch für ihre Jungen eine Wohnung, die, untersucht man sie genau, vergleicht man sie mit den ihnen dazu von der Natur gegebenen Werkzeugen, nicht minder Erstaunen erregt als das prächtige Gebäude des Menschen. Gerade die kleinsten Thiere sind darin oft die ausgezeichnetsten; denn besonders unter den Insekten finden wir die merkwürdigsten Baumeister der Art. Die Ameisen, Bienen und Wespen werden Jedem hierbei gleich einfallen. Vorzugsweise sind uns in solcher Art auch viele Vögel bekannt und die Nester derselben zum Theil wahre Meisterstücke der Arbeitsamkeit und Sorgfalt. Gewöhnlich achtet man weniger darauf, weil Alles, was nur in solcher Art vorkommt, auf Rechnung des Instinkts gesetzt wird; ein Wort, ein Schall, wodurch wir nicht ein Haar klüger werden; es scheinen solche Thiere einer innern Vorstellung zu folgen, welche ihnen, ohne daß sie sich ihrer klar und deutlich bewußt werden, die Nothwendigkeit eines solchen Bauwerks zeigt und sie nicht eher zur Ruhe kommen läßt, bis sie ihr Werk vollendet haben. Selbst der Mensch ist solchem Instinkt unterworfen und folgt ihm oft in Lebensgefahren, in Krankheiten, wo ihm das klare Bewußtsein entflohen ist. Enträthseln wird man schwerlich je das unter dem Geheimnisse des Instinkts verborgene Treiben des Thiers, das sich noch in so vieler andern Art geltend macht. Zunächst mag es hier nur faktisch durch die Art dargethan werden, wie manche Thiere für die erste Wohnung ihrer zu erwartenden Jungen sorgen. Wir haben hier das Nest einer Baumschnecke, also eines Wurms; denn

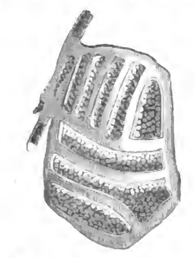


Nest einer Bauchschnecke.

selbst dem Wurme wohnt, mag er beschränkt sein wie er will, Gefühl und Wille, Denken und Streben bei. Genug, diese Schnecke legt ihre Eier auf ein Blatt und umgibt sie mit einer kalkartigen Schlale, daß jedes derselben einem kleinen senkrecht stehenden Taubenei ähnlich ist.

Viel zahlreichere Beispiele solcher Thätigkeit kommen jedoch schon im Reiche der Insekten vor. Hier haben wir die Nester von vier Wespenarten.

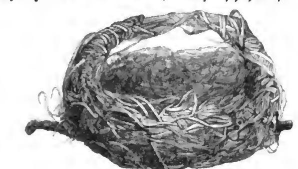
Zuerst das der Polistes nidulans, einer sogenannten Pappenwespe, welche in Cayenne zu Hause ist. Sie baut wie die meisten Wespen ihr Haus aus Holz, das sie mit ihren starken Kiefern zu einem feinen Mehle verarbeitet, aus welchem sie mit ihrem klebrigen, speichelartigen Safte einen Brei schafft, der, in dünne Schichten vertheilt, so viel Zellen bildet, als sie für ihre Eier vonnöthen hat. Wir müssen uns die eine Vorderwand ihres Nestes abgeschnitten denken, den kunstvollen innern Bau zu betrachten. Wie künstlich ist, vielleicht in einem hohlen Baume, eine Reihe solcher kleinen Eierhöhlen der Länge nach herunter oder quer herüber angelegt. Die beste Vorstellung davon wird sich Derjenige machen können, der einmal ein Nest unserer gewöhnlichen Wespe auf einem Boden unter dem Dache entdeckte, das, wie eine Kugel ge-



Nest des Polistes nidulans.

staltet, aus einem starken Löschpapier gearbeitet, vielleicht einen Fuß im Durchmesser hat und 12—16,000 Zellen enthält. Wie viel Holzspänchen mußten zerkaut, mit Speichel vereint und zu solchem — Löschpapier verarbeitet werden, so viele Eier aufzunehmen!

Hier ist das Nest einer andern Wespenart, der Myrapetra scutellaris, welche schichtweise und



Nest der Myrapetra scutellaris.

horizontal baut, sowie der Polistes Smeeji, die ihr Nest an einem Baume zwischen Blättern aufhängt.



Nest der Polistes Smeeji.

Noch künstlicher scheint sich das Nest der Wespenart Polistes Doubledayii zu gestalten, die gleich den vorigen auch in fernen südlichen Gegenden haust und ihren Bau wie eine Muschel bildet, wozu nur ein Eingang führt. Und Alles ist — Pappenwerk, einem großen Blatte aufgeklebt. Wie künstlich ist Alles, wie so eigenthümlich und doch immer dieselbe Form!

Es wird doch Niemand an der Richtigkeit der Beobachtungen darüber zweifeln? Wer es wollte, mag dann nur an ähnliche Wunder in der Heimat denken,

er mag das Nest unserer Hornisse anschauen. Sie, die größte Wespenart, baut sich am liebsten in hohlen Bäumen an, denn da findet sie gleich das von ihr am



Nest der Polistes Doubledayii.

leichtesten zu zermalmende Holz. Sie ist größer als die Wespe und braucht also auch ein noch größeres Nest als diese. Wir wollen uns ebenfalls denken, daß ein Streifen der Baumrinde oder selbst des Splints weggenommen ist, wo sie das Lager für ihre Eier aufgeschlagen hat, und sehen so, wie sich dasselbe viele



Nest der Hornisse.

Stockwerke hoch übereinander erhebt, die alle horizontal liegen und zu denen von außen runde Eingänge führen. Die einzelnen Zellen sind im Innern cylinderförmig; in Verbindung untereinander berühren sie sich als Sechsecke wie die in einem Bienenstocke.

Wie Vieles ließe sich in solcher Weise noch von den Arbeiten mancher andern Insekten, z. B. dem Riesenbau der Termiten in Afrika, dem Prunkgemache der Tapezierbiene auf unsern Feldrainen u. s. w. erzählen; allein wir übergehen es hier, um noch von den kunstreichen Nestern einiger Vögelarten zu sprechen. Manche lassen kaum glauben, daß ein mit so wenigen Werkzeugen begabtes, nur auf seinen Schnabel und seine Beinchen angewiesenes kleines Thier diese Arbeit vollenden konnte. Unter den Singvögeln gibt es vornehmlich viele Künstler der Art und unter ihnen zeichnen sich besonders wieder manche in Ost- und Westindien aus. Hier ist z. B. das Nest des gelbköpfigen Webervogels. Er gehört zum Sperlingsgeschlechte und ist in Ostindien zu Hause, wo er sich



Nest des gelbköpfigen Webervogels.

seine Wohnung aus grobem Grase in Gestalt eines länglichen Handkorbes zu flechten versteht. Selbst der Stiel oder die Handhabe fehlt nicht, um es an einem Zweige oder Aste anzuhängen. Eine andere Art dieser Vögel, die der Velicurvi, baut das Nest wo möglich noch kunstreicher. Aus Grashalmen wird es geflochten; ein Gewebe mit groben Maschen, fast ku-



Nest des Velicurvi.

gelrund, in einem weiten, fußlangen Schlauche endend, welcher im Innern einen Vorsprung auf der Seite hat, worauf er seine Eier legt und nun bequem hier ausbrütet. Ganz vornehmlich jedoch ist das Nest des Dicoeum concolor in solcher Art beachtenswerth; der indische Schneidervogel, wie ein anderer solcher Vogel heißt, die Sylvia sartoria, und ein Honigvogel oder Kolibri, wozu der Dicoeum concolor gehört, macht sich eine Tasche, da er die Kunst versteht, mit seinem kleinen spitzen Schnabel ein großes, am Ende schwankender Zweige befindliches Blatt mit einem Faden, d. h. einem Grashalme so zusammenzunähen, daß es eine Tasche bildet, und bleibt ein offener Raum, so näht er noch ein drittes Blatt darüber, das Ganze im Innern aber füllt er dann noch mit zarter Wolle

aus, die Jungen weich und warm zu betten. Welche Vorkehrungen traf hier die Natur, welchen klugen



Nest des Dicaeum concolor.

Sinn pflanzte sie den kleinen Geschöpfen ein, welche Räthsel gab sie dem denkenden, beobachtenden Menschen auf, der umsonst nach der Ursache fragt, weshalb auf ebenso mannichfaltige als verschiedene Art derselbe Zweck erreicht werden soll!

Der chinesische Sian Schwoh.

Diesen im Deutschen etwa durch „Plaudereien" zu übersetzenden Titel führt ein uraltes, ziemlich starkes Erzählungsbuch, das in China fast die einzige Unterhaltungsschrift für den gemeinen Mann ist. In den meisten Erzählungen wimmelt es von Zauberkünsten, die unter dem gemeinen Volke in China eine so große Rolle spielen. Aus einer in London unlängst erschienenen Übersetzung theilen wir eine Erzählung zur Probe mit.

Geizig und freigebig.

Ein Dorfbewohner verkaufte einst Pflaumen auf dem Markte, welche köstlich und duftend waren und gut bezahlt wurden. Da kam ein Tou-Priester in zerlumpten Kleidern von zarter Baumwolle und bettelte vor dem Wagen des Bauers. Dieser aber schalt ihn. Der Priester blieb stehen und bettelte fort; aber der Bauer ward zornig und schmähte ihn. Der Priester aber sagte sanftmüthig: Der Wagen enthält viele hundert Pflaumen und ich habe dich nur um eine einzige gebeten; die würde für dich kein großer Verlust sein. Warum bist du denn so zornig?

Die Zuschauer riethen dem Bauer, dem Priester eine armselige Pflaume zu geben und ihn dann seines Wegs ziehen zu lassen, aber der Dorfbewohner wollte nichts davon wissen. Die Arbeiter aber auf dem Markte, die an dem Auftritte keinen Gefallen hatten, brachten einige Kupferstücke zusammen und kauften eine Pflaume, die sie dem Priester gaben. Er verneigte sich und dankte ihnen, worauf er sich an die Menge wendete und sagte: Ich möchte nicht gern geizig erscheinen und bitte euch, meine Freunde, theilzunehmen an dieser köstlichen Pflaume.

Einer aber von ihnen versetzte: Nun hast du sie; warum issest du sie nicht allein?

Ich will nur den Kern haben, um ihn zu pflanzen; das Weitere sollt ihr dann sehen.

Gierig verschlang er das Fleisch der Pflaume, dann hielt er den Kern eine Weile in seiner Hand und murmelte etwas für sich hin; hierauf nahm er einen Spaten von seinen Schultern und grub in den Boden ein mehre Zoll tiefes Loch, in welches er ihn legte und mit Erde bedeckte. Darauf wendete er sich an die Marktleute, verschaffte sich etwas Brühe, womit er ihn bewässerte und fruchtbar machte; Andere aber, die auch zu sehen wünschten, was daraus werden möchte, brachten aus einem Kramladen kochenden Spülicht, welcher auch über die frisch aufgeworfene Erde geschüttet ward. Aus ihm aber sah man einen gekrümmten Sproß aufschießen, der allmälig zunahm und zu einem Baume ward, der mit Zweigen nnd Blättern versehen war; Blüten folgten nach und darauf große Früchte, welche den Baum bedeckten. Hierauf trat der Priester zu dem Baume, pflückte die Früchte und gab sie den Zuschauern. Nachdem alle verzehrt waren, fällte er den Baum mit einem kleinen Beil, nahm das Laubwerk auf seine Schultern und ging fort.

Als der Priester zuerst seine Zauberkünste begann, befand sich der Bauer Pflaumenhändler auch unter der Menge. Er streckte seinen Hals weit vor, gaffte mit den Augen und vergaß sein eigenes Geschäft. Nachdem der Priester fort war, schaute er wieder nach seinem Wagen; aber siehe! er war leer und nun erst bemerkte er, daß Alles, was vertheilt worden, seine eigene Waare gewesen war. In großer Aufregung und erzürnt lief er dem Priester nach. Aber er konnte ihn nicht finden, und als er zurückkam, ward er von allen Marktleuten ausgelacht.

Viel! Viel!

Der Marschall und Kriegsminister Soult hatte sich in seinem Feldzuge in Spanien, namentlich nach der Schlacht von Ocaña am 19. November 1809, in Sevilla die köstlichsten Gemälde von Murillo, diesem Könige der spanischen Maler, erbeutet, namentlich aus dem Kreuzgange des Klosters San-Francisco und aus dem Hospital la Caridas. Aus letzterm nahm Soult von acht Gemälden, an welchem Murillo vier Jahre lang gearbeitet und für die er über 5000 Thlr. erhalten hatte, fünf weg. Soult hatte seine Galerie in Paris sehr zugänglich gemacht, ohne sich jedoch über die Quelle auszulassen, aus der er sie geschöpft hatte. Der verstorbene Lord Essex, der oft sehr witzig war, sagte bei einem Besuche der Galerie sehr ernsthaft zu Soult, der ihn herumführte: „Herr Marschall! Diese Meisterstücke müssen Ew. Excellenz sehr viel gekostet haben!"

Ah oui, Mylord! erwiderte der Marschall, beaucoup, beaucoup!

Aber Quittungen über den Erkauf konnte dieser Verres des 19. Jahrhunderts Niemand vorlegen.

Das Nordlicht.

Das Nordlicht erklärt sich das ganze finnländische Volk auf eine eigenthümliche Weise. Diese Leute nehmen an, das Nordlicht werde von den unermeßlichen Haufen von Heringen in dem Polarmeere verursacht, welche, sobald sie von großen Fischen verfolgt werden, eine plötzliche Wendung machen. Sie meinen, die Bewegung des Wassers und der Heringe rufe das phosphorische Licht hervor, das blos vom Himmel wiederscheine.

Mannichfaltiges.

„S'il vous plait!“ ist die französische Allerweltsphrase; es gibt kein Verhältniß des Lebens, das von ihr befreite. Selbst die kleinen Kinder, die auf der Nordterrasse des Tuileriengartens oder unter den Kastanien im Luxemburg spielen, vergessen über Ball, Reifen und Kreisel das mit der Muttermilch eingesogene s'il vous plait nicht. Wenn der französische Arbeiter sich zum Essen niedergesetzt hat, wenn er Teller und Glas, Messer und Gabel abgewischt und Alles nach seinem Sinne arrangirt hat, sagt er endlich, die Serviette über seine Knie breitend, zu seinem Magen: s'il vous plait! Wo diese gangbarste Wortmünze nicht im vollen Umfange ausgegeben wird, da wird sie wenigstens sinnbildlich dargestellt. Die blinden Bettler lassen sich das s. v. p. auf die Holzkistchen malen, in welches sie sich ihr Almosen erbitten, und fast hinter jedem: Fermez la porte! oder: Tirez fort! steht ein s. v. p.

Der Glockenthurm Belfried in Gent, unweit des Rathhauses, behauset gegen 40 größere und kleinere Glocken, welche sämmtlich ihre besondern Namen haben und von denen manche zu besondern Diensten verwendet werden. Diesen bezeichnet bei einer größern die Inschrift:

Myn nam is Roelant,
Als ick clippe dan ist brandt,
Als ick luyde, dann ist storm im Vlämerland.

Camaldoli, das berühmte Kloster in einem Thale der Apenninen, unweit Arezzo im Florentinischen, hat eine reizende Lage in seiner Abgeschiedenheit von der Welt. Aber die eigentliche Wiege des von Romuald gestifteten Camaldulenserordens ist das sogenannte Sacro Eremo, das in einer Lichtung des Föhrenwaldes fast auf dem Gipfel eines Apenninenbergs liegt. Noch besteht da droben die klösterliche Anstalt; sie ist von einer Mauer umgeben, die Wohnung eines jeden Eremiten ist völlig isolirt. Jede dieser Wohnungen enthält eine kleine Zelle, ein Miniaturoratorium und einen tüchtigen Ofen; ohne einen solchen wäre es hier im Winter nicht auszuhalten, und bei winterlichen Schneestürmen ist es nicht ohne Gefahr, wenn die Mönche aus ihren einsamen Zellen zu dem mitternächtlichen Gottesdienste nach der Kirche gehen. Einmal für 24 Stunden werden Brot, Wasser und Gemüse von einem Laienbruder in jede Zelle gebracht durch eine Art von Drehe, sodaß der Mönch sein spärliches Mahl erhält, ohne ein menschliches Wesen zu sehen und zu sprechen. Er sieht Niemand, außer in der Kirche, und spricht gar nicht. Über dem Sacro Eremo ist ein Punkt, von wo aus Ariost die beiden, Italien umgürtenden Meere gesehen haben will. Man erklärt dies gewöhnlich für eine Ariostische licentia poetica; aber auch die Führer behaupten fest, daß man beide Meere sehen könne, wenn das Wetter hinreichend klar sei.

Die Melkzeit der lappländischen Rennthierheerden. Auf allen Höhen rund umher — erzählt der Reisende Capell Brooke — wird Alles in einem Nu voller Bewegung und Leben. Die geschäftigen Hunde bellen überall und treiben die Heerden immer näher; die Rennthiere springen und rennen, stehen still und springen wieder in einer unbeschreiblichen Mannichfaltigkeit von Bewegungen. Welch schönen und majestätischen Anblick gewährt es, wenn das weidende Thier, von dem Hunde geschreckt, sein Haupt erhebt und seine breiten und mächtigen Augsprossen zeigt! Und wenn es läuft, wie flink und leicht ist sein Schritt! Nie hören wir seinen Fußtritt auf die Erde und nur das beständige Knarren seiner Kniegelenke, als wäre es durch die Wiederholung elektrischer Schläge hervorgebracht, ein sonderbares Geräusch, das wegen der Menge von Rennthieren, die es hervorbringen, in großer Ferne gehört wird. Hat endlich die ganze Heerde die Höhe (Gamme) erreicht, so stehen die Thiere still, ruhen aus oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren Geweihen gegeneinander oder umringen gruppenweis einen Moosstock, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Thiere zum andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Augsprossen des Thiers, das ihm die Mädchen bezeichnen, um es heranzuziehen. Das Thier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen und das Mädchen lacht und freut sich über die Mühe, welche dies verursacht. Auch läßt es zuweilen aus Muthwillen ein Rennthier wieder los, damit es noch einmal für sie eingefangen werde. Unterdessen hört man den Vater oder die Mutter schelten wegen des Muthwillens, der oft die Wirkung hat, die ganze Heerde scheu zu machen. Wenn die Heerde zuletzt sich hinstreckt, so viele hundert Thiere auf einmal rund um die Gamme, so bilden wir uns ein, ein ganzes Lager zu sehen, den Befehlshaber des Ganzen in der Mitte.

Lukas Cranach der Ältere war ein richtiges Factotum. Wenn man die über ihn unlängst erst erschienene Schrift von Schuchardt durchblättert, so findet man, daß er sich außer der Malerei in aller Art auch mit Vergoldung, Lackirung, Ölfarbenanstrich, Tapeten- und Wappenmalerei, Kupferstecherei und Holzschneiderei beschäftigte; außerdem bekleidete er lange Zeit das Amt des Bürgermeisters in Wittenberg, war auch privilegirter Inhaber einer Apotheke. Da dürfen wir doch von moderner Zersplitterung nicht mehr sprechen.

Die Jagd auf Pelzthiere wird in Nordamerika, außer von vielen Privatpersonen, von drei Gesellschaften betrieben: von der englischen Hudsonsbai-Compagnie in London, von der amerikanischen Pelz-Compagnie in Neuyork und von der dänischen Grönlands-Compagnie in Kopenhagen. Die bedeutendsten Geschäfte macht die Hudsonsbai-Compagnie; der Werth des jährlichen Ertrags läßt sich auf $1\frac{1}{2}$ Million Thaler anschlagen.

Ankündigungen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 510.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [9. October 1852.

Bildsäule des Herzogs von York im Carltongarten des St.-Jamesparks zu London.



Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen.

Ein Geschichtsbild aus der Reformationszeit.

Luther hatte eine Weltbewegung hervorgerufen und es standen sich die katholische und evangelische Partei gegenüber. Die Reformation war im vollen Gange und wurde wol dadurch vorzugsweise mit begünstigt, daß der damalige Kaiser Karl V. sich nur selten in Deutschland sehen ließ und überhaupt viele andere Dinge im Kopfe hatte, die ihn mehr beschäftigten als die Zänkereien der Deutschen. Nur wenn der Streit in Deutschland zu arg wurde, schrieb er einen Reichstag aus. So ließ er 1529 einen solchen in Speier halten, um den immer mehr überhandnehmenden Religionsstreit zwischen den Katholischen und Evangelischen zu schlichten. Nach langem Hin- und Herreden bewilligten die Katholischen, daß die Evangelischen nur unter der Bedingung fürs Erste freie Religionsübung behalten sollten, daß sie die Messe beibehielten und überhaupt alle Neuerungen unterließen. Das wollten sich aber die Evangelischen nicht gefallen lassen und reichten dagegen eine Protestation ein. Davon erhielten sie den Namen Protestanten.

Wichtiger war 1530 der Reichstag in Augsburg, dem der Kaiser selbst beiwohnte. Auf Anrathen des Kurfürsten von Sachsen, Johann des Beständigen, hatte der gelehrte Melanchthon eine Schrift aufgesetzt, in welcher die Lehrsätze der Evangelischen enthalten waren. Diese Schrift, die sogenannte Augsburger Confession, wurde öffentlich vorgelesen und dem Kaiser überreicht, der darauf erwiderte, er wolle diesen trefflichen und hochwichtigen Handel mit allem Fleiße erwägen und ihnen alsdann seine Entscheidung bekannt machen. Er übergab darauf die Schrift einer Gesellschaft von katholischen Geistlichen, unter denen Eck und andere heftige Gegner Luther's waren. Diese faßten eine Gegenschrift ab und solche wurde den Evangelischen vom Kaiser unter Androhung seiner Ungnade übergeben, wenn sie sich nun nicht mit den Katholischen vergleichen würden. Wie war das aber möglich, da sie so himmelweit auseinander waren? Und so wurde gestritten und gestritten und — Jeder blieb bei seiner Meinung. Die evangelischen Fürsten fuhren aber indessen fort, in ihren Ländern die Kirchen und Geistlichen umzuformen und Alles so einzurichten, wie Luther und Melanchthon gerathen hatten, und immer mehre traten zu ihnen über.

Um diese Zeit, 1531, schlossen sich die Evangelischen näher aneinander an; denn sie wußten, wie feindlich die Katholischen gegen sie gesinnt waren und wie der Papst den Kaiser immer mehr gegen sie aufbringe. Sie kamen deshalb in Schmalkalden, einer hessischen Stadt im Thüringerwalde, zusammen und verabredeten, sie wollten sich gegenseitig beistehen, wenn sie angegriffen würden. Als aber der Landgraf Philipp von Hessen, der die Seele des Bündnisses war, darauf bestand, daß man gleich das Nähere feststellen wolle, da zeigte es sich, wie schwer es war, viele Köpfe unter Einen Hut zu bringen. Jeder wollte etwas Anderes und Nichts wurde aufs Reine gebracht. Das Einzige, was man beschloß, war, man wollte den Kaiser bitten, sie der Religion wegen unangefochten zu lassen, sonst würden sie einander treulich beistehen.

Während dieser Unterhandlungen setzte Kaiser Karl es durch, daß die Deutschen seinen einzigen Bruder Ferdinand, einen guten, friedliebenden Mann, zum Römischen König erwählten, damit doch Einer da sei, der in des Kaisers Abwesenheit die Ordnung in Deutschland handhabe. Nur der Kurfürst von Sachsen, Johann der Beständige, wollte ihm seine Stimme nicht geben, was ihm der Kaiser niemals vergaß.

Überhaupt wurde Kaiser Karl auf die Evangelischen jetzt immer erbitterter, besonders da sie gleich darauf noch in demselben Jahre, 1531, wirklich den Schmalkaldischen Bund untereinander abschlossen. Sechs Fürsten, zwei Grafen und elf Städte unterschrieben. Die Häupter des Bundes waren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen. Dieser, ein feuriger, für seine Religion warmfühlender Mann, hätte gern gleich mit dem Schwerte dreingeschlagen; aber dazu war der bedächtige Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, der Großmüthige genannt, der inzwischen seinem 1532 verstorbenen Vater Johann dem Beständigen in der Kurwürde gefolgt war, nicht zu bringen. Das gegenseitige Mistrauen zwischen Katholiken und Protestanten war aber schon so groß, daß jeder Unbefangene wol einsah, es könnte nicht lange so bleiben und würde endlich zum Kriege kommen, wie es auch geschah.

Vergebens hatten die Evangelischen dringend und oft den Kaiser um gleiche Rechte mit den Katholischen und um ungekränkte Religionsübung gebeten. Jetzt hörten sie nun gar, der Kaiser rüste sich und habe mit dem Papste ein Bündniß gegen sie geschlossen. Sie fragten an, wohin die Rüstungen zielten und erhielten die beunruhigende Antwort, er werde sich gegen Alle, die ihm gehorsam wären, gnädig und väterlich bezeigen, gegen die Ungehorsamen und Widerspenstigen aber sein kaiserliches Ansehen gebrauchen. Am folgenden Tage erklärte er sich bestimmter, er habe beschlossen, einige ungehorsame Störer des Friedens, die bisher unter dem Scheine der Religion selbst die kaiserliche Hoheit anzugreifen gewagt hätten, zum Gehorsam zurückzubringen und kündigte im Jahre 1546, bald nach Luther's Tode, dem Schmalkaldischen Bunde den Krieg an. Der Bund fing an sich zu rüsten, aber die Häupter desselben konnten sich in der Hauptsache nicht verständigen. Der Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich war zwar ein frommer und streng rechtlicher Mann, aber für eine so ernste Zeit und für so mächtige Feinde, als ihm entgegenstanden, jedenfalls zu bedächtig, nicht klug und kriegserfahren genug. Dabei beharrte er starr auf seinen Ansichten und so war stete Uneinigkeit zwischen ihm und dem feurigen, kampfesmuthigen Philipp von Hessen.

Einige evangelische Fürsten, die das Unheilvolle dieser Uneinigkeit erkannten, hatten sich darum auch dem Bunde nicht angeschlossen. Dahin gehörte besonders der junge Herzog Moritz von Sachsen, Johann Friedrich's Vetter. Sachsen besteht bekanntlich aus zwei Linien, der ernestinischen und albertinischen. Jene befand sich damals im Besitze des Kurfürstenthums, dessen Hauptstadt Wittenberg war, diese war die herzogliche und hatte Dresden zur Hauptstadt. Moritz war ein junger trefflicher Mann. Aus seinen feurigen Augen blitzte Klugheit und Heldenmuth, und daher war es nicht zu verwundern, daß er sich mit seinem etwas schwerfälligen Vetter, der Alles besser wissen wollte und doch Vieles verkehrt anfing, gar nicht vertragen konnte. Besser stand er mit Philipp von Hessen, dessen Schwiegersohn er war. Aber dennoch hielt er es nicht für gerathen, sich mit ihm zu verbinden; denn er sah wol, daß mit Philipp's aufbrausender Hitze ebenso wenig als mit Johann Friedrich's bedächtiger

Unentschlossenheit ein sicheres Bündniß zu schließen sei. Moritz war zwar auch ein frommer, dem evangelischen Glauben treuergebener Fürst, aber Ehrgeiz seine Schwäche, der er Alles opfern konnte. Das wußte der Kaiser; darum machte er ihm Hoffnung, ihm den Oberbefehl über ein Heer zu geben sowie andere Verheißungen, und diese Aussicht bezauberte ihn so, daß er sich heimlich fest an ihn anschloß.

So standen die Sachen, als der sogenannte Schmalkaldische Krieg auszubrechen drohte. Da wurde Moritz von Sachsen in eine peinliche Verlegenheit versetzt. Johann Friedrich bat ihn, während seiner Abwesenheit im Kriege gegen den Kaiser die Beschützung seines Landes zu übernehmen, denn er und überhaupt Niemand ahnte auch nur im entferntesten, daß Moritz schon mit dem Kaiser verabredet hatte, dem Kurfürsten, sobald er in den Krieg gezogen, ins Land zu fallen. Sollte die ganze Verabredung nicht gleich verrathen werden, so mußte er den erbetenen Schutz versprechen, eine offenbar treulose Handlung. Kaum waren daher Johann Friedrich und Philipp von Hessen gegen den Kaiser ausgezogen, als Moritz heimtückischerweise in das Kurfürstenthum einfiel und das ganze wehrlose Land eroberte. Mit Recht schrien die Sachsen und alle Evangelischen, das sei eine abscheuliche Verrätherei, die Moritz sowol an seiner Religion als an seinem Vetter begehe; aber dieser, verblendet von seinem Ehrgeize, hörte nicht darauf.

Inzwischen war das schmalkaldische Heer, Sachsen, Hessen und einige Fürsten und Städte in Schwaben, die letztern unter Anführung des tapfern Sebastian Schärtlin, gegen den Kaiser, der bei Landshut stand, vorgerückt, dessen Soldaten damals die besten waren, die es gab. Dennoch hätten ihn die Verbündeten vielleicht überwunden, wenn sie es gewagt, ihn herzhaft anzugreifen; aber sie fürchteten, ihn zu sehr zu beleidigen und Jeder von ihnen wollte etwas Anderes als die Übrigen. So standen sie und zauderten, als der arme, getäuschte Kurfürst von Sachsen die Nachricht erhielt, daß sein Vetter Moritz im Namen des Kaisers die ernestinischen Besitzungen feindlich behandle und ein Stück nach dem andern erobere. Wäre er bei seinen schmalkaldischen Genossen geblieben und hätte mit diesen den Kaiser gedemüthigt, so würde Moritz von selbst das Eroberte wieder haben herausgeben müssen. Aber so weit sah der geängstete Kurfürst nicht. Er zog vielmehr sein bedeutendes Heer sogleich aus Baiern zurück, ließ die Schmalkaldener allein und sehr geschwächt dem Kaiser gegenüber stehen und eilte in Sturmmärschen nach Sachsen. Das eben hatten der Kaiser und Moritz gewollt. Nun war man draußen den stärksten Feind los, das schmalkaldische Heer war zerstückelt und der Kaiser züchtigte vornehmlich die Städte und Fürsten in Schwaben, die zum Bunde gehörten und die froh sein mußten, mit einer tüchtigen Geldsumme wegzukommen.

Indessen hatte Johann Friedrich sein Land glücklich wieder erobert und obendrein seinem treulosen Vetter Moritz die meisten seiner Städte weggenommen; aber was der Kaiser weiter thun würde, wußte man nicht. So verging der Winter.

Das Frühjahr 1547 kam und Kaiser Karl beschloß den schwachen Johann Friedrich in Sachsen aufzusuchen. Dieser stand mit seinem Heere bei Meißen und wollte in seiner Sorglosigkeit an die Annäherung des Kaisers nicht glauben, als dieser schon im Altenburgischen war. Moritz, der schlaue Kriegsheld, hatte sich unbemerkt mit dem herangekommenen Karl vereinigt und ging mit ihm über Leisnig und Oschatz auf dem noch heute danach benannten Kaiserwege nach der Elbe zu. Da setzte endlich Johann Friedrich über die Elbe, brannte die schöne meißner Brücke hinter sich ab und zog sich die Elbe hinunter bis Mühlberg. Karl zog ihm am andern Ufer nach. Am Abend des 23. April 1547 ritt dieser mit seinem Bruder Ferdinand und mit Moritz am Ufer hin, um die Gegend zu erkundschaften. Die breite Elbe flutete stark und jenseits waren die Feinde; auch hatten diese alle Kähne auf das rechte Ufer geführt. Da brachte Herzog Alba einen jungen Müllerburschen, Namens Barthel Strauch, herbei, der sich anheischig machte, ihnen eine Furt durch die Elbe zu zeigen, wo man hindurchreiten könne. Er that dies aus Rache gegen seine Landsleute, die Sachsen, weil sie ihm zwei Pferde weggenommen hatten. Moritz versprach ihm 100 Kronenthaler und zwei andere Pferde.

(Fortsetzung folgt.)

Des Reisens Sonst und Jetzt.

Aus einem längern Gedichte von Justinus Kerner, überschrieben: „Im Eisenbahnhofe!" theilen wir einige Strophen mit:

Jetzt — welch ein Rennen! Welch Getümmel!
Bis sich gefüllt der Wagen Raum.
Drauf „fertig!" schreit's und Erd und Himmel
Hinfliegen, ein dämon'scher Traum.

Dampfschnaubend Thier! Seit du geboren,
Die Poesie des Reisens flieht.
Zu Roß mit Mantelsack und Sporen
Kein Kaufherr mehr zur Messe zieht.

Kein Handwerksbursche bald die Straße
Mehr wandert froh im Regen, Wind,
Legt müd' sich hin und träumt im Grase
Von seiner Heimat schönem Kind.

Kein Postzug nimmt mit lust'gem Knallen
Bald durch die Stadt mehr seinen Lauf
Und wecket mit des Posthorns Schallen
Zum Mondenschein den Städter auf.

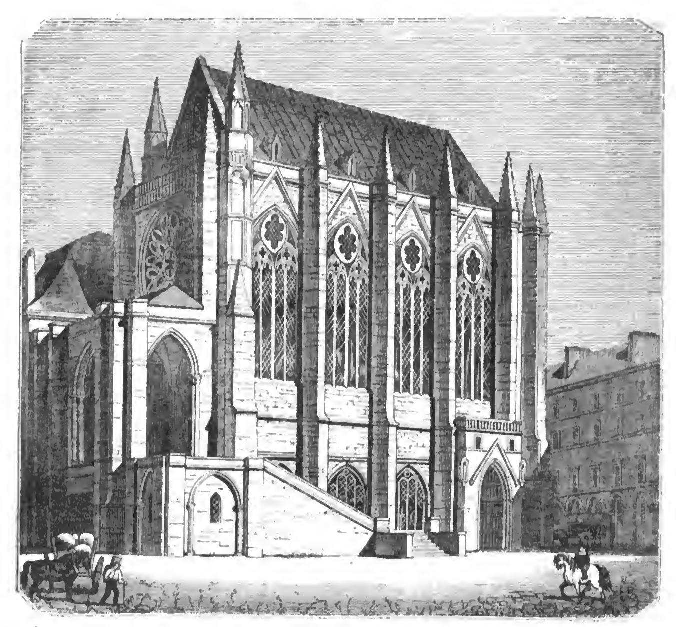
Die Wasserfälle in Norwegen.

Bekanntlich gibt es nirgends fast so zahlreiche und imposante Wasserfälle als in Norwegen, und die Eigenthümlichkeit dieses Landes stattet diese Naturerscheinungen mit besondern Zügen aus. Eine hierher gehörige Seite bespricht ein Augenzeuge also:

„Die Wasserfälle in Norwegen werden gewissermaßen dramatisch belebt durch das Floßholz, welches in sie hineingeräth und von ihnen gleich Fangbällen weiter geworfen wird. Dies Floßholz ist nun aber nicht etwa Scheitholz, es sind vielmehr dicke Stämme, welche nur über der Wurzel und am Zopfende abgeschnitten sind, was die Förster bei uns „Klötzer" nennen. Man kann an diesen Baumstämmen, welche wie Zahnstocher in den Fluten umhertanzen, auf Breite, Höhe und Tiefe des Wasserfalls schließen. Es ist ein gar unterhaltendes Spiel, wie der Sturz immer wieder in neuer Wendung, bald breit, bald spitz den Baumstamm empfängt und in die Tiefe schleudert. Dort verschwindet er im weißen Schaume, man denkt er ist zerschmettert. Er ist aber von dickem, rundem Holz, ein harthäutiger, gleichgültiger Patron,

dem keine Empfindung ans Leben geht und auf einmal kommt er wie ein lichter Pudel jenseit des Gebrauses wieder zum Vorschein; er schüttelt sich im raschen Stromzuge, und wenn er dächte, so würde er denken: Nun, das ist überstanden! — und ehe er es ausgedacht, zieht auf einmal der Strom blitzschnell, er fliegt kopfüber in den zweiten Sturz, in den steilsten, hinab, halb blank in der Luft und wird in den von unten entgegenbäumenden Schaum geschleudert. Hier muß er Späne lassen; denn selten kommt er heil um den Felsen vorbei, welcher unten in der Mitte wie ein Buckelschild den Strom auffängt und nach allen Seiten auseinanderschleudert."

Die heilige Kapelle zu Paris.



Diese Kapelle, ein treffliches Denkmal reiner gothischer Baukunst, ward unter Ludwig dem Heiligen in den Jahren 1245—48 nach dem Plane Peter's von Montereau erbaut, um darin die Reliquien niederzulegen, welche jener Fürst im Orient erkauft hatte. Sie besitzt noch Fenster mit köstlichen Glasmalereien, die der Zerstörung in der Revolutionsperiode entgangen sind, in der die Kapelle mit den Proceßacten des Justizpalastes vollgestopft wurde. Die Leitung der Restauration ist den Architekten Lassus und Viollet-Le-duc übertragen und bald wird die Kapelle dem Publicum wieder zugänglich sein.

Der berühmte französische Dichter Nikolaus Boileau, genannt Despreux, fand im Jahre 1711 hier seine Ruhestätte.

Cawnpore in Ostindien.



Cawnpore, noch immer eine von den Hauptstationen der Engländer in Ostindien, liegt an den Ufern des Ganges, etwa 600 (englische) Meilen oberhalb Kalkutta. Mehr als irgendwo anders hat sich hier neben dem neuentwickelten europäischen Lebenszuschnitte der ursprünglich indische Lebenstypus erhalten. Dazu tragen am meisten die zahlreichen Brahminen bei, die hier sich aufhalten und mit Amuleten und heiligen Schriften Handel treiben. Auch bildet der Verkauf des heiligen Gangeswassers viele hunderte Meilen in das Innere des Landes hinein einen Hauptnahrungszweig und steht, da er ein gut Stück Geld abwirft, unter der Direction der Ostindischen Compagnie, wie sehr er auch immer dem Aberglauben Vorschub thut.

Aus dem mexicanischen Hirtenleben.

Die großen Gutsbesitzer in Mexico, die oft Wirthschaften (Haciendas) besitzen, zu welchen 10—20,000 Stück Hornvieh gehören, haben in ihren Diensten eine Menge Hirten, deren Stand unter den Landleuten ein gar hochgeehrter ist. Namentlich ist der Oberhirte, welcher die Aufsicht über die übrigen führt und die verschiedenen Stationen zu bereisen hat, die rechte Hand seines Herrn. Der Eigenthümer einer solchen Hacienda lebt wie Laërtes oder Odysseus auf Ithaka.

Die Hirten sind treue Diener des Hauses, die den Herrn begleiten und schützen, wenn er eine Reise zu machen hat, die ihn abholen, wenn er seine Gehöfte besucht und mit denen er über seine Geschäfte verhandelt wie mit Gliedern der Familie. Wie bei den Alten kehrt er bei den Hirten ein, die dann das Beste auftischen, was das Haus darbietet, frische Milch, wilden Honig und Früchte; rasch aber wird ein Zicklein geschlachtet oder, wenn der Gäste viele sind, ein Kalb, das Fell abgezogen und das Fleisch in Stücke zerlegt. Fette Streifen von den Lenden steckt man an kleine Spieße und röstet sie an dem Feuer, das mitten im Hause brennt, während die Frauen den Mais zerknirschen und das Brot backen. Auf dem Boden, auf einer Matte sitzend, wird das leckerbereitete Mahl verzehrt, ohne Gabel und Messer, mit den Fingern tranchirt und in reinlichen Körbchen von Palmblättern das Brot dazu herumgereicht. Der Hirte selbst und seine Familie essen nicht mit, sondern bedienen den Herrn, der bald einem der Kinder einen guten Bissen gibt, bald den treuen Hunden einen Knochen zuwirft, trotz der Versicherung des Dieners, daß sie sehr unverschämt seien. Denn der Herr weiß, wie viel ihm die Hunde nützen, daß sie nicht allein das Haus hüten und die Raubthiere verscheuchen helfen, sondern auch das Vieh aus dem Dickicht treiben, in welches das Pferd des Hirten nicht eindringen kann. Aus der Satteltasche des Herrn wird eine Flasche geholt und ein Schluck spanischer Wein credenzt, wovon die Frauen auch ein Theil bekommen.

Nach dem Mahl wird von Geschäften gesprochen, von der Zahl der Milchkühe, den fetten Ochsen und der Beschaffenheit der Weiden. Da wird geklagt über

den Mangel an Wasser oder zu große Fülle, über unfreundliche Nachbarn oder nachlässige Pächter. Der Herr sieht die auf eingekerbten Riemen angebrachten Geburts- und Sterbelisten nach und läßt sich die Todtenscheine vorlegen, nämlich ein Stück Fell mit dem Eisen oder Brandzeichen darauf, oder ein Ohr mit der Marke. Von jedem einzelnen Todesfalle weiß der Hirte zu berichten, wie er von dem Fluge der Geier geleitet den Leichnam fand, der die Spuren getragen von dem Biß einer Palanca (einer sehr giftigen Schlange) oder den grimmigen Zähnen eines Jaguar. Darauf beschreibt er die Jagd des Raubthiers, die Schnelligkeit seines Pferdes rühmend und die Tapferkeit der Hunde, die bei Nennung ihrer Namen vergnügt wedeln.

Oft bleibt der Herr über Nacht bei seinem Vaquero, der ihm dann ein Lager bereitet, von Matten mit Hirschfellen überdeckt und dichtwolligen Schaffellen; den bunten Sarape, den er nur an Festtagen trägt, breitet er oben drüber und verwahrt die Spalten der Holzwand mit Ochsenfellen, damit der Zug dem Herrn nicht schade.

Der Marschall Lannes und der Pastor in Wenigenjena.

In der Schlacht bei Jena mußte der Pastor in Wenigenjena *) ein gefahrvolles Geschäft übernehmen.

Der französische Marschall Lannes, welcher dort commandirte, verlangte nämlich einen Boten aus Wenigenjena, und in Abwesenheit aller Bauern, welche geflüchtet waren, um so lieber den Pastor des Orts, weil man zu diesem das meiste Vertrauen hatte. Er wird also zum Marschall geführt und erhält den Befehl, die französische Armee den kürzesten, sichersten und bequemsten Weg gegen die Preußen zu führen. Natürlich weigert sich der Geistliche, dies Geschäft zu übernehmen, mit der Entschuldigung, daß es Verrätherei gegen sein Vaterland sei; allein der Marschall entgegnet, Zwang sei keine Verrätherei und den Boten müsse er machen. Führe er sie den besten und sichersten Weg, so solle er eine Belohnung von 2000 Thalern, im Gegentheil aber — eine Kugel vor den Kopf erhalten.

In seiner Herzensangst wendete hierauf der Pastor ein, er habe ja nicht einmal einen Hut mehr auf dem Kopfe, da ihm die französischen Soldaten Alles genommen hätten, worauf der Marschall eine Kappe von Leder von seinem Kopfe nimmt, sie ihm aufsetzt und nun „Marsch!" commandirt.

Zwei gemeine Soldaten nehmen hierauf den Geistlichen in ihre Mitte, ihn bei seinen Händen fassend, und so geht es fort. Es dauerte nicht lange, so kommt eine Kugel und reißt einen seiner Führer, noch ehe sie die Mitte des Bergs erreichen, weg. Der Pastor, zwar bis auf den Tod erschrocken, will sich losreißen, aber schon tritt ein Anderer vor und er muß sein Führeramt trotz des heftigsten Kugelregens fortsetzen, bis ihm endlich der Marschall erlaubt, zurückzukehren.

So kam er glücklich mit dem Leben davon, aber — von der versprochenen Belohnung war auch weiter nicht die Rede.

*) Ein Dorf bei erstgenannter Stadt.

Ispahan. *)

Ispahan — oder Isfahan, wie Einige geschrieben und gesprochen wissen wollen —, die vormalige Hauptstadt des persischen Reichs, da der Schah von Persien jetzt in Teheran residirt, ist zwar jetzt von seiner ehemaligen Pracht und Hoheit sehr herabgesunken, aber noch immer ist es ein wundervoller Ort, der durch den Glanz seiner Paläste und Moscheen die Augen bezaubert uud die Wunder des Orients im größten Stile ihnen vorhält. Wir theilen hier ein Bruchstück des Berichts mit, welchen der Franzose Flandin über seinen Aufenthalt daselbst in die „Revue des deux mondes" hat einrücken lassen.

Ispahan ist immer noch eine der größten Städte der Welt und nimmt, Vorstädte, Dörfer, Paläste und Gärten, theils bewohnt, theils verfallen, mit inbegriffen einen Raum von nicht weniger als zehn Meilen im Umfange ein. Wegen dieser großen Ausdehnung sagen die Perser, Ispahan sei „die halbe Welt". Gegen früher hat die Bevölkerung, die man zu 600,000 angab, sehr abgenommen. Aber der Eindruck, den die Stadt trotz ihres Verfalls hervorbringt, ist jetzt noch immer ein mächtiger.

Der Meidan-i-schah (königliche Platz) ist einer der ungeheuersten Plätze der Welt, geziert von der Moschee Mesdschid-i-Schah, in welcher das Gold in den glänzendsten Schöpfungen orientalischer Kunst verschwendet ist. Von diesem Platze aus tritt man unter das Gewölbe eines großen Bazars und gelangt dann von Durchgang zu Durchgang, von Platz zu Platz, von Straße zu Straße in eine prächtige Allee, von vier Reihen riesenhafter Platanen gebildet, die sich im wörtlichsten Sinne unabsehbar ausdehnen. In der mittelsten läuft ein Kanal, dessen klares Wasser sich von 200 zu 200 Schritt in große Bassins ergießt, welche auf diese Art eine Reihe zierlicher Cascaden bilden. Auf beiden Seiten sind bemalte oder mit Fayence bekleidete Kiosks und zwischen diesen zeigen ungeheure Gärten ihre Bäume über den arkadenartig aufgeführten Mauern, welche die Alleen schließen.

„Der größte Theil des Meidans" — so lassen wir den Augenzeugen selbst erzählen — „ist in gewöhnlichen Zeiten von einer Menge kleiner Kaufleute eingenommen, ein wahrer Armenmarkt. Hier bieten Trödler aller Art unter großen Sonnenschirmen, auf Fetzen von Teppichen oder Matten die erkauften Kleider von Gestorbenen, alte verrostete Waffen, Werkzeuge, Sattel und Zäume, Pasteten, Trauben oder trockene Früchte aus. Zunächst an ihnen sind die Roßtäuscher und Kameeltreiber, neben ihnen ertönen die Schläge der Hufschmiede und mitten unter der bewegten Menge sieht man einige ruhigere Buden, wo ernsthaft die öffentlichen Schreiber und die Hekims (Aerzte) sitzen. Die letztern sind zugleich Apotheker und verkaufen die Arzneimittel, die sie verordnen, sodaß sie ihre Kunden oft beinahe tödten, um ihre Waaren an den Mann zu bringen. Die Schreiber haben wenig Kundschaft, denn es gibt in Persien wenig Leute, die im Lesen und Schreiben ganz unwissend sind. Nach den Hekims kommen die Köche, welche auf einem kleinen Ofen, in dem ein Kohlenfeuer prasselt, ihre Khebabs (Fleischschnitte) rösten. Bei diesen Garküchen in freier Luft findet man leicht ein gutes Mahl; Pillau ist immer bereit, Hammelsbraten, Gurken, Salat in Wasserhonig eingetaucht, nebst einigen Datteln und Trauben,

*) Vergl. Pfennig-Magazin, Jahrgang 1835, Nr. 130.

das ist ein Mahl, an dem die verspäteten Kunden ohne große Kosten sich sättigen können. In einer Ecke des Platzes sind Derwische, welche im Namen Ali's predigen, oder Erzähler, welche die epikuräischen Gedichte von Hafis, den Gulistan Saadi's oder die Thaten Rustam's recitiren. Mitten unter dieser bewegten, lärmenden Bevölkerung von Käufern und Verkäufern erhebt sich auf einem Estrich das Bureau des Marktinspectors. Er ist von seinen Polizeidienern umgeben, deren Amt darin besteht, Diejenigen, welche die Ruhe des Marktes stören, mit Stockschlägen zu bestrafen. Dieser Markt unter freiem Himmel ist der der armen Kaufleute, welche nicht die Mittel haben, in den bedeckten Bazars Läden zu miethen. Indeß werden doch die Plätze nicht ganz umsonst hergegeben, sondern es wird ein, wenn auch äußerst geringes Marktgeld bezahlt, das aber trotz seines geringen Betrags doch täglich 40—50 Francs ausmacht. Diese Auflage kommt der königlichen Moschee zugute, deren Haupteinnahme sie bildet. Am Abend stellen diese Händler alle ihre Waaren zusammen, bedecken sie mit ihren Sonnenschirmen oder Matten und überlassen sie der Hut der Polizeimänner."

Auch Einiges aus der Beschreibung der königlichen Moschee (Mesdschid-i-Schah) theilen wir mit.

Sie ist gegen die Masse der Kaufleute, Käufer und Reiter, die den Meidan erfüllen, durch eine niedrige Mauer abgeschlossen und hat einen Vorhof, der ein regelmäßiges Fünfeck bildet. Auf einer der Seiten dieses Hofs erhebt sich das Portal zwischen zwei schlanken Minarets, deren glänzendes Email sich in das Blau des Himmels verliert. Eine hohe mit Zeichnungen geschmückte Arkade bildet den Porticus; unter der Arkade öffnet sich ein Thor von Cypressenholz.

„Durch einige gute Verbindungen" — erzählt Flandin — wurde es mir gestattet, diese Schranke zu überschreiten, vor der sonst jeder Christ inne halten muß. Jenseit der für jeden profanen Besucher sorgfältig verschlossenen Schwelle befindet man sich in einer Vorhalle, wo die Gläubigen zusammenkommen, um zu rauchen und zu schwatzen. Die von einer langen Predigt durstig gewordenen Mollahs können hier in einem ungeheuern Jaspisgefäß Wasser schöpfen, das durch die Stiftung eines Frommen hier stets unterhalten wird. Vor diesem Porticus tritt man in den innern Raum. Dies ist ein ungeheurer viereckiger Hof mit einem Bassin zu den Waschungen in der Mitte. Die ringsumher laufenden Arcaden sind ebenso viele Zellen oder Schulen, wo Mollahs Astrologie lehren und unter die subtilsten Commentarien des Korans das Lesen der philosophischen Dichtungen Saadi's einmengen. Auf einer der Seiten dieses ungeheuren Raums öffnet sich das tiefe, geheimnißvolle Heiligthum, in dessen Hintergrunde man den Mihrab oder die mystische Nische sieht, wohin die Moslems beim Gebet sich wenden, um in der Richtung von Mekka zu sein. Über dem Heiligthume erhebt sich eine mächtige Kuppel, die nur schwach von einem der Andacht günstigen Halblicht erleuchtet wird. Hier bringen die eifrigen Gläubigen lange Stunden zu in den Übungen einer beschaulichen Andacht, die nur allzuoft durch den unmäßigen Gebrauch des Opiums erhöht wird. Die hohen Mauern und die dicken Pilaster, auf die der riesenhafte Dom der Moschee sich stützt, sind am Fuße mit breiten Jaspis- und Alabasterplatten geziert und ganz mit Email und reich gefärbter Mosaikarbeit verkleidet. Unter der Kuppel ist die Kanzel. Die große Moschee wurde im Anfange des 17. Jahrhunderts von Schah Abbas gegründet, der über 50,000 Tumans oder anderthalb Millionen Francs dafür ausgab, eine ungeheure Summe in einem Lande, wo die Handarbeit so wohlfeil ist. Noch viele Moscheen sind in Ispahan, aber keine gleicht der königlichen Moschee an Reichthum und Schönheit."

Der Herbst.



Mannichfaltiges.

Der jährliche Verbrauch des Kaffees und Thees geht fast ins Unglaubliche und nimmt jetzt mit jedem Jahre zu. Man hört häufig darüber klagen; das sollte man aber nicht thun. Es ist ausgemacht, daß Kaffee und Thee eine unverkennbare Wirkung auf die Hirnthätigkeit haben. Wie dieser Einfluß zu Stande kommt, d. h. welche stoffliche Veränderung Kaffee und Thee im Gehirn hervorrufen, ist bis jetzt noch nicht bekannt. Nur das ist klar, daß das wahlverwandtschaftliche Bedürfniß der Menschheit nach Kaffee und Thee um so unabweisbarer und allgemeiner geworden ist, je größer die geistigen Anfoderungen wurden, welche die Entwickelung der Zeit an das ganze Geschlecht zu stellen hat. Es würde Kurzsichtigkeit oder Härte des Herzens verrathen, wenn man das Recht eines Bedürfnisses nicht anerkennen wollte, welches die breiteste Erfahrung als ein auf Naturnothwendigkeit gegründetes kennen lehrt.

Das Städtlein Landstuhl in Rheinbaiern liegt am Fuße eines Hügels, auf dessen Rücken die Rudera der berühmten Burg liegen, in welcher sich Franz von Sickingen zuletzt gegen seine übermächtigen Feinde vertheidigte und fiel. Noch jetzt zeigt man die in Felsen gehauene Kammer, in welcher am 7. Mai 1523 die Fürsten von Pfalz, Hessen und Trier vor ihrem todtwunden Gegner standen, der auf die Vorwürfe des Erzbischofs von Trier das Gesicht der Wand zukehrte mit den Worten: „Ich habe jetzt mit einem größern Herrn zu reden, als Ihr seid." Bei dem Volke ist Franz Sickingen's hohe Gestalt bereits in das phantastische Licht der Sage gestellt. Unweit der Landstraße bei Landstuhl liegen drei große Steinwürfel mit erloschenen Inschriften; das Volk nennt sie die Würfel, womit Sickingen einst gespielt.

Quien sabe! (Wer weiß!) ist eine der Redensarten des täglichen Lebens in Spanien, die man alle Tage und unaufhörlich zu hören bekommt. Fragt man den Mayoral, der den Wagen lenkt, ob er am Abend bis zu diesem oder jenem Orte kommen werde, so ist seine lakonische Antwort: Quien sabe! Fragt man den Wirth in der Posada, was denn eigentlich den Inhalt der etwas verdächtig aussehenden Olla bildet, die zur Beschwichtigung des Hungers aufgetragen wird, so antwortet er ganz kurz: Quien sabe! Ein junger Stutzer fragt einen andern: Wird denn heute Señorita N. N. nicht auf der Almeda (Promenade) erscheinen? und erhält zur Antwort: Quien sabe! Jeder Tagelöhner, den man über etwas auf „morgen" sich Beziehendes befragt, schneidet alle weitern Erörterungen mit dem Quien sabe! ab.

Der Branntwein. „Wenn der Arbeiter" — sagt der berühmte Liebig in seinen „Chemischen Briefen" — „durch seine Arbeit weniger verdient, als er zur Erwerbung der ihm nothwendigen Menge von Speise bedarf, durch welche seine Arbeitskraft völlig wiederhergestellt wird, so zwingt ihn eine starre Naturnothwendigkeit, seine Zuflucht zum Branntwein zu nehmen. Er soll arbeiten, aber es fehlt ihm wegen der unzureichenden Nahrung täglich ein gewisses Quantum an seiner Arbeitskraft. Der Branntwein, durch seine Wirkung auf die Nerven, gestattet ihm, die fehlende Kraft auf Kosten seines Körpers zu ergänzen, diejenige Menge heute zu verwenden, welche naturgemäß erst den Tag darauf zur Verwendung hätte kommen dürfen; er ist ein Wechsel, ausgestellt auf die Gesundheit, welcher immer prolongirt werden muß, weil er aus Mangel an Mitteln nicht eingelöst werden kann; der Arbeiter verzehrt das Capital anstatt der Zinsen, daher denn der unvermeidliche Bankrott seines Körpers."

Die große Buchdruckerschnellpresse in Neuyork. Diese riesenmäßige Presse, welche in der Druckerei der „Newyork Weekly Sun" neuerlich in Gang gekommen ist, wurde von Hoe in Neuyork erfunden und ausgeführt. Sie wird durch Dampfkraft bewegt und hat eine Länge von 40 Fuß bei einer Höhe von 20 Fuß, die in zwei Etagen getheilt ist. Das Princip, nach welchem der Satz vor sich geht, ist das cylindrische, nach welchem die Typen kreisförmig in dem Umfang einer großen Trommel eingesetzt werden. Acht Bogen werden zu gleicher Zeit unter die Trommel geführt und bei einem Umgange derselben sind auch acht Abdrücke fertig. Durch acht Führungen werden die Bogen, wie sie aus der Presse treten, auf Haufen gelegt. Die Presse hat 1200 Räder, 400 Scheiben, 202 hölzerne Rollen oder Walzen, 400 Führbänder, 6000 Schraubenbolzen, ungerechnet die andern Maschinenglieder, und werden sämmtliche zu bewegende Theile durch 500 Yards Riemen und Schnuren in Umtrieb gesetzt. Eine Zählvorrichtung der bewirkten Abdrücke ist vorn an der Maschine angebracht und sie macht deren 50—60,000 in den drei Stunden von 9—12 täglich; 16 Arbeiter helfen dabei, und diese leisten so viel, als in ältern Zeiten auf der Handpresse 6000 Arbeiter. Diese Schnellpresse steht in einem feuerfesten Gewölbe von 140 Fuß Länge, 20 Fuß Höhe und Tiefe und kostet 20,000 Dollars.

Bet- und Fluchmaschinen. In der Tatarei bedienen sich die Priester (Lamas), um mit dem Beten weniger Mühe zu haben, Maschinen, welche man Betmühlen nennen könnte. Man findet sie an den Gestaden der Flüsse sehr häufig; sie werden, wie Wassermühlen, vom Wasser in Bewegung gesetzt und sind Tag und Nacht zu Gunsten Derer, die sie errichtet haben, mit Beten beschäftigt. Auch sieht man solche Gebetsdreher (Chu-kor) über den Feuerstellen der Zelte angebracht, wo sie durch den Luftzug in Bewegung gesetzt werden. Desgleichen findet man häufig eine große sich um eine Achse drehende Trommel aus dicker Pappe; die am meisten gebräuchlichen Gebete sind in tibetanischen Schriftzügen aufgezeichnet. Bei den Malaien findet man Fluchmühlen. Auf einem hölzernen Kreuze wird ein Papier mit den Fluchworten befestigt; über dasselbe sind einige lange Haare der Person befestigt, der man mit seinen Verwünschungen zu Leibe will. So lange das Kreuz sich dreht, hat das Zaubermittel einen bösartigen Einfluß auf die bezeichnete Person. Eine solche Fluchmühle ist jetzt im Britischen Museum zu sehen.

Tirol hat unter allen europäischen Ländern die meisten Bergschlösser. Die Passerbrücke bei Meran gewährt in dieser Beziehung einen Aussichtspunkt, wie er vielleicht auf unserer ganzen Erde nicht zum zweiten male vorkommt; man sieht von ihr aus nicht weniger als 17 Schlösser: Aue, Brandis, Fragsburg, Forst, Hoheneppau, Josephsberg, Katzenstein, Knillenberg, Labers, Löwenberg, Neuberg, Ranetz, Rubrin, Schenna, Tirol, Winkel und Zenoberg. Noch völlig erhalten ist die auf hohem Felsen thronende Fragsburg; auch Schenna, die alte Hofhaltung der Grafen von Liechtenstein, hat noch seine uralten Brücken und Thore, Hallen, Rüstkammern, Verließe u. s. w.

Die nordamerikanische Wandertaube ist der Hering des Luftmeers für einen großen Theil der nördlichen Hälfte des amerikanischen Festlandes, von der Hudsonsbai an bis zu den südlichen Grenzen der Vereinigten Staaten, wo sie immer nur gesellig und zwar in so ungeheuern Zügen erscheint, daß oft die Luft buchstäblich von ihren Schwärmen angefüllt und wie bei einer Sonnenfinsterniß verdunkelt wird. Bei diesen Zügen, welche sie zum Aufsuchen ihrer Nahrung — Bucheckern, Hanf, Mais, Reis, Beeren — unternehmen, entwickeln sie eine so ungeheure Flugkraft, daß sie nach sicherer Berechnung in einer Minute eine englische Meile durchfliegen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 511.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [16. October 1852.

Die Engelsburg, der Vatikan und die Peterskirche in Rom.



Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen.

(Fortsetzung.)

So war der Morgen des 24. April 1547 angebrochen, der des verblendeten Johann Friedrich's Schicksal entscheiden sollte. Ein dicker Nebel lag über der Flur und dem Strome. Einige spanische Scharfschützen versuchten durch die Furt zu setzen, aber die Sachsen feuerten schnell herüber. Da meinte der Kaiser, wenn man sich nur der Schiffe bemächtigen könnte, die jenseits standen. Sogleich warfen die Spanier den Harnisch ab, nahmen den Säbel zwischen die Zähne, sprangen ins Wasser, schwammen hinüber und jagten den Sachsen einige Schiffe ab, die sie nun im Triumph herüberbrachten. Sie wurden mit Schützen bemannt, die den Übergang der Reiterei decken sollten. Vom Müller geführt, ritten jetzt der Kaiser, sein Bruder Ferdinand, der Herzog Moritz und andere Führer durch die Furt, die ganze Reiterei folgte ihnen. Schnell ordnete Karl seine Scharen; die Ankunft des Fußvolks, für welches eine Schiffbrücke geschlagen wurde, wartete er nicht ab. Er hatte sich wie zum Siege geschmückt. Mit der Linken tummelte er sein starkes andalusisches Roß, in der Rechten schwang er die Lanze und die eben durchbrechende Morgensonne spiegelte sich in seinem vergoldeten Helme und Panzer.

Indessen brachten Boten auf Boten dem Kurfürsten Johann Friedrich, der ungeachtet der Gefahr in einer Kirche — es war gerade Sonntag — dem Gottesdienste beiwohnte, die Nachricht, Karl rücke heran. Aber der Kurfürst wollte es nicht glauben, auch könne er jetzt nicht kommen, sagte er, erst müsse der Gottesdienst beendigt sein. Als aber dieser beendigt war, hatte er kaum noch Zeit, sich eilends in seinen Wagen zu setzen und davonzujagen. Denn mit dem Rufe:

Hispania! Hispania! stürzten die eingeübten kaiserlichen Reiter auf die Sachsen ein; Moritz focht unter den Vordersten. Leicht wurden die sächsischen Reiter in die Flucht geschlagen, sie warfen sich auf ihr eigenes Fußvolk und brachten auch dies in Verwirrung; ohne Ordnung liefen die Unglücklichen auseinander und wurden von den Feinden nach allen Seiten verfolgt. Der Kurfürst warf sich endlich, so schwer er auch bei seiner Corpulenz reiten konnte, auf ein starkes Pferd und jagte davon. Einige Reiter holten ihn auf der Lochauer Haide — wo so oft fröhliche Jagden gehalten worden — ein und wollten ihn gefangen nehmen. Aber der Kurfürst schlug mit dem Schwerte wacker um sich und hielt, ungeachtet er schon im Gesicht hart verwundet war, die Feinde tapfer von sich ab. Da er aber den Augenblick nahen sah, wo seine Kräfte schwanden und er der Menge der Feinde unterliegen mußte, sich aber doch keinem Andern als einem Deutschen ergeben wollte, rief er einen ihm bekannten Edelmann aus Herzog Moritz's Gefolge, Thilo von Trotha, heran; diesem gab er sich gefangen und überreichte ihm zum Zeichen der Gefangenschaft zwei Ringe, die er am Finger trug. Des Kurfürsten ältester Sohn, der ebenfalls am Kopfe und an der Hand verwundet war, rettete sich mit 400 Mann nach Wittenberg. Der v. Trotha brachte indessen seinen Gefangenen zuerst zu dem Herzog von Alba, welcher dem Kaiser davon Nachricht gab und auf dessen Befehl dann den unglücklichen Kurfürsten, durch neapolitanische Reiter geleitet, zu ihm führte. Karl hielt gerade, von seinem ganzen Gefolge umgeben, mitten in der Haide. Da näherte sich ihm Alba mit dem tiefgebeugten Kurfürsten, der allgemeines Mitleiden erregte. Das Blut lief ihm von der zerhauenen Wange herab und sein Panzerhemde war über und über davon bedeckt. „Herr Gott, erbarme dich mein!" sagte er, „nun bin ich hier!"

Alba half ihm vom Pferde, während Aller Blicke auf ihn gerichtet waren und eine Todtenstille herrschte. Er wollte sich auf ein Knie niederlassen, Karl verbat es. Er zog den Blechhandschuh aus, um dem Kaiser nach deutscher Sitte die Hand zu reichen, Karl aber wendete sich ab. „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!" fing er an.

So? fiel ihm Karl ins Wort. Bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? Ihr habt mich lange nicht so geheißen.

Ich bin, fuhr der Kurfürst fort, Ew. kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängniß.

Wohl! rief Karl. Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient.

Außer dem Kurfürsten waren der Herzog von Braunschweig-Grubenhagen, drei Grafen von Gleichen, ein Reuß von Plauen und viele Edelleute unter den Gefangenen. Der Kurfürst wurde in seinem eigenen Wagen unter Bedeckung spanischer Hakenschützen dem Kaiser nachgeführt und übrigens im Anfange so gut gehalten, als man es haben konnte; auch wurde ihm erlaubt, zu seiner Aufwartung einige seiner Diener von Wittenberg kommen zu lassen.

Der Kaiser gönnte nach der Schlacht seinem Kriegsvolke zwei Tage Ruhe und verfolgte dann seinen Sieg weiter. Torgau ergab sich schon am 26. April dem Herzog Moritz; nun ging Karl vor Wittenberg, wo die Kurfürstin mit ihren Kindern war. Karl verlangte, daß gleich die Thore geöffnet würden, sonst würde er ihnen den Kopf des Kurfürsten hineinschicken. Die muthige Frau ließ sich aber nicht schrecken; sie mochte wol die Drohung nicht für Ernst halten. Da aber die Stadt stark befestigt und gut besetzt war und der Kaiser kein Belagerungsgeschütz bei sich hatte, so suchte er seinen Wunsch einer baldigen Beendigung des Kriegs in Sachsen durch ein anderes ebenso ungerechtes als gewaltthätiges Mittel zugleich mit seiner Rachbegierde gegen den Kurfürsten zu befriedigen. Er setzte am 10. Mai wirklich ein Kriegsgericht nieder, dessen natürlich im voraus bestimmter Ausspruch dem Kurfürsten als einem Reichsächter wegen beharrlichen Ungehorsams und Aufruhrs den Tod durch das Schwert zuerkannte. Der Kurfürst saß eben mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst von Braunschweig, am Schachbrete, als die Richter eintraten, ihm das Todesurtheil zu verkünden. Wie wahr es ist, daß Menschen, die im Glück große Schwäche zeigen, oft im Unglück eine starke Seele offenbaren, zeigte sich auch bei ihm. Ohne zu erschrecken, hörte er dasselbe ruhig an und antwortete: „Ich glaube zwar, daß der Kaiser etwas gnädiger mit mir verfahren werde; sollte es aber nicht anders sein, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen kann."

Aber zum Glück kam es nicht so weit. Inzwischen war der Kurfürst Joachim von Brandenburg im kaiserlichen Lager angekommen, und dieser sowie Herzog Moritz und der noch anwesende Herzog von Kleve brachten es dahin, daß der Kaiser das Todesurtheil zurücknahm, dagegen aber schrieb er dem gefangenen Kurfürsten die harte wittenberger Capitulation vor. Dies war der schriftliche Vertrag, nach welchem der Kurfürst sein Land und seine Kurwürde verlor, Beides an seinen Vetter Moritz abtrat und für sich und seine Söhne nur eine Anzahl Ämter und Städte in Thüringen erhielt. Seit dieser Capitulation, welche am 17. Mai 1547 stattfand, gehörte die Kurwürde mit allen sächsischen Ländern nicht mehr der ernestinischen, sondern der albertinischen Linie, die noch jetzt das Königreich besitzt. Die Ernestiner behielten, wie erwähnt, nur kleine Stücke in Thüringen, aus welchen späterhin durch mancherlei Zuwachs die sächsischen Herzogthümer Weimar, Gotha u. s. w. entstanden.

Alles nahm der gefangene Kurfürst ruhig an, nur den im ersten Entwurfe enthaltenen Artikel, daß er sich Dem, was der Kaiser in Religionssachen verordnen werde, unterwerfen solle, wies er mit Festigkeit zurück und erklärte, bei dem Bekenntnisse, das er zu Augsburg öffentlich abgelegt, beständig verharren und lieber den Hals hergeben zu wollen, als sich davon abreißen zu lassen. Diese Festigkeit mußte der Kaiser selbst bewundern; er strich jenen Artikel eigenhändig aus und befahl, den Gefangenen nicht weiter zu beunruhigen.

Der tapfere Commandant von Wittenberg verweigerte aber, ungeachtet ihm die Nachricht von der Capitulation zugegangen war, die Übergabe der Festung so lange, bis ihm der gefangene Kurfürst am 21. Mai selbst einen schriftlichen Befehl deshalb zukommen ließ, worauf am 23. Mai die Übergabe und am 25. der Einzug des Kaisers erfolgte.

Kurz vorher war die Gemahlin des gefangenen Kurfürsten bei dem Kaiser im Lager erschienen und hatte, unterstützt von mehren Fürsten, fußfällig um die Befreiung ihres Eheherrn gebeten; aber Alles, was sie erlangen konnte, bestand darin, ihren Gemahl sehen und sprechen zu dürfen, worauf sie unter vielen Thränen nach Wittenberg zurückkehrte. Am 28. Mai kam

auch der gefangene Kurfürst wieder in seine ehemalige Hauptstadt, wo sein Anblick allgemeine Trauer erregte. Er blieb mit kaiserlicher Erlaubniß hier bis zum 3. Juni, um sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern zu unterreden, denen er beim Abschied sagte: „Was ich jetzt leide, geschieht Alles um des Herrn Jesu willen, dessen ich bin und dem ich diene!"

In einer Urkunde vom 1. Juni entließ er seine bisherigen Unterthanen in den abgetretenen Landestheilen ihrer Pflichten und verwies sie an Herzog Moritz, dem der Kaiser am 4. Juni im Felde von Wittenberg die Kurwürde mit Vorbehalt künftiger feierlicher Belehnung übertrug. Die Kurfürstin und ihre Kinder reisten am 5. Juni von Wittenberg ab und nahmen ihren Aufenthalt in Weimar. Der 18jährige Sohn, Johann Friedrich der Mittlere, der, aus der Schlacht entkommen, sich erst nach Wittenberg, dann nach Gotha gerettet hatte, übernahm hier die Regierung, zugleich in Vormundschaft seiner beiden jüngern Brüder, da der Vater als Gefangener sich zugleich der natürlichen Gewalt über seine Kinder beraubt sah. Der gefangene Kurfürst aber mußte dem Kaiser folgen und fünf Jahre lang schleppte ihn derselbe auf allen seinen Reisen und Zügen in Deutschland und Holland mit sich umher.

Jetzt war noch der Landgraf Philipp von Hessen zu züchtigen übrig. Die Behandlung Johann Friedrich's nach der Schlacht bei Mühlberg diente ihm zum warnenden Beispiel, sich lieber mit dem Kaiser gütlich abzufinden. Während dieser Zeit hatte daher dieser früher so kriegerisch gesinnte Mann, beschränkt auf die Besetzung des eigenen Landes, den unglücklichen Begegnissen seines Verbündeten unthätig zugesehen und nur durch Unterhandlungen, die auf keiner Seite Anklang fanden, zu helfen gesucht. Als nach des Kurfürsten Gefangennehmung dessen ältester Sohn, Johann Friedrich der Mittlere, durch einen eigenen Gesandten, Eberhard von der Thamm, den Landgrafen um Beistand bitten ließ, gab ihm derselbe allerlei gutgemeinte, aber zum Theil durch die Zeit selbst bereits vereitelte Rathschläge, und versicherte ihn endlich, er werde bei seiner bevorstehenden Unterhandlung und wahrscheinlichen Aussöhnung mit dem Kaiser auch des gefangenen Kurfürsten und der Seinigen Bestes wahrnehmen. Aber diese Unterhandlungen, zu denen hauptsächlich Herzog Moritz den Landgrafen veranlaßt hatte, nahmen eine ganz andere Wendung, als Beide erwartet hatten. Moritz, dem es in der That Ernst war, seinen Schwiegervater mit dem Kaiser zu versöhnen, bestimmte diesen, noch im Mai der Unterhandlung wegen nach Leipzig zu kommen. Da aber der Kaiser von keiner Unterhandlung wissen wollte, sondern unbedingte Ergebung verlangte, so ließ sich der Landgraf endlich auch hierzu bewegen und es wurde eine Capitulation aufgerichtet, worin zwar dem Landgrafen sehr harte Bedingungen und darunter die persönliche Abbitte vor dem Kaiser auferlegt, ihm aber doch der ungeschmälerte Besitz seines Landes gelassen und in einem Nebenreceß unter Anderm versichert wurde, die Ergebung an den Kaiser solle ihm weder zur Leibes- noch zu einiger Gefängnißstrafe gereichen. Die beiden Kurfürsten von Sachsen (Moritz) und Brandenburg (Joachim) verbürgten sich für diese Bedingungen und Philipp von Hessen brach am 19. Juni nach Halle auf, wohin sich der Kaiser inzwischen begeben hatte. Aber wie erschrak er, als er zum Kaiser hereintrat und ihn nicht allein fand, sondern auf dem Throne sitzend von einer großen Versammlung umgeben. Er hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Indeß was war zu thun? Er kniete nieder und sein hinter ihm knieender Kanzler mußte die Abbitte verlesen, die in den demüthigsten Ausdrücken abgefaßt war. Hierauf erklärte der Kaiser, daß er Gnade für Recht ergehen lassen und dem Landgrafen sein Leben, das er verwirkt, schenken wolle. Jetzt erwartete Philipp, der Kaiser werde ihm zur Versöhnung die Hand reichen und ihn aufheben. Da er aber das nicht that, stand Philipp selbst auf und ging trotzig zur Thür hinaus. Am Abend war er nebst Moritz von Sachsen und Joachim von Brandenburg zum Herzog von Alba geladen, und als er von da nach Hause gehen wollte, wurde er im Namen des Kaisers zum Entsetzen der beiden Kurfürsten zum Gefangenen erklärt, und es ergab sich, daß man durch einen in der Geschichte beispiellosen Betrug in dem oben gedachten Nebenreceß das Wort „einiger" in „ewiger" verwandelt hatte, wonach der Kaiser behauptete, in seinem Rechte zu sein und den Landgrafen nicht über die Capitulation zu beschweren. So sah sich der Landgraf in gleicher Lage mit Johann Friedrich dem Großmüthigen und hatte nicht einmal wie dieser den Trost, bis auf den letzten Augenblick sich männlich vertheidigt zu haben. Beide Gefangene wurden in einem Wagen von Halle nach Naumburg geführt. Als sie hier bei Ankunft der spanischen Wachen sich trennten, sprach Philipp, seinem Unglücksgefährten die Hand reichend: „Nun geht es wieder an eine Absonderung!"

Johann Friedrich, ihm lange nachsehend, antwortete: „Gott will es einstweilen so haben, aber nur so lange es Gott gefällt!"

Johann Friedrich blieb nach wie vor beim Kaiser und zog mit ihm herum, Philipp von Hessen aber wurde nach Mecheln in enges Gefängniß gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

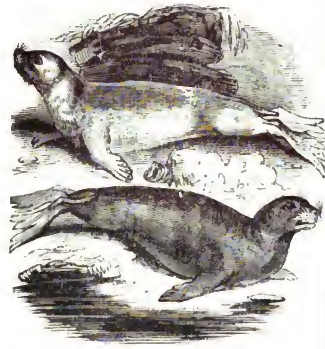
Die Robben und ihr Fang.

Im hohen Norden, zwischen den Eisfeldern der kalten Zone beider Hemisphären, vorzugsweise aber an Grönlands unwirthlicher Küste haust ein zahlreiches Thiergeschlecht, das übrigens zu den merkwürdigsten auf Gottes weiter Erde gehört. Es ist das Geschlecht der Robben, welche alle wegen der Verwachsenheit ihrer Hinterfüße nicht mehr gehen, sondern nur rutschen und schwimmen können, und der Seehund (das Seekalb oder die gemeine Robbe — Phoca vitulina —) ist die bekannteste der Robbenarten.

Wir wollen hier auf sich beruhen lassen, was in naturgeschichtlicher Hinsicht über diese Thiere im Allgemeinen zu sagen wäre, und nur zwei besondern Abarten, zunächst der Mützen- oder Kappenrobbe (Phoca cristata) sei vorübergehend einige Aufmerksamsamkeit gewidmet.

Das umstehende Bild schon zeigt deutlich, mit welchem Rechte diese Robbe ihren sonderbaren Namen führt, und es wird den Leser sicher interessiren, zu erfahren, daß jene Kapuze nichts Anderes ist als eine unter der Stirnhaut befindliche blasenartige Höhle, welche mit den Nasenlöchern in Verbindung steht, sodaß die Robbe nur die letztern zu schließen braucht (was übrigens mit großer Leichtigkeit geschieht), um jene Höhle mit Luft zu füllen. Dadurch aber tritt der Fall ein, den wir im Leben an uns selbst oft genug zu beobachten Gelegenheit haben, daß nämlich ein

nach dem Kopfe eines Menschen geführter Schlag, von dem Hute oder der Mütze desselben aufgefangen, an Heftigkeit um Vieles gemildert wird oder gänzlich wirkungslos bleibt; denn jene äußerst elastische Blase schützt die Robbe gegen die Angriffe ihrer Verfolger, deren Keulen, mit denen sie, wie wir weiter unten sehen werden, gewöhnlich die Seehunde durch einen Schlag auf die Stirn zu tödten suchen, unter solchen Umständen das Thier nicht im geringsten verletzen.



Gemeine Robben.

Die zweite, noch ungleich schwieriger zu fangende Robbenart sind die Walrosse (Seelöwen — Trichecus rosmarus —), von welchen unser Bild eine ganze Heerde zeigt. Diese setzen mit ihren beiden gewaltigen, den großen Zähnen der Elefanten nicht unähnlichen, nach unten gekrümmten Hauern allen Angriffen den kräftigsten Widerstand entgegen, und nicht selten ist es vorgekommen, daß sie mittels derselben die Boote ihrer Verfolger zertrümmert oder in das Meer hinabgezogen haben.

Dergleichen Erfahrungen hindern jedoch die Menschen keineswegs, Jahr aus Jahr ein fast ununterbrochen auf diese Thiere wie auf die Robben überhaupt Jagd zu machen, und zunächst sind es die Bewohner Grönlands selbst, die mit der Erlegung derselben sich eifrigst beschäftigen. Der Eskimo unterweist seine Kin-



Mützenrobbe.

Eine Walroßheerde.

der schon von früher Jugend an in der Seehundsjagd, und wenig wird von ihm geachtet, wer sich dabei ungeschickt zeigt. Ihm ist aber auch die Robbe Alles, was dem Lappländer das Rennthier. Er ißt ihr Fleisch und ihren Speck, mit ihrem Thran erleuchtet er die langen Winternächte, er kleidet und bettet sich in ihr Fell, überzieht seine Nachen damit (wie wir unsere Koffer u. s. w.), verfertigt sich aus ihren Knochen seine Geräthschaften und näht mit ihren Sehnen wie mit Zwirn, sodaß hiernach die Behauptung nicht übertrieben gefunden werden dürfte, daß Grönland nicht mehr bewohnbar sein wird, wenn die Zahl der Seehunde durch die Verfolgungen der übrigen Nationen abnehmen sollte. Darum bezeigt sich aber auch der Grönländer insofern dankbar, daß er ohne Noth keins dieser ihm so nützlichen Thiere umbringt und das Lob derselben in seinen Gesängen preist, in welchen außerdem die besondern Schutzgötter der Seehundsjagd, Malina und ihr Bruder Almingo, eine große Rolle spielen.

Die Art und Weise aber, wie der Grönländer Jagd auf den Seehund macht, ist eine mehrfach verschiedene und hängt davon ab, auf welche Gattung dieser Thiere er es eben abgesehen hat. Gilt es z. B., den sogenannten „Attarsoacks“, der bei weitem plumpsten und dümmsten Race, beizukommen, so besteigt er sein Boot und nähert sich dem sorglos dahinschwimmenden Thiere leise und vorsichtig mit dem Winde und der Sonne bis auf eine Entfernung von etwa vier bis sechs Klaftern, aber mit der größten Eile, faßt dann schnell, wie unser Bild verdeutlicht, das Ruder mit der linken Hand, ergreift mit der rechten die Harpune, an welcher mittels einer langen Leine eine aufgeschwellte Blase befestigt ist, und schleudert sie mit aller Gewalt nach dem Seehunde. Sobald das Thier getroffen ist, wirft der Mann die schon erwähnte, am Ende der Leine befindliche Blase auf derselben Seite des Boots in das Wasser, auf welcher das Thier sich befindet, das sogleich pfeilschnell untergetaucht ist. Es zieht nun die Blase unter das Wasser, stößt aber bei der Größe derselben sehr bald auf so heftigen, ermüdenden Widerstand, daß es nach kurzer Zeit wieder heraufkommen muß, um Athem zu schöpfen. In demselben Augenblicke sitzt ihm jedoch auch schon zum zweiten male wieder die Lanze des gespannt auf der Oberfläche des Wassers umherspähenden, gewandten Jägers im Körper, und abermals taucht der immer mehr ermattende Seehund unter, um in immer kürzern Fristen wieder nach oben zurückzukehren, wo unaufhörlich der Speer seines Gegners ihn begrüßt und ihm endlich den Garaus macht.



Grönländische Robbenjagd.

Die übrigen Fangarten, deren die Grönländer bei der Seehundsjagd sich bedienen, übergehen wir hier füglich, da dieselben zunächst weit einfacherer Natur sind als die eben beschriebene, dann aber auch mit denen zusammenfallen, welche die sogenannten Grönlandsfahrer anwenden, die alljährlich in großer Zahl aus Englands, Hollands, Rußlands und Deutschlands Häfen auf die Robbenjagd auslaufen.

Die Gewinnsucht, diese mächtige Leidenschaft im Menschen, die ihn treibt, in das Innere der Erde zu dringen, um ihre unterirdischen Schätze zu Tage zu fördern, die ihn weder die glühende Hitze des Äquators noch die eisige Kälte der Pole fürchten läßt, die ihn bewegt, das Vaterland oft auf lange Zeit zu meiden

und gewöhnlich die besten Jahre des Lebens in entlegenen Einöden zu verbringen, diese Gewinnsucht ist es, derzufolge seit Anfang des 17. Jahrhunderts die Theilnahme an den Fahrten nach dem Nordpol von Jahr zu Jahr sich gesteigert hat.

Verweilen wir daher noch einige Augenblicke bei der Erzählung von der Ausrüstung und den gewöhnlichen Erfolgen eines solchen Grönlandsfahrers, zu de-



Ein Grönlandsfahrer auf dem Walroßfang.

nen ja, wie schon erwähnt, neuerdings auch Deutschland, namentlich die freien Reichsstädte Hamburg und Bremen sowie die Staaten Oldenburg, Hannover, Schleswig-Holstein und Mecklenburg jährlich ein nicht unbedeutendes Contingent stellen.

Man kann sich denken, wie sorgfältig die Schiffe ausgerüstet sein müssen, die bestimmt sind, den mächtigen Eisschollen, welche während der für den Seehundsfang günstigen, mildern Jahreszeit unaufhörlich im Polarmeere treiben, Widerstand zu leisten. Nicht genug, daß sie zwei- und mehrfach mit Bretern verkleidet sind, so beschlägt man sie auch noch über und über mit Eisen, weil Fälle vorgekommen sind, daß Fahrzeuge ganz vom Eise erdrückt und so vernichtet wurden. Ebenso sind auch die Boote, deren jeder Grönlandsfahrer gewöhnlich fünf oder sechs, jedes zu vier bis zehn Rudern mit sich führt, äußerst fest gebaut und vorsorglich eingerichtet. Sie hängen an mächtigen Querbalken, die über das Schiff weit hinausragen, und können so leicht und schnell, sobald es nöthig ist, in das Meer niedergelassen und wieder aufgewunden werden.

Die Vorräthe, die jeder Grönlandsfahrer mit sich führt, sind ebenso mannichfaltig als ihre Herbeischaffung mit bedeutenden Kosten verknüpft ist. Denn in der Regel geschieht die Verproviantirung auf 8—10 Monate und besteht aus Ochsen und Schweinen, die dazu eingesalzen werden, aus großen Fässern mit Butter, ganzen Oxhoften voll Rum und Branntwein, aus Hunderten von gut ausgebackenen Broten, Schiffszwieback u. dgl. m., sodaß oftmals lediglich zur Bestreitung des Proviants 1000 Thaler kaum hinreichen. Die gute Kost muß aber auch vorzugsweise die Mannschaft schadlos halten für so viele Entbehrungen, Unannehmlichkeiten und Anstrengungen, mit denen eine Reise nach dem Eismeer immer verknüpft ist.

Eisäxte, Eissägen, Brecheisen, Nothanker und sonstige Geräthschaften, ferner eine Menge Waffen aller Art zur Tödtung der Robben, als: Keulen von schwerem Holze, die vorn mit einem eisernen Ringe versehen sind, Harpunen, Speere, Flinten und Büchsen jeglichen Kalibers, endlich eine große Anzahl leerer Tonnen, die Beute und namentlich den Thran der Robben aufzunehmen — dies Alles bildet die fernere Ausrüstung des Grönlandsfahrers, dessen Bemannung gewöhnlich aus 30—40 Köpfen besteht und nicht selten einen bestimmten Antheil von dem Ertrage der Expedition als Löhnung erhält. Die geeignetste Zeit zum Auslaufen des Grönlandsfahrers ist der Monat März, denn der Mai und Juni sind vorzugsweise günstig für den Fang der Seehunde. Um diese Zeit sitzen die Robben in Heerden von Hunderten, ja Tausenden schlafend im Sonnenschein auf den eisigen Klippen, und glückt es, sie hierbei zu überraschen und namentlich ihnen den Rückweg zur See abzuschneiden, so wird der Fang ein gesegneter. Mittels ihrer eisenbeschlagenen Keulen versetzen die Jäger den Thieren einen Schlag auf den Kopf und zerschmettern dadurch die ziemlich schwachen Knochen desselben. Mislingt der Schlag jedoch, d. h. trifft er nicht gerade die Stirn des Thiers, so kann auch der Robbenjäger hart verwundet werden. Denn mit einem furchtbaren Gebrüll erhebt sich das verwundete Thier zu einem gewaltigen Satze nach ihm und läßt seine Krallen und Zähne ihn fühlen.

Am gefährlichsten aber ist, wie wir bereits oben gesehen haben, ein solcher Kampf mit dem Walroß, dem übrigens seiner zolldicken, starken und glatten Haut wegen auf die eben beschriebene Weise kaum beizukommen ist.

Schließlich sei noch in Betreff des Ertrags der Robbenjagd im Allgemeinen erwähnt, daß derselbe allerdings in neuester Zeit immer weniger ergiebig ausfällt, denn auf so große Beute, wie wir sie von frühern Jahren, z. B. 1821 und 1822, aufzuweisen haben, wo auf den Shetlandsinseln allein über 300,000 Robben erlegt wurden, ist gegenwärtig nicht mehr zu rechnen. Zudem hängt auch der Ertrag des Fanges sehr von der Geschicklichkeit des Capitains wie vom Glück und Zufall ab, und es ist vorgekommen, daß der eine Grönlandsfahrer bis 10,000 Robben tödtet, während ein anderer nicht 100 oder noch weniger erlegt.

Die Sinaitischen Inschriften.

Wenn man sich vom Westen her dem Berge Sinai nähert oder auch südlich von Tür oder Tura bei Kairo kommt, so findet man in den Felsenthälern, durch welche der Weg führt, Tausende von Inschriften, aber in einer Sprache, die kein Mensch mehr entziffern kann. In einem Thale gibt es ihrer so viele, daß es den Namen des „beschriebenen Thals" führt; denn man findet sie zu Tausenden, besonders an Stellen, wo die Mittagshitze zum Ausruhen einladet. Bei vielen solchen Inschriften stehen auch Kreuze, und dies würde zur Meinung führen, daß sie erst entstanden sein könnten, als schon das Christenthum herrschte; allein dann müßten doch die Züge dieser Schrift nicht so unbekannt sein, daß sich auch gar keine Aehnlichkeit mit andern Sprachen vorfindet. Vielleicht sind also die Kreuze erst späterhin dazu gekommen, durch christliche Pilger, welche des Schreibens unkundig waren und doch auch eine Erinnerung an sich hinterlassen wollten. In der Regel sind alle diese Inschriften kurz und beginnen häufig mit denselben Zügen. Schon im 6. Jahrhundert, um das Jahr 535, geschieht ihrer

Erwähnung, aber ebenfalls mit dem Bedeuten, daß sie Niemand lesen und erklären könne, und dabei ist es geblieben bis auf unsere Tage, obschon sich die scharfsinnigsten Köpfe darüber die Köpfe zerbrochen haben. Professor Gesenius in Halle meinte, daß sie den aramäischen Charakter trügen und mit den Inschriften Ähnlichkeit hätten, welche in den Ruinen von Palmyra vorkommen. Dagegen behauptete Beer, der in Leipzig vor einigen Jahren starb und mehre Jahre lang sein ganzes Studium diesem Räthsel gewidmet hatte, daß sie die Überbleibsel einer Sprache und Schrift seien, die im felsigen Arabien von einem Stamme, dem der Nabathäer, gesprochen und gebraucht worden wären. Von ihnen ist keine Spur als diese Schrift geblieben, wovon er das Alphabet und viele Worte, besonders Eigennamen, entziffert hat. Über das Alter konnte er nichts ermitteln, und auch diese Inschriften zeigen nur, wie viele Räthsel die alte Wiege der Menschheit, Ägypten, enthält.

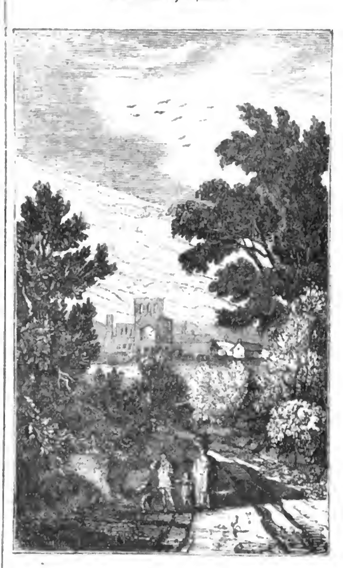
Das letzte Schicksal eines auf dem Schiffe Gestorbenen.

Dies muß einen gefühlvollen Augenzeugen bis ins Innerste erschüttern. Es ergreift uns, wenn wir die Hülle eines Staubgeborenen in die Erde versenken sehen; je näher er uns im Leben stand, desto mehr fühlen wir nun auch an seinem jetzt noch offenen Grabe die Kluft, welche für unsere ganze Lebenszeit zwischen ihm und uns entstanden ist. Aber immer bleibt uns doch Etwas: die Stätte, wo seine Asche ruht, ist zu unsern Füßen; wir können sie öfterer oder seltener besuchen und an dem Hügel weinen, den Todten gleichsam beschwören, heraufzukommen und einige Augenblicke mit uns zu verkehren; wir können sein Ruhebett mit Blumen bekränzen, so oft der Frühling wiederkehrt. Jetzt aber stirbt Jemand auf dem Schiffe. Man schafft ihn aus seiner Hängematte auf das Verdeck; zwei Matrosen schneiden ein Stück grober, schmuziger Segelleinwand ab, groß genug, ihn hineinzuwickeln und die Leinwand zuzunähen; der dritte bringt schon ein Bret herbei, auf dem der Leichnam angebunden wird. An die Füße befestigt man einen Sack mit zwei Kanonenkugeln. Das Bret wird über Bord gelegt, und ist ein Schiffskaplan da oder der Capitain ein wenig human, so wird noch ein Gebet gesprochen, das Zeichen gegeben, hinab stürzt der Leichnam in die Tiefe, das Wasser theilt sich über ihn, es schließt sich über ihn, schon ist das Schiff weit hinweggeeilt, Niemand könnte mehr den Punkt bezeichnen, wo die letzte Spur eines Menschen verschwunden ist. Für Ältern, denen auf dem Meere ein Kind stirbt, für den Gatten, dem das Weib, die Gattin, welcher der Mann, den Bruder, dem die Schwester, die Schwester, welcher der Bruder stirbt, muß dies ein Augenblick sein, den sich die Einbildungskraft nicht grausend genug vorstellen kann!

Ehrlich währt am längsten.

So heißt es nicht allein bei den Kindern der arabischen Wüste, den Beduinen, sondern man thut auch danach. Der Diebstahl untereinander und gegen Den, welchem sie Gastfreundschaft gelobt haben, ist ein so arges Verbrechen, daß der Vater den eigenen Sohn tödten würde, wenn er ihn in solcher Art schuldig fände. Fällt einem Beduinen in der Wüste ein Esel oder Kameel und kann er die Ladung desselben nicht gleich auf der Stelle heimbringen, so zieht er einen Kreis im Sande umher, und nun ist er sicher, sie nach Monaten unberührt zu finden; kurz, ehrlich währt dort, wie bei uns, am längsten. Schade nur, daß so Etwas als Curiosität berichtet werden muß!

Die Llanthonyabtei.



Die Llanthonyabtei, von welcher nur noch Ruinen in einem Thale der englischen Grafschaft Wales unweit des Flüßchens Honddy übrig sind, ward in den Kämpfen der Angelsachsen mit den Normannen zerstört, nachdem sie früher nur eine kleine Kapelle gewesen war, die sich zu einer prächtigen Kirche mit einem dazu gehörigen Kloster erweitert hatte. Jene Kapelle hatte früher mehren Edlen aus königlichem Stamme zu einem Aufenthaltsorte gedient, wo sie in Zurückgezogenheit von der Welt, nach der Liebhaberei jener Zeit, in stiller Einsamkeit ein beschauliches Leben geführt hatten.

Mannichfaltiges.

Alchemie und Chemie stehen in ähnlichen Verhältnissen zueinander wie Astronomie und Astrologie, auch insofern, daß der Glaube an die Alchemie mit dem Entstehen der wissenschaftlichen Chemie nicht sofort ein Ende gehabt hat. Der Name Alchemie — eigentlich al-kemi, d. h. die Chemie; aus dem Arabischen; al ist der bestimmte Artikel — kommt zuerst, aber schon als ein gebräuchlicher, bei den in den Schulen der Araber gebildeten Schriftstellern des 13. Jahrhunderts vor. Unter den Arabern, welche die vermeintliche Kunst, durch den Stein der Weisen Gold zu machen und das Leben zu verlängern, erst nach der Eroberung Aegyptens kennen lernten, war im 8. Jahrhundert der Maure Geber im Rufe, ein großer Adept (d. h. Inhaber dieser Kunst) zu sein. Später haben Albertus Magnus, Raymundus Lullus, Basilius Valentinus und Theophrastus Paracelsus als Adepten vorzugsweise in großem Rufe gestanden.

Die Trockenlegung des Harlemer Meers, welche jetzt ihrer Vollendung entgegengeht, macht die Trümmer und Ruinen der durch ein merkwürdiges Naturereigniß zerstörten Städte und Dörfer schon sichtbar. Das Harlemer Meer entstand nämlich durch einen gewaltigen Sturm im Jahre 1539, welcher die Deiche wegriß und viele Hunderte von Quadratmeilen Landes mit Wasser bedeckte. An einer Stelle fand man einen großen Haufen menschlicher Knochen, und nach einer vorhandenen topographischen Karte vom Jahre 1513 stand daselbst die Stadt Nieuwekerk, welche mit ihren sämmtlichen Einwohnern von dem heranstürmenden Elemente plötzlich verschlungen wurde.

Die Morgue in Paris, an der Seine zwischen Petit-Pont und Pont St.-Michel gelegen, ist ein grabmalartiges Gebäude, zu welchem eine Treppe vom Flusse aus hinaufführt. In jenem werden auf zehn schwarzen, mit Messingblech beschlagenen Marmorplatten die Leichname aufgehobener Verunglückter, Selbstmörder und Ermordeter aufgebahrt, bis sie von den Ihrigen erkannt und reclamirt sind; müssen sie wegen eintretender Verwesung früher beerdigt werden, dann werden doch die Kleider der so Verschwundenen auf dazu angebrachten Rechen aufgehängt. Das düstere Schauspiel lockt die Vorübergehenden an und oft harrt eine dichte Menge vor der geschlossenen Thür, um zuerst den neu eingebrachten Leichnam zu betrachten. Im Durchschnitt werden jährlich gegen 350—360 Leichen hier abgegeben. Rechts im Gebäude findet sich ein anatomischer Saal, der aber dem Publicum verschlossen ist. Dicht am Hause des Todes und Schreckens jauchzt die Lust um Possenreißer, Gaukler, Kartenwahrsager und Vogelhändler, die längs der Brustwehr des Quais und der Brücke St.-Michel ihre singenden, quiekenden und bellenden Waaren, als Vögel, Eichhörnchen, Meerschweine, Hunde, in Käfigen ausgestellt haben.

Das gelbe Fieber, dieses sonst so gefürchtete Ungethüm, ist auf den Antillen jetzt fast unbedeutend geworden; durch die Fortschritte der ärztlichen Kunst sind die Mittel, dem Übel zu begegnen und abzuhelfen, so genau studirt, daß sich Jeder gratulirt, wenn er die Krankheit nur bald bekommt, um der Vorsichtsmaßregeln überhoben zu sein, die man so lange zu beobachten hat, bis die stereotype Krankheit durchgemacht ist. Zwei mal erliegt man dieser Krankheit nicht; nach Durchschnittsberechnungen sterben unter 100 vom Fieber Befallenen 17, unter diesen mehr als die Hälfte Matrosen und Handwerker, die nicht nur die ersten Symptome vernachlässigen, sondern auch durch übermäßigen Genuß von Cognac und andern Spirituosen sich selbst ihr Grab bereiten. Die Cur besteht in einer etwa sechstägigen Diät und in einer Aufmerksamkeit auf sich während einiger Wochen im Genuß von Speise und Trank; Rückfälle sind in der Regel gefährlicher, meist tödtlich.

Fest und gerade. Als Bonaparte Erster Consul geworden war, ließ er es sich angelegen sein, so Viele als möglich aus den noch immer sich befehdenden Parteien an sich zu fesseln. Er veranstaltete häufig in Malmaison jene bekannten Versöhnungsdiners, die das Gepräge der Einfachheit trugen, ohne doch den dahinter versteckten Ehrgeiz ganz verbergen zu können. Eines Abends wollte der Dichter Ducis, ein Mitpart bei diesen politischen Zweckessen, in einer schlichten Miethskutsche heimfahren, als Bonaparte erklärte, ein solches Fuhrwerk gezieme sich für keinen Mann von so hohem Alter und Verdienst und um die Erlaubniß bat, es so einzurichten, daß er sich seinen eigenen Wagen halten könnte. Der ehrwürdige Republikaner zeigte auf einen Zug wilder Enten, der über ihren Köpfen hinflog: „Nicht einer dieser Vögel, der nicht von fern des Jägers Pulver und Blei witterte. Ich bin auch eine wilde Ente, Bürger, Erster Consul!" Auch das Kreuz der Ehrenlegion wies er später zurück und Napoleon sprach ganz ruhig: „Daran erkenn' ich Ducis; er ist ein alter Römer."

Zur nöthigen Berichtigung.

In diesen Blättern ist in Nr. 509, S. 317, auf der ersten Spalte die durch eine kleine Buchstabenverwechselung entstandene, fast spaßhafte Unterschrift des Bildchens ganz conform mit der in der Zeile vorher stehenden Namensbezeichnung zu lesen. Wir müssen vorbauen, daß auf die Auctorität des Pfennig-Magazin hin der bereits mit Namen ohne Ende überhäuften Entomologie nicht noch ein neuer aufgebürdet werde, der die ganze Naturgeschichte im Gebiete der Schnecken in Verwirrung bringen könnte. Für das rein zufällige Versehen müssen Zwei aufkommen: der falsche Griff des Setzers in seinen Kasten und das trotz wiederholten Lesens hartnäckig gehaltene Auge des Correctors, der oft gerade dann, wenn er für seine Scharfsichtigkeit ein Lob einzustreichen gar nicht abgeneigt ist, durch einen recht handgreiflichen Pudel an das Errare humanum erinnert wird.

Ankündigungen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 512.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [23. October 1852.

Die Ruinen der Llanthonyabtei.



Vergleiche die vorige Nummer S. 335.

Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen.

(Fortsetzung.)

Am 1. September 1547 eröffnete der Kaiser den Reichstag zu Augsburg, der bis in den Juli 1548 dauerte und auf welchem er sich in einer furchtbaren Größe zeigte. Hier mußte Johann Friedrich zusehen, wie sein Vetter Moritz mit der Kurwürde und den neu erworbenen Ländern belehnt wurde. Auf eben diesem Reichstage ward auch als ein neuer Übergangsversuch zu einer Religionsvereinigung das sogenannte Interim aufgestellt, eine Vorschrift, welche der Kaiser den Protestanten bekannt machen ließ und welche Das enthielt, was sie einstweilen bis nach Entscheidung einer allgemeinen Kirchenversammlung glauben und thun sollten. Dieses Interim genügte aber keiner Partei, indem es den Evangelischen, für die es eigentlich bestimmt war, eine Menge katholischer Ceremonien und den Grundsätzen der evangelischen Kirche widerstreitender Lehren aufbürdete und doch dabei, um den Schein der Nachgiebigkeit zu retten, Einiges, wie den Kelch im Abendmahle und den Ehestand der Geistlichen, einräumte, was ihnen der Papst keineswegs zugestehen wollte. Nur der Macht des Kaisers gelang es, an vielen evangelischen Orten die Einführung desselben durchzusetzen. Der gefangene Johann Friedrich aber wies die Zumuthung, das Interim anzunehmen, mit Entschlossenheit zurück und sandte auch seinen Söhnen auf ihre Anfrage eine väterliche Ermahnung zu, bei ihrer Religion fest zu bleiben; denn sollten ihnen auch alle noch übrigen Lande entzogen und noch größere Gefahr gedroht werden, so könne doch Gott ihrer nicht vergessen, sondern würde sie gnädig beschirmen. Der neue Kurfürst Moritz gab wegen des Interim die ausweichende Antwort, daß er sich erst mit seinen Ständen und Theologen berathen müsse, und stellte dem Augsburger Interim eine neue Kirchenordnung in dem sogenannten Leipziger Interim gegenüber, worin freilich die wittenberger Theologen aus unzeitiger Fügsamkeit mehr nachgegeben hatten, als den strengen Lutheranern verantwortlich schien. Es wurde zwar nirgends mit Strenge durchgesetzt, aber es veranlaßte doch heftige Streitigkeiten und vermehrte im evangelischen Deutschland den Unwillen gegen den Kurfürsten Moritz. In Magdeburg schlugen die heftigsten Kämpfer gegen das Interim gleichsam ihr Lager auf und von hier aus verbreitete sich über Deutschland eine Wolke von Schriften voll schrankenloser, oft übertriebener und beleidigender Kühnheit. Ein anderer Kampfplatz für Luther's Lehre bildete sich eben damals in Jena. Johann Friedrich, der auch in den trübsten Tagen nicht aufhörte, an die Pflege der Wissenschaften und der Religion zu denken, hatte noch beim Abschied seinen Söhnen empfohlen, anstatt des verlorenen Wittenberg eine neue Hochschule auf ihrem Gebiete zu gründen. Schon am 19. März 1548 wurde demnach ein akademisches Gymnasium zu Jena — weil sich wegen der Privilegien einer Universität noch Schwierigkeiten fanden — gegründet. Man hatte gehofft, Melanchthon für die neue Lehranstalt zu gewinnen, dieser zog es aber vor, nach Wittenberg zurückzukehren, als Moritz die dortige Universität wiederherstellte; dagegen waren namentlich Justus Jonas und Andere für Jena thätig und suchten hier vorzugsweise Luther's Lehre in ihrer Reinheit zu bewahren.

Der gefangene Kurfürst Johann Friedrich benahm sich indessen in seiner Gefangenschaft mit einer so würdevollen und wahrhaft christlichen Standhaftigkeit und Ergebung, daß er hierdurch den Namen des Großmüthigen in der That verdiente und selbst seine Feinde ihm ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Sowol in Augsburg als in den Niederlanden, wohin er dem Kaiser zu folgen genöthigt wurde, ließ der Kaiser in den Jahren 1548 und 1549 wiederholt unter Verheißungen und Drohungen in ihn dringen, das Interim anzunehmen und seine Söhne zur Annahme desselben zu überreden; aber er beharrte ohne Wanken bei seiner zwar bescheidenen, aber festen und entschiedenen Weigerung. Anfangs suchte man ihn durch eine strengere Behandlung, die ihm seine Gefangenschaft noch empfindlicher machen mußte, zu beugen; man entzog ihm an den von der katholischen Kirche gebotenen Fasttagen die Fleischspeisen und ließ ihm seine Bücher — namentlich eine auf Pergament gedruckte und mit illuminirten Bildern gezierte Bibel und Luther's Schriften — wegnehmen, aber er fügte sich in dies Alles geduldig und sagte: Nehmen sie mir gleich meine Bücher, so sollen sie mir doch Das, was ich daraus gelernt habe, nicht aus dem Herzen reißen! Er setzte darauf auch sein Glaubensbekenntniß auf, worin er erklärte, das Interim Zeit seines Lebens nicht annehmen, sondern bei der Augsburgischen Confession und den zu Schmalkalden beschlossenen Artikeln bleiben und darauf sterben zu wollen, sodaß, wenn er vielleicht in der Gefangenschaft sterben und nach seinem Tode das Gerücht verbreitet werden sollte, er habe widerrufen und sei von seinem vorigen Bekenntnisse abgewichen, diesem Niemand glauben möge. An seine Gemahlin und Söhne schrieb er mehre Briefe, worin er sie tröstete und ermahnte, sich seinetwegen nicht zu bekümmern, vielmehr sich zu freuen, daß ihn Gott gewürdigt habe, um seines Namens und Wortes willen Verfolgung zu leiden und die Hülfe Gottes in Geduld zu erwarten. In der ersten Zeit seiner Gefangenschaft suchte er durch die Fürbitte befreundeter Fürsten bei dem Kaiser seine baldige Befreiung auszuwirken; da aber der Kaiser hierauf unbestimmte Antworten gab und seine Befreiung von der Anerkennung des Interims abhängig machen wollte, so beschloß er endlich, nach seinem eigenen Ausdruck, die Stunde, welche der Allmächtige in seinem ewigen Rathe zur Abwendung solch schweren Kreuzes verordnet habe, in Geduld zu erwarten und ließ sich in keine weitern Schritte ein, von welchen er fürchtete, daß sie ihn und seine Söhne in neue Verwickelungen bringen würden. Seit 1549 blieb er übrigens mit fernerm persönlichen Zudringen wegen des Interims verschont, auch ließ ihm der Kaiser manche Erleichterung seines Zustandes angedeihen und erlaubte ihm, Diener bei sich zu haben. Sein Aufenthalt, wenn er nicht genöthigt war, dem Kaiser auf seinen Reisen zu folgen, war mehrentheils zu Innsbruck. Seine Gewohnheit war, daß er jeden Morgen nach dem Aufstehen eine Stunde in seinem Gemach allein betete, dann las er in der Bibel oder in Luther's Schriften; außerdem verkürzte er sich die Zeit durch Lesen vorzüglicher deutscher und französischer historischer Schriften; auch wußte ihn der alte treue Maler Lukas Cranach, der ihm freiwillig in seinem Elende Gesellschaft leistete, durch Werke seiner Kunst zu erheitern. Der Kurfürst selbst verfaßte in seinem Gefängnisse zu seinem eigenen Troste das Lied: „Wie's Gott gefällt, so g'fällt mir's auch u. s. w.", das nachher in mehre Gesangbücher übergegangen ist. Was ihm seine Gefangenschaft am meisten beschwerte, war

außer der Trennung von den Seinigen das anhaltende und langwierige Abgesperrtsein und die beständige Bewachung durch 24 spanische Soldaten, die sich zwar bei Tage vor seinem Gemach aufhielten, während der Nacht aber in demselben in ihren Rüstungen auf Bänken und Polstern lagen, übrigens in ihrer Anmaßung bisweilen so weit gingen, daß sie während der Mahlzeit fremde Leute für ein Trinkgeld einließen, um den gefangenen Kurfürsten sehen zu lassen. Das Benehmen des Kurfürsten war indessen immer gefaßt und heiter. Von seinen eigenen Angelegenheiten sprach er nicht gern; nie zeigte er Ungeduld oder Rachgier, gedachte keines Menschen mit Unwillen und redete auch von seinen Feinden immer das Beste. Mit seinen Dienern sprach er wie ein Freund mit dem andern. Besonders mildthätig bezeigte er sich gegen die Armen, so viel es seine Umstände erlaubten. Als bei seinem zweiten Aufenthalte in Augsburg (1551) die evangelischen Prediger daselbst in Folge des Interim vertrieben wurden und von ihm Abschied nahmen, empfing er sie mit Thränen, tröstete sie mit Sprüchen der heiligen Schrift und sagte, indem er seine Schatulle holen ließ: „Das ist Alles, was ich auf Erden habe; daraus will ich euch einen Zehrpfennig verehren, den theilet mit euren Brüdern und Kreuzgesellen, und wiewol ich selbst jetzt ein armer gefangener Fürst bin, so wird mir doch der Herr unser Gott schon wieder etwas bescheren!" Nachdem er sie also beschenkt hatte, entließ er sie mit den Worten: „Hat euch der Kaiser das Reich verboten, so kann er euch doch nicht den Himmel verbieten, und Gott wird euch wol ein Land finden lassen, wo ihr sein Wort predigen könnt!"

Dem Kurfürsten Moritz mußten indessen durch das tyrannische Verfahren des Kaisers gegen den unglücklichen Johann Friedrich, durch die seinen dringenden Verwendungen entgegengesetzte fortwährende Weigerung, dem gefangenen Landgrafen von Hessen, seinem Schwiegervater, die Freiheit wiederzugeben, durch das Interim und die Härte, mit welcher der Kaiser an allen seiner Macht zugänglichen Orten die Einführung desselben durchsetzte, durch des Kaisers Streben, seinem schon damals gefürchteten Sohne, dem finstern, stolzen, heimtückischen Philipp die Kaiserkrone zu verschaffen, und durch so manche andere in jener Zeit hervortretende Erscheinungen die Augen über die wahren Gesinnungen und Absichten des Kaisers geöffnet werden; er sah, wie es dem Kaiser mit seinen Versicherungen, daß der Krieg nicht der Religion gelte, kein Ernst gewesen war und mußte fürchten, daß er, wenn es ihm gelungen war, in der Religionsverfassung seinen Willen durchzusetzen, er auch die politischen Rechte der deutschen Reichsstände vollends umstürzen und selbst Diejenigen, welche ihm zu seinem Siege geholfen hatten, sobald er ihrer nicht mehr bedürftig, nicht schonen würde; er sah ein, daß er auf dem bisherigen Wege nicht fortwandeln durfte, ohne mit der Freiheit des Glaubens und der deutschen Verfassung zugleich Alles, was er bis dahin für sich gewonnen hatte, wieder aufs Spiel zu setzen; zugleich fühlte er die dringende Auffoderung, den Verdacht, welchen er bei seinen Glaubensgenossen durch die Bekämpfung Johann Friedrichs auf sich geladen hatte, durch eine kühne That zur Vertheidigung des jetzt bedrängten Glaubens abzuwaschen; aber den Kaiser auf dem jetzigen Gipfel seiner Macht mit Erfolg zu bekämpfen, konnte nur durch List geschehen, und den listigsten Fürsten seiner Zeit zu hintergehen war eine sehr schwierige Aufgabe. Vor der Hand suchte daher Moritz durch ausweichende Erklärungen Zeit zu gewinnen und wartete auf eine Gelegenheit, wo er, ohne Verdacht zu erregen, ein beträchtliches Heer zusammenbringen konnte.

(Beschluß folgt.)

Die Übertragung der Stenographie nach dem Systeme Gabelsberger's auf die Musik.

Die Kunst, die Musik ebenso schnell zu schreiben, als sie ausgeführt wird, ist, ganz abgesehen von der Größe und Erhabenheit des Gedankens selbst, abermals einer der glänzendsten Beweise von der Vortrefflichkeit und tiefen Begründung des Gabelsberger'schen Systems der deutschen Stenographie. Schon Prévost hatte zwar ein derartiges System erfunden und im Jahre 1834 veröffentlicht; da die Grundlinien aber, auf welche er sein System gegründet, einem in jeder Beziehung unpraktischen Systeme entnommen waren, konnte er auf größere Vervollkommnung desselben natürlich nicht rechnen. In diesem Jahre erst gelang es einem Organisten in München, Namens A. Baumgartner, Mitglied des Gabelsberger'schen Stenographen-Centralvereins in München, auf Grund des Gabelsberger'schen Systems eine musikalische Stenographie zu erfinden, welche, zwar noch in der ersten Entwickelung begriffen, dennoch bei gehöriger Ausführung zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Die sieben Noten oder musikalischen Buchstaben sind den Gabelsberger'schen Schriftzeichen entnommen und entsprechen zum großen Theil ganz den Namen derselben. Die bisher gebräuchlich gewesenen fünf Linien fallen gänzlich weg und gibt es nach diesem System nur eine einzige Schreiblinie, über oder unter der die Buchstaben sich ausbreiten, um die Höhe oder Tiefe der Noten zu bezeichnen, die Schrift selbst aber hat kein anderes Ansehen als die der gewöhnlichen stenographischen resp. deutschen Currentschrift. Die Unterscheidung der einzelnen Notenwerthe geschieht durch verschiedene Stellung und Markirung der musikalischen Buchstaben, wobei ein Unterschied zwischen der ganzen und halben Note um deswillen nicht für nöthig befunden wurde, weil die ganze Note nur im Viervierteltakte, die halbe nur im Zweivierteltakte allein stehend vorkommt, das Taktmaß selbst aber im Übrigen eine etwaige Verwechselung durchaus nicht zuläßt. Die Pausen werden durch ein stenographisches „e" bezeichnet und da bei den Noten der Werth derselben genau gegeben ist, so ist es für Denjenigen, der die musikalische Taktik nur einigermaßen versteht, unnöthig, auch bei den Pausen den Werth bestimmter auszudrücken. Pausen durch mehre Takte werden durch Zahlen angezeigt. Jeder Takt wird abgeschlossen in ein Monogramm, und wenn die letzte Note eines Takts mit der ersten des nächsten verbunden werden soll, kann dies durch eine Punktschleife geschehen. Schlüssel und Vorzeichnungen sind wie gewöhnlich, nur daß die Anzahl der Kreuze oder Bee durch Ziffern angezeigt wird.

Dies sind die Grundzüge der musikalischen Stenographie im niedern oder mechanischen Theil, wobei, da die Art der Bezeichnung hier nicht gegeben werden kann, das eigentlich Praktische wol nicht vollständig wird begriffen werden können.

Die Verbindung der Intervallen sodann und der sogenannten musikalischen Figuren, deren sich bei genauerer und wissenschaftlicher Zergliederung eines mu-

sikalischen Satzes unendliche finden, geben die sogenannten stenographischen Kürzungen, durch welche eigentlich erst Das geboten wird, was unbedingt nöthig ist, um einem musikalischen Vortrage mit Bestimmtheit und Verlässigkeit zu folgen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß nur ein Musiker solche Aufgabe ausführen und die Ausführung richtig wird beurtheilen können. Wie zur Darstellung einer Schrift die Kenntniß derselben nöthig ist, so ist die musikalische Stenographie im höhern Sinne nur Denen nützlich, welche nicht nur die Noten kennen und zu lesen verstehen, sondern auch mit der Harmonielehre und dem Generalbaß vollständig vertraut sind. Und die Resultate, welche sie gewährt, sind um so größer, je ausgedehnter die Fertigkeit Dessen ist, der sie anwendet. Der Musiker, welcher ein Musikstück hört und sich nicht Rechenschaft davon geben kann, ist nicht im Stande, es zu stenographiren. Die stenographische Gewandtheit steht daher im Verhältniß mit dem musikalischen Talent. So wird z. B. Jemand eine gewisse Anzahl musikalischer Sätze stenographiren können und doch in Verlegenheit sein bei einer verwickeltern Harmonie und daher eine Melodie, aber keine Harmonie niederschreiben können.

Ob diese Kunst auch auf die gewöhnliche Notenschrift, wie die Stenographie überhaupt auf das Geschäftsleben, einen Einfluß ausüben und dieselbe wegen ihrer Einfachheit verdrängen wird, wodurch namentlich die gegenwärtig so theuern Notenstücke bedeutend im Preise sinken würden, müssen wir der Zeit oder einer noch etwas größern Vervollkommnung der Kunst selbst überlassen. Bemerken wollen wir nur, daß Herr Baumgartner ein größeres Werk hierüber herausgeben und in demselben die Resultate seiner bisherigen Bemühungen niederlegen wird, damit auf Grund derselben diese gewiß sehr interessante und nützliche Erfindung vervollkommnet und weiter ausgedehnt werden könne.

Die Denkmäler des Schlachtfeldes bei Kulm.



Preußisches Denkmal bei Kulm.

Zum Andenken an den bei Kulm am 30. August 1813 über die Franzosen erfochtenen Sieg, zu Ehren der drei Nationen, die Theil an ihm hatten, erheben sich jetzt drei Denkmäler, deren Ansichten wir hier mittheilen. Das älteste dieser Siegesdenkmale ist das preußische, unweit des Arbesauer Posthauses. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der jener denkwürdigen Schlacht persönlich beiwohnte, ließ es im Jahre 1817 errichten. Es bildet eine mit dem preußischen Ehrenkreuze gezierte gothische Spitzsäule von 18 Fuß Höhe, auf einem drei Fuß hohen steinernen Piedestal ruhend und geziert mit der Inschrift:

Die gefallenen Helden ehret dankbar
König und Vaterland.
Sie ruhen in Frieden.
Kulm, den 30. August 1813.



Östreichisches Denkmal bei Kulm.



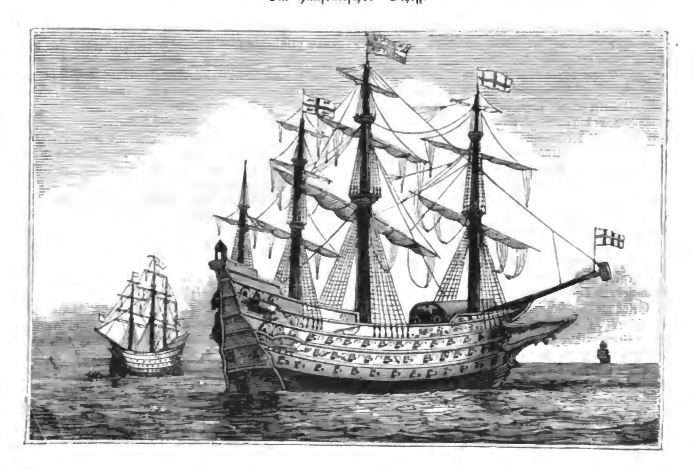
Russisches Denkmal bei Kulm.

Wenige Schritte davon entfernt erhebt sich das östreichische Denkmal, eine 54 Schuh hohe, an der Spitze mit dem östreichischen Doppeladler gezierte vierseitige Pyramide, an deren Fuße der kolossale böhmische Löwe ruht. Dieses schöne Denkmal errichtete die östreichische Armee im Jahre 1835 ihrem verdienstvollen General Hieronymus Grafen Colloredo-Mansfeld, welcher in jener Schlacht so wesentlich zum Siege beigetragen hat. Der unterste Würfel und der obere Theil der Pyramide ist mit Basreliefs und Inschriften geziert.

Das dritte Denkmal, zu welchem der Grundstein am 20. September 1835 gelegt ward und dessen Enthüllung am 29. August 1838 erfolgte, steht bei Pristen hart an der Straße. Es ist vom Kaiser Ferdinand I. von Östreich den hier gefallenen russischen Helden geweiht auf derselben Stelle, wo der russische General Graf Ostermann amputirt ward. Es ruht auf einem Sockel, dessen vier Seiten der böhmische Löwe schmückt und trägt eine neun Schuh hohe Nachbildung der vor mehren Jahren in Brescia aufgefundenen Victoria. Die Vorderseite dieses Denkmals führt eine Inschrift, die rechte und linke Seite enthält die Namen der am 29. August 1813 hier gebliebenen Russen.

Die drei Monumente stehen unter der Obhut zweier Invaliden, die an der Kulmer Schlacht Theil genommen haben.

Ein hanseatisches Schiff.



Ein hochadeliger Verbrecher vor dem Richterstuhle des heiligen Ludwig.

In der Diöcese von Laon lag die Benedictinerabtei St.-Nicolas au Bois, etwa drei Stunden von Laon und dem Schlosse Coucy entfernt. In derselben befanden sich drei junge Flamänder von Adel, die man dorthin gethan hatte, um das Französische zu lernen und Humaniora zu studiren. Sie hatten einen Hofmeister bei sich und waren dem Abte ganz besonders empfohlen worden. Als dieselben einstmals in einem zur Abtei gehörigen Gehölze spazieren gingen und auf Kaninchen Jagd machten, nach denen sie mit Pfeilen schossen, ohne Hunde noch sonstiges Jagdgeräthe mit sich zu führen, geriethen sie in den Forst von Coucy, indem sie die Thiere verfolgten. Sie wußten übrigens nicht, ob es verboten sei oder nicht, noch auch, wem der Wald gehöre, ja sie konnten noch gar kein Wort Französisch sprechen. Die Waldhüter von Coucy verhafteten sie, da sie dieselben in fremdem Revier jagend betroffen und meldeten dies Enguerran, Schloßherrn von Coucy, welcher auf der Stelle, ohne sich nach Alter, Herkunft und den nähern Umständen ihrer That zu erkundigen, Befehl gab, sie zu hängen, was auch sogleich geschah.

Der Abt, durch die Nachricht hiervon aufs Äußerste überrascht und betroffen, sagte es dem Conne-

table von Frankreich, Gilles Le Brun, von welchem einer der jungen Leute ein Anverwandter gewesen sein soll. Dieser gerieth darüber nicht blos in die tiefste Betrübniß, sondern auch in den heftigsten Zorn und begab sich augenblicklich mit dem Abte und mehren den hingerichteten Edelleuten verwandten Damen zu König Ludwig IX., bei welchem sie gegen den Mörder aufs härteste Klage führten. Der König ließ vorläufig eine Untersuchung anstellen, in Folge deren Enguerran schuldig erschien und alsbald eine Vorladung erhielt, vor dem König und seinem Hofe, d. h. seinem Rath und ordentlichem Parlament sich zu stellen, zu dem ohne Zweifel der Connetable, der Kronerzschenk und Oberstkämmerer mit den andern Notabilitäten des Hofs berufen wurden.

Der Beklagte erschien zu Paris vor dem König, ließ sich jedoch nicht verhören und verlangte, von den Pairs von Frankreich gerichtet zu werden, wie solches bei den Freiherren Recht und Brauch sei. Der Rath des Königs erwiderte hierauf, daß derselbe keins seiner Güter als Freiherrschaft besitze. Aus den hierfür geltend gemachten Gründen entspannen sich weitläufige Erörterungen und da der Beklagte schon um seiner hohen Verwandten willen als Reichsbaron gelten konnte, schien die Sache einen schleppenden Gang annehmen zu wollen. Der König ließ ihn deshalb nicht durch Pairs, sondern durch seine Diener festnehmen und in den Thurm des Louvre sperren mit dem Bedeuten, daß er ihm sein Recht anthun würde, setzte auch hierzu einen Termin fest. Enguerran ward in strengem Gewahrsam gehalten, jedoch nicht gefesselt, und fühlte sich sehr betroffen, daß es ihm also ergangen. Mehre große Herren von seiner Verwandtschaft versammelten sich zu Paris und flehten den König an, den Gefangenen gegen ihre Bürgschaft freizulassen; nach vielen Bitten und Vorstellungen erreichten sie diesen Zweck sowie auch den weitern, daß derselbe vor ein Pairsgericht gestellt werden sollte. Unter keinen Umständen ließ sich jedoch Ludwig IX. dazu bewegen, daß er mit einer Geldbuße sich begnügte. Dem Eide getreu, den er bei seiner Krönung geschworen, wollte er strenges Recht walten und den Schuldigen dieselbe Strafe erleiden lassen, welche dieser wider die jungen Flamänder verfügt hatte. Er sprach sich hierüber so unzweideutig und bestimmt aus, daß einige Scribenten sagen, er habe diesen schrecklichen Urtheilsspruch wirklich gethan. Indeß war es zu jener Zeit äußerst selten, daß Edelleute zum Tode verurtheilt wurden und der König hat später gegen solche in ähnlichen Fällen (in den Jahren 1268 und 1269) sehr strenge Strafen verhängt, jedoch kein Todesurtheil gefällt.

Um die Foderungen der Gerechtigkeit möglichst zu erfüllen und zugleich den Verwandten Enguerran's zu genügen — wiewol er deren Absicht, den Schuldigen der verdienten Strafe zu entziehen, wohl erkannte — entbot der König sämmtliche französische Barone unter Anberaumung eines Tages nach Paris, um den Herrn von Coucy zu richten. Dieselben fanden sich sehr zahlreich im königlichen Palaste ein, sowol die Pairs als fast sämmtliche Barone des Reichs, unter andern der König von Navarra, der Graf von Champagne, der Herzog von Burgund, die Grafen von Bar, Soissons, Bretagne, Blois, der Erzbischof von Rheims und die Gräfin von Flandern, die allesammt dem Angeklagten günstig waren.

Andererseits erschienen der Abt von St.-Nicolas und die Anverwandten der getödteten Edeln, um Gerechtigkeit vom König zu erbitten. Als dieser mit seinen Räthen eingetreten war, wurde Enguerran von Denen vorgeführt, welche ihn zu vertreten sich verpflichtet hatten, um Rede und Antwort über das Verbrechen zu geben, dessen er beschuldigt war. Die Verhandlung nahm ihren Anfang und die Sache wurde sehr lange und reiflich berathen und debattirt. Auf die Beweise seines Verbrechens, welche man ihm hier öffentlich entgegenhielt, wußte Enguerran nichts zu erwidern. Am Ende ward von ihm das Gesuch an den König gestellt, daß er sich mit seinen Verwandten möge berathen dürfen. Nachdem dies bewilligt war, zog er sich zurück und fast sämmtliche Barone als Vettern von ihm entfernten sich, sodaß der König mit seinen Räthen und Hofleuten allein blieb. Durch seinen Ahnherrn Ludwig den Dicken war übrigens Ludwig selbst mit Herrn von Coucy verwandt. Nachdem die Barone lange Berathung gepflogen, erschienen sie wieder vor dem König, wobei der Kastellan von Noyon, Jean de Thorote, vormals Statthalter von Champagne, für Enguerran das Wort nahm, dessen Schuld vollständig leugnete und erklärte, daß dieser bereit sei, durch den Zweikampf von der Anklage sich zu reinigen, aber einem peinlichen Verfahren mit Zeugenverhör sich nicht unterwerfen könne und wolle.

Eigentlich war dieses Verfahren etwas Neues und vom König erst im Jahre 1240 eingeführt worden, als er die gerichtlichen Zweikämpfe verbot. Vielleicht hatten die Reichsbarone zu dieser Anordnung nicht zugestimmt, die deshalb auch in Hinsicht ihrer der gesetzlichen Gültigkeit ermangelte, wie denn auch der König in diesem Falle sich nicht darauf bezog. Allein auf die Grundsätze der natürlichen Billigkeit gestützt erwiderte er, nachdem er das Gesuch Enguerran's aufmerksam angehört hatte: der Weg des Zweikampfs dürfe nie betreten werden gegenüber den Kirchen und Schwachen, die nicht im Stande seien, Leute zu finden, welche sich für dieselben mit den Baronen des Reichs zu schlagen geneigt wären. Er führte den Vorgang seines Großvaters, König Philipp August's, an, der gegen einen Herrn von Sulli wegen Todtschlags peinlichen Proceß angeordnet und zwölf Jahre lang dessen Schloß gleiches Namens innebehalten hatte, obschon es nicht unmittelbar bei ihm zu Lehen ging.

Ludwig der Heilige nahm sich zweifelsohne das Verhalten des genannten Königs nicht zum Muster, allein gegen das Beispiel eines so staatsklugen und thatkräftigen Königs wußten die nichts einzuwenden, welche dem Rechtswege die Entscheidung der Waffen vorzogen. Der Graf von Bretagne wollte sich nicht zufrieden geben; da erinnerte ihn Ludwig daran, daß er selbst in einem Handel, den er mit seinen Baronen gehabt, den Weg des förmlichen Processes verlangt und den Zweikampf verworfen habe, weil er nicht der Weg des Rechts sei. Er blieb deshalb fest bei seiner abschlägigen Antwort auf Enguerran's Bitte, ließ ihn durch seine Leute wieder festnehmen und ins Louvre führen, bis das Urtheil gesprochen würde. Die vornehmsten der Pairs und viele Andere baten den König um seine Freilassung und machten sich verbindlich, ihn zu vertreten, weil er nicht überwiesen sei, daß er die mehrbesagten Edeln habe hängen lassen. Allein der König schlug es ab, wollte kein Wort mehr davon hören und erhob sich von seinem Sitze, sodaß die Barone ebenfalls sich entfernen mußten. Er war darüber empört, daß sie, wie es den Anschein hatte, gegen ihn und die Krone sich verschworen; denn sie hatten etliche male untereinander Versammlung gehalten. Verblüfft durch die unbeugsame Festigkeit des Königs

und in hohem Grade niedergeschlagen wußten sie nunmehr nichts Besseres, als dem Enguerran zu rathen, daß er sich dem Willen des Königs gänzlich unterwerfe und ihn um Gnade flehe, anstatt auf seine Rechtfertigung zu denken. Sie baten ihrerseits den König aufs inständigste und angelegenste um seine Begnadigung und beschworen ihn, den Enguerran nicht ums Leben zu bringen, sondern ihn zu einer Buße zu verurtheilen, die er für gut befinde. Lange widerstand der König ihren Bitten; denn sein tiefes Rechtsgefühl ließ ihn nur im Tode des Schuldigen eine angemessene Sühne für sein Verbrechen erblicken. Enguerran ward wiederum vorgeführt, um seinen Ausspruch zu vernehmen. Als der König die Barone um ihre Meinung befragte, entschuldigten sich die meisten damit, daß sie nicht gegen ihren Anverwandten stimmen könnten, näherten sich dem Monarchen und flehten ihn aufs neue um Gnade und Barmherzigkeit, denn sie wußten wohl, wie nöthig diese war. Zugleich warf sich der Beklagte dem Monarchen zu Füßen, der sich noch immer nicht erweichen ließ, vielmehr die Barone wiederholt auffoderte, ihm ihre Meinung zu sagen, ihnen die Größe des Verbrechens vorstellte und sie ermahnte, nicht die Person des Strafbaren anzusehen, sondern Gerechtigkeit zu üben. Vergebens! Sie hatten diesen Auffoderungen nichts als Bitten und Beschwörungen entgegenzusetzen.

So mächtiger Fürsprache gegenüber glaubte der König endlich, einen Mann von solchem Stande der Ansicht sämmtlicher Barone zuwider nicht zum Tode verurtheilen zu dürfen, da derselbe nur mittels eines neuen außerordentlichen Gerichtsverfahrens, dem er sich nie unterworfen, überwiesen worden. Mit durchdringenden Blicken den auf den Knien vor ihm liegenden Herrn von Coucy anschauend, sprach er: „Enguerran von Coucy! Wenn ich glauben würde, daß es der Wille Gottes sei, Euch so zu behandeln, wie Ihr die drei unschuldigen jungen Leute behandelt habt, so könnten alle eure Vettern Euch vom Tode durch Henkershand nicht erretten, den Ihr so wohl verdient habt. Weder Eure Geburt noch die Zahl und Macht Eurer Freunde und Verwandten würde ich berücksichtigen.“

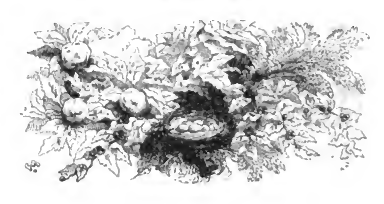
Bei diesen Worten warfen sich sämmtliche anwesende Barone dem Monarchen zu Füßen und flehten ihn an, seine gerechte Entrüstung zu mäßigen und dem Schuldigen Gnade zu gewähren.

Der König widerstand nun nicht länger und erklärte seine Einwilligung, daß Enguerran von der Todesstrafe sich loskaufen müsse. Alsdann berieth er sich mit seinen Räthen und den Freiherren über die Strafe und verurtheilte den Schuldigen der allgemeinen Ansicht zufolge zu einer Geldbuße von 10,000 Livres (= 170,000 Francs) in den königlichen Schatz; ferner dazu, daß er drei Jahre lang im Orient mit einer Anzahl von Rittern gegen die Ungläubigen kämpfen, daß er die drei Edelleute vom Galgen abnehmen und ehrenvoll in der Abtei St.-Nicolas bestatten lassen, auch für sie in derselben Kirche drei Kapellen und zwei Seelenmessen auf jeden Tag stiften mußte; ferner daß die Waldungen, worin die Edelleute gehenkt wurden, genannter Abtei zufallen und er die hohe Gerichtsbarkeit und das Recht, an Leib und Leben zu strafen, auf allen seinen Besitzungen verlieren sowie auch keinen Kaninchenpark mehr haben sollte. Enguerran mußte schwören, der ihm auferlegten Strafe sich unterwerfen zu wollen.

Diese Strenge des heiligen Ludwig gegen einen so großen Herrn wie Enguerran war, verbunden mit seinem musterhaften Privatleben, erwarb ihm Hochachtung und Ehrfurcht bei allen seinen Unterthanen. Er verlangte auch, daß die Geldstrafe, wozu der Schuldige verurtheilt war, sogleich bezahlt würde, was die Barone nicht wenig überraschte, da er nicht gewohnt war, in Geldsachen großen Eifer an den Tag zu legen. Ihr Erstaunen nahm aber bald ein Ende, als sie sahen, welchen Gebrauch er davon machte. Anstatt seinen Schatz mit einer für seine Zeit so ansehnlichen Summe zu bereichern, verwendete er sie ganz zu frommen Zwecken, stellte damit das Gotteshaus zu Pontoise neu her und vermehrte die Einkünfte desselben. Auch die Kirche der Franciscaner zu Paris und Schule und Dorment der dasigen Dominicaner ließ er von seinem Gelde erbauen und befahl, daß an allen diesen Orten für die drei Edelleute gebetet würde.

Was den Zug nach dem Gelobten Lande betrifft, so ward er von Herrn von Coucy niemals wirklich angetreten. Dieser wurde vielmehr in der Folge mit Einwilligung des Königs von Frankreich im Namen des Papstes von dem Bischof von Evreux dispensirt gegen Erlegung von 12,000 Livres (= 204,000 Francs), welche Ludwig als Beitrag zu den Kriegskosten nach Palästina schickte.

Das Vogelnest.



Mannichfaltiges.

Das Postwesen der Römer war bereits unter den ersten Kaisern trefflich eingerichtet und Rom stand durch herrliche Landstraßen mit den meisten Provinzen des Reichs in steter und schneller Verbindung. Die Personenpost bestand aus leichten, zweiräderigen Korbwagen (cisia), die höchstens nur mit 300 Pfund belastet werden durften; sie ward von drei Maulthieren gezogen. Die sogenannte clabularische Post brachte die schwersten Lasten auf vierräderigen, von acht Maulthieren gezogenen Wagen nach Rom. Die Schnelligkeit des Transports ward durch die Kürze der Stationen befördert und die Statthalter waren dafür verantwortlich, daß namentlich Postwagen mit seltenen Thieren oder andern Gegenständen, die zur Belustigung des Volks herbeigeschafft wurden, nicht zu lange auf einer Station verweilten.

Lindau am Bodensee, vormals die südlichste deutsche Reichsstadt, die zur Zeit der Reformation, auf ihre Macht vertrauend, Glaubensfreiheit foderte und nach längerm Schwanken zwischen Calvin und Luther für Letztern sich entschied, war nach und nach zu einem unbedeutenden Städtchen herabgesunken. Zur Zeit seiner reichsstädtischen Blüte beherrschte sie südostwärts den Handel mit Östreich, nordwärts stand sie mit den mächtigsten Reichsstädten Deutschlands in den engsten Beziehungen, vom Westen kam französisches Gold für die deutsche Waare, vom Süden sandte Italien reiche Schätze. „Deutsch-Venedig" nannte man Lindau; zu dem „deutschen Hause" der Dogenrepublik spannen sich tausendfache Verbindungsfäden und noch jetzt zeugen wappengeschmückte Paläste, welche leer und verödet in manchen Gäßchen trauern, von der fürstlichen Macht und Pracht der ehemaligen lindauischen Patricier. „Es ist hier" — so heißt es in einem Briefe aus dem Zeitalter der Reformation — „eine solche Niederlage und Zukehr von allerlei Gewerbshändeln aus allen Landen, daß gemeinlich alle Samstage auf den Wochenmarkt mehr denn aus 28 Städten und Städtlein von neun und mehr Meilen Wegs her ohne Unterlaß Leute herbeifahren, daß oft 1400 Karren und Wagen zu den Thoren aus- und eingehen." Zuletzt war nur ein kleines Speditionsgeschäft nach den nächsten Punkten des Seeufers übriggeblieben; der Wochenmarkt am Sonnabend füllte mit seinem Verkehre einen kleinen Platz und bewegte sich einzig in den unumgänglichsten Bedürfnissen häuslicher Wirthschaft; die Quadern der ehemaligen Paläste waren herabgebröckelt und dienten engen Wohnungen zu Grundmauern. Jetzt aber fängt es an wieder lebendig zu werden in der seeumspülten bairischen Inselstadt; denn sie wird auch eine Masche von dem großen Eisenbahnnetze, das dichter und dichter unser Deutschland zu umspannen fortfährt. Schon zieht sich der Eisenbahndamm in seiner ganzen Länge durch den See zur Stadt hin, 1900 Fuß lang, und durch seine großen, wenig behauenen Steine hat er das Ansehen eines wahren Römerwerks. Schon treten an mehren Stellen die Grundmauern der umfangreichen Bahnhofgebäude hervor; an sie schließen sich große Lagerhäuser an, die auf zwei Seiten des um mehr als die Hälfte erweiterten Hafens schon zu ansehnlicher Höhe gediehen sind. Neben diesen Staatsbauten wird denn auch in der Stadt selbst von Privaten wacker gebaut. Ein neues Hotel in der Nähe des Bahnhofs und des Hafens ist schon unter Dach und wird aus seinen mehr als 60 Zimmern die wundervollste Aussicht auf die Fläche des Sees und auf das herrliche gegenüberliegende Schweizer Vorgebirge aufthun. Die schöne Villa des Prinzen Luitpold von Baiern hat durch einen neuen Seitenflügel mit Saal und Kapelle an Ansehen gewonnen und die Landsitze des Grafen Buttler und der Barone von Schätzler und Lotzbeck werden nächstens noch Verschönerungen erhalten, welche der Stadt Lindau zugute kommen müssen; denn der Fremdenzug, der schon sehr zugenommen hat, ist fortwährend im Steigen.

Guslars heißen die blinden Sänger der Serben, welche auf den Märkten ihre Lieder zu der Gusla singen, ein einsaitiges Instrument, das festgeklemmt zwischen den gekreuzten Beinen wie ein Violoncell mit einem kurzen, roßhaarbespannten Fidelbogen gespielt wird. Wer unter den Serben blind geboren ist oder wem ein traurig Geschick auf immer den Ausblick in die Welt verschließt, den hat unter ihnen Gott zum Poeten bestimmt. Der Vater oder der Bruder kauft ihm eine Gusla; mit dieser zieht er in seiner Umnachtung hinaus, lauscht auf das Rauschen der Bäume, auf das Pfeifen des Windes und ahmt die Weisen auf der klagenden Gusla nach. Dann hört er etwa ein Jahr lang einem alten Guslar zu, lernt die Geschichte der Volkshelden, zieht dann an der Hand seines Führers auf Jahrmärkte und wallfahrtet zu Gnadenbildern, nimmt die Gusla und singt und legt seinen alten Hut auf die Erde; für goldene Lieder erntet er kupferne Münzen.

Die Neger an der afrikanischen Westküste, über welche der Reisende Kießler uns neuerdings viel Lesenswerthes mitgetheilt hat, feiern Alles durch Tanzen und Schießen; auch bei Todesfällen wird bis zur Erschöpfung getanzt und aus unmenschlich langen Flinten geschossen. Schrecklich sehen die Neger aus, wenn sie sich bei einer Leichenbegleitung weiß anstreichen.

Der Herbst in Neuyork ist wunderschön, wärmer, erquicklicher und gesünder vielleicht als sonst irgendwo. Die Morgen sind etwas kühl, doch sinkt das Thermometer selbst dann nicht unter 14—15 Grad; es steigt auf 20—21 Grad, sobald die Sonne aufgeht. Fast ohne Ausnahme ist das Wetter schön; ein Tag so golden wie der andere, der Himmel immer blau und unbewölkt, die Luft angenehm, sodaß man schon am frühen Morgen gern bei offenen Fenstern sitzt und um Mittag den Schatten sucht, und das gegen Ende Octobers, wo es in Deutschland Reif, oft schon Schnee gibt. Jenes köstliche Wetter hält in der Regel bis Neujahr an; dann folgt etwas Kälte mit Schnee und damit ist der Winter zu Ende. Anstalten zur Abwehr der Kälte, wie man sie bei uns in Deutschland trifft, kennt man in Neuyork nicht.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

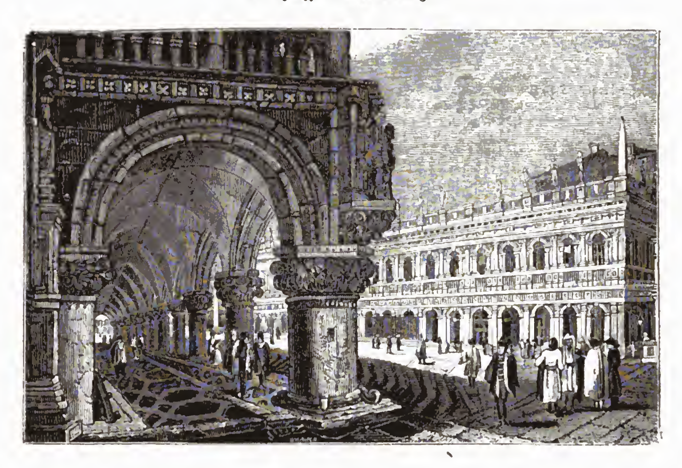
Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 513.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [30. October 1852.

Die Piazzetta von Venedig.



Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen.

(Beschluß.)

Die Gelegenheit, ein Heer zusammenzubringen, fand Kurfürst Moritz, als im Jahre 1550 ihm nach seinem Verlangen die Execution gegen die vom Kaiser wiederholt in die Acht erklärte Stadt Magdeburg aufgetragen wurde, wozu die Reichskriegskasse ihm die Kosten zahlen mußte. Moritz zog die Belagerung absichtlich in die Länge, bewilligte endlich der Stadt im November 1551 eine sehr milde Capitulation und legte seine Truppen, anstatt sie nach beendigtem Feldzuge auseinandergehen zu lassen, angeblich wegen rückständigen Soldes in Winterquartiere, um sie für ein künftiges Unternehmen sogleich bei der Hand zu haben. Es war im März 1552, als er endlich die Zeit zum Abwerfen der Maske reif fand.

Bei ihm stand jetzt der Entschluß fest, den Kaiser mit Gewalt zu zwingen, seine Gefangenen freizugeben. Der Kaiser, der nach Beendigung des Reichstags 1548 sich in die Niederlande begeben hatte, wohin ihm der gefangene Johann Friedrich folgen mußte, war 1550 eines neuen Reichstags wegen nach Deutschland zurückgekehrt und hatte sich meist in Augsburg aufgehalten. Man hatte ihn inzwischen von vielen Seiten vor Moritz gewarnt, aber er meinte, von diesem könne er nichts fürchten, da er ihm nichts als Liebes und Gutes erwiesen. Wirklich wußte Moritz den Kaiser auch durch die ausgesuchtesten Verstellungskünste zu täuschen. Endlich als Alles reif war, brach er aber auf und flog wie ein Sturmwind herbei. Als er aber am 1. April 1552 vor der Stadt Augsburg erschien, die sich ihm auch bald ergab, war der Kaiser, von

wenigen Truppen umgeben, schon nach Innsbruck gezogen. Auf die Unterhandlungen, die König Ferdinand anzuknüpfen versuchte, ließ sich Moritz nicht ein; am 19. Mai eroberte er die ehrenberger Klause, die ihm den Weg nach Innsbruck öffnete und würde, wären nicht Meutereien unter seinen Truppen ausgebrochen, den Kaiser hier unfehlbar gefangen haben. So fand aber dieser Zeit zu flüchten. Bei Nacht und Nebel mußte der kranke Mann im fürchterlichsten Regenwetter auf und davon. Man setzte ihn, weil er wegen der Gicht weder reiten noch fahren konnte, in eine von Mauleseln getragene Sänfte, leuchtete ihm mit Fackeln vor und führte ihn so durch Bergschluchten und auf Felsenpfaden nach Villach in Kärnten.

Dem gefangenen Johann Friedrich hatte der Kaiser (um dessen Befreiung durch Moritz zuvorzukommen und da auch Johann Friedrich selbst sie diesem nicht verdanken mochte) schon am 12. Mai seine nahe bevorstehende Freigebung vorläufig ankündigen lassen, worauf derselbe seinen Hofjunker Georg von Amsdorf mit dieser frohen Nachricht an seine Gemahlin abfertigte, auch am 18. Mai seine goldenen Ketten und Ringe zum ersten male wieder anlegte. Kurz vor dem Aufbruche von Innsbruck ließ der Kaiser ihn für frei erklären und die Wache von ihm abziehen, jedoch das Handgelöbniß abnehmen, ohne kaiserliche Bewilligung sich nicht von seinem Hofe zu entfernen, daher er demselben auch nach Villach folgte.

Inzwischen hatte auch Frankreich den Krieg begonnen; in Deutschland aber wurden unter König Ferdinand's Leitung am 26. Mai Unterhandlungen zu Passau begonnen, durch die jedoch Moritz, da sie eine ihm ungünstige Wendung zu nehmen drohten, sich nicht abhalten ließ, im Juli Frankfurt a. M. zu belagern, vielleicht um von dort aus eine Vereinigung mit den Franzosen zu bewirken. Nach diesen so glücklichen Fortschritten Moritzens konnte man wol zu Passau bessere Unterhandlungen erwarten. Moritz verlangte nichts weiter als unbeschränkte Religionsfreiheit für die Protestanten, völlige Loslassung der beiden deutschen Fürsten und Abstellung aller Beschwerden in der seitherigen Regierung des Reichs. Der Kaiser mußte endlich, zwar nach langem Kampfe und Widerstreben, der Nothwendigkeit nachgeben und so ward denn am 2. August 1552 der Passauer Vertrag abgeschlossen, wodurch eine allgemeine Niederlegung der Waffen in Deutschland, die völlige Befreiung des noch immer gefangenen Landgrafen von Hessen und des Kurfürsten Johann Friedrich, die Aufhebung der Acht hinsichtlich aller Derer, welche noch nicht von derselben freigesprochen waren, und Wiederherstellung eines allgemeinen Land- und Religionsfriedens mit völliger Rechtsgleichheit der Evangelischen und Katholischen, jedoch mit Vorbehalt gänzlicher Beilegung der noch obwaltenden Religionsstreitigkeiten auf einem künftigen Reichstage herbeigeführt ward. Letzteres geschah auch 1555 in Augsburg, wo der sogenannte Religionsfriede geschlossen wurde. Darin erhielten die Protestanten im ganzen Reiche freie Religionsübung. Weder sie noch die Katholiken sollten einander zum Übertritte zu verleiten suchen. Kein Landesherr sollte seine Unterthanen zu einer andern Religion zwingen wollen, sondern ihnen das Auswandern erlauben.

Der tapfere Moritz erlebte diesen Religionsfrieden leider nicht mehr. Der abenteuersüchtige Markgraf Albrecht von Brandenburg weigerte sich, den Passauer Vertrag anzuerkennen, fiel bald diesem, bald jenem Fürsten ins Land und störte fortwährend den Landfrieden. Diesem Unwesen mußte endlich gesteuert werden. Moritz ging mit dem alten Herzog Heinrich von Braunschweig auf ihn los und traf ihn in der lüneburger Haide beim Dorfe Sievershausen 1553. Schnell griff er ihn an und warf ihn nach einem hartnäckigen Kampfe in die Flucht. Aber der Sieg war theuer erkauft worden. Bald nach dem Anfange der Schlacht wurde dem Herzog Heinrich, einem tapfern, aber rohen Krieger, gemeldet, daß sein jüngerer Sohn schwer verwundet sei. Der alte Mann bezwang seinen Schmerz und sprach mit erkünstelter Fassung: „Gut! So muß man dem Jungen das Gelbe vom Schnabel wischen!“ Aber bald kam ein zweiter Bote mit der Nachricht, auch sein ältester Sohn sei verwundet worden und soeben verschieden.

„Das ist zu viel!“ rief er aus und die Thränen drangen ihm aus den Augen. Mit der Wuth der Verzweiflung stürzte er sich auf den Feind, den Tod suchend, aber nicht findend. Da traf ihn der dritte Schlag — auch Kurfürst Moritz sei verwundet. Eben war der Sieg entschieden worden, da wurde Moritz von hinten von einer Kugel erreicht, die ihm in die Eingeweide fuhr. Man hob ihn vom Pferde und lehnte ihn an eine Weide, von wo er noch den nahe stehenden Soldaten zurief, die Feinde nachdrücklich zu verfolgen. Jetzt kam der alte kummerbelastete Heinrich. Beim Anblicke des verwundeten Freundes vergaß er den eigenen Verlust und sorgte, daß der Kranke ins Lager getragen wurde. Dieser glaubte ungeachtet großer Schmerzen, die Wunde sei nicht gefährlich und freute sich über die um ihn herum gestellten erbeuteten Fahnen und Standarten. Aber bald fühlte er, daß sein Tod nahe sei. Er schrieb an seinen Bruder, den Herzog August, empfahl ihm seine Frau und Tochter, sein einziges Kind, richtete die Augen gen Himmel und sprach: „Herr Gott Vater, weil du gesagt hast, aller Menschen Namen seien im Himmel geschrieben und ich auch ein Mensch bin, hoffe derohalben ungezweifelt, mein Name sei auch geschrieben. Auch weil du gesagt hast, wir seien alle deine Kinder und Erben, so bitte ich durch Jesum Christum, wollest mir gnädig sein, mich einen Miterben sein lassen und meinen Geist in deine gnadenreiche Hand durch Jesum Christum nehmen.“ Mit diesen Worten verschied er sanft, erst 32 Jahre alt, von Allen bedauert.

Der Kaiser war während der Unterhandlungen zu Passau von Villach wieder nach Innsbruck und dann nach Augsburg zurückgekehrt, Johann Friedrich dagegen noch etwas länger in Villach geblieben und dann über München nach dem bairischen Städtchen Friedberg gereist, wo er den Kaiser erwartete und mit diesem in Augsburg einzog. Hier ließ ihm der Kaiser unterm 27. August 1552 eine Restitutionsurkunde ausfertigen, worin Johann Friedrich wegen seines Verhaltens in der Gefangenschaft belobt, in seinen alten Fürstenstand wieder eingesetzt, ihm die väterliche Gewalt über seine Kinder und die Regierung der seinem Hause verbliebenen Länder wieder eingeräumt, die Mitbelehnung an den Ländern und Leuten des Kur- und fürstlichen Gesammthauses Sachsen zugestanden, die Wiederbefestigung der Stadt Gotha erlaubt und endlich völlige Freiheit der Religion bewilligt wurde. Seitdem nannte er sich einen geborenen Kurfürsten. Am 1. September 1552 nahm er von dem Kaiser Abschied, reiste am folgenden Tage von Augsburg ab und kam am 4. nach Nürnberg, wo ihn der Rath ehrenvoll empfangen und geleiten ließ. Auch bei seiner Durchreise durch Bamberg wurde er von dem Bischof

trefflich bewirthet. Am 7. September kam er bei seinem Bruder Johann Ernst in Koburg an, wo sich am 10. auch seine Gemahlin und sein ältester Sohn einfanden, um nach so langer Trennung ihn zu bewillkommnen. Die Kurfürstin, welche während der ganzen Zeit der Gefangenschaft ihres Gemahls Trauerkleider getragen hatte, wurde vor Freuden bei seinem Anblicke ohnmächtig. Nach einigen Tagen Aufenthalts in Koburg wurde die Reise weiter fortgesetzt, und nachdem der Kurfürst unterwegs in der Nähe von Jena eine Jagd gehalten und Mittags an einer Quelle, welche von daher noch den Namen des Fürstenbrunnens führt, gespeist hatte, hielt er am 24. September Nachmittags 4 Uhr seinen Einzug in Jena, wo in feierlichem Aufzuge die ganze Bürgerschaft, die Schulkinder mit Rautenkränzen geschmückt, unter Anführung der Geistlichen und Schullehrer und die Lehrer und Schüler des neuen akademischen Gymnasiums ihm entgegengingen. Der Anblick der letztern, einer ansehnlichen Schar, worunter sich acht junge Grafen befanden, schien dem Kurfürsten besondere Freude zu machen; lächelnd zeigte er sie dem treuen Lukas Kranach, der bei ihm im Wagen saß, mit den Worten: „Siehe, das ist Bruder studium!" und hörte den Glückwunsch der Professoren mit entblößtem Haupte. Unter dem Gesange: Herr Gott, dich loben wir! zog er in die Stadt ein und empfing mit Rührung die Geschenke, welche der Stadtrath ihm zum Willkomm überreichte. Unter ähnlichen Ehren- und Freudenbezeigungen hielt er am 26. September auch in Weimar, seiner nunmehrigen Residenz, seinen feierlichen Einzug.

Noch in demselben Jahre schrieb Johann Friedrich einen Landtag zu Saalfeld aus, wo er unter Anderm seinen Landständen ausführlichen Bericht erstattete, wie es mit seiner Befreiung gegangen sei, und zu Anfang des folgenden Jahres ließ er die Festungswerke von Gotha mit dem Schlosse Grimmenstein wiederherstellen, womit er eilte, um wegen der neuen Unruhen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg sein Land zu sichern. Für die neue Hochschule zu Jena sorgte er, soweit es seine beschränkten Kräfte erlaubten, mit nicht geringerm Eifer als ehemals für Wittenberg. Er widmete ihr die ehemals in Wittenberg von Friedrich dem Weisen gegründete Bibliothek, die seine Söhne als Privateigenthum dort weggeführt hatten; veranstaltete, um auch den literarischen Ruf Jenas zu fördern, die bekannte jenaische Ausgabe von Luther's Werken, zu deren Besorgung ein ehemaliger Schüler Luther's, Georg Rorarius, aus Dänemark berufen wurde, und gewann für die neue Universität unter Andern den damals berühmten Arzt Johann Schröter, der jedoch erst nach Johann Friedrich's Tode ankam und dessen Bemühungen dieselbe hauptsächlich die lange verzögerten kaiserlichen Privilegien verdankte.

Am 6. Februar 1553 starb sein Bruder Herzog Johann Ernst zu Koburg ohne Kinder, wodurch das Fürstenthum Koburg an den geborenen Kurfürsten und seine Nachkommen kam. Nach dem Tode des Kurfürsten Moritz — von dem er sagte: „Ich habe die beste Ursache ihm gram zu sein, aber er war ein ungemeiner und hochwunderbarer Mann!" — glaubte Johann Friedrich einen Versuch zur Wiedererlangung der Kurwürde und der dazu gehörigen Lande machen zu müssen, weil seiner Meinung nach die Übertragung nur auf Moritz's Person gegangen; er verwahrte deshalb sein Recht bei den kursächsischen Landständen und sein zweiter Sohn, Johann Wilhelm, reiste in dieser Angelegenheit in die Niederlande zum Kaiser. Allein Moritz's Bruder, August, berief sich auf die zu Augsburg erhaltene Mitbelehnung, welche auch der Kaiser als gültig anerkannte; doch ließ man sich, um so mehr, als ohnehin noch nicht alle Zwistigkeiten zwischen der Ernestinischen und Albertinischen Linie ausgeglichen waren, in Unterhandlungen ein, welche durch den Hauptvertrag zu Naumburg am 24. Februar 1554 in der Weise vergleichsweise geendigt wurden, daß August an Johann Friedrich und dessen Söhne das Schloß, Stadt und Amt Altenburg mit den Flecken Lucka und Schmölln und mehre andere Städte und Klöster überließ. Johann Friedrich erkannte den Herzog August als Kurfürsten von Sachsen an und verzichtete auf alle Ansprüche an die Kurwürde und seine übrigen vormaligen Länder, behielt aber zeitlebens den Titel geborener Kurfürst, dessen jedoch seine Söhne sowie des kurfürstlichen Wappens sich enthalten sollten.

Johann Friedrich verlebte inzwischen harmlos und überallhin Segen und Wohlthaten verbreitend seine Tage. Am 16. October 1553 verlor er seinen treuen Leidensgefährten Lukas Kranach, der ihm zu Liebe nach Weimar gezogen war, und dieser Todesfall erinnerte ihn dringender an seinen eigenen Tod. Im December darauf machte er sein Testament, worin er seinen Söhnen besonders empfahl, ihre Lande in ungetheilter Gemeinschaft und christlich zu regieren, arme Pfarrer und Schullehrer zu unterstützen und sich in kein Bündniß ohne sorgfältige Überlegung einzulassen, indem er selbst zu seinem Schaden und Verderben habe erfahren müssen, daß darin wenig Treue und Glauben zu finden sei. Am 21. Februar 1554 starb seine treue Gemahlin Sibylla, und als ihr Grab in der Stadtkirche zu Weimar zubereitet wurde, sprach er: „Sagt den Maurern, sie sollen mir bei meiner Gemahlin einen Platz lassen, denn ich will ihr bald folgen und bei ihr liegen." Wie krank und schwach er sich selbst schon fühlte, wollte er doch ihrer Leiche das letzte Geleite geben und ließ sich bei dem Begräbniß in einer Sänfte tragen. Am 2. März, da er schon die Annäherung des Todes fühlte, gab er seinen Söhnen noch treue Ermahnungen zur Gottesfurcht, Eintracht und Liebe zu ihren Unterthanen, zu sorgfältiger Wahl treuer Räthe und Mäßigung im Zorn; besonders ermahnte er sie, sich nicht ohne die äußerste Noth und nie aus Ehrgeiz, sondern nur um der Rettung des Vaterlandes willen zum Kriege zu entschließen, dabei aber vor den nahen Feinden, um nicht Land und Leute zu verlieren, auf ihrer Hut zu sein. Am folgenden Morgen ließ er sich noch vom Bischof Amsdorf eine Predigt halten, unterschrieb hierauf den am Abend vorher eingetroffenen Naumburger Vertrag und entließ seinen Kanzler Minkwitz mit den Worten: „Ziehet hin, lieber Herr Kanzler! Was ich nicht bestellen kann, mögen meine Söhne thun; ich will mich nun nicht weiter um das Zeitliche mehr kümmern, sondern mit Gott reden und mich zum Tode vorbereiten!"

So endete Johann Friedrich der Großmüthige mit vollem und ruhigem Bewußtsein noch an demselben Vormittage, am 3. März 1554, sein Leben im 51. Jahre seines Alters. Ohne Pracht, aber unter Begleitung des ganzen Hofes und in zahlreicher Versammlung seiner treuen Unterthanen wurde er am 5. März an der Seite seiner ihm nur zehn Tage vorangegangenen Gemahlin begraben.

Die Baukunst der Vögel.

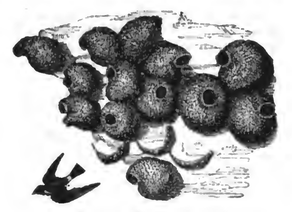


Nester der Schwanzmeise.

Viele Vögel, zum Theil die kleinsten und schwächsten, sind äußerst geschickte Baumeister, wenn es darauf ankommt, für sich und ihre Jungen ein Nest, eine Wohnung anzulegen, und so verschieden die Arten sind, so verschieden sind auch die Formen, in welcher sie ihre Arbeit zu Tage fördern. Viele bauen ihr Nest so nett und sauber, daß man es sehen und wissen muß, um es glauben zu können, wie ein so kleines Geschöpf es zu verfertigen im Stande war. Und zu solcher Kunstfertigkeit kommt nun noch die Zweckmäßig

keit. Alles ist darauf berechnet, erst die Eier und dann die Jungen in wohlthätiger Wärme zu erhalten, das niedliche Häuschen vor dem Regen zu schützen, sich und die Jungen vor den Nachstellungen ihrer Feinde zu bewahren. Wir haben schon vor kurzem von solcher Arbeitsamkeit und dem Kunst- und Arbeitstriebe gesprochen, dem Instinct, wie man es nennt, um die uns ihrem Wesen nach so ganz unbekannte Ursache zu bezeichnen, welche die Bewohner der Lüfte zu solcher Thätigkeit anreizt und ihnen die sich immer gleichbleibende Form vorschreibt, in welcher sie sich kund thut. In unserm Vaterlande giebt es dazu so viel Beispiele wie in den fremden Welttheilen. Unsere kleinsten Arten der Meisen z. B. bauen die allerkünstlichsten Nester und wir sehen auf nebenstehender Abbildung drei verschiedene Arten. Eine Art davon baut vornehmlich in Gebüsche und ihr Nest gleicht einem Ei, das nur nach oben hin eine kleine Oeffnung hat, die als Eingang und Fenster zugleich dient, allein ebenfalls wieder durch Federn im Innern, welche sich kreuzen, verschlossen wird. Die Federn sind elastisch genug, ihr, dem kleinsten Vögelchen beinahe, den Aus- und Eingang zu gestatten und doch allen Regen abzuhalten. Von außen bekleidet sie das Nest mit Moos und Fasern, die sie sorgfältig von der Farbe wählt, welche die Rinde des Busches hatte, wo sie sich anbaute; am liebsten nistet sie, wo die Zweige eine gabelförmige Richtung annehmen. Eine Art dieser Vögel siedelt sich gern in Wassergegenden und also unter Wasserpflanzen an, oder vielmehr an einem Gebüsch, das seine Zweige über das Wasser hängen läßt, und dann wird ihr Nest ganz röhrenförmig in der Mündung des Eingangs gestaltet, um allen kriechenden Gewürmen den Zugang zu wehren, und eine dritte Art der kleinen Geschöpfe baut ein verhältnißmäßig großes Nest; bei acht Zoll Höhe hat es gegen vier Zoll Breite. Damit das kleine Wesen bis zur Brütezeit im Frühlinge fertig werden kann, fängt es seine Arbeit schon im Winter, oft mitten in der ärgsten Kälte an. Warum es einen so großen Bau unternimmt? Herr und Madam, die Ältern der zahlreichen jungen Brut, wollen ebenfalls darin Schutz und Aufenthalt haben und sich von den Mühen der Haushaltung, von der Sorge erholen, welche ihnen das Legen, das Brüten von wol 20 Eiern und die Auferziehung so vieler Jungen verursacht. Eins der allerkleinsten europäischen Vögelchen schafft das künstlichste und netteste und, verglichen mit seiner Größe, das größte Nest!

In der Regel baut sich immer ein Paar der Vögel sein Nest; als Männchen und Weibchen sorgen sie dann für die Jungen, doch immer so, daß sie von andern ihres Gleichen entfernt leben. Inzwischen gibt es auch manche Arten, welche gemeinschaftlich bauen und gleichsam eine große Republik bilden. Nest grenzt hier wenigstens an Nest; Hunderte haben sich gleichsam unter einem Dache angesiedelt. Schon unsere Schwalben zeigen Etwas der Art unter dem Dache der ländlichen Wohnung, allein noch viel mehr thut es die Klippenschwalbe, deren Wohnung nachstehend abgebildet ist. Sie ist bekannt, inwiefern ihre Nester in Ostindien, China, Japan eine außerordentliche Delicatesse gewähren oder doch dafür gehalten werden. Jedes einzelne Nest hat die Gestalt eines kleinen runden Kessels mit einer kleinen Öffnung, die nach der Felsenwand hingeht, daß nur eine kleine Spalte zum Hineinschlüpfen bleibt. Felsenhöhlen am Gestade des Meers sind oft auf allen Seiten mit solchen Nestern behangen, das Einsammeln der letztern aber mit großen Gefahren verbunden, da bald hinaufgestiegen, bald in tiefe Schlünde hinabgeklettert und Feuchtigkeit wie Finsterniß besiegt werden müssen. Jedoch sie werden



Nester der Klippenschwalbe.

gut bezahlt und also selbst mit Lebensgefahr aufgesucht. Zum Theil sind viele solche Höhlen zu hohen Preisen verpachtet und bewacht, damit Niemand die Nester stehlen kann. Über den Stoff war man lange in Ungewißheit. Erst die neuesten Forschungen haben dargethan, daß sie aus Seegewächsen, aus einer Art Seegras bestehen. Wie groß aber dieser Handelszweig ist, kann man daraus abnehmen, daß blos die Ausfuhr aus Batavia gegen vier Millionen Stück beträgt und von den Chinesen die beste Sorte mit 12—1500 Thlrn. für den Centner bezahlt wird. Je klippen- und höhlenreicher die Inseln sind, desto größer der Gewinn.

Eine Art solcher so gemeinschaftlich lebender Vögel ist der Webervogel. Er ist besonders im südlichen



Nest des geselligen Webervogels.

Afrika zu Hause und gehört zu dem Geschlechte der Gimpel oder Dickschnäbel. Hunderte leben in Eintracht, insofern sie unter einem schattigen Baume ein großes Parasol von Heu und Blättern über ihre Nester aufführen, die dicht neben- und übereinander sich darstellen. Da jedes einzelne Nest drei bis vier Zoll im Durchmesser hat und oft 300 miteinander verbunden sind, so hat man hier Gelegenheit, eine Anzahl von Gimpeln zu sehen, wie sie oft in manchem — Dorfe nicht zu finden ist. Warum sie so ein großes Dach über ihre Republik aufführen? Ohne Zweifel, den Regen abzuhalten oder auch wol den Sonnenbrand, der in Afrika nicht minder ihrer jungen Brut schaden könnte. Wir haben hier wieder ein Beispiel von der Mannichfaltigkeit, in welcher sich die Thätigkeit so vieler Geschöpfe zeigt. Was jedoch dies gesellige Brüten betrifft, so mag es uns nicht so sehr in Erstaunen setzen, denn jeder Taubenschlag zeigt uns wenn nicht ganz Gleiches, doch viel Aehnliches, und Letzteres würde sich auch im Brüten unserer Dohlen, Krähen sowie noch mehrer anderer Vögel bemerken lassen. Ein Baum, ein Thurm nimmt eine große Menge derselben zu einem und demselben Zwecke auf; er muß Vielen von ihnen Obdach und Raum für ihre Jungen gewähren.

Zur Charakteristik Beethoven's.

Steiner und Haslinger in Wien waren fast ausschließlich die Verleger der Werke Beethoven's; er unterhielt mit ihnen fast ununterbrochen einen Briefwechsel, der vieles Originelle zu Tage förderte. Er selbst nannte sich in der Regel den Generalissimus (abgekürzt G—s.); Steiner war der Generallieutenant (G—ll—t.) und Haslinger der Generaladjutant, oder bei vorzüglich guter Laune das „Adjutanterle". Generalat hieß die Handlungslocalität. Aber auch andere Adressen liefen mit unter, z. B.: „An das berühmteste Musikcomptoir in Europa, Steiner und Comp., Paternoster (Miserere) Gässel." Als späterhin Beethoven völlig taub ward, so ward ihm in der Steiner'schen Musikalienhandlung, sowie er kam, ein weißes Blatt Papier sammt Bleifeder gebracht. Er schrieb nieder, was er wissen wollte und der damit beauftragte Commis setzte sogleich die Antwort darunter. Es haben sich mehre solche Blätter mit schriftlichem Dialoge erhalten; es möge folgendes hier eine Stelle finden:

Frage. Warum habe ich gestern die Correctur des Trio nicht bekommen?

Antwort. Weil sie noch nicht fertig ist.

Frage. Warum ist sie nicht fertig?

Antwort. Weil der Stecher an der Vollendung verhindert ward,

Frage. Warum ward er daran verhindert?

Antwort. Weil wir ihm eine andere pressante Arbeit auftragen mußten.

Frage. Warum mußtet ihr ihm etwas Anderes auftragen?

Antwort. Weil — weil — weil wir Geld brauchen.

Frage. Geld! Geld! Ich brauche auch Geld. Und wenn ich deswegen zu euch komme, so habt ihr immer keins für mich. Geld? Verdient ihr etwa keins mit meinen Arbeiten?

Antwort. O gewiß. Sonst würden wir nicht um den Besitz derselben geizen und das Verlagsrecht mit bedeutenden Aufopferungen erkaufen. Indessen, haben Sie nur noch wenige Tage Geduld, dann erhalten Sie den letzten Abzug und wir lassen auch ein schönes Titelblatt dazu anfertigen.

Frage. Titelblatt? Schönes Titelblatt? Wenn der Inhalt nichts taugt, gebe ich auch für das schönste Titelblatt nicht einen Pfifferling. Aber warum lassen sich denn heute gar keine Käufer sehen?

Antwort. Weil die schöne Welt im Carneval die Vormittage lieber verschläft als Musikalien kauft.

Frage. Musikalien kauft? Darin liegt's. Warum verkauft ihr auch nichts als eitel Musikalien? Warum folgt ihr nicht schon längst meinem wohlgemeinten Rathe? Werdet doch einmal klug und kommt zur Raison. Verschreibt euch anstatt der Centner von Papierballen echtes, ungewässertes regensburger Bier, laßt diesen beliebten Handelsartikel auf der Donau herunterschwimmen, verabfolgt ihn maß- und seidelweise, credenzt dazu Würstel, Kipfel, Rettig, Butter und Käse, ladet Hungerige und Durstige ein mit den ellenlangen Lettern eines Aushängeschildes: „Musikalisches Bierhaus!" ihr werdet es mir wieder sagen, ihr werdet zu allen Stunden des Tages Gäste haben, so viel, daß einer dem andern die Thür in die Hand gibt und euer Bureau nie leer wird.

Das große Tafelballet 1489.

Das Ballet hat sehr häufig dazu dienen müssen, den Genuß anderer Künste zu erhöhen und gleichsam zu würzen. Im Schauspiel mußte es sich z. B. von jeher gefallen lassen, bald den Schluß zu machen, bald einen Zwischenact auszufüllen. In solcher Art finden wir es schon bei Shakspeare und Molière, sowie nicht minder von jeher in allen großen Opern des heutigen Tages noch. Selbständig als Darstellung einer durch Tanz und damit verbundene Pantomime belebten Handlung kommt es auch jetzt nur da vor, wo es auf ganz großen Fuß eingerichtet worden ist. Allein als die Tanz- und Tonkunst beim Ausgange des sogenannten Mittelalters zuerst wieder festern Fuß faßte, mußte es auch namentlich zur Verherrlichung der Tafelfreuden dienen, und man könnte wol gar nicht ohne Grund behaupten, daß es durch die Kochkunst ins neue, volle Leben getreten sei. Das erste große prachtvolle Ballet wenigstens, dessen die Geschichte des Tanzes gedenkt, wurde in der That aufgeführt, den Appetit eines Hofes und seiner zahlreichen Gäste zu erhöhen. Viele Götter und Göttinnen des Alterthums und eine Menge Heroen der Geschichte wurden beschworen, ein glänzendes Mahl zu verherrlichen. Es war im Jahre 1489, wo sich der Herzog Galeazzo von Mailand mit der Prinzessin Isabella von Aragonien vermählte. Bergonzio di Botta di Tortona, der erste große Ballet- und Tafelmeister, dessen Namen die Annalen der Kunst verewigt haben, hatte den Auftrag, das Hochzeitsmahl zu arrangiren und er that es in einer Art, daß man noch heute über seine Vorkehrungen staunen kann. In einem großen Saale lief in der Höhe eine Galerie herum, wo mehre Musikchöre aufgestellt waren; die herzogliche Tafel stand in der Mitte, frei und zugänglich von allen Seiten. Sowie das hohe Brautpaar eintrat, erschienen auch Jason und seine Argonauten mit einem kriegerischen Marsche; sie trugen das goldene Vließ, denn dies sollte als Tischtuch dienen, und führten nun einen Tanz auf, der die Bewunderung

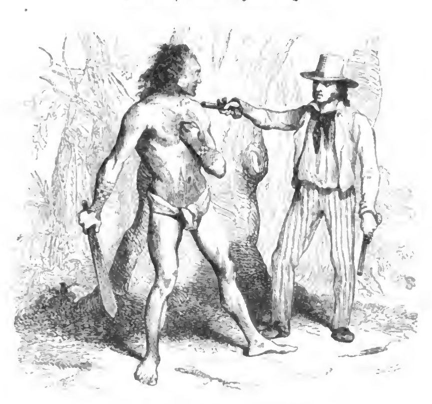
und das Staunen über die Schönheit der Braut und und das Glück des Fürsten ausdrückte, welcher das Recht hatte, sie sein nennen zu dürfen. Jetzt kam Mercur; er berichtete, wie es ihm gelungen sei, dem Apollo, dem Schäfer des Admet, ein fettes Kalb zu entwenden, das er vom geschicktesten Koche des Olymps habe zubereiten lassen. Während es verspeist wurde, tanzten drei Quadrillen um die Schüsseln herum, wie einst die Kinder Israels um das goldene Kalb. Da kam Diana mit ihren Nymphen. Sie trugen auf goldener Bahre einen gebratenen Hirsch; Aktäon, sagten sie, müsse sich glücklich schätzen, jetzt von einer so schönen weißen Nymphe verspeist zu werden, wie die Braut sei, und obschon der Hirschkopf mit seinem Geweihe gerade dem Herzoge gegenüber stand, so nahm doch Niemand Anstoß daran, noch weniger zog irgend einer der Gäste eine böse Vorbedeutung daraus. Es wäre auch nicht Zeit dazu geblieben, denn schon ertönten Lauten und Flöten, das Erscheinen des Orpheus zu melden. Er stellte sich an der Thür auf, zu seiner Leier das Lob Isabellens zu singen. „Seit dem Tode der Eurydice", sang er, „sei es das erste mal wieder, daß er jetzt ein Paar sehe, wovon eins des andern würdig sei; ein Flug Vögel habe innegehalten, seine Lieder zu hören und sei so in seine Gewalt gerathen. Am Bratspieße bringe er sie her, zur leckern Speise für die schönste Prinzessin zu dienen."

Jagdmusik unterbrach seine zarten Töne; Atalante und Theseus gaben mit zahlreicher Suite eine Hetzjagd zum besten, die mit dem Tode des Kaledonischen Ebers endigte. Mit einem großen Siegestanze wurde er dem Brautpaare gebracht, während auch schon Iris auf einem von Pfauen gezogenen Triumphwagen erschien und ihre Nymphen tanzend ein Paar gebratene Pfauen in voller Pracht des Gefieders auftrugen. Hebe tanzte von der andern Seite herein, die Becher mit Nektar zu füllen, und Pomona, Vertumnus, mitten unter arkadischen Schäfern, brachten alle Früchte, die nur ein italienischer Himmel liefern konnte. In solcher Art sah man nachher eine Zahl von Meer- und Flußgöttern einen Überfluß der köstlichsten Fische serviren, wobei sie weder Petersilie noch Kresse sparten, dieselben weich zu betten, und große allegorische Tänze, worin Semiramis, Helena, Phädra, Medea, Kleopatra, Lucrezia, Penelope, Judith und noch viele andere biblische und heidnische Mädchen und Frauen figurirten, endigten die Mahlzeit wie das Ballet, sodaß noch Bacchus mit dem Silen und den Satyrn das Finale machten. Italien war bezaubert worden; in ganz Europa sprach man davon und an allen Höfen dachte man von nun an auf nichts, als bei ähnlichen Gelegenheiten ähnliche Feste zu schaffen.

Ein neues Riesenteleskop.

Craig, ein Landgeistlicher in Wandsworth in England, hat jetzt ein astronomisches Fernrohr gebaut, das in vielen Punkten das berühmte Rosse'sche noch übertrifft. Die 21zöllige Linse für das Craig'sche Teleskop ist in dem großen Glaswerke bei Manchester von einem Deutschen zu Stande gebracht worden. Das Fernrohr selbst hängt in einer umthürmten Maschine, mit welcher man die ungeheure Last desselben vermittelst eines Fingers richten, lenken und die ungeheuersten trigonometrischen Winkel bis aufs Haar scharf bestimmen kann. Der Thurm ist weithin durch Mauerwerk und Umgebungen vor den leisesten Erschütterungen geschützt. Das Teleskop hat 85 Fuß Fokuslänge.

Ein neuseeländer Häuptling.



Mannichfaltiges.

Grußformeln sind Charakteristiken der Völker. Die Israeliten lassen den Frieden (Schalom, Salem) in ihren Grüßen vorschlagen; auch in diesen spricht religiöses Gefühl sich aus. Die Griechen tauschten beim Begegnen ein „Freue dich!" (χαῖρε) gegeneinander aus; und war nicht im Leben des Griechen jeder Moment mit Freude und Anmuth erfüllt? Die Begrüßungen der Römer: Salve! Vale! (Sei gesund! Sei stark!) waren auf den Begriff der körperlichen Kraft und Gewandtheit im Kriege gegründet. Der Franzose, der sich viel mit dem Äußern befaßt, geht darauf hin mit seiner Phrase: Comment vous portez vous? Der Engländer bezeichnet mit seinem How do you do? das Praktische seiner ganzen Richtung. Der holländische Gruß: Hoe vaarts-ge? (Wie fahren Sie?) deutet auf den kaufmännischen Geist eines mit dem Überseeischen viel wirthschaftenden Volkes. Das Italienische: Come sta? weist darauf hin, daß es als ein großer Genuß angesehen werden müsse, in einem so schönen Lande zu leben, wo man sich nicht sehr zu bewegen braucht, um sich Eiswasser und Maccaroni zu verschaffen. Die Schweden sagen wörtlich: Wie können Sie? d. h. Sind Sie munter und kraftvoll? Die Begrüßungen der Chinesen sind vorherrschend voll gastronomischer Theilnahme; denn man fragt sich: Haben Sie Ihren Reis gegessen? Ist Ihr Magen in Ordnung? Bei den alten Ägyptern, unter deren glühendem Himmelsstrich der Schweiß eine Lebensbedingung ist, lautete eine sehr gewöhnliche Grußformel: Transspirirst du hinlänglich?

Das Telegraphenwesen hat in keinem Lande der Erde eine solche Ausdehnung gewonnen als in den Vereinigten Staaten. Die Meilenzahl der elektrischen Telegraphen in der großen transatlantischen Republik beträgt nicht weniger als 27,177 (englische) Meilen. Die längste bestehende Linie ist die zwischen Neuorleans und Neuyork, vermittelst welcher im April d. J. die directe Communication auf einer Entfernung von 3600 (englischen) Meilen bewirkt ward. Die Errichtung der Telegraphen kostet 100—200 Dollars die Meile; der Gewinn beträgt jährlich drei und sechs Procent.

De Werth moet vorup (der Wirth muß voraus) — so sagte eine Viehmagd auf einem niedersächsischen Pachtgute der Hausfrau, welche sie ausschmälte, daß sie nicht früh genug aufgestanden war. Der Hausfrau schallte das wahre Wort durch beide Ohren und sie besprach sich darüber mit ihrem Manne. Auch dieser nahm sich das Wort zu Herzen und als er nur erst einige mal zuerst im Hause Aufstand gemacht hatte, war es nicht mehr nöthig, wegen zu langen Schlafens das Gesinde auszuschmälen. Es ist ein richtiges und tüchtiges Wort: De Werth moet vorup.

Das Archiv von Simancas — so liest man oft auf Titeln von Büchern und Abhandlungen, in welchen über manche, sonst nicht ganz richtig erzählte Begebenheiten aus zu ihrer Zeit geschriebenen Briefen, Verhandlungen, Instructionen, Rechnungen u. s. w. das Richtigere mitgetheilt wird. Simancas ist aber ein Städtchen zwei Meilen von Valladolid, wo der spanische Hof residirte, ehe ihn Philipp II. nach Madrid verlegte. In Simancas war ein königliches Schloß, das als Staatsgefängniß gedient hatte; Karl V. ließ es zum Hauptarchiv einrichten und Philipp II. erweiterte es zu demselben Zwecke durch mehre große Säle, die er zu jener Bestimmung einrichten ließ.

Flüsse, welche „zu sind" — wie die Neger es ausdrücken — findet man sehr häufig an der westafrikanischen Küste. Es sind solche, welche entweder immer oder während des größten Theils des Jahres sich nicht in das Meer ergießen, sondern 50, 100 und mehre Schritte weit davon im Strandsande versiegen. Nur in und unmittelbar nach der Regenzeit, nach starken Regengüssen und zur Zeit hoher Flut treten einige mit dem Meere in Verbindung oder „sind auf", indem ihre gesteigerte Wassermasse den vom Meere vor die Mündung gespülten Damm theils wegzuschwemmen, theils zu überschreiten im Stande ist oder indem jenes seine Fluten darüber hinwälzt.

Inschriften, welche den Dienst für das Königshaus verkünden, trifft man in Londons Straßen fast Schritt um Schritt und es mag auffallen, daß die königliche Familie so viel Kaufleute und Handwerker beschäftige. Aber Jeder derselben, bei dem einmal zufällig für ein Mitglied des königlichen Hauses gekauft wird, jeder Schuhmacher oder Schneider, der einmal so glücklich war, für ein Prinzchen oder Prinzeßchen einen Stich zu thun, hat das Recht, sich auf der Inschrift seines Geschäfts dessen zu rühmen und die Gunst des Augenblicks für dauernd auszugeben. So prangt denn auch der Name eines mit allerhand Geheimmitteln Handelnden in der Inschrift seines Hauses am Street mit dem prächtigen Titel: Bug-destroyer to Her Majesty, the Queen (Wanzenvertilger Ihrer Majestät der Königin) — wol ein Titel, der noch auf keiner Hofliste steht.

Der Accord. „Lieber Herr Gott!" — betete ein Mann mit Andacht — „beschere mir doch 1000 Gulden; ich will ja gewiß und wahrhaftig die Hälfte davon an Arme verschenken. Oder, wenn du mir das nicht glaubst, so beschere mir nur 500."

Ueberfluß zum Unsegen. Friedrich der Rothbart war, gefolgt von seinen Kreuzrittern, in Gran mit dem König Bela III. von Ungarn zusammengetroffen. Als der Kaiser Gran verließ, waren von den für ihn und seine Suite gastlich bereiteten Vorräthen noch zwei Häuser voll des schönsten Mehls übrig. Sie wurden dem Volke zur Plünderung preisgegeben und — zwei Menschen erstickten in der Fülle dieses Mehls.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 514.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [6. November 1852.

Der Gemmi im Canton Wallis.



Zwei Angedenken aus den Meeresfluten.

Erzählung.

Im vergangenen Jahrhundert sah man an einem Sommerabend vom Kastell der kleinen Seestadt *** in der duftigen Ferne ein Segel aufflattern, ein zweites und noch ein drittes großes, das stolz wie ein schneeweißer Riesenschwan sich hob und, nach und nach den schönen Bau entfaltend, in Gesellschaft der beiden andern auf den schmalen Hafen zuschwamm, in welchem sich da und dort ein Kauffahrer blicken ließ. Der Wächter löste nach der Ordre seine Kanonen, um die Bewohner der Stadt von diesem ungewöhnlichen Ereigniß in Kenntniß zu setzen.

Man wußte, daß schon seit einiger Zeit die mei-

sten naheliegenden Seehäfen vom Feinde blockirt seien, daher die Annäherung dieser ungebetenen Gäste gerechte Besorgniß erweckte. Alles rannte auf den Damm hinaus, die Einen aus Furcht, die Andern aus Neugierde, und leider war die erstere nur zu gegründet; denn in der Abenddämmerung konnte man selbst mit unbewaffnetem Auge bald den am meisten vorwärts schießenden Kiel an seinem majestätischen Gange und seiner bedeutenden Größe als ein Kriegsschiff ersten Ranges erkennen, dem zwei Fregatten mit vollen Segeln folgten. Doch plötzlich machte das voraneilende, mit hundert Gliedern thätige Ungethüm eine rasche Wendung, um, wie es schien, Anker zu werfen. Die Fregatten begaben sich dem Kriegsschiffe gegenüber hurtig in den Wind und standen, nachdem die luftigen Segel eingezogen waren, mauerstill. Mit einem guten Fernrohr konnte man jetzt die zahlreiche Mannschaft sich auf dem Verdeck sammeln sehen; sie überließ sich sorglos nach den Mühen des Tages der Ruhe.

Wie weit, Peter, mag wol das schöne Schiff von uns entfernt sein? fragte ein zwölfjähriger Junge, des Steinwerfens müde, und erhob dabei den Blick, als wenn er den Himmel anschauen wollte.

Der Angesprochene, ein Mann von riesiger Größe, der am äußersten Ende des Hafendamms stand und mit seinen lebhaften Augen prüfend am Schiffe verweilte, ließ sich nicht in seinen Betrachtungen stören und fand es nicht der Mühe werth, dem Kleinen eine Antwort zu geben. Dieser aber begnügte sich mit dem Stillschweigen des Seemanns keineswegs, wiederholte seine Frage mit etwas lauterer Stimme und zupfte bei den letzten Worten an dem weiten Ärmel des Matrosen, um sich etwas bemerkbarer zu machen.

Wie weit? brummte Peter, dem Knaben einen Blick zuwerfend, der ihm sagen sollte, daß er den Lauf seiner Ideen unterbrochen habe. Hm! mit einem guten Ruder möchte ich schon in einer Viertelstunde an den großen Bauch da klopfen.

Der Bursche aber, der sich auf Blicke wenig verstand, fuhr fort: Glaubt Ihr wohl?

Peter runzelte die Stirn und sagte in einem Tone, der dem Buben die fernere Lust, Fragen zu stellen, benahm: Willst du mir die Gedanken in die offene See hinausjagen? Der Geier hole sie dann wieder ein, du einfältiger Schlingel! Geh' nun nach Haus, Karl, die Großmutter wird nicht wissen, wo du steckst.

Der Kleine hielt es für das Rathsamste, sich schleunigst in Bewegung zu setzen, um nicht von Peter so aufgehoben zu werden, wie er es mit den Strandsteinen zu machen pflegte, und oft zu ihm zurückschielend, schlenderte er, sich einmal außer der Schußweite seiner drohenden Blicke befindend, gemächlich fort.

Jetzt vernahm man etwas wie fernes Musketenfeuer. Peter, darüber stutzend, strengte sein Gesicht an, um ungeachtet der hereinbrechenden Dunkelheit die schwachen Bewegungen der Angekommenen zu erkennen. Er bemerkte nach einiger Zeit ein Boot, machte seine Gefährten, die sich inzwischen um ihn versammelt hatten, darauf aufmerksam und Alle waren der Meinung, es sei gewiß von feindlichen Kundschaftern so nahe herangelenkt worden; aber wie fühlten sie sich nach einer Weile getäuscht, als beim Anlanden des Schiffchens laute Flüche von einer ihnen wohlbekannten Stimme zu ihren Ohren drangen.

Das ist ja Steffen, der Fischer! rief Peter. Was hat denn dich so in Harnisch gebracht?

Statt der Antwort erging sich der Angerufene in neuen und immer stärkern Verwünschungen. Sie umringten ihn, als er den Kahn verlassen hatte, doch erst nach wiederholten Fragen begann Steffen, von allen Seiten bestürmt, noch immer hastig: Die großmäuligen Spitzbuben! Sollen uns schon noch kennen lernen, diese ungeleckten Seehunde! Stellt euch vor — war mit dem Netze draußen — kamen mir die Schufte in den Rücken, schlugen ein dummes Gelächter auf, riefen mich an und sagten mir, da es nicht der Mühe werth sei, wegen einer Handvoll Häuser einen eigenen Abgesandten zu schicken, so möchte ich dem hochlöblichen Rathe die Botschaft überbringen, daß wenn morgen längstens drei Stunden nach Sonnenaufgang nicht zehn Goldstücke für jeden Kopf, den die Stadt beherberge, gleichviel ob Mensch oder Hund, an sie hinausgeschickt würden, die Einwohner ohne Verzug ein hübsches Donnerlied von ihnen hören sollten. Hierauf mußte ich ihnen meinen ganzen Fang überlassen und die langen Lümmel versicherten mich, sie würden dazu meine und der ganzen Stadt Gesundheit trinken, entließen mich dann unter einem schallenden Gelächter, schossen dabei höhnisch ihre Gewehre ab und geberdeten sich, als ob sie einem Hanswurste ein Lebewohl aus voller Kehle bringen wollten, diese vierbeinigen Tölpel! In mir seid ihr und Alle beschimpft worden; Rache muß genommen werden, oder ich will nicht Steffen heißen!

Eine allgemeine Erbitterung erfolgte auf diese Botschaft, die von Mund zu Mund eilig fortrannte; Fäuste wurden zornig geballt, Drohungen mit lauter Stimme gegen die Feinde ausgestoßen, als ob sie Alles über die todte See hin vernehmen könnten. Peter rief, seinen felsenfesten, gewaltigen Arm in die Höhe streckend: „Hochnasige Lotterbuben! Ich will euch schon nach dem Puls greifen!" Und Steffen schrie mit glühenden Blicken: „Ja, Peter, thu' es, und wenn du mein Blut brauchst, um die Kerle roth vor Schande zu machen, da ist es bis auf den letzten Tropfen!"

Die Nacht brach schnell herein und in kurzer Zeit war nur noch der Kiel und die Masten des Kriegsschiffs und endlich gar nichts mehr zu sehen als eine dunkelschwarze Wolkenmasse. Einer verlor sich nach dem Andern, bis endlich Peter ganz allein blieb. Die Geringschätzung, mit der alle behandelt wurden, hatte ihn, nicht gewohnt, eine zu dulden, in eine stille Wuth versetzt; er biß sich in die Lippen und vor sich hinbrütend, die fürchterlichste Rache ersinnend, glich er mehr einer Statue als einem lebenden Wesen.

Langsamen Schrittes zog die Menschenmenge in die Stadt zurück. Mancher theilte seine Ansicht dem Nachbar mit, was für Sicherheitsmaßregeln gegen die stolzen Feinde zu ergreifen wären. Einige meinten, man sollte die Feuerschlünde des Kastells herab auf Punkte hinschaffen, wo man doch etwas damit nachhaltig wirken könne, da die von Natur aus ungünstige Lage der Festung und der schlechte Zustand, in dem sie sich gegenwärtig befinde, ein großes Hinderniß sei, den Feind gehörig zu empfangen. Andere, sanftmüthig gesinnt, hielten es aber für das Beste, an keinen Widerstand zu denken, weil es, abgesehen von andern Übelständen, an Pulver und Blei mangele, das Geschütz auch nur einige Tage hindurch gehörig zu bedienen. Diese schlechten Aussichten mußten nun freilich bei sehr Vielen Furcht und Angst erregen. Die Kaufherren zitterten für ihren Handel, die Bürger — besonders jene, deren Häuser am Hafen standen — befürchteten, daß vielleicht schon morgen ihre friedsamen Wohnungen in einen Schutthaufen zusammengeschossen wür-

den, und so sah Jeder etwas Unheimliches in der nächsten Zukunft. Die unter solchen Gedanken und Gesprächen nach Hause Gehenden bildeten einen langen Strom, der fast noch schwärzer erschien als das Dunkel der Nacht und immer breiter und breiter werdend, auf den Hafenplatz hinwogte.

Ein lautes Gemurmel entstand nun hier und dort, da die übrigen Bewohner der Stadt, die früher nicht Zeit hatten, auf den Damm hinauszueilen, sich einfanden und bei ihren Bekannten häufig Erkundigungen einzogen. Peter war einer der Letzten, welche diesen Platz erreichten. Er machte große, hastige Schritte, woran ihn bald das dichte Gedränge hinderte, doch ihm war es ein Leichtes, sich Bahn zu brechen; bald schob er fünf, sechs Personen ohne alle Anstrengung auf die Seite, bald kündigte er sich den Weiterstehenden durch einige gewichtige Worte an und so theilte er den schwarzen Menschenstrom ohne Widerstand wie eine Kinderschar.

Nu, nu! ließ sich eine Baßstimme aus dem Volke vernehmen, der große Peter wird's versäumen! Der segelt ja drauf los, als wollte er uns Alle sammt und sonders in den Grund bohren, der große Peter!

Der Genannte kümmerte sich gar nicht um den Sprecher dieser Worte und fuhr schleunigst fort, sich Platz zu schaffen, bis er zu einem Hause kam, das mit seiner Ecke in die erste Gasse links schwenkte. Rasch durch die Thür zu ebener Erde eintretend, warf er den breitgekrämpten Hut auf einen viereckigen Tisch, der fast die ganze Einrichtung der Stube war, setzte sich auf eine schmale, niedere Bank, an deren vorderm Ende in einem Schraubstocke ein großes Stück Holz eingeklammert war, das einem halbfertigen Ruder ähnlich sah. Er strich einige male den mächtig herabhängenden Schnurrbart, gedankenvoll vor sich hinblickend, bis ihn das Knarren der Thürangel aus seinen Träumen weckte.

Die Eintretende, ein großes, hübsches Weib, begrüßte den Anwesenden mit den Worten: Warst du auch draußen, Peter?

Ja, Anna! erwiderte der Matrose kurz und trocken, wie es gewöhnlich Ehemänner zu machen pflegen, wenn ihnen eine Frage ungelegen kommt. Anna schien das eigenthümlich betonte Ja zu kennen, denn stillschweigend überließ sie sich einer häuslichen Beschäftigung, nachdem sie den langen Docht des auf dem Tische flackernden Lichtes verkürzt hatte.

Peter erhob sich von seinem Sitze und ging immer sinnend auf und ab, über seine Stirn hatte sich ein edler Trotz gelagert, er trug das Haupt stolz wie ein Triumphator. Die Hausfrau wunderte sich nicht über sein unfreundliches Betragen, da er stets bei außerordentlichen Ereignissen wenig sprach, dafür aber desto mehr dachte und handelte, wozu nach seiner Meinung Weiber in entscheidenden Momenten ganz und gar nicht zu brauchen seien.

Peter war, wie schon einmal gesagt, ein Mann von auffallender Größe; sein athletischer Gliederbau verhielt sich zur ganzen Figur so regelrecht, daß er als Hercules hätte Modell stehen können. Die blonden Haare, der aufrichtige freie Blick beurkundeten schnell den Norddeutschen, der sich auch durch sein offenes, biederes Wesen dem Menschenkenner sogleich verrieth. Die breite, starkgewölbte Brust, auf die der volle, gekrauste Mannesbart schön fiel, gab ihm bei seiner geraden Haltung etwas Gebieterisches, das der scharfe Falkenblick von seiner Höhe herab kräftig unterstützte. Wer ihn das erste mal sah, wußte nicht gleich, was den Zügen dieser Kraftgestalt einen so sonderbaren Reiz verlieh, bis man erst allmälig fand, daß es der Contrast sei, den sein großes dunkelblaues Auge über der blutreichen Wange hervorbringe. Sein ganzes Wesen trug den Stempel hohen Selbstvertrauens, mit dem sich eine derbe Gutmüthigkeit paarte, wie sie sich oft an Menschen ausspricht, die von früher Jugend an auf dem Meere oder in den Alpen lebten.

Er blieb plötzlich stehen und murmelte die Worte vor sich hin: So wird es gehen! wobei er die Mundwinkel zu einem selbstzufriedenen Lächeln verzog.

Anna, von der Arbeit aufsehend, fragte: Sprachst du zu mir?

Nein, nein, versetzte jener, nach seinem Hute greifend, und über eine kleine Weile fuhr er fort: Wo ist denn Hans?

Beim Nachbar, lautete die Antwort.

Hol' ihn, sagte Peter befehlend. Er soll mich hier erwarten, in einer Viertelstunde komme ich zurück; dann, daß ich nicht vergesse, Anna, stell' das Pech zum Feuer.

Willst du nicht eher dein Nachtessen, Peter? fragte einwendend die Hausfrau.

Dazu ist heute keine Zeit mehr! tönte es durch die fast geschlossene Thür herein. Anna schüttelte den Kopf, wie er schon oft von weiblichen Familienhäuptern geschüttelt wurde, wenn sich der Eheherr die Freiheit nahm, die gewöhnliche Essensstunde mit einer andern Beschäftigung hinzubringen. Sie ergab sich dem Schicksal und ging mit der halblauten Bemerkung, daß die Ordnungsliebe doch eine schöne Sache sei, um die Ecke des Thors rechts, und an das erste Nachbarfenster klopfend, rief sie: „Hans!"

Ja, Mutter! hörte man eine helle Stimme von innen.

(Fortsetzung folgt.)

Guter Rath des Ziegenkopfs.

Kein Harzreisender wird auf der Tour von Blankenburg nach Rübeland oder umgekehrt den reizend gelegenen Ziegenkopf unbesucht lassen, eine Höhe, auf deren Spitze die elegante Restauration des Kronenwirths aus Blankenburg doppelt dringend zu längerm Verweilen einladet.

Nun ist es aber eine bekannte Erscheinung, daß auf allen hoch gelegenen Punkten eine mehr oder minder starke Zugluft die oben Ankommenden begrüßt und dieser Um-, oder wenn man will, dieser Übelstand hat dem Wirthe in besagter Restauration Veranlassung gegeben, am Eingange derselben folgendes Placat unter der Überschrift:

Guter Rath des Ziegenkopfs

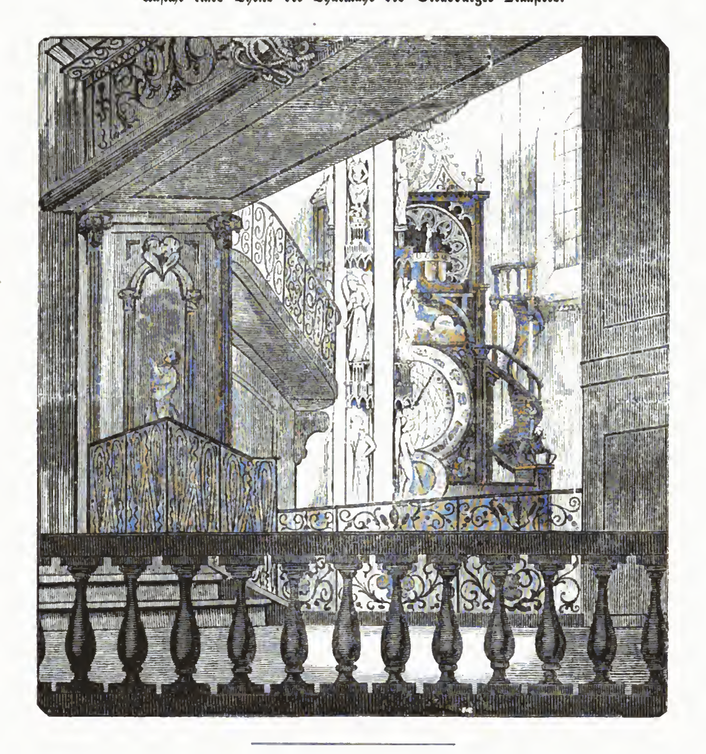
auszuhängen:

Ehret die Frauen! Begrüßt sie mit Neigen,
Begrüßt sie mit freundlichem, sittigem Beugen
Des bedeckten männlichen Haupts;
Glaubt's dem Erfahrenen, Jede erlaubt's.
Wollt Ihr trotz Hippokratischem Schelten
Denn mit Gewalt das Genie Euch erkälten?
Lasset die Hüte, die stattlichen Mützen
Fest auf den Locken, auf Glatzen fest sitzen:
Grüßt mit Worten, grüßt mit der Hand,
Ehret die Sitte — schont den Verstand!

Das große Beinhaus im Kloster des Sinai.

Für die Todten ist im Sinaikloster eine Grabstätte so schauerlich eingerichtet, wie sie kaum irgendwo gefunden oder gedacht werden kann. Ungefähr das Kapuzinerkloster zu Palermo mag Ähnliches zeigen. Seit Jahrhunderten bringt man Jeden, der im Kloster stirbt, in eine Felsenhöhle, wo man ihn auf einem Roste liegen läßt, bis das Fleisch verwest ist. Dann wird das Gerippe auseinandergenommen und den Kopf stellt man in ein besonderes Gewölbe, die Knochen kommen in ein anderes, jedoch so, daß Arme, Beine, Rippen zu denen anderer Todten gethan werden und außerdem noch der Rang beobachtet wird; man unterscheidet nämlich gar fein zwischen Mönchen und Laien und die Knochen Beider dürfen sich nicht vermischen. Man denke sich, welche Menge von Armknochen, Beinknochen u. s. w. im Laufe der Zeit angehäuft worden sein mögen und wie viele Schädel einer über dem andern dem Wanderer in diesem Hause des Todes entgegentreten mögen!

Ansicht eines Theils der Thurmuhr des Strasburger Münsters.



Das königliche Schloß in Berlin.



Die Kleidung der deutschen Frauen in der Vorzeit.

Es gibt vielleicht kein Ding, welches eine so ausgebreitete, tyrannische Herrschaft über die Menschen, namentlich unter den gebildeten Völkern, ausübt, als die Mode. Niemand kann sich ihrer Herrschaft ganz entziehen; man mag wollen oder nicht, man wird von ihrer Gewalt mit fortgezogen in den allgemeinen Strudel.

Wollte Einer ihrer Macht trotzig widerstreben, so würde er unfehlbar allgemeinem Spotte verfallen und als ein Sonderling, als lächerlicher Tropf unter seines Gleichen dastehen, und Alle würden am Ende mit Fingern auf ihn zeigen.

Ich möchte manchmal glauben, daß schon die alten Römer die Tyrannei der Mode im Sinne hatten, als bei ihnen das Sprüchwort Boden gewann: Usus est tyrannus.

Was nun die Mode im weitern Sinne anlangt, so macht sie sich in gar vieler Beziehung geltend und durchdringt fast alle Lebensverhältnisse.

Es wird sich gekleidet nach der Mode. Es wird getanzt, gebaut, wie es eben Mode ist. Tische, Stühle, Sophas und Kommoden sind „modern" oder nicht modern. Fast alle Handwerker müssen Sklaven der Mode sein, d. h. „geschmackvoll" arbeiten, wenn sie lohnende Arbeit und ihr Auskommen haben wollen. „Was ist feiner Ton?" fragt man im Umgange mit Andern; selbst gepredigt wird — „nach der Mode".

Der Leser ersieht, daß wir jetzt ein Capitel gewählt haben, mit dem ein gewöhnliches Menschenkind nicht sobald fertig wird, und wir wollen deshalb die Aufmerksamkeit nur auf eine Seite der Mode richten, darauf, wie sie sich geltend macht in Bezug auf die Tracht und zwar der Frauen; denn diese lieben und verstehen es mehr, zu wechseln in Formen und Gestalten, als die Männer.

Mit dieser letzten Äußerung wollen wir nun durchaus nicht einen sogenannten Hieb auf das schöne Geschlecht ausgetheilt haben; nur so viel wollten wir damit andeuten, daß wir Männer, wenn wir namentlich älter sind, doch etwas träger und zäher sind in der Nachahmung der Kleiderstoffe, Farben und Schnitte, als die Frauen. Wir gestehen sogar, daß wir über lang oder kurz unter zehn malen neun mal die Besiegten sein werden, wenn es einen Meinungskrieg zwischen uns und unsern Frauen über die Mode gibt. Wir bekritteln und bespötteln wol die neuen Moden und würdigen die Bilder in den Modejournalen, die uns oft wie die Hüllen ausgekrochener Insekten vorkommen, kaum eines Blicks. Doch ist es eine ganz weise Einrichtung, daß unsere Frauen und Töchter im Punkte der Moden rascher und unternehmender sind als wir. Wir würden nach wenig Monden ihnen gewiß zureden, ihre Kleider zu ändern und sich doch etwas moderner zu machen, und würden beschämt eingestehen, daß die neue Mode doch recht hübsch kleide.

So verfällt der Mensch der Macht der Gewohnheit. Usus est tyrannus.

Wenn wir nun aber die Leser von der Kleidung der Frauen zu unterhalten gedenken, so dürfen wir uns durchaus nicht in die Gegenwart wagen. Durch

solches Unterfangen stellten wir uns über den Geschmack und über die Bekleidungskunstfertigkeit des weiblichen Geschlechts und bald würde uns das harte „Das versteht ihr nicht!“ treffen. Auch würden wir Gefahr laufen, daß die Leserinnen das Blatt umschlügen und unserer unerfahrenen Rede kein Gehör gäben.

Überdies müßten wir die allerneuesten Modezeitungen aus Paris, Berlin und Leipzig auf dem Pulte haben und Tag und Nacht schreiben und doch würde Alles, was geschrieben oder gezeichnet wäre, schon wieder — aus der Mode sein, ehe es vermittelst dieser Blätter vor die Augen der Leserinnen träte. Wir meiden also lieber die Gegenwart und gehen an eine Arbeit, welche unsern Kräften angemessener erscheint und uns die Leserinnen eher geneigt als ungeneigt macht.

Zurückführen wollen wir in längstvergangene Zeiten und wahrheitsgetreu und nach guten, mühsam ausgebeuteten Quellen erzählen, welche Trachten bei den alten germanischen Frauen im Laufe der Zeiten Mode gewesen sind.

Julius Cäsar, der älteste Berichterstatter über die Germanen (gestorben 42 Jahre vor Christi Geburt) erzählt, daß die Deutschen im Kriege mit Fellen bekleidet erschienen wären. Ein Theil ihres Körpers sei unbedeckt gewesen.

Pomponius Mela, im 1. Jahrhundert nach Christi Geburt unter dem Kaiser Claudius lebend, berichtet Dasselbe.

Die beiden alten Herren scheinen nur eine sehr flüchtige Kenntniß von unsern deutschen Vorfahren gehabt zu haben; wenigstens werden unsere Leserinnen bei den Nachrichten derselben ungläubig die Köpfe schütteln. Man kann doch nicht — werden sie sagen — Sommer und Winter, Jung und Alt, Mann und Weib, heute und alle Tage in denselben Kleidern einhergehen?

Bald darauf bekommen wir eine Nachricht von einem Römer, von Plinius dem Ältern, welche schon besser zufriedenstellen wird. Er sagt, daß die deutschen Frauen vortrefflich Leinwand webten und daß sie sich in diesen Stoff am liebsten kleideten.

Obwol nun alle alten Urkunden darin übereinstimmen, daß Pelzkleider bei den alten Deutschen sehr beliebt waren, so will es doch den Anschein haben, als wenn die schon genannten Julius Cäsar und Pomponius Mela die Frauen gar nicht gekannt und nur von den kriegführenden Germanen Kunde gehabt hätten.

Tacitus, der im 1. und 2. Jahrhundert unter dem Kaiser Trajan lebte, erzählt, daß die Kleidung der deutschen Frauen sich zwar wenig von der der Männer unterschiede, daß aber reichere Leute gewöhnlich Kleider von Linnen trügen, oft mit Purpurstreifen besetzt. Ärmel hätten sie an ihren Kleidern nicht, daher sei der ganze Arm unbedeckt.

Die Leserinnen sehen, die Sache kommt in den Zug, die Mode macht sich geltend. Wie oft mag seit Tacitus' Zeiten der Purpurbesatz als neue Mode wieder gegolten haben!

Neben den Linnenkleidern wurden bald wollene gewöhnlich. Man fing an, Ober- und Untergewänder zu tragen. Das Obergewand bekam den Namen Rock, obwol dieses Wort, welches sich in der deutschen Sprache seit dem 9. Jahrhundert nachweisen läßt, nicht deutschen Ursprungs zu sein scheint.

Nicht lange ließ ein kostbarer Bekleidungsstoff auf sich warten, der durch den Verkehr mit dem Morgenlande nach Germanien kam, die Seide. Sie hat, namentlich seit Karl's des Großen Zeiten, der Mode Bahn gebrochen und der Putzsucht unter den früher so einfachen Deutschen Thor und Thür geöffnet.

Eines andern Kleidungsstücks muß ich noch gedenken, das wenigstens seinem Namen nach nicht deutschen, sondern römischen Ursprungs ist, des Mantels. Er wurde über dem Rocke getragen, war ziemlich kurz und am Halse mit einer Stange befestigt.

„Macht sich, kein schlechter Geschmack!“ werden die Leserinnen sagen, und wir stimmen bei. Nur Das will uns nicht gefallen, daß unsere Vorfahren vor tausend Jahren schon an der lächerlichen Sucht litten, ausländische Namen (Rock, Mantel) in ihre Sprache hereinzuziehen.

Seit Karl's des Großen Zeiten kam, wie wir schon oben angedeutet haben, der Putzteufel unter die germanischen Stämme. Die Germanen hatten auf ihren Kriegszügen den Luxus der Römer und der Byzantiner kennen lernen; die Schiffahrt nach dem Orient blühte in Italien, England und die Niederlande zeichneten sich in der Fabrikation feiner Wollenwaaren aus; in Deutschland selbst brach sich, seitdem man Metalle verarbeiten gelernt hatte, ein lebhafter Handel Bahn, sodaß Nord und Süd, Ost und West ihre Erzeugnisse gegenseitig leicht tauschen konnten; — wen darf es wundern, daß von jetzt an Schmuck und Kleid der Deutschen, namentlich der Frauen, bunt wechseln?

Immer allgemeiner wurde die Neigung, fremdländische Kleiderstoffe den einheimischen vorzuziehen und ihnen fremde, oft gar fabelhafte Namen zu geben.

So wurde z. B. eine Zeit lang ein feines Wollenzeuch aus den Niederlanden eingeführt, das den Namen Scharlach erhielt. Dieses Wollenzeuch sah nicht etwa blos roth, es gab auch braunes, grünes, blaues und weißes Scharlach. Wer, um einmal ein heutiges Wort zu brauchen, etwas Feines sein wollte, mußte in Scharlach erscheinen. Ein alter Dichter singt:

scharlachen ist ein riche gewant
und kleidet wol die liute.

In Scharlach kleidete sich namentlich der Ritter. Er ließ weiterhin sein Scharlachkleid mit köstlichem Pelzwerke oder mit schwerer Goldstickerei verbrämen.

Welche unsinnigen Redereien über Entstehung und Verfertigung der ausländischen Stoffe unter den Germanen gingen, darüber einige Exempel.

Die Seidenbereitung war ihnen bekanntlich lange Zeit ein Geheimniß. Da erzählte man sich denn: In der großen Asia liegt ein weiter hohler Berg voll ewigen Feuers. In diesem wirken die Seidenwürmer einen unendlich kostbaren Pfellel (Name eines Seidenstoffs), der unverbrennbar ist.

Ferner: In der wüsten India bei der Burg Grarimort wächst ein schlichter Baum, der trägt die feinste Seide, glänzend wie gesponnen Gold. Der Pfellel daraus verleiht Dem, der ihn trägt, unendliche Pracht.

Wolfram von Eschenbach (gestorben um das Jahr 1220) spricht von einer Art Pfellel, der so heiß an Glanz sei, daß ein Strauß seine Eier daran hätte ausbrüten können.

Aus Persien erhielten die alten Deutschen Sammet. Er wurde in den verschiedensten Farben getragen und nicht blos zu Kleidern, sondern auch zu Sattel- und Bettdecken benutzt. Erst nach dem Jahre 1515 lernten die Deutschen Sammet weben.

Wenn die ältesten Nachrichten über unsere Vorfahren darin übereinstimmen, daß Felle und Pelzwerk ihre gewöhnliche Kleidung waren, so liegt auf der Hand, daß einheimische Thiere diese Bekleidung hergeben mußten. Seitdem aber mit Schweden, Norwe-

gen, Preußen, Rußland, Polen und Ungarn Handel getrieben wurde, hielt es der Vornehme für fein, fremdländisches Pelzwerk zu tragen. Grauwerk, Beh, Hermelin, Marder-, Biber- und Zobelfelle galten als kostbarer Schmuck, das eine mehr, das andere weniger.

Am seltensten wurden Marder- und Biberfelle getragen, Hermelin dagegen, so theuer er auch sein mochte, desto häufiger. Von ihm rühmen die alten Dichter, „seine Weiße sei weißer als blank, durchscheinend blau und glänzend wie Schwan“.

Grauwerk hießen die Rückenfelle der grauen Eichhörnchen, Buntwerk oder Beh ihre Bauchfelle und die Felle der Ziselmäuse.

Am theuersten bezahlt wurde der Zobel, den man als Besatz auf Hermelin brachte, um die blendendweiße Farbe des letztern durch schwarze Verbrämung zu heben. Ritter überzogen häufig ihre Schilder mit Hermelin in der Weise, daß dieser als Grund galt. Das Wappenbild des Ritters wurde dann aus schwarzem Zobel ausgeschnitten und auf diesen Grund gebracht. Man machte es auch wol umgekehrt und benutzte den Zobel als Grund.

(Beschluß folgt.)

Pariser Gerichtsscene.

Diejenigen, welche eines Vergehens angeklagt sind, greifen vor Gericht oft zu den sonderbarsten Entschuldigungen. Ebenso komisch als vielleicht noch nicht dagewesen ist die Art und Weise, wie sich vor dem pariser Zuchtpolizeigericht ein gewisser Fluteau, der des Diebstahls von Bleistücken angeklagt war, zu entschuldigen suchte.

Präsident. Ihr könnt die That nicht leugnen. Ihr seid im Besitze des Bleis gefunden worden.

Fluteau. Das ist wahr, ich habe es genommen, aber gezwungenerweise, ich mußte.

Präsident. Wie! Gezwungen zum Diebstahl?

Fluteau. Ich war von einem so heftigen Schwindel befallen, daß ich mich nicht aufrecht erhalten konnte ...

Präsident. Betrunkenheit ist nie eine Entschuldigung, zumal wenn es sich um Diebstahl handelt. Die Betrunkenheit nimmt auch den Verstand nicht so weit, daß man einen Diebstahl begeht.

Fluteau. Ich habe auch meinen Verstand nicht verloren gehabt; im Gegentheil, eben weil ich ihn vollkommen beisammen hatte, habe ich das Blei genommen, aber nicht, um es zu stehlen.

Präsident. Was wolltet Ihr denn damit machen?

Fluteau. Ich würde es am andern Tage wieder zurückgegeben haben. Ich will Ihnen sagen, warum ich das Blei in meine Taschen gesteckt habe. Da ich mich in einem Zustande befand, in welchem ich mein Gleichgewicht keine Minute erhalten konnte, bemerkte ich mehre große Stücken Blei und sagte zu mir: Halt! Da ist ein gutes Mittel, um mich auf dem Pflaster aufrecht zu erhalten; indem ich in jede meiner Taschen acht Pfund Blei stecke, wird mich das im Gleichgewicht erhalten und ich kann gerade nach Hause gehen.

Was meinen aber nun wol unsere Leser, was das das Gericht dieser naiv-tiefsinnigen Erklärung erwiderte? Setzte es den guten Herrn Fluteau nicht in Freiheit und gab ihm damit sein Gleichgewicht wieder? Ach nein! Es hatte durchaus kein Verständniß für seine gelehrten Auseinandersetzungen und verurtheilte ihn zu zwei Monaten Gefängniß.

Der blinde Bettler.



Mannichfaltiges.

Das Bunterlei der Häuser in der Schweiz. Daß man in der Schweiz die Wände und Dächer der Häuser hier von Holz, dort von Stein, Thon oder Stroh herstellt, geht theils aus der localen Häufigkeit dieser Materialien, theils aus dem Klima hervor. Wie nun diese Bedingungen wechseln und sich mischen, so wechseln und mischen sich auch die Formen und Substanzen der Urhäuser, denn der regere Verkehr der Neuzeit nivellirt leider vielfach diese Unterschiede, besiegt gleichsam die Natur. Fensterarme, unzierliche Steinmassen bilden die dichtgedrängten Häuserconglomerate mit engen und schmuzigen Gassen im wärmsten Winkel des Genfersees, der dadurch ein recht italienisches Ansehen erhält. Reichgezierte, altersgebräunte Holzhäuser mit ihren vielerlei lustigen Galerien breiten sich vereinzelt zwischen Wald, Wiese und Fruchtbäumen im berner Oberlande aus; sie nehmen zu an Höhe und Dachraum im niedern Bernlande; die schönen Giebel verkriechen sich unter einer allseitigen breiten Strohhaube nach Solothurn und Aarau hin; zu dem Giebel gesellt sich in Appenzell ein Erkerthürmchen, während die Galerien hier und am Vierwaldstädtersee durch vielfache Dachansätze verdrängt werden. Zu den höchsten Sennhütten hat es gewöhnlich an Holz gefehlt und ebenso zu den 5000 Fuß hohen Städten im obern Engadin, wo die wieder heimgekehrten Weltversüßer, die Zuckerbäcker für ganz Europa, ihre kleinen massiven, vielgeerkerten Ruhesitze mit reichvergoldeten eisernen Treppengeländern, Balconen und Fenstergittern geziert haben.

Ob die Engländer gute Musik zu schätzen verständen, darüber ward eines Abends im Gasthause zum goldenen Lamm in Wien von mehren Musikern und Literaten sehr lebhaft gestritten. Beethoven, der in einer Ecke saß, erkundigte sich — denn er war bekanntlich in den letzten Jahren stocktaub — nach dem Gegenstande der Unterhaltung und, davon in Kenntniß gesetzt, sagte er: „Die Engländer haben bei mir mehre Compositionen für ihre Concerte bestellt und mir dafür ein schönes Honorar angeboten; die Deutschen, mit Ausnahme der Wiener, fangen jetzt an mich aufzuführen; die Franzosen finden meine Musik unspielbar. Es liegt also am Tage, daß die Engländer nichts von Musik verstehen. Nicht wahr?" Er lachte herzlich und seine sarkastische Entscheidung machte dem Streite gleich ein Ende.

Das schnellste Fahren, das eben dadurch oft zu einem wirklich halsbrechenden wird, findet man in der Bukowina bei den moldauischen Posten. In wahrhaft rasendem Laufe legen die Pferde die ganze Station zurück und Gesellschaften gegen Thierquälereien hätten hier ein weites Feld vor sich. Auch die Extrafahrten in den Karugen — so heißen die niedrigen walachischen Wagen — gehen pfeilgeschwind vor sich. Die Fälle, daß der Reisende aus der Karuge herausfällt und ohne Weiteres auf dem Wege liegen bleibt, sind nicht selten. Daher legt sich der Reisende gewöhnlich eine Pistole zu, die er, blind geladen, abfeuert, um dem Postillon einen Um- oder Herausfall bemerklich zu machen.

Beethoven's Haushalt gewährte den Anblick einer unendlichen Confusion. In seinem Wohnzimmer lagen Bücher und Musikalien in allen Ecken durcheinander zerstreut, dort stand das Restchen eines Frühstücks, hier eine versiegelte oder eine halbgeleerte Bouteille, auf dem Stehpulte lag die flüchtige Skizze eines neuen Quartetts, auf dem Piano auf bekritzelten Blättern das Material zu einer noch als Embryo schlummernden Symphonie, hier eine auf endliche Erlösung harrende Correctur; freundschaftliche und Geschäftsbriefe bedeckten den Boden. Trotz dieses Durcheinander hatte der Maestro die Manier, ganz im Widerspruche zur Wirklichkeit, seine Accuratesse und Ordnungsliebe bei jeder Gelegenheit herauszustreichen, und wenn stundenlang oft etwas Nöthiges gesucht werden mußte, dann mußten es Unschuldige ausbaden. „Ja, ja" — jammerte er dann — „das ist ein Unglück, nichts bleibt an Ort und Stelle, wo ich es hingelegt habe. Alles wird mir verräumt — o Menschen, Menschen!" Die Dienerschaft aber kannte den gutmüthigen Polterer und ließ ihn nach Herzenslust fortbrummen.

Das Posthaus zu Passau, daselbst dem altehrwürdigen Dome gegenüberliegend, ist das Gebäude, in welchem der Passauer Vertrag einst verhandelt und abgeschlossen ward, der in diesem Jahre seine dritte Säcularfeier erlebte. Eine Inschrift über dem Thore des Posthofs erinnert an diesen wichtigen Vertrag in folgenden Worten:

„Diese Inschrift sei Jedem, der sie liest, ehrwürdig.

„Denn hier wurde von den ersten Fürsten Deutschlands „und ihren Abgeordneten der Passauer Vertrag behan- „delt und geschlossen, der die Fackel des damals wüthenden „Religionskriegs erstickte und den ersten Grundstein „zur christlichen Religionsduldung legte.

„Diesem wichtigen und würdigen Andenken widmet die- „sen Stein Graf Joseph Stahremberg, Domherr zu „Salzburg und Passau."

Bucaros nennt man in Madrid aus rother amerikanischer Erde geformte Töpfe, in der Regel grob bemalt und vergoldet, deren man mehre, gefüllt mit frischem Wasser, in das Zimmer setzt, um die oft unerträgliche Hitze zu mildern. Der Thon wird dunkler von Farbe, das Wasser dringt durch seine Poren und es verbreitet sich ein Geruch, der dem in einem feuchten Gewölbe oder frisch geweißtem Zimmer sehr ähnlich ist. Die Ausdünstung ist so stark, daß nach Verlauf von einer Stunde die Hälfte des Wassers in den Bucaros verdunstet ist. Das übrigbleibende Wasser ist kalt wie Eis und hat einen faden Geschmack, wird aber doch von spanischen Feinschmeckern mit vielem Appetite getrunken.

Ankündigungen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 515.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [13. November 1852.

Eliezer und Rebekka.



· Vergleiche Pfennig-Magazin, Jahrgang 1849, Nr. 331.

Zwei Angedenken aus den Meeresfluten.

(Fortsetzung.)

Anna begab sich in ihre Wohnung zurück und bald darauf trat auch der Gerufene ein. Er war ein hochaufgeschossener Bursche von 16—17 Jahren, dem man es mit einem Blicke ansehen konnte, daß er Peter's und Annens Sohn sei. Die kräftige Gestalt des Vaters, die sanften Gesichtszüge der Mutter verschmolzen sich zu einem schönen Ganzen; die nachlässige Schifferkleidung bestand aus nichts, als aus einem reinlichen Hemd, dessen aufgeschlagene Ärmel zwei durch frühes Arbeiten nervig gemachte Arme sehen ließen, und einer breitgestreiften weiten Hose, die sich um die Hüften hing.

Was wollt Ihr, Mutter? begann er etwas mislaunig.

Der Vater braucht dich zu einer Arbeit, erwiderte Anna, indem sie ihr Auge auf die schlanke Baumgestalt ihres Erstgeborenen richtete.

Ist der Vater in der Kammer? fuhr jener zu fragen fort.

Nein, er ging eben weg, doch wird er bald wie-

der hier sein, versetzte die Mutter, ihre Handarbeit bei Seite schiebend.

Und da habt Ihr mich jetzt vom Spiele abrufen müssen! schmollte der rothwangige Bursche.

Ans Spielen könnt ihr noch denken, wenn der Feind vor der Thür steht? o die Jugend! — Sei nicht unwillig, Hans, ermahnte ihn Anna, o du kennst den Vater — setze dich, jetzt hast du noch einige Minuten Zeit, dein Abendbrot zu verzehren, wenn er zurückkommt, darfst du dein Essen auch nicht mehr mit einem Blicke anschielen, und hungerig bist du doch gewiß.

Er nahm ohne Widerrede am Tische Platz, obwol er gern zu seinen Spielgefährten zurückgekehrt wäre und dachte, es sei doch besser auf das kurze Vergnügen jetzt Verzicht zu leisten, als später mit leerem Magen zu arbeiten, und vollends wurde er in diesem Glauben bestärkt, als ihm die sorgsame Mutter eine große Schüssel mit in Öl gebratenen Fischen vorsetzte, und dabei Gesellschaft leistete.

Was kann wol der Vater heute so spät noch zu arbeiten haben? fragte Hans, mit der Gabel auf dem Teller klimpernd.

Ich weiß nicht, was ihm durch den Sinn gefahren, versetzte Anna.

Kaum waren die Reste des Mahls weggeräumt, so trat auch schon Peter ein, legte zwei hölzerne Kugeln auf den Tisch und noch dazu vier andere, die nach und nach aus seinen weiten Taschen hervorkamen, worin sich überdies eine Menge Werg und lange Nägel befanden.

Jetzt laß uns frisch an die Arbeit gehen, Hans! rief er ungeduldig, sich zu diesem wendend.

Anna konnte aber ihre Neugierde nicht mehr bezähmen, und während sie nach einer der Kugeln griff, war sie nicht im Stande, die Frage zu unterdrücken, wozu denn das Alles gehöre.

Das wirst du schon morgen noch zeitig genug erfahren, sagte Peter, ihr die Kugel aus der Hand nehmend. Laß uns allein, Anna, und warte nicht mit dem Schlafengehen, wir werden vermuthlich die ganze Nacht arbeiten.

Anna zog sich in die anstoßende Kammer zurück und horchte lange an der Thür, die aber, aus dicken Eichenpfosten gefertigt, nur wenige und größtentheils unzusammenhängende Worte zu dem Ohr der Lauscherin dringen ließ, was auch noch durch das Pochen des Hammers oder Raspeln der Feilen, welches die Rede der Amsigen begleitete, verhindert wurde. Die Geduld endlich verlierend ging sie zu Bette und träumte — von den Kugeln.

Als Peter mit seinem Sohne allein war, begann er, nachdem Hans auf sein Geheiß ein gutes Theil des Wergs in das Pech getaucht hatte: Nimm eine Kugel und sieh mir zu; trachte sie gleich mir so schnell als möglich auszuhöhlen. Dabei machte er sich auch über eine der Kugeln her, deren jede beiläufig 4—5 Zoll im Durchmesser hatte. Unterdessen bohrte und stemmte schon Hans mit spitzen Eisen in dem langsam größer werdenden Loche. Auch er war neugierig zu wissen, zu welchem Zwecke diese Vorbereitungen dienen sollten, aber gewitzigt durch die Antwort, welche die Mutter soeben bekam, unterließ er es, hierüber beim Vater zu forschen.

Zwei starke Stunden flossen dahin, bis die Kugeln so ausgehöhlt waren, wie Peter es zu haben wünschte; nämlich jede hatte nur eine einzige Öffnung, die so groß war als die Peripherie einer kleinen Nuß, aber je tiefer das Loch wurde, desto mehr ging es in die Breite. Nun schlugen sie gemeinschaftlich recht viele, lange, dünne Nägel, die oben mit einer Art von Widerhaken versehen waren, nach allen Richtungen in die Oberfläche jeder Kugel, daß sie fast aussahen wie Igel, wenn sie gereizt alle Stacheln heben. Hierauf steckten sie in Pech getränktes Werg, Schwefel und anderes brennbares Zeug in jedes Loch und banden eine Schnur an einen Nagel, sodaß man die Kugel nach einigen Schwingungen leicht schleudern konnte.

Mitternacht war vorüber als Peter sich erhebend sagte: So, jetzt sind wir fertig, Hans! Nimm das Feuerzeug mit und hilf mir tragen.

Hans, dem schon Alles, was er bisher sah, so sonderbar und außergewöhnlich vorkam, stand nun maschinenmäßig auf, glotzte den Vater mit großen Augen an, als hätte er ihn noch nie gesehen und brachte ziemlich verblüfft nichts als ein: „Wohin?“ aus seiner Kehle.

Auf die See hinaus! entgegnete rasch Peter, die Thür leise öffnend.

Nun erst dachte Hans an die feindlichen Schiffe, und mit einem mal schien ihm Alles klar zu werden. Die Sommernacht war lau. Beide gingen ohne Röcke. Die Meeresküste erreichend wurde Hansen, der in seinem jungen Leben noch wenig Abenteuerliches mitgemacht hatte, recht seltsam zu Muthe. Er band den kleinsten zweirudrigen Kahn, den er in der Eile finden konnte, vom Pfahle los, legte die mitgebrachten Sachen unter ihre Sitze, worauf Vater und Sohn die Ruder tüchtig spielen ließen.

Gott sei Dank! rief Peter mit frohem Herzen, die Nacht ist nicht so finster, als sie zu werden drohte; die Wolken haben sich zertheilt und dem Kahne eine schwache Wendung gebend, fuhr er fort: Wir müssen uns mehr leewärts halten, Hans, sonst werden wir die Mastbäume der stolzen Kerle vergebens suchen.

Wenn sie nur fest schnarchen, dann wollen wir ihnen den Pelz schon anbrennen! rief der Jüngere, und sie steuerten munter, als ging es zu einem fröhlichen Geschäft, über das alte ruhig schlummernde, unergründliche Meer hin. Hansens Phantasie fing nun an sehr thätig zu sein; ganz wundersame Luftgestalten, aus der Dunkelheit emporwachsend, umkreisten ihn, doch wie jeder kühne Jüngling fühlte er von Minute zu Minute seinen Muth wachsen, sein Herz wiegte sich in dem Verlangen nach einer ungewöhnlichen That.

Eine Viertelstunde mochte verflossen sein, als ihm Peter die Weisung gab, jetzt nur ganz vorsichtig zu rudern und leise zu sprechen, da ein lautes Wort in die Todtenstille der Nacht weit hinhalle und sie daher leicht verrathen könnte.

Fern von ihnen sollten wir nicht sein, wenn sie dort schlafen, wo sie geankert haben, meinte der erfahrene Matrose. Siehst du gar nichts, Hans?

Der Angesprochene strengte sein Auge an, aber nur die nächste Umgebung des Schiffchens und ein Stück Wolkenhimmel im Zenith ließen sich erkennen, Alles andere war in eine kohlschwarze Masse zusammengeschwommen. Nichts, Vater!

Dein Blick, Hans, ist noch nicht geübt in der Nacht, du mußt das Auge weit aufreißen und in die Finsterniß stets auf einen und denselben Punkt hinglotzen, als wenn du sie verschlingen wolltest; wird dir dann der Fleck nicht dunkler oder heller, d. h. bleibt sein Schwarz dasselbe, so ist auch nichts dort als Himmel oder Wasser. Laß den Kahn auslaufen! und nun befolgte er selbst die Regeln, die er seinem Sohne eben gab. Er schien mit übermenschlicher Kraft die Dun-

-kelheit zu durchdringen; sein Auge wurde größer, immer glänzender, und der nahesitzende Hans meinte gar, daß es manchmal Funken sprühe; er vergaß auch, rings zu spähen und sah nur den Vater an, bis dieser endlich das lange Schweigen brach: Hier ist nichts! rief er mit der Zuversicht eines Seemannes, der sich selten in seinem Leben geirrt haben mußte; zögernd stand er auf, um sich womöglich besser zu orientiren, aber instinctmäßig setzte er sich bald wieder auf seinen Platz.

Sollten wir doch zu weit leewärts gesteuert sein? murmelte er, mit seiner Riesenfaust einige Augenblicke den Kopf stützend; dann griff er hastig nach dem Ruder, und wie eine Muschel tanzte der leichte Kahn über die stille See hin. Peter sah unverwandt nordostwärts, wo er die Kriegsschiffe entdecken zu müssen glaubte; nichts — weit und breit nichts! schwarze, ungeheure Massen thürmten sich hoch und fern vor seinen Augen auf. Er fing schon an zu zweifeln an dem Gelingen seines schwierigen Unternehmens, kein Stern am Himmel, um darauf die Weltgegend zu erkennen, Alles pechschwarz, als hätte die Weltkugel ein Trauerkleid angezogen; stille wurde es wie in einer Gruft, als Peter mit dem Ruder innehielt; doch plötzlich ließ er sich nach einigen Minuten also vernehmen:

Hol' mich der Geier, wenn nicht der lange schwarze Strich dort der Mittelmast eines Dreideckers ist! Hans, siehst du den dunkeln Wolkenfetzen am halben Himmel im Nordosten? Nun fahre mit dem Auge gerade herab, und du kannst nicht fehlen.

Hans that, wie ihm geheißen wurde, aber all sein Bemühen, die schwarze Linie des Mastes zu sehen, blieb unbelohnt, bis das Schiffchen, von Peter's vorsichtiger Hand allein getrieben, dem bezeichneten Gegenstand bald so nahe kam, daß er nicht nur die Masten, sondern auch den mächtigen Rumpf des Kriegsschiffes, das wie ein schlafendes Seeungeheuer sich hindehnte, zu erkennen im Stande war.

Möglichst geräuschlos fuhren die Beherzten nun zwischen dem Hauptschiff und einer der Fregatten hin. Peter erhob sich, lauschte ein Weilchen. Kein Spinnfaden rührte sich — die Minute schien ihm günstig zu sein; leise flüsterte er Hansen zu: Nun mache Feuer, und lege ein Stück brennenden Zunder unter das Bret, damit wir, wenn unsere ersten Kugeln fehlen, gleich die zweiten nachschicken können; schleudere nur hübsch hoch, mitten in die Segelstangen hinein, und auf das mindeste Lärmzeichen hurtig fort, sonst bohren uns die Philister mit einem Zwölfpfünder in den Grund.

Wie gesagt, so gethan, die Kugeln kreisten und schwirrten an den Schnüren, und zwei große rothe Sterne funkelten, stiegen immer höher, machten wunderschön im Dunkel der Nacht den Bogen der Wurfparabel, und einer dieser glühenden Sterne blieb im Takelwerk des Kriegsschiffes hängen, der andere zischte wie ein Regentropfen aus geschmolzenem Metall ins Meer hinein, und wieder stille war es um die Verwegenen, wie auf einem Friedhof. Hans hatte zuweit ausgeschleudert.

Die Wachen auf dem Schiffe mußten sich dem Schlafe überlassen haben; doch kaum war von Hansen eiligst die dritte Kugel, die, weil sich ihr Inhalt schnell entzündete, wie ein purpurrothes Meteor durch die Luft hinschoß, glücklich gegen die Fregatte geworfen, so erscholl auch schon aus dem höchsten Mastkorbe der Ruf: „Feuer! Feuer!" worauf allgemeiner Lärm entstand. Aber Peter jagte auch schon den Kahn, wie ein edles Roß, das den Preis auf der Rennbahn verdienen sollte, über die Spiegelebene des Oceans hin und als Hans noch dazu kam, ging es vogelschnell. Achtzig, neunzig Ruderschläge blieben sie wol unentdeckt; doch da sie, um der zweiten Fregatte auszuweichen, der hohen See zueilten, war der Hauptmast des Kriegsschiffes schon in einen Leuchtthurm verwandelt, und eine Kanonenkugel, der ein Donnerknall als Herold vorausging, lehrte sie, daß man recht wohl wisse, wo sie sich befänden; denn sie pfiff gerade über ihre Köpfe hin. Mehre Boote wurden ausgesetzt, und ernsthafte Anstalten zu ihrer Verfolgung getroffen.

Pech und Schwefel hätten nicht leicht auf günstigere Punkte fallen können; die hoch hängenden Kugeln, vom Winde geschaukelt, streuten das Verderben in allen Richtungen aus. Die Flammen schlugen überall wie rasende Furien auf, eine Menge Gestalten rannten ab und zu, Verwirrung an allen Enden und Ecken, das Geschrei der Matrosen übertönte die Commandoworte der Capitaine, durch das Sprachrohr gestoßen. Wer immer Wasser herbeischaffen konnte, der that es eilig; aber die Glut schien gieriger trinken zu wollen, als man ihr zugoß.

Einmal vor den Kanonen sicher, erlaubten sich Peter und Hans ihre Verfolger zu necken; sie hatten den Vortheil des leichtern Fahrzeugs für sich. So nahe, daß sie von Flintenkugeln Schaden befürchten mußten, ließen sie kein Boot herankommen, was ihnen bei der Schwerfälligkeit der feindlichen Bewegungen nicht viel Mühe machte. Sie fuhren kreuz und quer immer ihren Vortheil ersehend, ohne es jedoch gegen die Überzahl dahin bringen zu können, sich dem Hafen zu nähern. Peter hoffte, daß ihm dies, wenn auch nicht gleich, doch in einiger Zeit gelingen dürfte; denn in die offene See hinaus traute er sich doch nicht, weil er wol wußte, daß der Tag in wenig Stunden heranbreche, und dann auch gewiß die unversehrte Fregatte ein scharfes Auge auf sie haben werde.

Unter solchen Bemühungen näherten sie sich bald den großen feindlichen Schiffen, bald entfernten sie sich wieder davon; so konnten sie sehen, daß bis zum dritten Mastkorb hinauf das Kriegsschiff lichterloh brenne, und gleich einem feurigen Inselberg, der, plötzlich aus der schwarzen Ebene aufgeschossen, die Nacht weithin erhellend, prasselnd, knatternd, Funken sprühte, als sollte das Meer gesotten werden. Es schien sich selbst überlassen; vermuthlich war die ganze Mannschaft, die unmögliche Erhaltung desselben vorhersehend, der ebenfalls über und über brennenden Fregatte zu Hülfe geeilt, um wenigstens diese, wenn auch mit großem Schaden, zu retten, was auch vereinter Thätigkeit vielleicht noch gelingen konnte. Peter sah, daß sie des Feuers auf dem Verdecke, wo es früher am heftigsten wüthete, schon fast ganz Meister waren.

(Fortsetzung folgt.)

Franklin's Überwinterungsplatz.

Capitain Franklin's Nordpolexpedition ist auch in diesen Blättern mehr als einmal erwähnt worden; wahrscheinlich — man darf fast sagen: gewiß — sind die Schiffe, die er führte, mit ihren Bemannungen gänzlich zu Grunde gegangen. Ein Überwinterungsplatz, den sich Franklin erkoren hatte, ward auf der unter der Führung des Lieutenant Osborn in den Jahren 1850 —51 veranstalteten Nachforschungsreise aufgefunden;

wir geben hier aus dem von Osborn veröffentlichten „Nordpol-Journal" den Bericht über jenen Überwinterungsplatz:

Auf dem östlichen Abhange des Rückens der Beechey-Insel fanden wir Überreste eines Gartens, die uns von Franklin und seinen Gefährten einige Kunde gaben: seine schön gebogenen Umgrenzungslinien, die sorgfältig eingerichtete Einfassung von Moos, Flechten, Mohn und Anemonen — von einer freundlichern Stelle dieser traurigen Gegend hierher versetzt — schienen noch Zeichen von Leben geben zu wollen; die Sämereien aber, welche sie ohne Zweifel im Garten gesäet hatten, waren zu Grunde gegangen. Einige Hundert Ellen niedriger war ein Damm, der Hauptbestandtheil eines Vorrathshauses, zu sehen. Dasselbe war aus einem äußern und einem innern Damme gebildet; oben darüber waren Pflöcke von Eichen und Ulmen zur Unterlage für die Bedachung hineingeschlagen. An einer Stelle des eingeschlossenen Raumes fanden sich einige Säcke Kohlen, an einer andern Stelle lagen eine Menge von Holzspänen — ein Zeichen, daß hier die Schiffszimmerleute gearbeitet. Ueber den Zweck dieses Gebäudes drängte sich uns Allen die Ansicht auf, daß Franklin es errichtet, um einen Theil seiner im Ueberfluß vorhandenen Vorräthe aufzubewahren; denn daß mit solchen seine Schiffe stark beladen waren, als er die Walfischinseln verließ, war uns bekannt geworden.

Noch näher am Ufer verrieth ein Haufe erloschener Kohlen und Eisenschlacken die Werkstätte der Schmiede; und längs eines schon sehr zerfallenen, jetzt durch den Frost ganz eingefrornen Wassergrabens waren viele aus den Stücken von Salzfleischtonnen zusammengesetzte Wannen zu sehen; wir konnten nicht zweifeln, daß Franklin's Mannschaft hier ihre Waschplätze gehabt. Als ich auf einem noch von keinem meiner Leute betretenen ebenen Stück Land umherstreifte, hatte ich das Glück, ein Paar Kaschemirhandschuhe zu finden: auf jedem lag ein kleiner Stein; sie waren offenbar zum Trocknen ausgelegt und mit den Steinen beschwert, um nicht vom Winde weggeweht zu werden; sie hatten seit 1846 hier gelegen. Ich hob sie auf und verwahrte sie sorgfältig als ein trauriges Andenken an meine verunglückten Freunde.

Weiter fesselten zunächst die Gräber unsere Aufmerksamkeit; sie waren, wie alle, welche englische Seeleute machen, mit liebevoller Sorgfalt bereitet. Überall auf der weiten Oberfläche der Erdkugel, fern im Osten und fern im Westen, auf den Korallen umgürteten Inseln der Südsee und hier, wo der eisige Nord über dem Grabe des Seemannes tobt, überall wirst du es auf die gleiche Art eingerichtet finden; es ist das Denkmal, welches rauhe Hände, aber zartfühlende Herzen über dem letzten Hause ihres Kameraden errichtet haben, es erinnert immer an die stillen Kirchhöfe auf einigen der vielen Landspitzen Englands, wo jeder englische Seemann die Gelegenheit gehabt, seiner Vorstellung von Dem, was dem heimgegangenen Verdienste gebührt, einen entsprechenden Ausdruck zu geben. Die Zierden, mit denen die Natur sogar noch in der Einöde der eisigen Zone sich schmückt, waren mit Mühe zusammengelesen, um der hingeschiedenen Seeleute letzte Wohnungen zu bezeichnen.

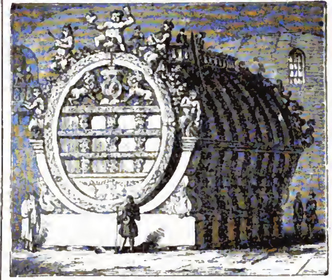
Der gute Geschmack der Offiziere hatte es nicht zugelassen, daß die übliche Einfachheit eines eichenen Bretes am Fuß- und am Kopfende verunstaltet würde durch lange und kindische Grabschriften oder Knittelverse eines schlechten Schiffspoeten; die drei Inschriften, die wir fanden, sind folgende:

1) Gewidmet dem Andenken des J. Torrington, der aus diesem Leben schied den 1. Januar 1846, am Bord des königl. Schiffs „Terror", zwanzig Jahre alt.

2) Gewidmet dem Andenken des Wm. Braine, vom königl. Schiff „Erebus"; gestorben den 3. April 1846, zweiunddreißig Jahre alt.
„Erwählet euch heute den, welchem ihr dienen werdet." (Jos. 24, 15.)

3) Gewidmet dem Andenken des J. Hartwell, A. B., vom königl. Schiff „Erebus"; gestorben den 4. Januar 1846, fünfundzwanzig Jahre alt.
„So spricht der Herr der Heerscharen: Erwäget eure Wege!" (Haggai 1, 7.)

Das Heidelberger Faß.

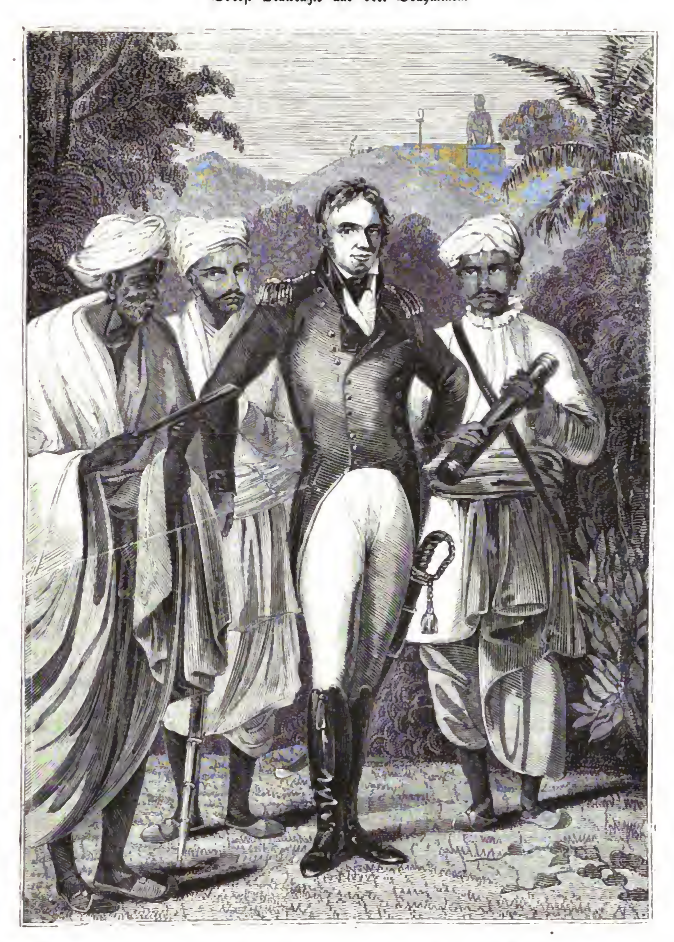


So war das berühmte Faß; die Copie davon, die noch existirt, hat das Interesse verloren. Das Wundergebäude war vom auserlesenen Holze, mit reicher Vergoldung und Bildschnitzerei verziert, oben auf der Hauptfronte ritt ein ehrlicher bausbäckiger Bacchus auf einem fabelhaften Widder — weiter herab zu beiden Seiten musicirten Satyren, oder, wie die alten Mitteldeutschen sie nannten, „wilde Männer"; auf dem vordern Spiegel aber prangte das heidelberger Wappen, gehalten von „zween Leuen, welche greulich zu brüllen schienen" (wahrscheinlich waren sie durstig). Dem folgten drei reich vergoldete und bemalte Querbalken, ganz unten endlich waren zwei Laternen angebracht.

Oben auf dem Fasse befand sich ein kleiner Tanzsaal, von einer Galerie umgeben; da konnten zehn Paare nach damaliger Weise bequem ein Tänzchen wagen — ich sage, nach damaliger Weise konnten sie tanzen, zu einem heutigen Rutscher dürften kaum zwei Pärchen Raum genug haben. Der Eingang zu dem Tanzparadiese war übrigens von hinten mittels einer bequemen „Stiegen".

Oft wurde das alte Faß seit seinem ersten Entstehen reparirt, endlich wurde es zu baufällig und altersschwach, man nahm es auseinander und baute ein neues, welches aber jetzt auch schon der Zeit den Tribut gezollt hat, wie denn nichts Großes der Zerstörung entgeht. Die Stätte aber, wo es länger denn 400 Jahre sich von allen Verehrern des Weins bewundern ließ, ist noch zu schauen, es ist der gewaltige Keller unter den heidelberger Schloßruinen.

Oberst Mackenzie und drei Brahminen.



Mackenzie, geboren auf der Insel Lewis und in der Asiatischen Gesellschaft zu London für zukünftige Dienste in Ostindien vorgebildet, hat sich um die Aufhellung der Geschichte von Ostindien die größten Verdienste erworben; denn mit Hülfe dreier Brahminen, die er für sich zu gewinnen gewußt hatte, sammelte er alle möglichen Nachrichten und Urkunden, um daraus seine Geschichte der Religion, Philosophie, Gesetze, Gewohnheiten, Ge-

bräuche, Wissenschaften und Künste ꝛc. der Hindus zu bilden. Seine Sammlungen, aus denen schon Vieles im Drucke erschienen ist, hat die Ostindische Gesellschaft für 70,000 Thlr. angekauft, und der darüber herausgegebene Katalog besteht aus zwei starken Bänden.

Die Kleidung der deutschen Frauen in der Vorzeit.

(Beschluß.)

Doch wir sind von unserm Vorhaben, die Tracht der Frauen unserer Vorfahren zu schildern, etwas ziemlich weit abgekommen. Wir kehren darum zu den Frauen zurück und versuchen es, eine geputzte Dame darzustellen, wie sie im 12. und 13. Jahrhundert nach alten deutschen Gedichten, in denen sehr häufig Kleiderschilderungen vorkommen, ungefähr auftritt.

Über einem feinen, langärmeligen Hemde mit ziemlich hervortretendem Halskragen lag der Rock, mit Borden gegürtet. Die Sitte wollte, wie jetzt, daß die Füße, welche in farbigen Beinkleidern, in Strümpfen und Schuhen stecken, möglichst unsichtbar erscheinen, daher reichte der Rock bis an die Erde. Dieser war mit reichem Pelzbesatz versehen, häufig mit Pelz gefüttert. Die Aermel des Rockes waren, abermals wie jetzt, ganz eng, reichten bis ans Handgelenk und wurden hier mit Spangen festgehalten. Über dem Rocke durfte der Mantel nicht fehlen. Er wurde aber nicht zusammengeknüpft oder geheftelt, sondern er mußte leicht und graziös von den Schultern herabhängen. Eine Spange, oben am Mantel, mußte mit dem linken Daumen gehalten werden, während die rechte Hand das Kleidungsstück etwas emporzuheben hatte, damit das Pelzfutter sichtbar und schöner Faltenwurf herbeigeführt würde. Beides, Rock und Mantel, mußte übrigens breite, bunte Säume haben. Junge, unverheirathete Damen trugen einen Blumen- oder Laubkranz in den Haaren, oder schmückten das Haupt mit einem blanken Metallreife oder mit einem Gewinde von feiner Seide, mit Edelsteinen, Perlen und Gold besetzt. Handschuhe, über die wir bald mehr sprechen werden, durften in feinen Cirkeln nicht fehlen.

Vom 13. Jahrhundert an wurde es Mode, den Rock aus Stücken verschiedenen Zeuches zusammenzunähen, eine Sitte, welche bis in das 15. Jahrhundert ihre Herrschaft behauptet hat. Die Kleider wurden nach der Länge oder nach der Breite getheilt, sodaß sie aus verschiedenen Feldern bestanden. Ganz unwillkürlich fallen hierbei den boshaften Männern, die in der Regel feine, aber einfarbige Kleider mehr lieben, als bunte, die Kleider der Züchtlinge ein. In Frankreich machte man die Sache eine Reihe von Jahren noch toller. Hier wurden in die verschiedenen Felder gar die Geschlechtswappen gewirkt, sodaß eine so geschmückte Dame wie ein ambulantes Wappenschild erscheinen mußte.

Bruder Berthold, ein Mönch aus Winterthur in Regensburg, der im Jahre 1247—72 durch seine Predigten die Unsitten seiner Zeitgenossen scharf geißelte, sagt einmal über die eingerissene Gewohnheit, die Kleider aus verschiedenfarbigen Längen- und Quertheilen zusammenzusetzen:

„Es genügt nicht, daß ihnen der allmächtige Gott die Wahl gelassen hat, unter den Kleidern, sagend, wollt ihr sie braun, wollt ihr sie roth, blau, weiß, grün, gelb? Nein, in ihrer großen Hoffahrt muß man ihnen das Gewand zu Flecken zerschneiden, hier das Rothe in das Weiße, dort das Gelbe in das Grüne, das Eine gewunden, das Andere gestrichen, Das bunt, Jenes braun, hier den Löwen, dort den Adler. Die Hoffahrt kommt in dem Ausdenken nicht zu Ende, und wenn Jemand einen neuen Fund findet, so müssen ihn Alle versuchen. Und der auch das gute Kleid zu einem Haber macht, dem gebt ihr so viel Lohn, als das ganze Kleid kostet."

Doch wir wollen jetzt von den Kleidern absehen, und unsern Lesern und Leserinnen noch Einiges über kleinere Schmucksachen mittheilen, die einer Modedame vor Zeiten nicht mangeln durften.

Vorerst durfte der Gürtel nicht fehlen, mit dem man vom 15. Jahrhundert an eine unsinnige Verschwendung trieb. Der Gürtel war zuweilen drei Hände breit und mußte mit Gold oder Edelsteinen besetzt sein. Damit er — wir brauchen einmal ein Wort unserer Zeit — recht knallen sollte, verzierte man ihn gar mit Glöckchen und Schellen.

Die Regierungen mußten auf dem Wege der Gesetzgebung der verschwenderischen Sitte Einhalt thun. So wurde im Jahre 1411 den ulmer Frauen ausdrücklich verboten, „silberne und goldene Gürtel mit Glocken und Schellen zu tragen". Im Jahre 1454 machte die lübecker Kleiderordnung Vorschriften zum Gürteltragen nach den Vermögensverhältnissen der Frauen. „Eine Frau, die wenigstens 4000 Mark Vermögen hat, darf Dupfings (Gürtel aus eckigen, oft erhaben gearbeiteten Platten) tragen; eine, die nicht so viel besitzt, soll sich an goldenen Ketten oder an einem beschlagenen Seidenborden begnügen lassen."

An dem Gürtel trug man einen Beutel, der nach Farbe, Stoff und Form viel wechselte, wie es eben die Tyrannei der Mode erheischte. Man barg darin die Börse, eine Riechbüchse und andere Kleinigkeiten.

An dem Gürtel hingen ferner Schlüssel, Spindel und Schere; sogar Dolche und Messer wurden eine Zeit lang am Gürtel getragen. Im 14. Jahrhundert nahm die Sitte, Dolche zu tragen, so allgemein überhand, daß sogar Geistliche diese Waffen während der Ausübung ihres Amtes führten, und die Synode von Köln 1337 dagegen einschreiten mußte.

Handschuhe finden wir bei den Frauen schon im 9. Jahrhundert. Im Winter waren sie — und zwar ganz praktisch — von Fellen, im Sommer von leichtern Stoffen. Im 11. Jahrhundert sind sie bunt gestickt, und bald gar mit Steinen oder Perlen besetzt, in deren Mitte ein großer Edelstein prangt.

Ringe steckte man über die Handschuhe, warum? können die geneigten Leserinnen sich selbst sagen.

Wenn schon Tacitus erzählt, daß die Germanen geschickte Metallarbeiter wären, wer wird dann noch zweifeln, daß schon frühe allerlei Geschmeide getragen wurde? Sobald die alten Urkunden dieses Schmuckes gedenken, nennen sie die Bauge, das sind große Ringe um den Ober- und Unterarm, und um den Hals.

An der Halsbauge hing der Brustschmuck, Ringe von Gold, die angereihet waren, oder Broschen, oder Bernsteinarbeiten.

Etwas Interessantes ist es jedenfalls, daß schon im Mittelalter das Wort „Bretsche" für Brosche vorkommt. Die schon erwähnte lübecker Kleiderordnung vom Jahre 1454 nennt die Broschen „Breetsen".

Ein sehr nothwendiges Ding für die Damen zu allezeit bereiter Musterung des Staates ist ein Spiegel. Auch diesen, und zwar einen Handspiegel, wie er genannt wird, führten die Frauen des Alterthums stets bei sich. Schon im 8. Jahrhundert waren diese Spiegel gewöhnlich, und noch im 16. Jahrhundert waren sie die steten Begleiter der Damen. Sie waren in der Regel von edlem Metall, mit Elfenbein eingefaßt.

Mit Schleiern wurde eine lange Zeit entsetzlicher Aufwand getrieben, und der ulmer Magistrat mußte gegen das Ende des 14. Jahrhunderts den Bürgerinnen eine Schleierordnung geben.

Es gibt ein fliegendes Blatt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit dem Titel „Ein hübsch new Liede von eyner stoltzen Haußmagd", worin bis auf Buchstaben und Wort Folgendes gesagt und geklagt wird:

„Sie schmücken sich wie Hoffjunckfrawen in ir schön ammatyentle —
darzu tragen sie praüne schlayerlein auff —
haben vorn schwartze endtle —
darzu tragen sie die zendtlen halstüch —
fehenhauben auff freyknechtisch schüch —
mit Sammat seynd versetzt ir mentel."

Der Satyriker J. Mich. Moscherosch aus Willstädt bei Hanau (1600—69), schwedischer Kriegsrath, zuletzt Kammer- und Consistorialpräsident in Hanau, sagt über die putzsüchtigen Jungfrauen seiner Zeit:

„Sie bedecken jhre gesichter mit krepp, zendel, taffet oder flor, damit man meynen solte, ob ein schöner unflat dahinten verborgen steckte." (S. dessen „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philander's von Sittewald", I, 454.)

Noch eines Umstandes gedenken wir, der, Gott sei Dank, unter den Frauen unserer Zeit doch zu den Raritäten gehört, des Schminkens.

Schon Plinius kennt diese Unsitte, und erzählt (Hist. nat., XXII, 2), daß sie bei den Daken, Sarmaten und Kelten zu finden sei. Vom 12. Jahrhundert an wurde das Schminken unter allen Völkern, die sich zu den gebildeten zählten, gemein.

Nun mögen aber die Leserinnen ja nicht glauben, daß man zu allen Zeiten mit rothen Bäckchen Furore machte. Die Ansichten über die schönste Gesichtsfarbe haben sich im Gegentheile im Laufe der Zeit gar sehr geändert. So war im 12. Jahrhundert bei den Engländerinnen das blasseste Gesicht das vornehmste und feinste, und deshalb hungerten gefallsüchtige Damen, oder ließen sich zur Ader, oder, wenn auch Das nichts half, bestrichen sich das Gesicht mit weißer und grauer Farbe. Die Französinnen liebten in derselben Zeit die rothe Gesichtsfarbe und nehmen, so erzählen die Geschichtsschreiber ausdrücklich, täglich ein gutes Frühstück zu sich. Im 17. und 18. Jahrhundert änderte sich die Mode in Frankreich, und es galt schön, recht blaß und schmachtend auszusehen. Die Pariserinnen verschluckten deshalb Sand und Asche.

Die Deutschen haben immer gern den Franzosen nachgeahmt, und thaten es auch hinsichtlich des Schminkens. Die Sittenprediger ereiferten sich, nannten das Schminken sogar eine gotteslästerliche, fluchwürdige That; Alles vergeblich. Hören wir, was der schon erwähnte Moscherosch darüber sagt:

„Und ich sahe deren einen hauffen, die im Gesichte waren, als ob sie geschröpft hätten oder sich picken und hacken lassen: dann an allen orten, die sie gern wollten beschauet haben, waren sie mit schwartzen kleinen pflästerlein behencket und mit runden, langen, breyten, schmalen, spitzen mücklein, flöhen und andern fitzirlichen, zum Anblick tringenden, zum zugriff zwingenden mausfallen gestalten bekleybet. Etliche schabeten das Gesicht mit einem glas; etliche roffeten sich mit Bech die große augbrauen auß: andere, so keine augbrauen hatten, mehleten solche mit einem wenig schwärtze an. — Andere damit sie ihre schandflecken und rothküpferigte habichtgesichter zieren möchten, schameten sich nicht, mit gebrauchten unreinen Tüchern sich alle morgen zu reiben, zu wüschen und zu wäschen, und tausenterley lose stücklein mehr, welche alle doch den wust und vnflat so gar nit verbergen möchten." (Philander's von Sittewald „Gesichte", I, 454.)

Weiter wollen wir nicht gehen. Was zu Ende des vorigen und in der nun hinter uns liegenden Hälfte des 19. Jahrhunderts, als fein, als vornehm, als modern gegolten hat, ist in frischem Andenken. Das zu schildern, was in diesem Augenblick herrschender Geschmack ist, ist eine Aufgabe, der unsere Feder nicht gewachsen ist.

Soviel aber will uns, und hoffentlich auch dem Leser, einleuchten, daß es auch in Bezug auf Mode unter uns besser geworden ist. Wenigstens macht der gebildete Mensch unserer Zeit nicht so unsinnige Excesse aus bloßer Sucht, nachzuahmen. Die Frage: Was ist nützlich und zweckmäßig? muß im Wechsel der Kleider und des äußerlichen Schmuckes die erste und vorherrschende sein. Die zweite Frage: Was ist schön? Was gefällt? ist stets eine verfängliche gewesen und erfodert eine vorsichtige Beantwortung, die je nach dem herrschenden Geschmacke verschieden ausfallen wird. Unser Grundsatz bleibt: Das Einfachste ist das Schönste!

Das Perpetuum mobile.

Das Perpetuum mobile spukt wieder einmal, diesmal in den französischen Blättern. Ein Uhrmacher aus Montauban, Namens August Vita-Moineau, arbeitete seit 33 Jahren an einer Maschine, welche bestimmt war, eine fortwährende Bewegung zu erzeugen. Ganz erfüllt von Vertrauen auf das Gelingen seiner Arbeiten hatte er sich während dieser langen Zeit jedes Opfer aufgelegt, hatte Spott und Hohn seiner Bekannten ertragen, die ihn für einen Narren erklärten. Am 1. Oct. vollendete er endlich seine Maschine. Aber er sollte die Früchte seines Fleißes und seiner Ausdauer nicht genießen. Als er seine Wohnung verließ, traf ihn ein Schlagfluß, der ihn tödtete. Die Aerzte sagten, das sei aus dem Uebermaß der Freude geschehen, die er über sein gelungenes Werk gehabt. Was weiter mit der Wundermaschine geschehen, das vergessen uns die pariser Blätter zu erzählen. Am Ende geht ihr es doch wie den übrigen: es fehlt nur noch das eine ganz kleine Rädchen, dann wird das Perpetuum mobile prächtig gehen.

Mannichfaltiges.

Wellington als Kunstfreund und Kunstkenner. Der alte Herzog hatte ein von dem schottischen Maler William Allen ausgeführtes Tableau, die Schlacht von Waterloo vorstellend, für eine bedeutende Summe gekauft und der Maler erhielt die Einladung, sich an einem bestimmten Tage im Amtsgebäude des Oberbefehlshabers der Armee einzufinden, um das Honorar in Empfang zu nehmen. Sir William erschien, und der Herzog begann sogleich, ihm den verabredeten Preis in Banknoten aufzuzählen. Der Maler wagte die Bemerkung, daß Se. Gnaden ja nur eine Anweisung auf Ihren Bankier zu geben brauchten, um sich die Mühe zu sparen, die Banknoten selbst zu zählen. Wellington, entweder über die Unterbrechung im Zählen erzürnt, oder seine wahre Gesinnung aussprechend, sagte ärgerlich: „Glauben Sie denn, daß ich die Leute bei Coutts wissen lassen will, was ich für ein Narr gewesen bin?" Allen pflegte selbst dies Geschichtchen seinen Freunden mit vieler Laune zu erzählen.

Der aufrichtige Pachter. Der ehrliche, treuherzige Jakob hat seiner Gutsherrin, der Frau Syndicusin, gar pünktlich das Pachtgeld gebracht und läßt sich den Imbiß und das Gläschen Wein schmecken, welches die Frau Principalin mit eigener Hand ihm aufträgt. Jakob wird gesprächig, er sieht sich munter um; seine Blicke fallen auf das Bild eines Frauenzimmers, welches über dem Arbeitstischchen der Frau vom Hause hängt; mit einer Rose in den blonden Haaren schaut das Frauenbild aus lichtblauen Augen freundlich heraus. Jakob fragt: „Aber wer ist denn die schöne Jungfer da?" „Das bin ich einmal gewesen, Jakob!" „Sie, Frau Syndicusin? Ach du lieber Gott! Wie kann doch der Mensch verwesen."

Ein Dienstmädchen in Neuyork — man muß richtiger sagen, eine Hausgehülfin, denn das Wort Dienstbote steht nicht im Lexikon der Amerikaner — erhält, wenn es irgend brauchbar ist, monatlich fünf bis sieben, ja neun Dollars Lohn und thut dabei, was es will. Sonntags wird ausgegangen, und zwar zu jeder beliebigen Tageszeit, ohne vorher um Erlaubniß zu fragen. In Neuyork sagt man „Sir" zum Reichsten wie zum Bettler; Dame und Dienstmädchen sind „Ladies", sogar die armen Negerinnen sind „Blacke Ladies".

Das Panorama von der Spitze der Cheops-Pyramide aus beschreibt ein Reisender also: „Von Nord nach Süd breiteten sich, so weit das Auge reichte, von den Windungen des Stromes und durch Kanäle vielfach durchkreuzte lachende Fluren aus, deren frisches Grün einen grellen Contrast mit der unendlichen Wüste im Westen darbot. Uns gegenüber am Rande des bebauten Landes ward die Hauptstadt mit ihren unzähligen Minarets und der Citadelle sichtbar, dahinter die Kette des Mokattam mit den Steinbrüchen von Masarah, die so manchen Block zum Bau der Pyramiden geliefert haben. Nördlich kamen die Höhen von Abuhroasch zum Vorschein und im Süden die Pyramiden von Abusir, Sakkara und Daschur, deren Spitzen sich theilweise über die Palmenhaine erheben, was einen gar malerischen Anblick gewährt. Lange Zeit fesselte uns dieses herrliche Panorama und erst als die Sonne in der Mitte ihrer täglichen Laufbahn angekommen war, verließen wir unsere hohe Warte."

Die Cedern auf dem Libanon sind erst kürzlich wieder von zwei Amerikanern besucht worden. Nach ihrer Zählung sind jetzt noch 400 dieser Bäume übrig. Bei den ältesten Bäumen beginnt die Verzweigung ungefähr mit 10—15 Fuß Höhe vom Boden; bei den übrigen mit 25 Fuß. Cedern, welche diese Reisenden auch an andern Orten Syriens fanden, haben weißes Holz statt des rothen derer auf dem Libanon; auch ist das Holz dieser Libanoniten viel fester, als das ihrer Stammverwandten anderswo.

Türkische Vorstellungen vom Erdbeben. Nach dem Glauben des großen Haufens bei den Türken ruht die Erde auf dem Horne eines Büffels und wenn dieser von der Last müde ist, schüttelt er das Haupt und wirft sie auf das andere Horn. Daher die Erdbeben. Fragt man, worauf denn der Büffel stehe, so heißt es ganz unbefangen: „Das weiß Gott." Türkische Moralisten geben wol auch folgende Deutung: „Gott hält in der einen Hand einen Büschel Fäden, die von den verschiedenen Ländern der Erde ausgehen. Ist der Herr mit einem Lande unzufrieden, so zerrt er an einer Schnur, um ein Zeichen zu geben und die Menschen aus ihrer Versunkenheit aufzurütteln. Davon erbeben dann die Länder."

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 516.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [20. November 1852.

Die Spitze von Sales auf dem Wege nach dem Col d'Anterne im Canton Wallis.



Zwei Angedenken aus den Meeresfluten.

(Fortsetzung.)

Jetzt fing das imposante Kriegsschiff selbst seine Kanonen zu lösen an und rief die Bewohner der Stadt aus ihrem Schlafe auf zu einem fürchterlich-großartigen Schauspiele, das nur wenigen Menschen auf Erden zu schauen vergönnt wird. Die röthlich-fahle Flamme, ganze Nebelbänke von Rauch ausqualmend, schoß himmelstürmend auf, als wollte sie der still gaffenden Menschheit warnend zurufen: Betet, zittert vor dem Gott-Weib Natur, doch frevelt nicht gegen sie! Der Prachtbau des Dreideckers ächzte aus allen Fugen, wie ein mit dem Tod ringender Riese. Wie ein gieriger Schlangendrache umringelte ihn die Flamme und stürzte sich auf Alles hin, was sie im Sprunge erreichen konnte, um damit ihren wüthenden Heißhunger zu stillen; je mehr sie fraß, desto hungeriger wurde sie, und hundert, ja tausend neue Zungen leckten und leckten, anschwellend, ablassend, unermüdlich, um das Hoch- und Seitwärtshängende zu erhaschen. Dagegen ruhig, gleich einem schwarzen Kosmosspiegel, der durch den röthlich goldenen Flimmerstreifen des Brandes in zwei Hälften getheilt wurde, dehnte sich das Meer fern hinaus, das Ganze zu einem Wunderbilde erhebend, worin der Ewige mit seiner Meisterschaft Flammzorn und Wellenruhe, im höchsten Gegensatze sich berührend, gemalt hatte. Doch plötzlich donnerte das Pulvermagazin los, und rothe, weiße, gelbe Sonnen flogen um, nicht zu zählen, hier bahnsuchend, dort zwei sich in Eins verschmelzend, als würden die Embryos neuer Weltsysteme in alle Himmel hinausgeschleudert, und unter dem Wiederhalle vom Castellfelsen auszischend, zerrann die schreckliche Herrlichkeit, das letzte mal in der Flut wetterleuchtend, in eine dicke rabenschwarze Finsterniß.

Die Feinde, durch diesen Anblick noch mehr ergrimmt und angespornt, boten nun alle ihre Kräfte auf, um der Brandleger habhaft zu werden. Sie bemannten noch einige Boote, deren Anführern vom Capitain befohlen wurde, einen großen Umweg zu machen, um die Verfolgten in die Mitte zu bekommen und sie, wenn nicht lebendig zu fangen, doch mit Flintenkugeln für ihre Kühnheit zu bestrafen. Diese List wäre ihnen auch beinahe geglückt, denn Peter und Hans merkten erst spät, daß sie umzingelt seien, und nur zwei so tüchtige, handfeste Ruderer konnten es noch unternehmen, sich aus dieser peinlichen Lage zu ziehen; aber dadurch kamen sie, wie man zu sagen pflegt, vom Regen in die Traufe. Sie mußten nämlich nahe an der unbeschädigt gebliebenen Fregatte vorüber, indem dies die noch einzige ihnen freigelassene Straße war, durch die sie nur mit der größten Vorsicht entrinnen konnten.

Die Manuschaft der Kähne sah zu ihrem Erstaunen, mit welcher Keckheit sich diese Eierschale, sie nur immer höhnend, herumtreibe; als sie aber gar aus ihrem Kreise pfeilartig hinausschoß, wie von Nachtkobolden gelenkt, da erhoben die Erbosten ein tolles Geschrei, um die Fregatte aufmerksam zu machen. Diese war also schon schußfertig als Peter und Hans mit aller Kraft daher steuerten. Blitz auf Blitz aus den Kanonenschlünden folgte ihnen, wie sie an der Länge des Kieles in einer Entfernung von 50 Schritten vorübereilten, und sie glaubten sich in der nächsten Minute außer aller Gefahr, als ein Sechspfünder Hansens Ruderschaufel unter dem Wasser zersplitterte. Der Stoß prallte ihn so heftig, daß alle seine Adern erbebten, doch gleich sich fassend, rief er: Mir ist nichts geschehen, Vater! Nur fort, sie kommen uns nach!

Peter that sein Äußerstes, aber auch die Feinde ruderten wie besessen, weil sie wußten, daß alle ihre Bemühung vergeblich sei, wenn sie jetzt nicht ihr Ziel erreichten. Es entstand nun eine wahre Hetzjagd, in der Peter gleichsam den Edelhirsch vorstellte, den eine ganze losgelassene Meute wüthend verfolgte. Das kleinste ihrer Boote, von verhältnißmäßig vielen Ruderern getrieben, kam nach einer Wettfahrt von einigen Minuten den Gejagten wie ein flüchtiger Windhund so nahe, daß die Verfolger anfingen, sich ihrer Flinten zu bedienen.

Peter sah nur noch einen einzigen Ausweg. Hans, ins Meer hinein! rief er sich überstürzend; der Sohn folgte seinem Beispiel.

So oft sie dich zu erwischen drohen, tauche unter; wo möglich bleib an meiner Seite, Hans, der erste von uns am Hafendamm erwartet den andern. Ihm diese Lehren gebend, zertheilte er mit seinen gewaltigen Armen die Flut so rasch, daß ihm Hans nur mit der größten Anstrengung folgen konnte. Aber die Gegner waren ihnen unterdessen immer näher gekommen und merkten bald, daß der stillstehende Kahn leer sei; da knallten mehre Büchsen und, wollte es der Zufall, oder war es ein Meisterschuß, Hans wurde am Schenkel getroffen. Er wußte es im ersten Augenblicke gar nicht, wie es sich oft vorzüglich bei Schußwunden zu ereignen pflegt; doch plötzlich war ihm der Fuß wie gelähmt und mit großer Geistesgegenwart rief er ganz leise, um nicht den Feinden die Gegend zu verrathen, wo sie sich jetzt befänden: Vater, Hülfe! Ich sinke!

Peter fühlte sein Blut zu Eis erstarren bei diesem Rufe; sich ermannend wandte er sich um und nach einem mehr als klafterlangen Stoße, der ihn blitzschnell in Hansens Nähe brachte, erfaßte er den Sohn am linken Arme unter der Schulter.

Halte dich fest an mir! — bist du verwundet? fragte er mit erstickter Stimme.

Ja, Vater, am rechten Fuße; ich kann nicht mehr schwimmen.

Peter fing nun an aus Leibeskräften mit seiner theuern Bürde fortzuarbeiten, und als er sich nicht mehr verfolgt sah, athmete er etwas leichter. Der feindliche Kahn hatte eine falsche Wendung gemacht, wahrscheinlich deshalb, weil dem vor einer Weile wieder plötzlich aufschlagenden Brande der Fregatte eben jetzt gänzlich Einhalt gethan wurde, und somit der einzige Lichtpunkt verschwand, an dem man sich noch orientiren konnte.

Man wird sich leicht einen Begriff machen von der schrecklichen Lage des Vaters, wenn man, abgesehen von allen andern mislichen Umständen, bedenkt, daß er allein mit dem blutenden, über Schmerzen klagenden Sohn, fern von aller menschlichen Hülfe, auch noch gegen die Schwierigkeit kämpfen mußte, keinen sichern Boden unter den Füßen zu haben; jedoch das Schrecklichste ahnte er noch nicht. In der Verwirrung der ersten Angst verlor er, umgeben von dichter Finsterniß die Richtung, und statt dem Hafen sich zu nähern, schwamm er unwissend in die offene See hinaus. Aber der Himmel war mit ihm, er sandte seinen Mond über den Horizont herauf, die Warnungsfackel tauchte aus dem schillernden Ocean empor, und Peter sah verzweifelnd in die entsetzliche Fläche hinaus, die da lag wie ein kolossaler Sargboden, zu dem das Firmament den schwarzen Deckel aufwölbte, und den Meeresgrund dachte sich der Matrose als tiefes Grab

dazu. Er suchte die Felsen und das Castell — links — rechts — und fand es endlich im Rücken. Da fing sein Arm an zu zittern, und sein Blick verweilte starr auf den Zügen seines ohnmächtigen Sohnes, dessen blasses Antlitz das Mondlicht überglänzte. Es bebte von seinen Lippen:

O Mond, du Schutzgeist der Erde! Rette mein Kind — o errette meinen Sohn! Ich will den Tod tausend mal für ihn sterben!

Eifrig arbeitete Peter wieder vorwärts, doch der Hafen wollte sich um gar nichts nähern. Schon erschöpft durch stundenlanges heftiges Rudern und nun durch gezwungenes Schwimmen, denn er hatte ja nur einen Arm frei, kam er der Verzweiflung nahe. Er glaubte jetzt — und jetzt werden ihn seine Kräfte verlassen, da rief ihm Hans, sich von seiner Ohnmacht erhebend, zu:

Rettet Euch, Vater. Überlaßt mich meinem Schicksale!

Zauberisch wirkten diese Worte; nur fester faßte er seinen Sohn und mit wirklich übermenschlicher Ausdauer ruderte er so noch eine gute Strecke vorwärts; doch endlich war auch seine Riesenkraft verschwendet, schon meinte er sinken zu müssen, da durchzuckte den Hoffnungslosen in seiner höchsten Noth ein Gedanke, der ihn wie ein aufblitzender Stern anlächelte.

Bist du bei vollen Sinnen, Hans? fragte Peter hastig und als ein bestimmtes Ja geantwortet wurde, knüpfte er sich wassertretend seinen Gürtel los, den er mehre mal um den Leib geschlungen hatte, band davon eiligst ein Ende an Hansens obern Arm unter der Achsel und das andere Ende erfassend rief er ihm zu: Leg' dich auf den Rücken! und indem er auch das Gleiche that, gewann er so Zeit, sich unter sehr langsamen und schwachen Fußbewegungen etwas von seiner großen Anstrengung zu erholen.

Hans wurde gemächlich im Schlepptau nachgezogen; weil das Meer viel besser als Flußwasser den auf dem Rücken liegenden Menschen fast ohne sein Zuthun trägt.

Sonderbar geformte Wolkengestalten, vom Mondlicht phantastisch durchrissen, machten die Stille der Nacht noch schauerlich-erhabener, und nicht oft wird Verzweiflung und Hoffnung durch wiederholt schnelles Wechseln in der abenteuerlichen Lage ein Menschenherz so erschüttert haben, wie das unsers rüstigen Peter's. Freilich ging es unter diesen Umständen nicht rasch von der Stelle, wenn er aber auf diese Weise neue Kraft gesammelt hatte, drehte er sich auf die Brust und schwamm, als wäre er im Weltmeer geboren worden. Das Castell rückte sichtlich auf ihn zu, und mit unermüdlicher Beharrlichkeit erreichte er endlich nach einer Stunde den hohen Hafendamm.

Da wurde das Vaterherz stark, als es die sichere, alte, treue Erde unter sich fühlte und der Mond hatte noch einen Tropfen mehr, worin er sich spiegeln konnte — eine Freudenthräne in Peter's Auge.

Nachdem er Hansen vorsichtig auf den Damm gelegt, sank er auf den Ufersand hin; so sehr bedurfte er nach dieser übermäßigen Anstrengung der Ruhe. Ein kurzes Dankgebet schien über seine Lippen zu zittern, denn sie bewegten sich wiewol fast unmerklich. Hierauf fragte er den Sohn, ob er heftige Schmerzen fühle; doch Hans hatte schon den Schenkel indessen entblößt und Peter, der in seinen Seekriegen viele verwundete Matrosen gesehen, und ihnen gute Pflege angedeihen ließ, fand zu seinem größten Trost, daß es nur ein Streifschuß sei, dessen Kugel, wahrscheinlich durch große Entfernung und vom Wasser geschwächt, am Hüftknochen abgeprallt sein mußte.

Hans versuchte, dem Vater versichernd, der Schmerz habe bedeutend nachgelassen, zu gehen; aber das war denn doch zu viel für seine Kräfte; er mußte bald von seinem Vorhaben abstehen. Peter hob ihn auf wie einen vierjährigen Knaben und trug ihn auf seinen breiten Schultern, ohne irgend einem Menschen zu begegnen, bis in die Vorhalle des Hauses, wo er wohnte; setzte ihn ab und sagte: „Warte nur ein wenig, ich will die Mutter vorbereiten, sonst erschrickt sie zu sehr, wenn sie dich blutig sieht; die Weiber haben nicht so starke Nerven wie du, mein Herzensjunge! Du hast heute dein erstes Meisterstück gemacht, du bist Peter's echter Sohn, du wackerer Bursche!" und dabei halste er ihn tüchtig ab.

Nun tappte der glückliche Vater im Finstern Schritt vor Schritt zur Kammer, öffnete die Thür und rief: „Anna!" worauf keine Antwort erfolgte. Als er das zweite mal auch vergebens auf seinen Ruf gewartet hatte, überzeugte ihn ein Griff auf ihr Lager, daß es leer sei, was ihn bei den ungewöhnlichen Ereignissen dieser Nacht nicht befremdete; im Gegentheil er war noch froh, sie nicht zu finden, weil er die edle Überzeugung hatte, daß Anna's Ängstlichkeit wegen Hansens Leben auch nicht mit allen Trostworten der Welt zu beschwichtigen gewesen wäre. Er machte schnell Licht und führte den Verwundeten langsam herein. Der besorgte Vater, selbst noch triefend, half dem Sohne die nassen Kleider eilig von dem Körper abstreifen, verband ihn für den ersten Augenblick so gut es gehen wollte, und hüllte ihn mit warmen Decken im Bette ein, damit er den Frost aus den zitternden Gliedern treibe. Dann ging er auf die Bitten des Sohnes, sich nun selbst trocken zu kleiden, nicht hörend, gleich wieder fort, um einen Mann zu holen, der gut mit dem Verbinden umgehen konnte; denn in jenen Zeiten war ein studirter Wundarzt, wie wir ihn jetzt fast in jedem großen Dorfe zu finden gewohnt sind, ein gar seltenes Ding.

Der Herbeigeholte prüfte Hansens Puls und fand ein mäßiges Fieber. Nachdem er den verwundeten Fuß gehörig untersucht und verbunden hatte, lenkte er das Gespräch auf die Begebenheiten dieser Nacht, und erzählte dem lauschenden Peter ganz unschuldig, daß er glaube, das Feuer müsse angelegt worden sein, weil man ja auch eine der Fregatten habe brennen sehen.

Ja, das kann ich Euch verbürgen, antwortete Peter lächelnd, und mein Hans noch mehr als ich; denn die Narbe, die sich da später an seinem Schenkel bilden muß, wird stets das Zeugniß ablegen, daß kein echter Deutscher einen Schimpf auf sich sitzen läßt, der ihm und seiner Vaterstadt angethan wurde. Nehmt mir diesen herzhaften Jungen, und schenkt mir ein Königreich — bei Gott! ich wäre ein bettelarmer Mann!

Der Arzt brachte ihm nach oftmaliger Verwunderung über das höchst Gefahrvolle der Unternehmung seine Glückwünsche dar und indem er die Hoffnung aussprach, Hansen in acht oder zehn Tagen außer dem Bette zu haben, entfernte er sich.

(Beschluß folgt.)

Von dem großen Allarm vor Halle a. d. S. am 12. Juni 1547.

Die Schlacht bei Mühlberg war geschlagen (24. April 1547), und triumphirend pflückte Kaiser Karl V. die Frucht dieses Sieges, indem er kurz darauf dem ohnehin schon schwer geprüften Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, die niederbeugenden Bedingungen der Capitulation von Wittenberg dictirte.

Noch aber galt es, auch das andere Haupt des Schmalkaldischen Bundes, den Landgrafen Philipp von Hessen, mit dem Beinamen: der Großmüthige, zu unterwerfen, und Halle, vordem das „Herz" des katholischen Erzstifts Magdeburg, damals aber bereits ein Hauptsitz des evangelischen Protestantismus in Deutschland, sollte vor Allem Zeuge der Schmach und tiefsten Erniedrigung sein, in welcher nur zu bald auch der ritterliche Philipp dem Kaiser sich zu Füßen zu legen genöthigt war.

Wem wäre nicht bekannt, wie Karl (am 17. Juni 1547) in stolzem Siegerübermuthe vor glänzender Versammlung den fürstlichen Gegner zu fußfälliger Abbitte zwang, und wenige Stunden später verrätherischerweise den Händen Alba's als Gefangenen überlieferte?

Die Geschichte erzählt diese Vorgänge mehr oder minder ausführlich, sie schweigt jedoch insgemein von einem andern Ereignisse, in Folge dessen Karl wenige Tage vorher eben in Halle leicht hätte sein Leben einbüßen können. Wie ganz anders aber würde dann wol der weitere Verlauf der Reformation sich gestaltet haben!

Gestützt auf den Bericht eines Augenzeugen*), theilen wir den Vorfall in Rede unsern Lesern um so lieber mit, je mehr die Erzählung geeignet ist, einen Blick thun zu lassen auf den traurigen Zustand unsers Vaterlandes in damaliger Zeit, wo fremdländische Truppen, von dem Oberhaupte des Reichs herbeigerufen, um der Religion und des Glaubens willen brandschatzend und mordend die deutschen Gauen durchzogen.

Es war am 10. Juni 1547 Mittags 12 Uhr, als der Kaiser zu Pferde seinen Einzug in Halle hielt, und seine Herberge in dem neuen Gebäude neben der Domkirche, noch heute die „Residenz" geheißen, nahm. Zwei Tage später aber, eben als der Rath der Stadt nach damaliger Sitte ihm die Ehrengeschenke überreichen ließ, entstand zwischen den deutschen und spanischen Soldaten des Kaisers, die vor der Stadt ihr Lager hatten, ein großer Streit, dessen Veranlassung nichtsdestoweniger eine äußerst geringfügige war.

Es kam nämlich in damaligen Zeiten, erzählt unser Berichterstatter, sehr häufig vor, daß Einer dem Andern sein Pferd, wenn es ihm gerade gefiel, durch einen listigen und verschlagenen „reuterischen Knaben", der mit sechs oder acht Thalern leicht gewonnen war, stehlen und auf einige Wochen nach auswärts bringen ließ, damit es etwas „aus der Kunde" käme, auch durch Veränderung am Schweife, der Mähne, dem Zopfe oder andere Abzeichen unkenntlich gemacht werden konnte. Später aber brachte man das Thier ruhig und als ob nichts vorgefallen wäre, wieder in das Lager zurück.

So geschah es auch einst, daß ein deutscher Edelmann durch einen solchen Knaben einen spanischen Hengst stehlen und, nachdem er ihn etliche Wochen fortgeschickt gehabt, wieder in das Lager zurückbringen ließ, in der Meinung, der Diebstahl sei inzwischen in Vergessenheit gerathen.

*) Barthol. Sastrow, Secretair im Gefolge des Kaisers.

Nun lagen in einer schönen Wiesen, „zwar einem lustigen Orte an der Saalen"*), die deutschen Reiter wol in acht, wo nicht noch mehr Schwadronen, das deutsche Fußvolk aber zu großem Glücke sämmtlich in der Stadt, denn hätte dieses dem „reitenden Zeuge" zu Hülfe kommen können, so wäre ein noch grausameres Blutbad erfolgt. Darum handelte der Kaiser zu Anfange des Allarms sehr weislich, daß er die Stadt versperren ließ, damit das Fußvolk nicht hinauskommen konnte.

Die Spanier aber lagen auf der Höhe um das Schloß, die Moritzburg, herum, jener Wiese demnach gerade gegenüber.

Als nun gegen Abend (des 12. Juni) der gestohlene Hengst zur Tränke in die Saale geritten wird, erkennt ein spanischer Junge den Gaul, spricht, er gehöre seinem Herrn, und will mit dem Thiere auf und davon. Der deutsche Junge will sich natürlich das Pferd nicht nehmen lassen, und bekommt bald kräftigen Beistand durch das Erscheinen einiger deutschen Reiter. Gleichzeitig aber springen auch 10—12 Spanier ihrem Landsmann zu Hülfe, und kurz nachher hinwiederum 20—30 Deutsche dem ihrigen. Kurz, die beiden Haufen wuchsen je länger, je mehr, und begannen endlich ineinander zu schießen. Die Spanier hatten, der Höhe halber, große Vortheile vor den Deutschen voraus, die fast unter ihnen lagen, und schossen durch die Zelte derselben etliche vom Adel am Tische zu Tode. Die Deutschen feierten indeß wider die Spanier auch nicht. Da schickte der Kaiser einen vornehmen spanischen Herrn hinaus, der hatte ein edles, wohlgestaltetes Pferd unter sich und den Hals voll goldener Ketten; dieser sollte die deutschen Reiter zufrieden sprechen und den Allarm stillen.

Allein kaum daß die Deutschen ihn kommen sehen, so schrien sie einander zu: „Schießt den spanischen Bösewicht nieder!" und eben ist der Unglückliche im Begriff auf der Brücke (der gegenwärtig nicht mehr vorhandenen, sogenannten Fürstenbrücke) über die Saale zu reiten, als sein Pferd, tödtlich verwundet, niederstürzt und ihn im Fallen hinabschleudert in den Strom, in welchem er, von seinem Sammet und der schweren goldenen Ketten niedergehalten, elendiglich ertrinken mußte.

Nun schickte der Kaiser den Sohn seines Bruders, des Königs Ferdinand, den Erzherzog Maximilian, der nachfolgends deutscher Kaiser wurde, hinaus, für gewiß haltend, daß sie Dem werden Gehör geben, und sich beschwichtigen lassen. Aber sie schrien gleichergestalt: „Man schlage auf den spanischen Bösewicht!" und wirklich schlug ihn auch Einer auf den rechten Arm so heftig, daß er denselben einige Wochen lang in einer Binde tragen mußte.

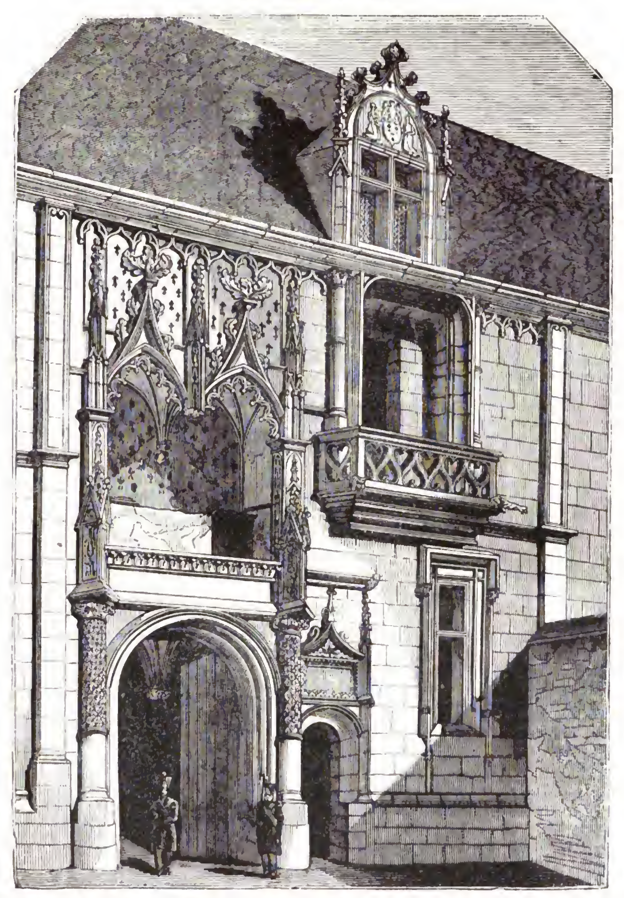
Zuletzt kam der Kaiser selbst hinaus und redete die Aufgeregten also an: „Lieben Deutschen! Ich weiß, ihr habt keine Schuld, gebt euch zufrieden! Ich will euch euern erlittenen Schaden erstatten und bei meinen kaiserlichen Ehren morgenden Tages vor euern Augen die Spanier hängen lassen." Damit wurde der Aufruhr gestillt und die Stadt wieder eröffnet.

Den andern Tag ließ der Kaiser den Schaden in beiden deutschen und spanischen Lagern besichtigen und abschätzen, und da es sich fand, daß der deutschen Junker und Knechte 18, und 17 Pferde, der Spanier aber 70 Personen erschossen waren, eröffnete man den deutschen Reitern: Se. Majestät wollte, so hoch die Pferde abgeschätzt seien, ihnen erlegen lassen, wäre

*) Die heutige sogenannte „Kleine Wiese".

auch, wie Se. Majestät den Tag zuvor versprochen, nicht abgeneigt, die Spanier hängen zu lassen; da sie aber selbst gesehen, daß die Spanier vierfach höhern Schaden erlitten, und sie (die Deutschen) also genug gerächt wären, wollte der Kaiser hoffen, die Deutschen würden daran ersättigt und zufrieden sein.

Das Schloß von Blois.



Blois ist eine der schönsten Städte an der Loire. Amphitheatralisch gebaut, beherrscht sie den Fluß und die Höhen des jenseitigen Ufers. Auf der Spitze eines kleinen Hügels am westlichen Ende der Stadt steht

das Schloß, die wichtigste, ja die einzige Merkwürdigkeit von Blois. Heutzutage ist dieses Schloß die räucherige Kaserne eines Infanteriebataillons; ehemals war es die Residenz der Könige von Frankreich. Mehre Fürsten und Große bauten an demselben. Der östliche Theil stammt von den Herzogen von Chatillon und Champagne; nur ein dicker Thurm ist davon noch übrig. Die Façade im Westen baute Ludwig XII. (der dort geboren wurde), dessen Bildsäule zu Pferde einst in der Nische über dem Thorwege unsers Titelbildes stand. Die nördliche Façade ist von Franz I. Weit älter ist das südliche, sie stammt aus dem 11. Jahrhundert von den Grafen von Blois. An der Morgenseite erblickt man ein theils altes, theils modernes Gebäude. Jener Theil ist der Versammlungssaal der berühmten Stände von Blois, welche vorzüglich 1388 sich historisch bemerklich machten.

Holländische Sitten und Gewohnheiten.

Holland liegt den Deutschen, er mag zu Wasser oder zu Lande dahin gehen wollen, so nahe, daß er fast von jedem Punkte aus in zwei oder drei Tagen mitten darin sein kann, ja von der Natur selbst scheint es bestimmt, in geographischer Hinsicht einen Theil von Deutschland zu bilden. Das ganze Land hat wenig Umfang und zu keiner Zeit fast vermochte es, sich gegen fremde Eroberer zu schützen. In großen Völkerkriegen war es nicht selten der Tummelplatz wüthender Kämpfe. Keine große Revolution beinahe hat in Frankreich oder Deutschland stattgehabt, ohne daß es davon bis ins Innerste erschüttert worden wäre, und dennoch hat das kleine Volk hier so viel Eigenthümliches aufbewahrt, wie nur irgend eines auf dem Erdkreise, ohne daß es jedoch so bekannt geworden wäre, wie die meisten andern; im Gegentheil dient es oft mehr als Zielscheibe des Spottes, der Geringschätzung oder mitleidigen Verwunderung, sodaß die wenigsten Reisenden, welche dahin kommen, so groß auch die Zahl Derer ist, welche der Handel dahin zieht, sich bewogen fühlen, es genauer zu beobachten. Die Einen lernen blos Haag, Rotterdam, Amsterdam kennen und besuchen allenfalls noch Saardam; die Andern machen vielleicht noch einige Ausflüge tiefer ins Land, allein die fremde Sprache, die stille, geräuschlose Lebensweise, die Schweigsamkeit der Bewohner verleidet ihnen ebenso sehr den längern Aufenthalt, wie die sich fast überall gleichbleibende von Kanälen durchschnittene Fläche des Landes; und so haben sich im Laufe der Zeit über Holland und die Holländer eine Menge Vorurtheile gebildet, die selbst mit den seltsamsten Märchen abwechseln. Wie mühsam die Menschen hier, im Kampfe mit dem tobenden Meere, sich erst den Boden schaffen mußten, auf dem sie wohnen, wie ihre Schiffe einst das Weltmeer beherrschten, wie sie den mächtigsten Herren und größten Feldherren Jahre lang die Spitze boten und siegreich aus dem Kampfe mit den Albas, Spinolas und Parmas hervorgingen, wie hier der Zufluchtsort für so viele Tausende war, welche der Fanatismus oder Parteienkampf aus England, Frankreich, Spanien und Portugal vertrieb, wie der Reichthum dort die Armuth des übrigen Europas so häufig unterstützte und den Curs des Staatscredits noch heute beherrscht, wie der Preis einer Menge Bedürfnisse auf dem Weltmarkte noch jetzt auf der Börse in Rotterdam und Amsterdam bedingt wird, daran denken Tausende nicht, welche nur immer gewohnt sind, sich den Holländer mit einem Glase Genever und der thönernen Pfeife im Munde vorzustellen, oder ihn in seinem Stübchen Geld zählen und Rechnungen abschließen zu sehen. Noch viel weniger aber fällt es den Meisten ein, bei den Eigenthümlichkeiten, welche im Leben eines Volkes zum Vorschein kommen, den Einfluß zu berechnen, den das Klima, der Boden, die dadurch bedingte Thätigkeit und Nahrungsweise im Laufe von Jahrhunderten hervorbringen. Man sieht allenfalls die Frucht solcher Einflüsse, ohne ihrer Ursache, d. h. den letztern, nachzuspüren. Ein Hauptzug im Charakter des Holländers ist geräuschlose Thätigkeit, Besonnenheit, Arbeitsamkeit, ohne viel Worte zu machen. Mit gemessenem Schritte geht der Fischer nach seinem Kahne, und der Kaufmann nach seiner Börse; Beide haben den Kopf voll, ohne viel mit Jemandem oder mehr zu reden, als zu ihrem Geschäfte gehört. Ruhig legt der Schiffer im Hafen an, seine Waaren auszuladen. Selbst auf den Straßen ist es still; denn Niemand läßt sich sehen, den nicht ein bestimmter Zweck zum Gehen nöthigt; der Müßiggänger selbst schämt sich, seinen Müßiggang zur Schau zu tragen, und die Fenster sind von Vorhängen hinter ihnen bedeckt, die Hausthüren verschlossen, bis ein blank geputzter Hammer das Zeichen gibt, daß Jemand den Eintritt zu fodern das Recht hat. Kaum daß dann und wann die Frau oder Tochter einen Blick aus dem Fenster auf die Straße wirft oder vielmehr in den kleinen „Spion", d. h. den Wandspiegel, der Alles, was auf der Straße in seinen Bereich kommt, der augenblicklichen Neugier zeigt. So schweigend, so besonnen, so thätig hat sich dies Volk im Laufe von 2000 Jahren herausgebildet. Allein wie war der Boden, auf dem es so fest wurzelte! „Man weiß nicht, soll man ihn Erde oder Wasser nennen!" sagte Tacitus von ihm zu seiner Zeit. Es war eine große Niederung zwischen Maas und Rhein; die Stämme, welche einwanderten, siedelten sich auf den sparsamen Erhöhungen an, wo sie ihre Hütten bauten, welche die nächste Flut dahinraffte. Es galt, Kanäle zu graben, das Wasser zu sammeln und abzuleiten nach dem Meere hin; die Fluten desselben vernichteten nur zu oft, was dadurch an Raum gewonnen worden war. Die Flüsse thaten nicht minder oft Dasselbe, wenn in ihren Mündungen das Wasser aufgestaut ward. Es gab einen steten Kampf zwischen solchen Ueberschwemmungen und dem Volke, das ihnen Trotz zu bieten suchte, indem es Bollwerke, d. h. Wälle, Dämme aufführte, die wüthenden Gewässer einzudeichen, und dieser Kampf hat bis zur Stunde nicht sein Ende erreicht. Auch jetzt noch tönt bei Sturmfluten die Glocke und ruft in allen Dörfern, Flecken und Städten, daß Gefahr drohe. Auch jetzt noch eilt dann Alles, was Hände hat, mit Schaufeln und Äxten, mit Reisigbündeln, mit Allem, was einen Durchbruch der Dämme hindern kann, nach seinem Posten, wie der Soldat einer belagerten Stadt nach dem Punkte, wo der Sturm des außen stehenden Feindes zu erwarten ist. Wo der Damm zu reißen droht, wird aufgefüllt; wenn dies nicht zulangt, ein neuer Aufwurf von Erde, Mist, Gestein und Ruthen in einem Halbkreis hinter der schwach scheinenden Stelle aufgeführt, daß dem tobenden Feinde ein neues Bollwerk entgegentrete. Und dessen ungeachtet wird oft das Element mächtiger, als der Mensch. Kein Jahrhundert ist vergangen, ohne daß Hollands Annalen von schrecklichen Verheerungen zu erzählen hatten. Selbst das 19. Jahrhundert sah noch im Februar 1825 solche Verheerungen, die Wogen überstiegen da die höchsten

Dämme (Deiche); trostlos schaute Jeder nach Rettung, selbst Amsterdam schien dem Untergange geweiht, und hätte nicht das Element sich beschwichtigt und der Sturm nachgelassen, so war es um alles Land, um alle Bewohner geschehen. Unendliche Summen kostet die Erhaltung dieser Bollwerke. Der Staat nimmt einen Theil der Ausgaben dafür in seinen Rechnungen auf; jede Provinz muß dazu beitragen, jeder Grundbesitzer eine Steuer dafür zahlen. In keinem Lande wol sind die Ufer so aufgedämmt und Fluß nebst Meer so beherrscht, wie hier, durch Gebälke, Steinwände und Erdwälle, auf denen oft die Landstraße hinführt, die zum Theil mit den schönsten Bäumen prangen und hinter denen, zum Theil tiefer, als das Meer, das Land seine Fläche ausbreitet, der Mensch seine Heerden nährt und gleich fleißigen Ameisen die mannichfachsten Gewerbe treibt. Auf dem einst so sumpfigen Boden erheben sich überall große und kleine Städte und reinliche Dörfer; schnurgerade Kanäle tragen die Fahrzeuge, beladen mit den Früchten des Landes oder den Erzeugnissen der fernsten Länder, und selbst die Eisenbahnen mußten auf solchem Sumpfboden angelegt werden, der, durch Tausende von Eichenpfählen dienstbar gemacht, die Paläste des stolzen Amsterdams emporsteigen läßt.

(Beschluß folgt.)

Das Manna der Israeliten und das Manna in der Wüste jetzt.

Nach 2. B. Mos. 16 fanden die Israeliten, als es in der Gegend des Sinai an Lebensmitteln mangelte, vollkommenen Ersatz dafür im Manna, „das rund und klein, wie Koriandersamen, gleich dem Reife auf der Erde lag und einen Geschmack wie Semmel mit Honig hatte.“ Nach einer andern Nachricht im 4. B. Mos. 11 wurde es zerstoßen und zu Kuchen verwendet, die wie Oelkuchen schmeckten. Es fiel mit dem Thau. Vielleicht war es eine Flechte, die in Menge vom Winde herbeigeführt wurde. Der starke Thau, d. h. zunächst die feuchte Luft, machte sie schwerer und ließ sie so zur Erde fallen. In solcher Art wenigstens haben neuere Reisende ganz ähnliche Erscheinungen bei ihren Reisen durch die Wüsten beobachtet. Die Pilger, welche nach dem Kloster Sinai kommen, die Araber, welche in der Wüste ringsherum wandern, suchen noch jetzt häufig nach dem Manna und bekommen es auch, jene für Geld vom Kloster, und diese, indem sie es in der Wüste sammeln. Allein von der Art, wie es Moses beschreibt, scheint es nicht zu sein. Erstlich gehen angeblich, wie dem Amerikaner Robinson berichtet wurde, bisweilen fünf bis sechs Jahre hin, ehe es sich vorfindet; zweitens setzt es sich als durchsichtige Tropfen an den Ruthen und Zweigen mehrer Straucharten, und zwar in Folge eines Insektenstiches an, da es dem Gummi gleicht und allerdings einen süßlichen Geschmack hat, wenn es, trocken geworden, auch zu Boden fällt und sogleich im Sande aufgelesen werden kann. Als der genannte Reisende dort war, kostete das Pfund von solchem Manna 20—25 Piaster. Das in der Arzneikunst gebräuchliche Manna hat mit dem letztern Ähnlichkeit, inwiefern es auf den Blättern der Manna-Esche ausschwitzt, die sich besonders in Sicilien häufig vorfindet, unterscheidet sich aber von ihm, wie von dem der Israeliten, durch seine widrige Süßigkeit und gelinde Purgirkraft.

Brunnen auf dem Gemüsemarkt zu Blois.



Mannichfaltiges.

Die Cravate, wenn sie, mit Wülsten ausgestopft, mit gesteiften und zugespitzten Oberkrägelchen etagirt, in die zierlichsten Halsschleifen verschlungen, in alle Dreiecke der Geometrie vorn gelegt und mit Halsnadeln geheftet wird, ist gewiß ein lächerlicher Auswuchs der Modethorheit und dieser Theil des männlichen Anzugs kostet unstreitig dem echten Dandy oft mehr Zeit als eine complete Frauentoilette. Selbst an einer vollständigen Anleitung zu diesem Theile der männlichen Tracht hat es die Literatur nicht fehlen lassen; das vor mehren Jahren erschienene Büchlein führte den Titel: „Cravatiana", den man, wo es sich um einen mühsamen Ausputz des Halses handelt, am besten durch: „Peinliche Halsordnung" übersetzen könnte Man mag sich freuen, daß jetzt in Halsbinden und Halstüchern, die dem Klima und der Lebensweise zufolge uns unentbehrlich geworden sind, mehr zu einer am besten kleidenden Einfachheit zurückgekehrt wird.

Sonderbar gestaltete Berge. „Jenseit des Seekuh-Flusses — berichtet der Engländer Cole, der sich fünf Jahre lang auf dem Cap aufgehalten und es nach allen Seiten hin durchstrichen hat — befinden sich Berge, deren Gestalt vielleicht die sonderbarste der Welt ist. Gewöhnlich sieht man ein halbes Dutzend dieser Berge zugleich, die gerade wie ebenso viele Kegel zum Spielen der Riesen aussehen; dann sieht man eine Pyramide, vielleicht auch zwei bis drei derselben, die fast vollkommen die Gestalt der Pyramiden in Ägypten haben und auch hier verbindet der Geist damit den Gedanken an Riesengrabmäler. Nun begegnet dem Auge unerwartet ein flachscheiteliger Berg, den wir für den Mittagstisch der Riesen nehmen könnten; dann kommt ein Cylinder, den wir für seinen Senftopf halten möchten. Diese sonderbare Zusammenhäufung der mannichfachsten Gestalten macht die Landschaft zu einer so phantastischen, wie ich noch nie eine gesehen habe. Ein Geolog könnte Wochen da zubringen, voll Verwunderung und Belehrungen; ein Poet könnte glauben, in ein verzaubertes Land eingetreten zu sein; ja, ich gestehe, daß ich fast ärgerlich darüber war, keinem Gnomen oder Elfen zu begegnen, oder übernatürlichen Zwergen und friedlichen Riesen, um der Scene Charakter und Leben zu geben."

Saeter heißen in Norwegen, in den ausgedehnten Hochlanden daselbst, die kunstlosen Hütten, in welchen Käse und Butter bereitet und während der Sommermonate aufbewahrt werden, bis das Heranrücken der rauhern Jahreszeit die Dienstleute ermahnt, ihre Heerden dem Schutze der Heimat, der Weide und dem Futter wieder zuzuführen, die in dieser Jahreszeit nur in den geschützten Thälern zu finden sind. „Wir begegneten — erzählt der Engländer Forester, der neuerlichst eine Reise durch Norwegen gemacht hat — einer Karavane nach dem Saeter. Das Schauspiel war für uns im höchsten Grade anziehend. Zuerst kamen Milchmädchen mit ihren Milcheimern auf den Schultern; ihnen folgte langsam und lässig eine Heerde schöner kleiner Kühe, nach welchen sie sich fortwährend umsahen und die sie mit seltsamen, aber nicht unmelodischen Tönen anriefen. Ein Liedchen mit dem Refrain: «Koome Asveie, Koome Asveie», verdient eine Stelle neben dem schönsten schweizerischen Kuhreigen. Hierauf erschienen Schafe und Ziegen und diesen folgten als Nachhut die Männer mit den Karren, die mit Mehlsäcken, mit Butter- und Käsefässern und mit großen, schwarzen, eisernen Töpfen beladen waren, in welchen die Milch gekocht wird."

Der schlaue Quäker. Ein Quäker in Philadelphia besaß ein Schiff, das zur See war und ließ es deshalb versichern. Unmittelbar darauf erfährt er auf Privatwegen, daß sein Schiff untergegangen sei. Da er nun befürchtet, es möge die Versicherung noch nicht eingetragen sein und von dem Versicherer ganz unterlassen werden, so bald jener Verlust bekannt werde, schreibt er demselben die paar Zeilen: „Du brauchst mein Schiff nicht zu versichern, ich habe Nachrichten davon." Ganz nach seiner schlauen Berechnung beeilt sich nun der Versicherer, der in der That die Versicherung noch nicht eingetragen hatte, dies auf der Stelle zu thun und antwortete dem Quäker, die Versicherung sei schon vollzogen gewesen und könne nicht rückgängig werden.

„Eine geschaukelte Leiche" wird in Hamburg theurer bezahlt als eine ungeschaukelte. Bei letzterer gehen die Träger einfach im Schritt; bei jener balanciren sie beständig mit gravitätischer Langsamkeit von einem Bein auf das andere. Dies ist ein Stückchen wahrhaft pyramidalen Unsinns und ob wol Jemand eine „geschaukelte Leiche" ohne Lachen bestellen kann?

Mehr als aufrichtig. Der jüngst verstorbene Dichter Raupach war sammt seiner Schwester von einem jungen, seiner Zeit sehr beliebten Theaterdichter zu einer größern Gesellschaft geladen. Raupach kam spät und allein. „Warum bringen Sie Ihre Schwester nicht mit?" „Ja, sehen Sie", war seine laute Antwort, „das Wetter war zweifelhaft und da konnte sie doch nicht gehen und einen Wagen zu nehmen lohnte sich auch nicht."

Verantwortlicher Redacteur: M. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 517.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [27. November 1852.

Der Hühnerhof.



Zwei Angedenken aus den Meeresfluten.

(Beschluß.)

Peter machte sich es nun auch bequem; das Nasse von sich werfend, fühlte er bald seine müden Glieder von einer angenehmen Wärme durchdrungen, und da Hans in einen Schlummer verfiel, hatte er Muße, Alles, was ihm Unerhörtes vor wenigen Stunden begegnet, an sich wie einen äußerst lebhaften Traum vorüberziehen zu lassen, wobei wir ihn nicht stören wollen.

Anna, von den Kugeln träumend, lag schon im tiefen Schlafe, als das in Brand auflodernde Kriegsschiff sein Geschütz abdonnerte und nicht nur sie, sondern auch alle andern Bewohner aus ihrer Ruhe aufschreckte. Anfangs konnte sie sich nicht des Gedankens erwehren, daß die Feinde jetzt schon die Stadt beschößen; kaum getraute sie sich den Kopf zur Thür hinauszustecken. Doch von einem der Nachbarn angerufen, wurde sie herzhafter und ging hinaus zum Anblick des brennenden Schiffes, in der Meinung, Peter und Hans würden sich unter der zuschauenden Menge befinden. Gefesselt von dem ungewöhnlichen Schauspiele vergaß sie an Beide zu denken, aber nach der fürchterlichen Katastrophe durchflog ihre Seele eine dunkle Ahnung. Sie rannte zu den Fischerhütten, jedoch Steffen wußte auch nichts von Peter und Hans; nun hatte ihr Mutterherz keine Ruhe mehr.

Peter, Peter! Um Gotteswillen! Du wirst doch

nicht draußen bei den Schiffen sein?! rief sie vor dem Gedanken schaudernd aus. Noch stundenlang irrte sie in der Nacht wie ein Schatten umher, und zog an den verschiedensten Orten Erkundigungen über die Vermißten ein. Endlich kehrte sie zitternd und bebend in ihre Wohnung zurück, wo ihr Peter das Schlimme vernünftig mildernd beibrachte und ihr die höchste Sorgfalt für Hansen einschärfte.

Er ging hinaus; der frühe Sommertag graute — es wurde hell und heller — kein Segel soweit das Auge reichte — oben und unten nichts als ein friedsames Blau — eine göttliche Ruhe durchwehte wie ein Geist das All — heilig war diese Stille. Er staunte sein geliebtes Meer an und schwieg.

Nach und nach stieg im Osten ein Gewölk senkrecht, ähnlich einem ungeheuern Rauchfaßqualm am Horizont in die Höhe, als brächten die in der Meerestiefe Lebenden dem Herrn der Welt ihre Dankopfer. Zart rosenroth färbte sich der Qualm, später ins Dunklere des Purpurs übergehend, Pracht entfaltend. Das Alleinherrscher-Gestirn des Tages verließ sein königliches Lager, das goldene Wolkenbett des Morgenroths.

Felsenstolz blickte er hin und dachte: Es ist doch schön, ein Mann zu sein!

Die Fregatte von der wahren Lage der Dinge nicht unterrichtet, fühlte sich allein zu schwach und hatte daher — ihre gebrandmarkte Schwester ins Schlepptau nehmend — noch in der Nacht den Schauplatz verlassen.

Peter sprang in einen Kahn, schiffte hinaus und suchte lange, lange; endlich erspähte er die leere Nußschale, in welcher sie das Wagniß unternommen, im Meere allein herumtreibend, das trefflichste Bild einer grenzenlosen Verlassenheit, was er je gesehen. Als er dem Schiffchen nahe genug war, sprang er hinüber und fand Hansens zersplittertes Ruder darin, seines nicht. Auf der Heimfahrt ersah er noch ein verkohltes Stück Holz, das er seiner Form nach als das obere Theil einer Ankerwinde erkannte; alles Übrige des großen Schiffes war ein Raub der Flammen und Wellen geworden.

Der Krieg erlebte bald sein Ende. Nie mehr zeigte sich in dieser Gegend ein feindliches Geschwader, und Handel und Wandel ging wieder fort in seinem alten Geleise.

So groß die Bestürzung und Furcht am Vorabend war, so groß war nun auch die allgemeine Freude; aber keiner von Allen jubelte so laut aus voller Kehle als Steffen. Überall erzählte der Fischer, er habe nun hinreichende Genugthuung erhalten; nur konnte er es Petern nie ganz verzeihen, daß er nicht ihn statt Hansen zu diesem kühnen Geniestreich gewählt habe. Mehr als einmal sagte er zu ihm: Höre, Peter, daß du mir das angethan, bei unserer Freundschaft! das war nicht schön von dir; für mich wäre es eine Wonne gewesen, diesen frechen Maulaffen die Schwänze anzuzünden — eine wahre Wonne!

Nun Steffen, das nächste mal braten wir zwei ihnen das Sohlenleder unter dem Verdecke braun, tröstete der Matrose scherzweise den erzürnten Fischer.

Perlen und Juwelen hätten für Peter und Hans nicht so viel Werth gehabt, als das zersplitterte Ruder und die verkohlte Ankerwinde; selbst Anna blickte nach der Genesung ihres Sohnes mit Stolz darauf hin. Noch Hansens Kindeskindern und Urenkeln wurden diese zwei Stücke am Jahrestage ehrfurchtsvoll zur immerwährenden Erinnerung an die kühne That ihrer Voreltern gezeigt, und als der letzte würdige Sprosse seines muthigen Stammes starb, verlangte er noch ausdrücklich auf dem Sterbebett, daß man in seinen Sarg legen sollte die „zwei Angedenken aus den Meeresfluten".

Ein Zuckerrohrbrand auf den Antillen.

Im Monat November, dem Zeitpunkt der Blüte, ist ein Zuckerrohrfeld eines der prachtvollsten Gemälde der Natur. Je nach der Beschaffenheit des Bodens oder der Cultur richtet sich die Höhe der Pflanzen. Ist aber der Augenblick der Reife vorhanden, so prangt das ganze Feld als ein weiter Teppich im reinsten Goldglanze, dem die Sonnenstrahlen in breiten Purpurstreifen ihre verschiedenen Schattirungen aufdrücken. Die Spitze der Stengel ist schwärzlichgrün, doch ändert sich, je nachdem die Pflanzen durch Wärme oder Reife trocknen, ihre Farbe und wird rothgelb; lange und schmale Blätter fallen oben von den Stengeln herab, und scheinen sich zu öffnen, um einen Pfeil oder eine Silberspitze hervorspringen zu lassen. Die Höhe des Rohrs ist unserm Schilfrohr nicht unähnlich, schwankt zwischen zwei und sechs Fuß und auf seiner Spitze schwebt sanft ein Busch weißer Federn, die sich in einer zarten Franse endigen, deren Farbe an die blühenden Büschel unserer Hollunderbäumchen erinnert.

Fängt aber diese Pflanzung, welche die Sonne mit ihrem Alles dörrenden Strahl zuweilen für die Verwüstungen des Brandes ordentlich zubereitet, Feuer, dann zeigt sich das malerische und schreckliche Schauspiel, dessen ganze Pracht kaum ein Dichter oder Maler darzustellen im Stande ist. Die Flammen verbreiten sich mit der Schnelligkeit des Blitzes und verzehren Alles, was in ihren Weg kommt. Manchmal fängt ein kurz zuvor abgeerntetes Feld Feuer, das sich ausdehnt und bald den ganzen Hügel bedeckt; es folgt den kreisförmigen oder geraden Linien, die man zog zur regelmäßigen Pflanzung der Rohre. Seine majestätischen Wellen haben anfangs einen Glanz und einen Schimmer, die nicht durch Worte zu schildern sind; wenn dann die Gewalt des Windes die Stärke der Hitze noch vermehrt, so nehmen sie eine düstere Färbung an und man glaubt, jene flüssigen Lavaströme zu sehen, die sich mit Ungestüm von feuerspeienden Bergen herabwälzen.

Sobald man bemerkt, daß das Feuer eine Pflanzung ergreift, schlägt man mit verdoppelten Schlägen auf die Appellmuscheln; die Echos ertönen und senden den Schall weithin; der Lärm verbreitet sich auf den benachbarten Niederlassungen. Der Klang dieser Muscheln, der Anblick der Neger inmitten des Feuers, das Ausdrucksvolle in ihren Pantominen, ihre hastige Arbeit, das ungeduldige Toben und Lärmen der Weißen, die Gruppen von Pferden und Mauleseln, welche den Hintergrund des Gemäldes bilden, die Unordnung und Verwirrung überall, dazu das Knistern und Krachen der brennenden Rohre und die Wirbelsäulen des Rauches — das Alles bildet ein höchst interessantes Schauspiel, das in der Nacht wirklich erhaben wird.

Sobald man im Augenblick der Ernte in einer Pflanzung Feuer bemerkt, sucht man in aller Eile einen Theil davon einzusammeln, um dem Weitergreifen des Brandes Einhalt zu thun. Nichts gleicht der Schnelligkeit und Geschicklichkeit, die man in solchen Augenblicken an den Tag legt. Bricht es nach der Ernte

in dem Gestrüppwerk aus, und verbreitet es sich mit Heftigkeit, so macht man schnell am Ende des Feldes einen Haufen von trockenen Blättern und Gräsern — es ist das kürzeste Mittel, die Fortschritte des Feuers zu hemmen, wenn man es um diesen Haufen brennbarer Stoffe concentrirt und es seine Richtung gänzlich ändern läßt.

Betrug gegen Betrug und Recht für Unrecht.

In einigen Straßen Washingtons war seit Jahren ein armer blinder Mann umhergeschlichen und hatte in seiner Dürftigkeit das Mitleid vieler wohlthätiger Menschen angefleht. Einst trat zu diesem Blinden ein Arzt, der Dr. Raskel. Der Arzt untersuchte die Augen des Blinden genau und fragte diesen dann, ob er bereit sei, sich einer Cur zu unterwerfen, um sein Augenlicht wieder zu erhalten. Der Blinde nahm den Antrag Dr. Raskel's mit Freuden an, da Raskel ihm noch dazu versprach, ihn in sein Haus aufzunehmen, ihn mit Kleidung, Kost und Wohnung zu versorgen und, wenn die Cur gelänge, ihm auch noch ein Geschenk von 300 Dollars zu geben.

Bald lag der Blinde nicht mehr in den Straßen Washingtons, um zu betteln, sondern er ließ es sich im Hause seines Arztes wohl behagen; aber er war ein schlechter Patient, denn der Dr. Raskel konnte anordnen, was er wollte, der Blinde folgte nicht und der Arzt hoffte umsonst auf einen glücklichen Erfolg seiner Cur. Natürlich war von der Auszahlung der 300 Dollars keine Rede und gleichwol waren diese für den Blinden eine Lebensfrage. Da nun der Arzt gar keine Miene machte, das Geld zu zahlen, so wurde der Blinde endlich ungeduldig; er lief zum Richter und verklagte den Doctor, indem er den Hergang der Sache treulich erzählte.

Raskel erschien auch vor Gericht und erklärte: „Wol ist Alles wahr, was der Blinde erzählt hat, aber ich kann ihm die 300 Dollars nicht geben, weil er meine Anordnungen nicht befolgt hat und darum heute noch blind ist. Hätte er gefolgt und durch meine Kunst das Augenlicht wieder bekommen, dann wäre mein Zweck erreicht: ich hätte mir einen Namen gemacht. Auch jetzt noch bin ich bereit, mein Versprechen zu halten, sobald der Blinde sich der Cur unterwirft und sehen kann."

„Aha!" rief der Blinde dem Doctor zu, „jetzt haben Sie vor Gericht erklärt, daß Sie mein Schuldner sind. Sie wollen die 300 Dollars zahlen, wenn ich sehend bin, — und ich bin sehend, sehend wie Sie; ich bin gar nicht blind gewesen!"

Der Doctor stellte sich überrascht und frug: „Ist es möglich?"

„O ja", antwortete der Blinde, „es ist möglich und daß ich sehend war, das haben Sie ja gleich gewußt, darum konnten Sie wol leicht die Cur übernehmen, um dann als großer Augenarzt vor der Welt dazustehen. Das kann mir nun auch ganz einerlei sein; zahlen Sie mir nur die 300 Dollars und wir sind fertig! Jeder verdient sein Geld auf seine Weise: Einer dadurch, daß er blind ist, der Andere dadurch, daß er die Blinden curirt."

Das Gericht untersuchte nun die Sache genauer und es fand sich Alles so, wie es angegeben worden war. Arzt und Blinder waren Betrüger. Das Gericht sprach später sein Urtheil aus, welches dahin lautete: Dr. Raskel muß sein Versprechen halten und 300 Dollars an den Blinden zahlen, aber der Blinde hat sich des Betrugs schuldig gemacht und bezahlt darum 300 Dollars Strafe.

Arzt und Blinder mußten sich dem Spruche unterwerfen und verließen bald darauf die Stadt.

Das königliche Schloß in Christiania.

Dieses im Verhältniß zu der Größe Christianias bedeutende Gebäude liegt auf einer Höhe, die sich im Westen der Stadt ungefähr 110 Fuß über das Meer erhebt. Der Platz, auf dem das Gebäude aufgeführt ist, war vorher ein steiler und zur Bebauung ganz ungeeigneter Bergrücken. Durch Minirung und Sprengung von ungefähr zwei Millionen Cubikfuß Steinen, zu deren Transport Eisenbahnen angewendet wurden, ist der Platz in eine sanft gegen die Stadt abgedachte Fläche verwandelt worden, von der sich eine schöne Aussicht über die Stadt darbietet. Nach der einen Seite übersieht man die Stadt Christiania, die Festung Agershus, die Einfahrt in den Hafen und im Hintergrunde den Egeberg, die weitvorspringende Landspitze Neesodden und einen Theil des Fjords. Nach der andern Seite begegnet das Auge einer Reihe theilweise neuer Landhäuser, welche die Stadt auf der Westseite umgeben. Abwechselnde Waldstrecken und grüne Wiesen bilden den Hintergrund, welcher im Horizonte von den Bergen von Asker und Berum begrenzt wird. Dicht an dem Platze vorbei, an dessen Südseite, schlängelt sich die vielbefahrene Landstraße von Christiania nach Drammen und dem westlichen Norwegen.

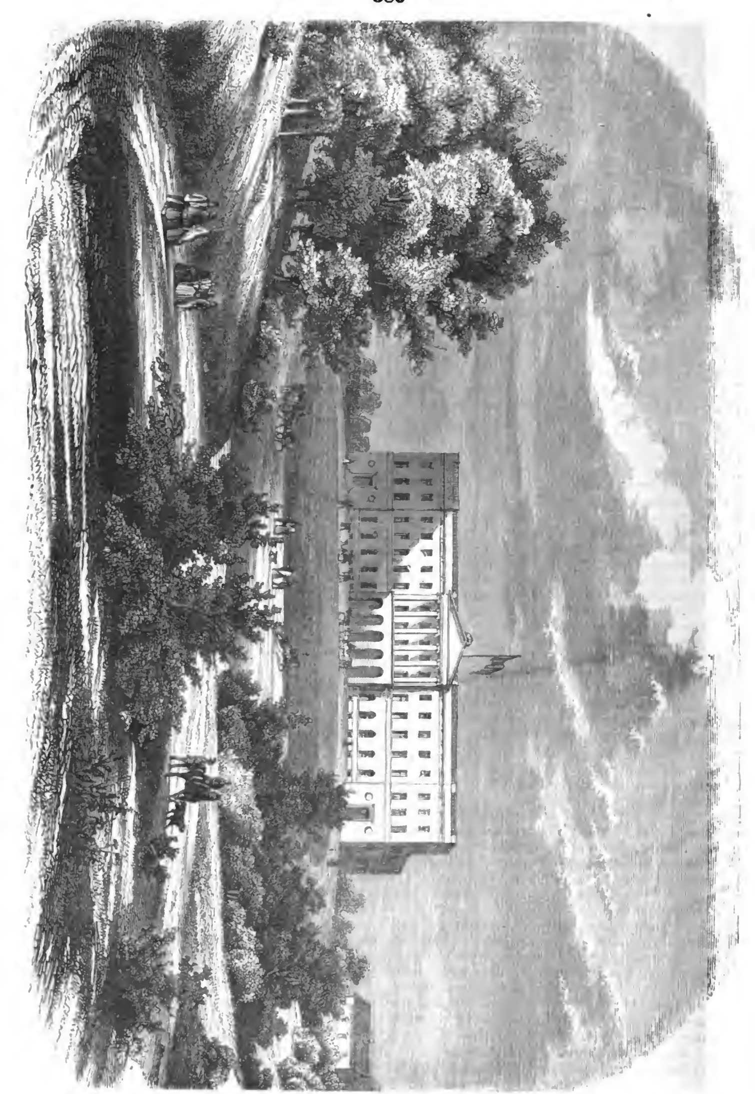
Vor dem Gebäude ist ein 300 Ellen langer und 250 Ellen breiter Paradeplatz. Auf der entgegengesetzten Seite ist eine Parkanlage, welche mit der Zeit bedeutend ausgedehnt werden kann und angenehme Spaziergänge für die Einwohner der Stadt darbieten wird.

Das Hauptgebäude hat eine Länge von 159 mit einer Breite von 38 Ellen. Der mittlere Theil des Gebäudes der 36 Ellen breit ist, springt 7 Fuß vor mit einem Frontespice an der Hauptfaçade, die zugleich an der Einfahrt mit sechs dorischen Säulen geschmückt ist. Der von diesen getragene Balcon gewährt eine schöne Aussicht über den Paradeplatz und die Stadt.

Das Hauptgebäude, das bis zum obern Rande des Gesimses 35 Ellen hoch ist, enthält außer dem Souterrain und einem Mezzaninstockwerke, drei ganze Stockwerke, deren mittelstes, mit 9 Ellen hohen Zimmern, die eigentliche königliche Wohnung nebst den Festivitäts- und Repräsentationslocalen enthält.

Der große Festivitätssaal, welcher mit einer Säulengalerie durch zwei Stockwerke geht, ist 45 Ellen lang, 20 Ellen breit und 18 Ellen hoch.

Das unterste Stockwerk enthält auf der einen Seite Zimmer für andere königliche Personen, und auf der entgegengesetzten Zimmer für den Hofstaat. Das oberste Stockwerk hat zwei Reihen getrennter Zimmer für den Hofstaat. Das Erdgeschoß, das sich blos 3 Fuß unter die Fläche des Schloßplatzes senkt, und im Übrigen über der Erde aufgeführt ist, ist für die Ökonomie eingerichtet, und enthält Küchen, Vorrathskammern und



Wohnungen für das Küchenpersonal. Das (oberste) Mezzaninstockwerk mit Halbfenstern ist für die Dienerschaft und zu Packzimmern bestimmt. Die Höhe des Erdgeschosses ist 5 Ellen im Lichten. Die des untersten Stockwerkes 8 Ellen, die des mittlern 9 und die des obern 7½ Ellen.

Die Flügelgebäude, welche ein Stockwerk niedriger sind, als das Hauptgebäude, sind 41 Ellen lang, 22 Ellen breit und 25 Ellen hoch. Einige der oben genannten Zimmer liegen in diesen Flügeln, und in dem nördlichen zugleich die Kirche. Das Gebäude hat sechs verschiedene Eingänge von außen, nämlich die Haupteinfahrt von der Mitte der beiden Façaden, zwei Seiteneingänge an beiden Enden des Hauptgebäudes, zwei in den Flügeln und drei besonders zu den Kellern.

Die Verbindung zwischen den Stockwerken geschieht durch vier Treppen, eine Haupttreppe in der Mitte und eine in jedem der beiden Enden, wovon die eine von Stein gewölbt, die andere von Gußeisen ist. Die vierte Treppe liegt in dem südlichen Flügel. Außer dieser gibt es noch einige besondere, kleinere Treppen, welche einzelne Theile des Gebäudes in Verbindung setzen. Die Haupttreppe, welche von ungewöhnlich großem Umfang und auf einen großartigen Eindruck berechnet ist, ist in jedem Stockwerke mit einer Säulenstellung geschmückt.

In dem untern Stockwerke und im Erdgeschosse geht ein Corridor durch das ganze Gebäude und setzt die drei großen Treppen in Verbindung.

Das ganze Gebäude ruht auf einem Sockel von röthlichem Syenitporphyr von der Insel Bolläaren bei Tönsberg.

Außer dem Sockel, 550 laufende Ellen, sind alle Freitreppen aus behauenem Granit aufgeführt. Die Mauern der Stockwerke bestehen aus gebrannten Backsteinen. Zu der Bild- und Steinhauerarbeit aber, womit das Äußere des Gebäudes geschmückt ist, hat man Kleber- oder Topfstein von dem Hofe Bergen auf Hadeland angewandt, ein Material, von dessen Dauer die Domkirchen von Drontheim und Stavanger zeugen. Zu der innern Decoration ist meistens nachgemachter Marmor oder Stucco angewendet. Sämmtliche Fenster sind so eingerichtet, daß sie sich nach innen öffnen, wodurch das Äußere des Gebäudes durch das Offenstehen derselben nicht entstellt wird.

An bewohnbaren Zimmern enthält das Gebäude im untern Stocke 27, im mittlern 26 und im obern 20, zusammen 73. Hierzu kommen noch 8 im Erdgeschoß und 10 in dem Mezzaninstockwerk, im Ganzen 91 Zimmer. Rechnet man zu diesen die Kirche, die Küchen, Treppenräume, Corridore und Magazine, so enthält das Gebäude über 150 besondere Räume. Die äußern Gebäude bestehen aus zwei Wachthäusern und einem Stallgebäude. Eine Wasserleitung, welche von dem Agers Elv aus angelegt ist, führt das Wasser bis in die Mitte des Gebäudes.

Seine erste Entstehung verdankt das Schloß einem Beschluß des außerordentlichen Storthing im Jahre 1822, welcher eine Summe von 150,000 Speciesthalern*) in zu verzinsenden Obligationen bewilligte, welche jedoch, besonders die ersten, mit bedeutendem Verlust umgesetzt wurden. Die feierliche Grundsteinlegung wurde von König Karl Johann den 1. October 1825 vorgenommen. Das Storthing im Jahre 1827 beschloß, die Arbeit solle eingestellt werden, weil sie ihm nach einem zu kostbaren Plane entworfen schien. Hierauf ruhte die Arbeit ungefähr sieben Jahre. Das Storthing von 1833 nahm von selbst die Sache wieder auf, ohne daß die Regierung einen Vorschlag gebracht hatte, und beschloß von freien Stücken, daß 90,000 Speciesthaler zur Fortsetzung der Arbeit bewilligt werden sollten. Das Storthing von 1836 bewilligte endlich 125,400, das von 1839 27,000, das von 1842 45,000 und endlich das Storthing von 1845 108,000 Speciesthaler, außer 60,000 Speciesthalern zur Möblirung.

*) 1 Speciesthaler = 1½ Thlr. Preuß.

Holländische Sitten und Gewohnheiten.

(Beschluß.)

Darf man sich wundern, daß ein Volk in solchem vielhundertjährigen Kampfe mit dem furchtbarsten Elemente, unter dem steten Einflusse eines meist düstern, stets feuchten, mehr naßkalten, als heißen und warmen Luftkreises einen viel ernstern, verschlossenern Charakter zeigt, als jedes andere, das seines Daseins so sicher ist, wie des Bodens, auf dem es wohnt? Gesang und Saitenspiel ertönt hier allerdings wenig. Je lauter es an den Ufern der Elbe, der Donau, des Rheines zugeht, je mehr die Berge Deutschlands von Sang und Klang belebt sind, desto stiller ist es überall hier. Selbst auf den Kirchweihen, den so originellen Kirmessen, wandert der Bauer mit seiner Frau oder Braut oder Schwester still und gemessenen Schrittes von einer Bude zur andern, die Herrlichkeiten des Krämers zu betrachten und endlich Etwas zu kaufen, bis er sich dann in einer Waffelnkuchenbude niederläßt, um dem Volksfeste still und bedachtsam, rauchend, essend, trinkend, die nöthige Ehre anzuthun. Unendlich häufig hat man dem Holländer Genauigkeit und Sparsamkeit vorgeworfen, die fast an Geiz grenzt. Die Sache ist gar nicht aus der Luft gegriffen. Schon die Kinder werden dazu angehalten. Dort weiß man nichts von einem Weihnachtsbaume und von Weihnachtsfreuden; ebenso wenig verursacht das neue Jahr Kosten und Sorgen. Die Kinder bekommen statt der Spielsachen und Leckereien vom Vater ein Geldgeschenk, um es in eine Sparbüchse zu thun. Sind sie einige Jahre älter, so wird ihnen die Verwendung der kleinen Summe überlassen, um sie daran zu gewöhnen, das Geld anzulegen, die Zinsen dazuzuschlagen und so die Zunahme des Capitälchens selbst von Monat zu Monat zu berechnen, bis sie, sind 10—15 Jahre verflossen, gelernt haben, was ein Paar Gulden, wohl benutzt, eintragen. Woher dieser Hang, zu sparen, zu vermehren, entstand? Wiederum ist er nur eine Folge von Hollands eigenthümlicher Lage und Beschaffenheit. Dieser dem Meere abgerungene Boden gibt fast nichts, was dem Menschen zum Leben nothwendig ist. Hier erhebt sich kein Wald, hier wächst kein Getreide; Eisen, Salz fehlt, gleich hundert andern Dingen. Alles muß beinahe aus der Ferne geholt werden, und um dies zu können, mußte man von jeher die strengste Sparsamkeit üben, das Überflüssige und Entbehrliche sich versagen, um immer das Nothwendige zu haben. So ward Holland im Laufe der Jahrhunderte reich, durch Reichthum aber auch bis auf einen gewissen Grad mächtig und durch den damit verbundenen Handel nach allen Ländern kräftig. Und übrigens darf man zum Lobe des sparsamen Holländers

wol auch anführen, daß er, wo es darauf ankam, für öffentliches Wohl zu sorgen, nie anstand, ohne alles Bedenken die größten Summen hinzugeben. Kein Volk zahlt größere Abgaben, als, nächst England, das holländische; keines hat größere Anstalten für Kranke, Arme, Witwen, Waisen durch allgemeine, freiwillige Beiträge errichtet, keines zahlt bei großen Unfällen des Landes reichlicher Beiträge, als dieses.

Mit dieser durch die ganze Beschaffenheit des Landes zur zweiten Natur gewordenen Sparsamkeit und Liebe zu der stillen häuslichen Thätigkeit, die er dem lauten Markte, dem äußern Umgange und dem geselligen Leben vorzieht, steht auch die den Holländern oft zum Vorwurf gemachte Kälte und Ungeselligkeit in genauer Verbindung, mit der von ihnen der Fremde aufgenommen wird. Man liest eine Menge theils wahrer, theils übertriebener Nachrichten davon. Selbst Kaiser Joseph II. soll abgewiesen worden sein, als er sich im Innern eines Hauses hier umsehen wollte. In der That pflegt der Holländer kaum einige mal im Jahre seine Freunde und Verwandten bei sich zu sehen. Jeder Umgang und Besuch stört ihn in seiner Thätigkeit oder auch in seiner häuslichen Ruhe und Reinlichkeit. Will der Reiche Gesellschaft sehen, so geht er in seinen Club, deren jede größere Stadt mehre besitzt, die zum Theil schon seit Jahren bestehen und großes Vermögen haben, bedeutenden Luxus entfalten, von Zeit zu Zeit im Winter Bälle und Concerte geben und selbst einen Fremden mitzubringen gestatten. Für einen bestimmten Preis steht der Zutritt das ganze Jahr offen. Auch seine Sparsamkeit würde bei vielen Besuchen von Fremden zu sehr in Anspruch genommen, und so bleibt denn die Hausthür freilich fast für jeden solchen verschlossen, der noch mehr als bloße Geschäfte darin abzumachen gedenkt, der sich gern in den Familienkreis aufgenommen sähe. Selbst der wohlhabende Bürger ahmt dem Kaufmann darin nach; er besucht mit seiner Familie von Zeit zu Zeit eine Schenke, wo ihn für ein bestimmtes Eintrittsgeld Taback, Wein, Punsch, Genever und Essen erwartet, ja wo sogar Musik aufspielt, die er in stiller Genügsamkeit des Sonntags genießt, um dann die ganze Woche über ebenso still sein Gewerbe zu treiben. Der Bauer macht es in gleicher Weise; er wandert Sonntags in die Schenke, doch nicht, zu spielen und sich zu betrinken, sondern mit den Nachbarn über die Predigt des Pastors oder einen diesen naheliegenden Gegenstand zu sprechen; denn der Sinn des ganzen Volkes und namentlich des Landmannes ist dort ungemein kirchlich und theologisch. Es gibt dort eine Postille von vier dicken Quartbänden, welche jedem Deutschen Schrecken einjagen könnte, und in Holland hat dies Werk bereits 25 Auflagen erlebt; jeder Bauer hat die Quartanten gelesen, besitzt sie eigenthümlich, nimmt sie alle Sonntage vor und findet darin eine unerschöpfliche Quelle zum Sprechen mit seinen Freunden, wenn er dazu sein thönernes Pfeifchen schmaucht.

In so eigenthümlicher Weise, aber ganz einfach, durch Boden und Klima bedingt, hat sich hier so manche Sitte und Gewohnheit herausgebildet, wobei aber doch auch die Zeit und der Umgang mit Fremden nicht ohne alle Einwirkung geblieben ist. Die einst durch ihre Schnörkeleien und Porzellanscherben und Thonfigürchen bekannten und verspotteten Gärten und Gärtchen sind dort jetzt ebenfalls so gut wie verschwunden. Harlem treibt noch immer einen bedeutenden Handel mit Blumenzwiebeln, aber die Zeit ist längst, seit mehr als hundert Jahren, vergangen, wo eine Tulpenzwiebel mit Hunderten von Gulden bezahlt wurde, wo die Tulpenzwiebeln über Wohl nnd Wehe auf der amsterdamer Börse entschieden, wo der „Semper Augustus" mit 13,000 Fl. bezahlt wurde, und für eine solche Sorte einmal zwei Fuhren Roggen, vier Fuhren Gerste, vier fette Ochsen, zwölf Schafe, zwei Tonnen Wein, vier Tonnen Bier, zwei Tonnen Butter, tausend Pfund Käse und eine Schüssel voll Geld gegeben wurde. Daß hier ein Bauer der Käufer war, sieht man sogleich aus dem Handel selbst, nur freilich gehörte er zu denen, die in Holland nicht selten sind, deren Käse über Anklam nach Ost- und Westindien gehen, die alle Wochen die amsterdamer Börse besuchen. Eine Art alter Sitte hat sich vornehmlich ganz unverrückt beim reichen Kauf- und Handelsherrn erhalten, die Liebe zu Porzellan aus China und Japan, das häufig noch vom Urgroßvater aus dem 16. und 17. Jahrhundert herstammt und von der Dame des Hauses selbst nach dem Gebrauche sauber gereinigt und getrocknet wird, damit nicht etwa die ungeschickte Magd es zerbreche. Kein Wunder ist dies; es knüpft sich hier die Erinnerung an den Glanz, wie an den Reichthum, zu welchem Holland damals durch seine Schiffahrt in jenen fernen Meeren gelangte. Allerdings aber kommt diese Pracht nur jährlich mit dem übrigen Luxus etwa zwei oder drei mal zum Vorschein; an den Tagen, wo alle Freunde und Verwandte des Hauses geladen werden, sie mit dem Kostbarsten zu bewirthen, was Küche und Keller zu geben vermag. Am nächsten Morgen wird Alles wieder, sauber gereinigt, an seinen Ort gestellt, der Stuhl und Tisch sauber verhüllt, der Salon verschlossen, Herr und Hausfrau ziehen sich in ihre kleinen Appartements zurück und leben still und einsam, bis die nächste Veranlassung zu solchem Prunke geboten wird.

Die eiserne Maske existirt noch!

Wie? Ist dies möglich? Allerdings! Freilich nicht die berüchtigte oder berühmte, hinter welcher Ludwig XIV. einen Staatsgefangenen, wie man sagt, unkenntlich machte; aber sie existirt doch als eiserne Maske, in welcher der Unglückliche, der sie tragen muß, sein ganzes Gesicht eingehüllt sieht, sodaß nur zwei Löcher für die Augen und einige kleinere Löcher zum Athemholen vor dem Munde sich befinden. Und welcher Mensch wird irgendwo so sinnreich gequält? Arme Neger in Brasilien, namentlich in Rio Janeiro, wo die ärgste Sklaverei derselben und die raffinirteste Grausamkeit gegen dieselben noch immerfort zu Hause ist. Die Unglücklichen suchen sich oft das Leben zu verkürzen, indem sie Erde und Kiessand verschlingen. Entdeckt man dies, so büßen sie unter der Peitsche für den Versuch, der Peitsche zu entgehen, und eine solche Maske hindert jeden neuen Mordversuch; denn sie können erst etwas essen, wenn der Treiber hinten das eiserne Band öffnet. Der Reisende Jaques d'Arago hat eine Abbildung und Beschreibung davon in seinen „Souvenirs d'un aveugle" (Paris 1844) mitgetheilt.

Das große Messer, mit dem die Arbeit todtgestochen wird.

Ein Kaufmann, der sein Geschäft lange schon vernachlässigt hat, geht in der Nacht, als er trunken aus dem Wirthshause kommt, vor das Rathhaus und verlangt das große Messer, mit dem alle Arbeit todtgestochen wird. Ein mächtig langer Zimmergeselle, der sonst ein tüchtiger Arbeiter ist, aber auch eine geheime Lust zum Faulenzen in sich verspürt, zum Unglück auch, weil gerade Blauer Montag ist, zu tief ins Glas gesehen hat, kommt dazu. Der Krämer setzt ihm auseinander, er wisse gewiß, das große Messer hänge in der Rathsstube an einem Nagel; die Rathsherren wollten es nur nicht herausgeben, damit sie allein müßig gehen könnten; er aber könne nicht besser sein Glück machen, als wenn er ihm die Thür hier einschlagen und das große Messer erobern helfe. Der Kaufmann und der Zimmergeselle pauken auf die Thür los; da kommt der Nachtwächter dazu, schlägt Lärm und es erscheinen die Rathsdiener, um das Rathhaus und das große Messer zu vertheidigen. Blutige Köpfe sind das Ende vom Liede; der Zimmergeselle kehrt, nachdem er ein paar Tage in Prison gesessen, wieder zur Arbeit zurück; dem Kaufmann aber mußten sie bald darauf den Laden schließen. Er hatte wirklich nachgerade alle Arbeit todtgestochen; Niemand wußte, wie er das ohne das große Messer angefangen hatte.

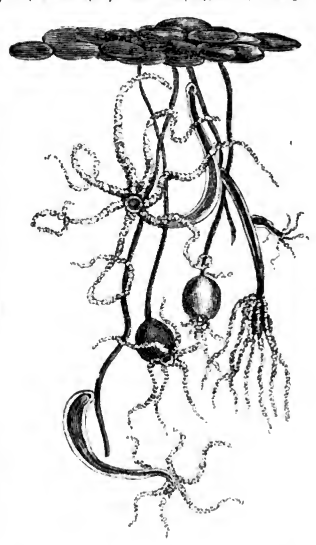
Besser ist besser.

Beethoven starb bekanntlich an der Wassersucht. Sein Arzt, der Doctor Wawruch, Professor an der Klinik im Universalspitale, versäumte nichts, um seinem hochverehrten Patienten Linderung zu verschaffen; aber die Hoffnung der Heilung schwand immer mehr, die Symptome der Wassersucht erneuerten sich in immer schnellern Zwischenräumen. Als endlich zum ersten mal an ihm die Operation des Wasserabzapfens vorgenommen wurde, meinte er: „Besser Wasser aus dem Bauche, als aus der Feder.“

Der Armpolyp.

Der Armpolyp, von dem Niederländer Trembley im Jahre 1739 entdeckt, gehört zu den Zoophyten, d. h. denjenigen Thieren, welche den Pflanzen am ähnlichsten sind. Er lebt im Meere und im süßen Wasser. Ein solcher ist der hier abgebildete.

Er hängt an Meerlinsen, indem er sich mit seinem Schwanzende daran angesaugt hat. Oft setzt er sich auch an Dinge fest, die unter der Oberfläche des Wassers schwimmen und steht dann aufrecht. Sein ganzer Körper besteht aus weiter nichts als einem röhrenförmigen Sacke, an einem Ende mit Fangarmen versehen, der in einem Kreise um die einzige Öffnung, die das Thier hat, herumsitzen. Das Thier kann sich verlängern und wird dann dünner; es kann sich verkürzen und wird dann dicker. Oft verdickt es auch nur den Theil, wo die Öffnung ist, was man den Kopf nennen könnte. Nur muß man nicht denken, daß das Thier Augen oder Ohren oder eine Nase hätte. Von dem allen ist nichts zu bemerken; das Thier kann also schwerlich sehen, hören und riechen. Dieses erscheint auch für dasselbe unmöglich, denn es erfodert schon einen gewissen Grad der Entwickelung, wenn Thiere jene Sinne haben sollen, da Nerven dazu gehören, und diese hat der Armpolyp ebenso wenig als



ein anderes Thier aus der Classe der Zoophyten. Eben daraus sieht man, daß es in Vergleichung mit andern Thieren die unvollkommensten sind, wiewol sie in ihrer Art vollkommen sind. Sie brauchen auch jene Sinne nicht, denn so viel wir wissen, sind sie blos dazu bestimmt, zu verdauen, da ihr ganzer Körper weiter nichts als ein Magen ist, dessen einzige Öffnung auch den Mund und After zugleich vorstellt. Die Arme können sie zusammen und wieder auseinander rollen. Sie bewegen sie im Wasser hin und her, um kleine Würmchen damit zu erhaschen; haben sie eins, so bringen sie es mit einer hastigen Begierde zum Munde und suchen es hineinzustopfen. Dabei dehnen sie ihren röhrenförmigen Körper aus, wodurch Wasser hineingetrieben wird, das ihnen die Beute verschlingen hilft. Wenn sie ihre Nahrung verdaut haben, geht das Übriggebliebene durch den Mund wieder heraus. Sonderbar ist es, daß diese gefräßigen Thiere einander selbst nicht verdauen können. Trembley hat es einmal mit angesehen, wie zwei miteinander gekämpft haben; endlich überwand eins das andere, faßte und verschlang es; nach fünf Tagen aber gab es seinen Kameraden unverletzt wieder von sich und der neue Jonas setzte sein Leben lustig fort.

Mannichfaltiges.

Der große Salzsee von Utah in Nordamerika ist im Frühjahre 1849 auf Veranstaltung der Regierung der Vereinigten Staaten durch eine Expedition untersucht worden, der wir bekanntlich auch die neuesten Nachrichten über die Mormonen verdanken. Der Umfang des Utahsees, den Capitain Stansbury, der an der Spitze jener Expedition stand, zuerst umkreiste, beträgt, abgesehen von einigen Ausläufern, 291 engl. Meilen. Die Umgebung ist in ebenso riesenhaftem Maßstabe und besteht aus Wüsteneien von 60—70 Meilen Breite, die durch steile Felsenhöhen voneinander getrennt sind. Das Wasser des Sees ist außerordentlich rein, völlig krystallklar und enthält 20 Theile reines Kochsalz nebst etwa zwei Procent anderer Salze, ist also ausnehmend schwer und so salzig, daß ein Tropfen, der ins Auge kommt, heftige Schmerzen und ein zufälliger Schluck rasches Zusammenziehen des Schlundes verursacht.

Sonderbare Stellvertretung. In der Gemeinde zu Kirchseiffen in der Eiffel, wo die evangelische Kirche zwar einen schönen Thurm, aber keine Glocken besitzt, ist die wol nirgends sonst bestehende Einrichtung, daß das Zeichen zum Beginnen des Gottesdienstes jedesmal durch einen Pistolenschuß gegeben wird.

Die Geophagie (das Erde- oder Thonessen) wird in einer eben erschienenen ärztlichen Schrift als eine in allen Ländern und Klimaten vorkommende tropische (Malaria) Chlorose bezeichnet und beschrieben und die in ihr mit großem Fleiß zusammengestellten Nachrichten über das häufiger als man glauben sollte vorkommende Erdeessen wird auch von Nichtärzten mit Interesse gelesen werden. Was Alexander von Humboldt über das Erdeessen der Ottomaken am Orinoco erzählt, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt wird es unsern Lesern sein, daß in China eine weiße Thonerde aus der Provinz Chen-si von den Chinesinnen gegessen wird, um eine blaßgelbe Hautfarbe, die unentbehrliche Eigenschaft einer chinesischen Schönheit, zu bekommen. Auf den Märkten zu Kalkutta verkauft man kleine Scheiben aus gebranntem Thon, welche die Frauen essen. Auch an der Küste von Java ist das Thonessen sehr gewöhnlich. In Spanien versetzt man den Pfeffer, welcher eine Zuthat zu fast allen Speisen bildet, mit rothem Ocker, Almagro genannt. Man sieht auf den Ausstelletischen der Kaufleute Kästchen mit einem rothen Pulver, welches der Fremde zum Anstreichen der Fußböden bestimmt glaubt, aber es wird den Saucen, vorzugsweise aber den kleinen Würstchen (Morsillas), mit welchen man in Estremadura bedeutenden Handel treibt, in so starker Quantität zugesetzt, daß der Magen oft darunter leidet.

Das Reglement über den Besuch der königlichen Gärten zu Kew in England verbietet in seinem ersten Artikel, im Garten zu rauchen, zu essen, zu trinken oder Lebensmittel irgend einer Art mitzubringen. Das ist für die Engländer, welche auch nach der kräftigsten zuletzt eingenommenen Mahlzeit ein nie endenwollendes Begehren nach Erfrischungen haben, ein fataler Punkt. In der Regel kommen sie, ihre Körbe mit Obst u. dergl. bis oben gefüllt, am Eingange des Gartens an; aber der Wächter daselbst ist hart wie Stein; alle Mundvorräthe werden außerhalb des Gartens am Fuße eines ungeheuern Kastanienbaums hingesetzt und für eine kleine Entschädigung bewacht sie ein alter Invalide, der sich zu diesem Zwecke dort angesiedelt hat. Und — so hört man fragen — das geschieht in dem freien England? Allerdings murrt das Publicum und es setzt manche Scene. Aber bei den Gewohnheiten der Engländer würde der grüne Schmuck des herrlichen Gartens bald unter allerlei Trümmern gehaltener Mahlzeiten verschwinden und statt dessen eine unübersehbare Masse von Apfelsinenschalen, Kuchenpapieren, Knochen, Pfropfen und Cigarrenstumpfen zum Vorschein kommen.

Ursprung des Namens Pantoffel. Die griechischen Frauen bedienten sich bei ihren zierlichen und leichten Fußbekleidungen häufig übereinander liegender Korksohlen und der Grieche Laskaris leitet den Namen Pantoffel davon ab; es heiße so viel als: ganz Kork (παντοφελλος). Aber man hat auch noch ganz andere Ableitungen. Besonders die Schauspielerdecorateurs zu Athen machten von diesen hohen Korkschuhen für die Ausstaffirung ihrer Heroenfiguren Gebrauch; mit einem aus Kreta entlehnten Eigennamen wurden sie auch Kothurnen genannt, eine Name, den man noch jetzt oft auf das Theater, namentlich auf die Tragödie, anwenden hört.

Straße und Gasse. Die jetzt fast allgemein angenommene Bezeichnung einer doppelten Häuserreihe durch das Wort „Straße", die sich viel vornehmer dünkt als die „Gasse", hat doch bei näherer Betrachtung Vieles gegen sich. Ein Wagen rollt auf dem Steinpflaster der Straße; aber der Herr N. N. wohnt in der Gasse. In der Straße kann nur ein verirrter Regenwurm wohnen; auf der Straße nur ein Vagabund. Die Einwohner pflegen in den Häusern zu weilen und Häuser bilden eine Gasse.

Die schönen, blendendweißen Zähne der Neger rühren, nach dem Berichte eines Reisenden, von dem Kauen eines Holzes her, das sich die Neger in Afrika fast allgemein sehr angelegen sein lassen. Der Baum, von dem dieses Holz stammt, der sogenannte Kuapia, wächst in Aschanti; die Holzstäbchen, die aus seinem Holze geschnitzt werden, gehen als Handelsartikel durch unzählige Länder; das Holz dieser Stäbchen ist hellgelb, hart, zähe und bitter schmeckend und den Zähnen ist das Reiben damit außerordentlich gesund.

White House heißt die Amtswohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie liegt am Ende der Hauptstraße von Washington und hat den Charakter eines adeligen Landsitzes, ohne sonderlich geschmackvoll zu sein. Der Andrang Derer, die aus allen Theilen der Vereinigten Staaten dem Präsidenten aufwarten, ist zu groß, als daß derselbe sich auf kostspieligen Prunk einlassen könnte, vielmehr ist in der Besoldung mit 25,000 Dollars die Schranke gezogen, welche alles Hofähnliche ausschließt. Aber der einzelne Amerikaner, der nicht vergißt, daß auch er bei der Erwählung des Präsidenten ein Wort mit zu reden gehabt, weiß in dem Verkehre mit dem Staatsoberhaupt, so wenig ceremoniös er auch ist, einen hübschen Ausdruck von Ehrerbietung zu legen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 518.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [4. December 1852.

Belsazer's Fest.



Der Chaldäerkönig Belsazer, der Enkel Nebukadnezar's, der letzte der chaldäischen Könige und überhaupt seines Stammes, feiert ein schwelgerisches Fest, während der Perserkönig seine Hauptstadt belagert. Man suche sich dessen Beschreibung im fünften Capitel des Propheten Daniel und achte darin besonders auf den Propheten, der, mitten auf der Tafel stehend, dem Könige das von unsichtbarer Hand an die Wand geschriebene:

Mene, mene, tekel, upharsin,

deutet.

Der Holzschnitt ist Copie des berühmten englischen Gemäldes von Martin.

Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Herzog zu Sachsen,

des unglücklichen Johann Friedrich's des Großmüthigen noch unglücklicherer Sohn.

Johann Friedrich II., in der Geschichte der Mittlere genannt, weil sein Vater und einer seiner jüngern Brüder denselben Namen geführt hatten, war der älteste Sohn Johann Friedrich's des Großmüthigen, des letzten Kurfürsten von Sachsen Ernestinischer Linie, und am 8. Januar 1529 zu Torgau geboren. Er erhielt eine gelehrte Erziehung, deren Erfolg er unter Anderm dadurch bewies, daß er schon in seinem 13. Jahre auf dem Schlosse zu Torgau in Gegenwart seines Vaters und vieler anderer Fürsten und Gelehrten eine lateini-

sche Rede: „De officio boni principis" (d. i. von der Pflicht eines guten Fürsten), hielt, deren Inhalt er leider so wenig ins Leben zu übertragen verstand. Von seinem Vater ward er indessen auch schon frühzeitig mit den Staatsgeschäften bekannt gemacht. Er begleitete denselben in den Schmalkaldischen Krieg und nahm Theil an der verhängnißvollen Schlacht bei Mühlberg, in welcher er einer der Tapfersten war und am Kopf und an der Hand verwundet wurde. Der Gefangenschaft, die auch ihm wie seinem Vater drohte, entging er durch die Flucht nach Wittenberg und traf auf dem Wege mit seinem Bruder Johann Wilhelm, der ebenfalls mitgekämpft hatte, aber im Gewühl der Schlacht von ihm getrennt worden war, wieder zusammen. Der Commandant von Wittenberg war so gewissenhaft, daß er Bedenken trug, die in der Nacht ankommenden Prinzen einzulassen, ehe sie sich hinlänglich legitimirt hatten. Da indeß Johann Friedrich, der sich bei der Gefangenschaft seines Vaters als das einstweilige Haupt der Familie betrachten mußte, sich auch in Wittenberg wegen der drohenden Belagerung nicht sicher genug glaubte, nahm er seine Zuflucht nach der noch unbedrohten Festung Gotha, und sandte von hier aus einen eigenen Gesandten, Eberhard von der Thann, an den Landgrafen von Hessen, um dessen Rath und Hülfe zur Befreiung seines Vaters in Anspruch zu nehmen; aber der an sich schon geringe Trost, den ihm der Landgraf gab, wurde durch die inzwischen abgeschlossene wittenberger Capitulation und des Landgrafen bald darauf eingetretene eigene Gefangenschaft ganz vereitelt. In Folge der wittenberger Capitulation und der Gefangenschaft seines Vaters sah sich nun Johann Friedrich II. genöthigt, noch nicht 19 Jahre alt, in einer stürmischen, bedrängnißvollen Zeit die Regierung des kleinen, seinem Hause gebliebenen, im Wesentlichen die nachmaligen Fürstenthümer Weimar, Eisenach und Gotha umfassenden Landestheils, und die Sorge für seine beiden minderjährigen Brüder zu übernehmen. Diese frühe Selbständigkeit ist ohne Zweifel als eine Hauptquelle seiner spätern Verirrungen und seines daraus erwachsenen Unglücks zu betrachten; denn sie entzog ihn zu früh der nothwendigen und heilsamen väterlichen Leitung, erweckte in ihm eine zu hohe Vorstellung von seinen Fähigkeiten, machte ihn eigenwillig, und ließ die Hartnäckigkeit, die er in reichem Maße von seinem Vater geerbt hatte, ohne sie zugleich durch dessen rühmliche Eigenschaften aufzuwiegen, ein verderbliches Übergewicht in seiner Gesinnung und Handlungsweise gewinnen. In Bezug auf die damaligen Religionshändel schloß er sich ganz der Denkungsart und den Rathschlägen seines Vaters an, indem er mit seinen Brüdern sich den wiederholten dringenden Zumuthungen wegen Annahme des Interims standhaft widersetzte. An seinem Willen, für die Befreiung des gefangenen Vaters thätig zu sein, würde es nicht gefehlt haben, hätte nicht dieser alle Verbindungen für diesen Zweck, von denen er nicht ohne Grund nur schwererer Verlegenheiten für sich und die Seinen fürchtete, selbst untersagt. Die Rückkehr Johann Friedrich's I. aus seiner fünfjährigen Gefangenschaft im September 1552 unterbrach, da er schon im zweiten Jahre nach seiner Befreiung am 3. März 1554 starb, nur für kurze Zeit Johann Friedrich's II. Regierung. Leider fielen die wohlgemeinten Lehren und Ermahnungen, welche der vielgeprüfte Vater theils in seinem Testamente, theils mündlich am letzten Tage seines Lebens den Söhnen gab, nicht auf den empfänglichsten Boden; wenigstens Johann Friedrich's II. Handlungen liefen denselben in den meisten und wichtigsten Fällen gänzlich entgegen. Obgleich ein Erstgeburtrecht im Hause Sachsen damals noch nicht eingeführt und von Johann Friedrich's II. jüngern Brüdern der eine, Johann Wilhelm, bei des Vaters Tode schon mündig war, der andere, Johann Friedrich III. oder der Jüngere, aber bald nachher das nach dem Gebrauche des sächsischen Hauses ihn zum Regierungsantritt befähigende Alter von 18 Jahren erreichte, so führte doch Johann Friedrich II. durch freiwillige Übertragung seiner Brüder in gemeinschaftlichem Namen die Regierung, und sie wurde ihm in einem sogenannten Orterungsrecesse vom 13. Mai 1557 wieder auf vier Jahre, endlich am 21. October 1560 nochmals auf weitere vier Jahre überlassen.

Johann Friedrich I. hatte schon im Jahre 1544 eine künftige Vermählung seines ältesten damals 15jährigen Sohnes mit Eleonore, der damals achtjährigen Tochter des römischen Königs (nachherigen Kaisers) Ferdinand I. verabredet, jedoch unter dem Vorbehalt, daß inzwischen die Religionsstreitigkeiten zu einer christlichen Vergleichung gebracht würden. Dieser Fall trat zwar nicht ein, indeß wurde das Versprechen auch nicht förmlich widerrufen, und dies war einer der Gründe, weshalb Johann Friedrich I. auf die von dem Herzog Albert in Preußen im Jahre 1553 ihm vorgeschlagene Vermählung seines ältesten Sohnes mit einer polnischen Königstochter nicht einging. Johann Friedrich II. mochte sich jedoch an jenes frühern Ehegelöbniß, auf welches man begreiflicherweise auch von Seiten des kaiserlichen Hofes nicht wieder zurückkam, nicht mehr gebunden glauben; denn nach seines Vaters Tode vermählte er sich am 26. Mai 1555 mit der Witwe des Kurfürsten Moritz von Sachsen, Agnes, einer Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, die ihm aber schon am 4. November desselben Jahres durch den Tod wieder entrissen wurde. Zur zweiten Gemahlin wählte er darauf des Kurfürsten Friedrich's III. von der Pfalz Tochter, Elisabeth, mit welcher er am 12. Juni 1558 seine Vermählung feierte. Die damalige, auf Vorbedeutungen aufmerksame Zeit fand späterhin einen Zusammenhang ungünstiger Zufälle darin, daß zwei Tage vor der Hochzeit des Bräutigams Bruder, Johann Wilhelm, zu einem Kriegszuge nach Frankreich abgereist war, und den Tag nach derselben die Gegend von Weimar durch ein furchtbares Gewitter mit Schloßen und heftigen Regengüssen heimgesucht wurde, auf welches eine so ungeheure Ueberschwemmung erfolgte, daß viele Menschen dabei ums Leben kamen und ein Theil der Stadtmauer zu Weimar einstürzte. Es entsprossen dieser ehelichen Verbindung vier Söhne: Johann Friedrich IV., Friedrich, Johann Kasimir und Johann Ernst III. Die beiden ersten starben frühzeitig und nur die beiden letztern gelangten zur Regierung eines Theils der väterlichen Länder.

Unter allen Regierungshandlungen Johann Friedrich's II. war die erste Gestaltung der Universität Jena eine der wichtigsten und einflußreichsten. Sein Plan war, die während des Schmalkaldischen Kriegs aufgelöste Universität Wittenberg ganz in das nunmehrige Ernestinische Gebiet zu verpflanzen, da dies aber nicht gelang, indem der neue Kurfürst Moritz die Universität Wittenberg wiederherstellte, und auch Melanchthon, auf den Aller Augen am meisten gerichtet waren, dorthin zurückkehrte, so gestaltete sich allmälig die Idee, Wittenberg durch die neue Richtung zu verdunkeln, und diese hatte nicht nur auf das wissenschaftliche Leben in Jena, sondern auch auf Johann Friedrich's Re-

gententhätigkeit einen wesentlich bestimmenden Einfluß. Nach allen Seiten hin machte er die anstrengendsten Anstalten, um die neue Universität durch Herbeiziehung tüchtiger Lehrer in Ruf zu bringen, und zum Theil gelang ihm dies vollkommen.

Johann Friedrich II. hätte, wenn auch keine glänzende, doch eine ruhige und wohlthätige Regierung führen können, wenn er nicht durch unzweckmäßige Richtung seiner Regententhätigkeit unangenehme Verwickelungen herbeigeführt und sich selbst ins Unglück gestürzt hätte. Der Grund aller seiner Verirrungen lag vorzugsweise darin, daß er die seinem Hause entzogene Kurwürde, als deren rechtmäßigen Erben er sich betrachtete, nicht verschmerzen konnte, und ungeachtet der im Naumburger Vertrag auch von ihm selbst geschehenen Verzichtleistung es als seine Lebensaufgabe ansah, dieselbe wieder an sich zu bringen. Der Widerwille gegen die Albertinische Linie des Hauses Sachsen, den jenes verborgene Streben nach der verlorenen Kurwürde beständig in ihm rege erhielt, hatte wenigstens ebenso viel Antheil als sein Religionseifer an einer andern, von ihm lebhaft aufgefaßten und seine Handlungsweise bestimmenden Idee, wonach er sich bei den die evangelische Kirche besonders in den sächsischen Staaten damals beunruhigenden theologischen Streitigkeiten zum Verfechter Dessen, was er für das reine Lutherthum hielt, berufen glaubte. Denn da die Lehrer der Universität Wittenberg, namentlich Melanchthon, den man als ihr Haupt ansah, von einer mächtig wirkenden Partei mancher Abweichungen von Luther's Lehren beschuldigt wurden und dieser Vorwurf größtentheils auf den kursächsischen Hof, unter dessen Schutz jene wirkten, zurückfiel, so glaubte Johann Friedrich, wenn er jenem gegenüber sich zum Haupt und Beschützer des echtlutherischen Lehrbegriffs aufwarf, dem ihm verhaßten Albertinischen Hause in der öffentlichen Meinung Abbruch zu thun und es gleichsam mit geistigen Waffen zu bekämpfen. So wurde Jena der Herd und Hauptwaffenplatz theologischer Streitigkeiten, die zwar den Namen der neuen Universität bald in aller Welt verbreiteten, aber auch viele unerfreuliche Auftritte herbeiführten, an denen der Herzog nicht ohne Schuld war; denn nicht allein wurden jene Streitigkeiten durch ihn genährt und begünstigt, sondern da er sich selbst für einen gelehrten Theologen hielt, so nahm er an denselben persönlichen Antheil, und gab dadurch Anlaß zu der für die Religion wie für den Staat äußerst verderblichen Erscheinung, daß theologische Streitsätze in das Bereich der Hofintriguen gezogen wurden, und um so erschütterndere Stürme im kirchlichen wie im politischen Leben verursachten.

Jahre hindurch wurden diese Streitigkeiten mit Heftigkeit fortgeführt und wie sehr dieselben auch die Aufmerksamkeit des Herzogs in Anspruch nahmen, so verlor er doch darüber die übrigen Landesangelegenheiten nie ganz aus den Augen. Er that viel für Kirchen und Schulen, erließ viele zweckmäßige und wohlthätige Verordnungen in seinem Lande und war fortwährend darauf bedacht die Besitzungen seines Hauses zu vermehren oder solche Vermehrungen wenigstens anzubahnen. Die erste und zugleich die wichtigste Handlung, die er in letzterer Hinsicht unternahm, war der Erbverbrüderungsvertrag wegen der Grafschaft Henneberg, wodurch zwischen ihm und den Grafen von Henneberg gegen eine an Letztern zu gewährende Geldsumme festgestellt wurde, daß, wenn der Hennebergische Mannsstamm erlöschen würde, alle dadurch erledigten Lande dem Ernestinischen Hause Sachsen zufallen sollten. Früher als man denken konnte, ging diese Anwartschaft in Erfüllung; aber Johann Friedrich und seine Kinder hatten wenig Vortheil davon, und dem ganzen Ernestinischen Hause ward ein beträchtlicher Theil derselben durch das Eindrängen Kursachsens entzogen. Neben dieser hat Johann Friedrich II. noch andere Acquisitionen gemacht und es läßt dies einen vortheilhaften Schluß auf seine staatsrechtlichen Talente begründen.

Johann Friedrich II. wäre im Allgemeinen wol glücklich gewesen und sein Land mit ihm, wenn er die mit seinem Vater verloren gegangene Kurwürde Sachsens hätte vergessen können und durch das Scheitern mehrfacher Pläne zur Wiedererlangung derselben vor weitern Versuchen sich hätte warnen lassen. Er wäre dann nicht zum Werkzeug und Opfer eines unbesonnenen Unternehmens geworden, dessen unglücklicher Ausgang ihn in den Jahren der besten Kraft seinem Wirkungskreise entriß und ihn in den Abgrund eines trauervollen Lebens hinabstürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sorgen eines Theaterdichters im alten Griechenland und Rom.

Es kostet viele Mühe, ehe ein Dichter den Plan zu einem guten Lust- oder Trauerspiele entworfen und glücklich auf dem Papiere ausgeführt hat. Jahr und Tag geht hin, ehe er damit vollkommen ins Reine kommt und mit sich selbst zufrieden ist. Nur Wenigen ist es gegeben, in solcher Art schnell zu erfinden und auszuführen. Dichter, wie Lope de Vega, Calderon, Molière, Goldoni, Kotzebue, welche sich fast nur an ihr Pult zu setzen nöthig hatten, eine Arbeit zu beginnen und zu vollenden, galten von jeher nur für seltene Genies. Die Meisten und Besten mußten lange mit sich zu Rathe gehen, ehe sie daran denken konnten, mit einem Stücke vor dem Publicum zu erscheinen; selbst Männer, wie Lessing, Goethe und Schiller, haben dazu Jahr und Tag nöthig gehabt. Aber, wenn nun das Stück auch fix und fertig und sauber mundirt ist, so fängt erst, wenigstens für den noch unbekannten jungen Dichter, die Sorge und Mühe an. Welcher großen Bühne soll er es zur Aufführung zusenden? Welche wird es annehmen? Welche Bedenklichkeiten werden selbst von der erhoben werden, die sich zur Aufführung herabläßt? Wie viel Mühe und Umarbeitung hat unser Schiller gehabt, ehe seine Räuber und sein „Fiesco" vors Publicum kamen! Glaubt man aber, daß es vor 2000 Jahren im alten Griechenland und Rom anders gewesen ist? Nicht im mindesten! Die besten Dichter, deren Werke wir heute noch mit Bewunderung lesen, hatten gerade mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie die unserigen, ja es gab für sie noch andere, die wir kaum kennen. Das griechische Theater beruhte zunächst auf einem großen Chore. Die Personenzahl war gering, das Chorpersonal desto größer; es kostete Geld, dies zu kleiden und mit allem Pomp erscheinen zu lassen, wie er der Bacchus, der Minerva würdig war und wie es dem Volke zusagen konnte, dem das Schauspiel auf Kosten des Staats vorgeführt werden sollte. Die Ehre, vor diesem als Dichter zu erscheinen, war groß; denn fand

das Stück Beifall, so wollte es mehr als Alles sagen, was jetzt den Ehrgeiz eines Dichters belohnen kann. Er war in der That ein Mann des Volkes geworden. Sein Ruhm ging durch ganz Griechenland, seine Verse wanderten von Mund zu Mund. Er hatte die Götter verherrlicht und zum Lohn dafür ward sein Name verherrlicht. Er hatte die alten Könige und Heroen dem Volke vorgeführt und ward nun selbst als Dichter dadurch von allem Volke geehrt. Solcher Beifall kann keinem unserer Dichter werden, aber es müßte im alten Griechenland kein Ehrgeiz geherrscht haben, wenn nicht gar Manche nach solchem Beifalle und Ruhme getrachtet hätten, und so war die Folge davon, daß in Athen z. B., wenn nun ein großes Schauspiel zu Ehren der Minerva oder des Bacchus gegeben werden sollte, bei den Archonten Alles aufgeboten wurde, ihre Arbeit zur Darstellung zu bringen. Wie nun da die Wahl treffen? Die Sache war noch schwieriger als bei uns. Fiel die Wahl unglücklich aus, so war das Volk im höchsten Grade getäuscht. Es hatte freilich kein Entree bezahlt, aber die Kosten gingen aus der Staatskasse und trafen am Ende doch jeden Bürger mittels der Abgaben. Außerdem hatten sich ja so viele Tausende darauf gefreut und sahen sich nun in ihrer Erwartung des Schönen, Großen, Erhabenen getäuscht. Vorsicht war hier also in zehn mal höherm Grade vonnöthen, als wenn der Regisseur oder Intendant jetzt ein neues Manuscript zur Aufführung annimmt. Womit hatte daher der Dichter vor Allem zu kämpfen? Die Archonten wagten es nicht, über seine Arbeit zu entscheiden; denn als verantwortliche, höchste Staatsbeamte hätten sie, fiel ihre Wahl unglücklich aus, die ganzen Kosten der Aufführung aus ihrem Säckel ersetzen müssen und noch die Schmach gehabt, für geschmacklose, des Urtheils unfähige Männer zu gelten. Sie hatten daher die Sache einem Ausschusse von fünf Geschwornen überlassen, neue Stücke zu prüfen, und behielten sich nur die Entscheidung bei der Wahl vor, wenn mehre für gleich gut gehalten wurden. Der Dichter hatte sein Werk den Geschwornen vorgelesen, und gewiß stand Manchem der Schweiß an der Stirn, wie Schiller, als er in Manheim den Schauspielern seinen „Fiesco" vortrug, wo Einer nach dem Andern hinausging und Iffland allein den Werth desselben durchschaute. Das Vorlesen konnte aber immer häufig noch über die Aufnahme des Stückes manchen Zweifel obwalten lassen. Wenn es Zwei gut, und Zwei schlecht fanden, wurde es nun durch den fünften Geschwornen gut oder schlecht? Es trat daher häufig eine noch schärfere Probe ein. Man veranstaltete eine Privatvorstellung. Athen hatte hierzu ein besonderes Theater im Laufe der Zeit erbauen lassen. Was Geschmack und Kunstsinn in vorzüglichem Grade besaß, wurde dazu eingeladen, und Jeder konnte sich nun zum Richter des Ganzen, oder einzelner Partien aufwerfen. Selbst gute, längst anerkannte Dichter mußten sich solche — Probevorstellungen gefallen lassen, und es kam dann wol zu lebhaften Debatten. So hatte z. B. dergleichen einmal Euripides bei einem neuen, nicht mehr vorhandenen Stücke, der „Danaë", zu bestehen. Die Zuschauer wurden über eine Stelle wild, worin er, wie dergleichen öfters von ihm geschah, die Majestät des Jupiters angriff. „Jupiter!" lautete sie, „oder wie du sonst heißen magst; denn ich kenne dich nur vom Hörensagen!" Euripides nahm es äußerst übel, daß man ihn deshalb behelligte. Er trat ans Proscenium und rief: „Wenn ich ein Stück spielen lasse, so habt nicht ihr den Meister zu spielen und mich belehren zu wollen, wie man zu schreiben hat!" Allein er änderte dennoch die Stelle ab in: „Jupiter, wie man dich in Wahrheit nennt!" Ging es jedoch ihm so, der zu den Lieblingsdichtern Athens gehörte und den Sophokles abgelöst hatte — wie mag da manchem jungen Anfänger bange gewesen sein!

In Rom war die Sache nicht anders. Als sich das Theater dort eingebürgert hatte, ging es bald für Rechnung des Staats, bald für Rechnung junger, reicher Leute, welche sich dadurch die Gunst des Volkes erwerben und so den Weg zu den höchsten Ehrenstellen eröffnen wollten, die dann den gemachten Aufwand decken mußten. Natürlich aber nahmen sie ebenfalls nicht das erste beste Stück an, das ihnen ein Dichter überreichte. Als Terenz sein „Mädchen von Andros" den Ädilen, wie solche junge, reiche Senatoren hießen, anbot, war er nur wenig bekannt, und sie schickten ihn daher zu einem Kenner. Ihm sollte er erst sein Stück vorlesen und sein Gutachten einholen. Der junge arme Dichter kam zu ihm, als er eben bei Tafel war, und ward angewiesen, sich auf einen niedrigen Schemel, fast zu den Füßen des reichen Mannes niederzulassen. Allein es war derselbe auch in der That von Kopf und Herzen achtungswerth. Kaum hatte der Dichter eine Scene gelesen, als er sah, mit wem er es zu thun hatte. Terenz wurde eingeladen, erst mit ihm zu essen und dann sein Stück zu lesen, das seinen vollen Beifall erhielt. Inzwischen ward auch selten so eine Probe für hinreichend gehalten; im Gegentheil kam es ebenfalls meist zu einer Privatvorstellung, ehe ein Stück öffentlich aufgeführt wurde. Für wessen Rechnung das Stück gegeben wurde, der ladete seine Freunde und Alle ein, welche ein Urtheil darüber zu geben im Stande schienen, und gerade Terenz ist es wieder, der über die gegen ihn bei solchem Anlasse geäußerten hämischen Bemerkungen boshafte Klagen führt. Man lese nur den Prolog zu seinem „Eunuch". Die Ädilen hatten ihm die Handschrift abgekauft; er wurde „in Gegenwart der Magistratspersonen, damit man ein volles Urtheil fällen könnte, aufgeführt." Doch:

> Kaum hat man mit der Darstellung begonnen,
> So ruft ein Feind: „Ein Dieb, kein Dichter ist's,
> Der dieses Stück uns jetzt gegeben hat.
> Die Worte sind noch nicht einmal von ihm.
> Des Schmeichlers Rolle ist vom Nävius,
> Dem Plautus kommt die alte Fabel zu;
> Aus ihr ist der Soldat und Parasit
> Genommen."

Die Sache muß sehr bekannt geworden sein, da sie Terenz dem Publicum vortrug und sich vor diesem rechtfertigt. Kurz, es fand eine gewiß jeden Dichter ängstigende Procedur statt, ehe sein Stück aufgeführt wurde, und späterhin wurde unter dem Julius Cäsar, sicher aber unter dem Augustus ein officieller Kunstrichter angestellt, den Cicero für einen sehr beschränkten Kopf hält, Horaz dagegen mehr als ein mal als geistreich bezeichnet, und welcher übrigens nur das Haupt einer Lese- oder Prüfungscommission war, die aus fünf Köpfen bestand. Sie kam im Tempel des Apollo oder der Musen zusammen, und ohne ihre Zustimmung konnte kein Stück aufgeführt werden. Wir aber sehen daraus, daß ein armer Theaterdichter vor 2000 Jahren ebenso sehr, ja wol in noch höherm Grade mit Sorgen, Mühen und Cabalen zu kämpfen hatte, als jetzt!

Feste Jour bei Pontarlier im Departement des Doubs.



Schon in den Römerzeiten ward der Fels, der hier sich zeigt, zu kriegerischen Zwecken benutzt und war mit Wällen versehen. Die jetzige, wirklich uneinnehmbare Festung liegt höher als alle sie im weitern Umkreise

umgebenden Berge. An der einen Seite fließt zu ihren Füßen der Doubs, an der andern zieht sich die Heerstraße von Besançon vorbei, welche sich gerade hier spaltet und in zwei verschiedenen Richtungen nach der Schweiz führt. In neuerer Zeit ist die Festung Jour besonders dadurch merkwürdig geworden, daß sie zu Mirabeau's und Toussaint-Louverture's Gefängnisse gedient hat.

Gebräuche bei einer Hochzeit in den Vogesen.

Bei einer französischen Bauernhochzeit hat Alles viel mehr, als in unserm deutschen Vaterlande, seine feste unveränderliche Regel. Von dem Tage der Verlobung an ist fast jeder Schritt, möchte man sagen, in der einen und der andern Familie vorausbestimmt; da gibt es kein Compliment und keinen Gruß, der nicht formulirt wäre, keine Ceremonie, deren Anwendung und Bedeutung nicht Allen bekannt wäre und hin und wieder spinnt sich das Einzelne in eine völlig dramatische Darstellung aus. Als Beispiel werde hier mitgetheilt, wie es bei einer Hochzeit in den Vogesen, der Gebirgsgegend, die sich zwischen dem Elsaß und Lothringen hinzieht, herzugehen pflegt.

Die langen Winterabende, wo die beiden Geschlechter sich gesellschaftlich zusammenfinden, sind meistentheils die Veranlassung zu Liebschaften; aber es vergeht häufig noch eine lange Zeit, ehe sich die beiden betreffenden Familien über die Heirath verständigen. Wenn ein junger Mann sein Auge auf ein Mädchen (bacelle) geworfen hat, und wenn er entschlossen ist, um diese zu werben, so sendet er an die Ältern derselben einen seiner Vettern oder irgend einen gewandten, hübschen Burschen seines Dorfes ab, welcher den seltsamen Beinamen trouite bondon führt. Gegen Abend erscheint dieser im Hause der Auserwählten in der Gestalt eines Wanderers und bittet um gastfreundliche Aufnahme für die Nacht. Nach den herkömmlichen Begrüßungen: „Guten Abend!" (boun vèpoun) und: „Seid willkommen!" (béniau sia vot) setzt er sich und trägt sein Anliegen vor. Willigen die Ältern ein, so kommt er am zweiten Tage darauf wieder und bringt dem jungen Mädchen Krapfen und andere kleine Kuchen, welches „donner les fiançailles" genannt wird. Geben die Ältern ihre Zustimmung nicht, so ist es Sitte, dem abgewiesenen Liebhaber eine kleine Katze zu schicken. In jenem Fall erhält der letztere die Erlaubniß, seine „Blonde" in der Nachmittagsgesellschaft der Frauen (conairaige) aufsuchen zu dürfen, und diese kann ihrerseits mit gutem Gewissen die kleinen Geschenke ihres „Blondin" annehmen.

Ist der Hochzeitstag herangekommen, so versammelt sich die Hochzeitsgesellschaft früh am Morgen im Hause des Bräutigams. In Begleitung seines Gefolges und geführt von einem Ehrenburschen (garçon franc) begibt sich der letztere darauf zur Wohnung seiner Braut. Sein Vater überschreitet die Schwelle der Hausthür zuerst, und den Herrn des Hauses grüßend, fragt er diesen, ob er gestatte, daß seine Tochter am Feste theilnehme und in der Gesellschaft guter Leute die Messe höre. Während dieses Gesprächs sitzt die Braut in ihren gewöhnlichen Arbeitskleidern in einem Winkel des Kamins, spinnt an ihrem Rocken und stellt sich, als ob sie nichts von dem bemerke, was rings um sie hervorgeht. Auf die bejahende Antwort ihres Vaters heben sie die danebenstehenden Ehrenmädchen empor und tragen sie in ihr Zimmer, indem sie rufen, daß sie die Schuhe der Braut suchen würden.

Die Männer schließen darauf einen Kreis um den Herd, und ergehen sich um die Wette in Lobeserhebungen des jungen Paares. „Der Bräutigam ist ein guter Käsebereiter (marcairé); er sorgt trefflich für das Vieh und die Wiesen; Niemand weiß den Pflug besser zu führen als er; im ganzen Canton gibt es keinen geschicktern Drescher. Die Braut ihrerseits spinnt zwei Rocken Tag für Tag, melkt die Kühe ebenso gut als jede andere, und versteht sich auf das Buttern besser als irgend ein Mädchen des Landes."

Während dieser Unterhaltung befestigt eins der Ehrenmädchen einen mit Bändern geschmückten Lorberstrauß am Knopfloch eines jeden Gastes. Ist diese Ceremonie beendet, so nähert sich der Vater des Bräutigams abermals dem der Braut und sagt ihm, daß er zufolge des zwischen beiden Familien geschlossenen Vertrages komme, um das junge Mädchen für seinen Sohn zur Gattin zu begehren. Hierauf richtet der Vater der Braut eine kleine Danksagungsrede an jenen, welche stets mit folgendem Gespräche schließt:

Erlaubt mir zu fragen, wohin Ihr meine Tochter führen wollt.

Nach N . . . . ., entgegnet der andere.

Aber sind die Wege, welche nach diesem Dorf führen, nicht schlecht?

Ich kann Euch versichern, daß ein frischer Rasen deren Ränder bedeckt.

Der Vater der Braut erwidert, daß seine Tochter Herrin in seinem Hause sei, und daß er sie nur unter derselben Bedingung einem Andern geben könne. Jener antwortet, daß er diese Bedingung annehme.

Wenn dem so ist, entgegnet der Vater der Braut, so kann ich Euch sagen, daß Diejenige, welche Ihr begehrt, in diesem Augenblicke sich im Garten befindet; sie zeigt ihren Freundinnen, wie die Rosen gezogen und gepflegt werden müssen. Wenn sie nicht zu sehr beschäftigt ist, will ich sie Euch herführen.

Mit diesen Worten geht er hinaus, und kehrt bald darauf mit einem der Ehrenmädchen zurück.

Ich habe nicht viel Zeit gebraucht, um Die zu holen, welche Ihr begehrt, sagt er.

In Wahrheit, sie ist recht hübsch! antwortet der Vater des Bräutigams; allein es ist Diejenige nicht, welche ich wünsche.

Jener geht abermals fort, führt ein anderes junges Mädchen herbei und spricht:

Ich habe noch einmal im Garten gesucht und diesmal habe ich mich nicht geirrt.

In Wahrheit, sie scheint ebenso klug als schön zu sein und ist würdig, einen rechtschaffenen Gatten zu bekommen, entgegnet der Vater des Bräutigams, allein es ist Diejenige nicht, welche ich suche.

Der Pathe der Braut stellt dem Letztern nun seine Tochter oder irgend eine seiner Verwandtinnen vor und sagt:

Seht hier ist Eine, die Ihr zwar nicht begehrt, da sie aber eine gute Arbeiterin ist, so könnt Ihr sie vielleicht bei einem Freunde anbringen.

Nach diesen Worten macht der Vater des Bräutigams eine abermalige Verbeugung und setzt hinzu:

Ich werde sie selbst im Garten suchen, wo es Blumen aus allen Ländern gibt; ich weiß, daß die schönsten den Schatten lieben.

Er geht hinaus und kehrt in der That mit der Braut zurück, welche in Schwarz (die bei Festlichkeiten übliche Farbe) gekleidet ist und ein Silberband als

Gürtel trägt. Er ergreift das Taschentuch, welches sie in der Hand hält, und spricht:

Hier ist Eine, welche wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit mir diejenige zu sein scheint, welche ich suche; ich habe nichts weiter zu wünschen.

Der Vater der Braut überreicht dem Bräutigam darauf eine weiße Henne, das Symbol der Jungfräulichkeit und empfiehlt ihm, gut für dieselbe zu sorgen. Alle knien nieder, um seinen Segen zu empfangen, und die jungen Mädchen schluchzen um die Wette.

Ein schöner Frühling und eine schöne Ernte sind lieblich, sagt er, aber noch lieblicher sind zwei Gatten, welche einträchtig miteinander leben. Nachdem er noch einige moralische Regeln zu Nutz und Frommen des jungen Paares hinzugefügt hat, schließt er folgendermaßen: Wenn der Himmel euch Kinder schenkt, so lehrt sie, Gott und ihre Ältern zu lieben. Sagt ihnen, daß die Undankbaren dem Berge Tholy gleichen, welcher den Regen einsaugt, den der Himmel ihm sendet, und der dennoch stets trocken ist.

Nun beginnt die Hochzeitsfestlichkeit. Der Zug begibt sich nach der Kirche; voran schreiten Spielleute und ein Ehrenbursche, welcher eine an das Ende einer Stange angebundene weiße Henne und zwei Spinnrocken voll Flachs trägt, die mit Bändern geschmückt sind. Unterwegs feuern andere dicht neben den Ohren des jungen Paares Pistolenschüsse ab, welche als Zeichen der Freude gelten und in dem dortigen Patois Hioder heißen.

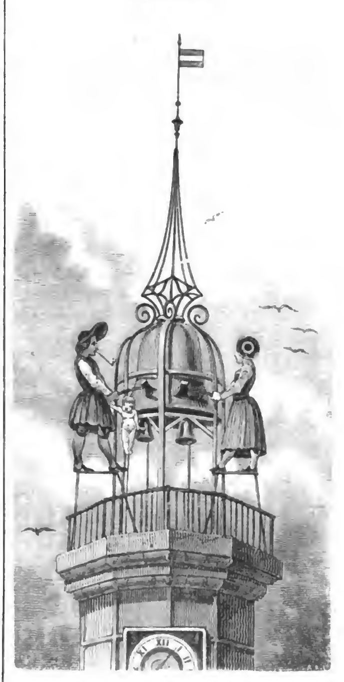
Sobald der Priester den Ring gesegnet hat, schlingt die Schwester oder die Base des Bräutigams ein schwarzes Band herum und befestigt denselben am Finger der Braut mit den Worten:

Ich gebe dir ihn im Namen meines Bruders (meines Vetters); erinnere dich, daß du ihm Liebe und Treue schuldig bist.

Der Kunstreitercircus im Grabmale des Kaisers Augustus.

Die alten reichen Römer thürmten ungeheure Gebäude auf, um die Asche ihrer Todten zu bergen; man denke nur an die Engelsburg, die päpstliche Festung, welche eigentlich das Grabmal des Kaisers Hadrian war. Eine sonderbare Verwandelung hat das große Mausoleum des Kaisers Augustus erlitten; nachdem es schon in frühern Zeiten von Alarich durchwühlt worden war, weil dieser Schätze darin zu finden hoffte, nachdem in den Kämpfen, welche die Römer im Mittelalter öfters gegeneinander bestanden, Alles noch mehr zerstört worden war, wurde das Ganze endlich um- und ausgegraben, um einen ansehnlichen Circus zu gewinnen, in welchem Pferde und ihre mit Tricot überzogenen Reiter und Reiterinnen ihre Kunststücke machen. Außerdem zieht man hier das Lotto, und häufig wird ein Feuerwerk abgebrannt, das den Römern ein Lieblingsgenuß ist. So wechselt das Schicksal! Hier, wo die Gebeine des mächtigsten Herrschers und Vieler seiner Freunde, seiner Verwandten, z. B. Agrippa, Drusus, und Octavia, seiner Schwester, sowie einiger seiner Nachfolger ruhten, schlägt jetzt der lustige Bajazzo seine Purzelbäume, und wo einst der Adler vom kaiserlichen Scheiterhaufen zum Himmel emporschwebte, prasselt jetzt eine Rakete in die Höhe, mit ihren schnell verlöschenden Leuchtkugeln die Vergänglichkeit alles Irdischen sichtbar zu machen.

Jacquemarts.



Mit obigem Namen bezeichnet man mechanische Figuren, die man sonst hoch oben auf Thürmen anzubringen pflegte, um auf diese oder jene Art die Glockenschläge anzugeben. Der Name rührt von dem berühmten Uhrmacher Jakob Mark her. Eine solche Uhr mit ihrem Jacquemart hatte — oder hat vielleicht noch — die Stadt Dijon. Sonst befand sich die Uhr, zu welcher der Jacquemart gehörte, auf dem Kirchthurme der Stadt Courtrai. Unter den Mauern dieser Stadt war im Jahr 1312 König Karl VI. gefallen. Die Einwohner weigerten sich, seine goldene Sporen an den Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, auszuliefern. Zur Strafe dafür nahm er ihnen nach der Schlacht von Rosebecque die Thurmuhr sammt Jacquemart und Glocken, führte Alles auf Wagen mit sich fort und verpflanzte den ganzen schönen Mechanismus auf den Thurm der Notredamkirche zu Dijon.

Mannichfaltiges.

Uncle Tom's Cabin („Onkel Tom's Hütte"), dieser unlängst erst hervorgetretene, aber bereits in so vielen Auflagen verbreitete Roman der amerikanischen Mistreß Stowe, daß es vielleicht nicht mehr möglich ist, mit Bestimmtheit anzugeben, wie viele tausend Centner Papier jene Auflagen schon consumirt haben, ist ein Ereigniß, ebenso gut als eine Präsidentenwahl oder eine Stockfisch- und Vogelmistfrage. Die Dichterin führt die Sklaven, die Schwarzen, in die Cultur ein; sie eröffnet uns in ihrem Buche in der Neuen Welt noch eine neue, und deckt meisterhaft, tragisch und komisch, oft in dem raschesten Wechsel, erschütternd das Menschliche auf in einem bisher unmenschlich behandelten Geschlechte Diese Schrift, die namentlich auch in England, um es kurz zu sagen, Furore macht, wird ein Interesse, eine Liebe, eine Achtung für die Schwarzen verbreiten, durch welche die endliche Lösung der Sklavenfrage bald wie eine reife Foderung der Cultur erscheinen und ohne große Störung verwirklicht werden wird.

Die Ballonwuth war im letztvergangenen Sommer in London fast epidemisch. Es stiegen wahre Ungeheuer von Ballons auf mit großen Schiffen, auch wol mit Luftspringern, die oben über der Paulskirche allerhand niedliche Kunststücke machten, sich an einem Beine oder Arme herunterhingen; aber sie mußten sich doch alle nach dem Winde fügen. Jedenfalls wird man aber der Luft auch noch Herr werden, wenn man erst auf dem Meeresboden mit Dampf fährt. Hat man dem Zeus den Blitz geraubt, so wird man mit den Winden auch noch fertig werden; denn Äolus ist ja ein viel geringerer Gott als Jupiter.

Das Wappenschild des Kaiserreichs Haiti zeigt, gehalten von zwei steigenden Löwen, einen Adler mit einer Krone auf dem Haupte, der auf einer Kanone sitzt. Der Helmbusch ist eine Krone, auf der ein Kreuz steht, mit dem Motto: „Dieu, ma patrie et mon epée."

Die Zahl der Juden in Jerusalem ist in neuerer Zeit sehr gewachsen, da bekanntlich früher die türkischen Gesetze nur immer 300 Juden den Aufenthalt in Jerusalem gestatteten. Manche unter diesen Juden sind reich und besitzen selbst Eigenthum in der Stadt; aber sie verbergen ihren Reichthum, um die Habsucht der Türken nicht zu reizen. Sie wohnen meist auf dem rauhen Abhange des Berges Zion und im untern Theile der Stadt; ihr Quartier besteht aus engen, schmuzigen Straßen, in denen man eine verpestete Luft einathmet; in elende zerfallene und zerfallende Wohnungen sind die Leute zusammengepreßt. Jeder Jude, der einsam über die Straße geht, macht den Eindruck eines Menschen, der jeden Augenblick insultirt zu werden fürchtet.

Das Beschlagen junger Eheleute am Tage nach der Hochzeit ist in der Vendee in Frankreich eine in ihrer Art gewiß sonst nirgends vorkommende Sitte. Der Hufschmied des Dorfes erscheint in baumwollener Mütze, Hammer und Zange in der Hand, und stellt sich als ob er den neuen Eheleuten einige Nägel in die Fußsohlen schlüge, gleichsam um ihnen zu sagen, daß es auf dem Wege des ehelichen Lebens manche glatte Stelle gebe, wo man fein achtsam sein müsse, um nicht zu fallen.

Verantwortlicher Redacteur: H. J. C. Wolbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 519.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [11. December 1852.

Der Mann mit der eisernen Maske.



Dieser so berühmt gewordene Mann mit der eisernen Maske ist bis auf den heutigen Tag noch eines der unaufgelösten Räthsel des 17. Jahrhunderts. Philosophen, Geschichtsforscher, Memoiren-, Komödien- und Romanschreiber zerarbeiteten sich mit Aufstellung von hunderterlei Vermuthungen, Wahrscheinlichkeiten und Forschungen, welche dem kritischen Auge beinahe sämmtlich gleich wahrscheinlich und gleich unwahrscheinlich erscheinen. Die Wahrheit liegt unter den Trümmern der Bastille und unter dem Rasen des Kirchhofs von St.-Paul begraben und wird wol schwerlich je noch zu Tage kommen.

Einige suchten unter dieser eisernen Maske den in Ungnade gefallenen Finanzminister Fouquet, Andere einen armenischen Patriarchen. Weit verbreitet war die Vermuthung, daß es Graf Ludwig von Vermandois, ein Sohn Ludwig's XIV. und des Fräuleins de la Vallière gewesen. Aber dieser starb schon im Jahre 1683. Manche nennen den Herzog von Beaufort, allein dieser wurde bekanntlich bei der Belagerung von Kandia von den Türken gefangen und wahrscheinlich ermordet. Viele sehen in ihm den berühmten Herzog von Monmouth und halten dessen im Jahre 1685 im Tower zu London erfolgte Hinrichtung für ein Märchen. Am längsten und allgemeinsten verbreitet war der Glaube, jener Unglückliche sei Niemand anderes gewesen, als ein natürlicher Sohn der Königin Anna, oder ein nach Ludwig's XIII. Tode nachgeborener Prinz, also ein Bruder Ludwig's XIV., daß er diesem außerordentlich ähnlich gesehen habe und von ihm theils der Ehre der Mutter wegen, theils um allenfallsigen politischen Streichen vorzubeugen, so grausam behandelt worden sei.

Auf diese Sage gründet sich das jetzt in ganz Deutschland durch Lebrun's Übersetzung bekannt gewordene Schauspiel: „Der Mann mit der eisernen Maske", welches so vielen unserer Leserinnen Thränen des Mitleids auspreßte und allerdings die am meisten romantische jener Sagen bühnenkundig behandelt.

Zu allen diesen Sagen und Vermuthungen gesellte sich später eine neue, welche so lange die Oberhand behalten zu wollen scheint, bis wieder eine neue Vermuthung, irgendwo ausgebrütet und mit allerlei Zierrath ausgestattet, der Neugierde der Welt preisgegeben wird. Dieser Angabe gemäß soll der Unglückliche Signor Mattioli, ein Minister oder Agent des Herzogs Ferdinand Karl von Mantua, gewesen sein, welcher als Verräther gegen seinen Herrn dem König Ludwig XIV. die Stadt und Veste Casal für 100,000 Pistolen verkauft und als Verräther gegen Ludwig den Östreichern und Spaniern jene Veste überliefert hatte. Ludwig habe ihn in Frankreich, wohin er als Gesandter seines Herrn gekommen, gefangen nehmen lassen und zu jener Strafe verdammt, um eine solche völkerrechtswidrige Handlung vor den Augen der Welt für immer zu verbergen.

Die wirkliche Geschichte weiß von diesem Manne mit der eisernen Maske nur Folgendes: Im Jahre 1662 wurde dem Commandanten der kleinen Veste Pignerol, dem bekannten Saint-Mars, unter sehr starker militairischer Bedeckung ein junger, hoher, schlanker, stattlicher Mann von edler Haltung und vornehmen Manieren zur Aufbewahrung übergeben und unter dem Namen Marchiali in die Gefängnißregister eingetragen. Das Gesicht des Mannes war nicht sichtbar. Eine kunstvolle eiserne Larve, mit schwarzem Sammet überzogen, verdeckte alle Züge. So beweglich war der Mechanismus an der Maske eingerichtet, daß der Gefangene, ohne sie abzunehmen, bequem essen und trinken konnte. Der Commandant hatte den strengsten Befehl erhalten, Jeden, der mit dem Gefangenen in irgend eine das Geheimniß gefährdende Berührung kommen, sein Gesicht ohne Maske sehen oder mit ihm correspondiren sollte, augenblicklich dem Tode zu übergeben. Allein dabei sollte der Gefangene selbst mit zartester Rücksicht und höchst achtungsvoll behandelt, wie ein Prinz bedient werden und keinen Genuß im Kerker entbehren. Nach zehn Monaten hatte der Gefangene leichte Anfälle von Irrsinn und sprach oft von wunderbaren Gesichten und Erscheinungen. Dies gab den Vorwand, seine Strafe grausam zu schärfen, indem man ihm einen wirklich wahnsinnigen Jakobinermönch, der ihn mit Verwünschungen, Predigten und heiligem Eifer fast zu Tode peinigte, zur Gesellschaft anwies. In diesem Zustande wurde Marchiali, wenn er oft in Verzweiflung sich widersetzte und der Kerkerordnung sich nicht fügen wollte, mit dem Prügel bestraft. Er trug diese Qual mit Sanftmuth und beschenkte sogar den Prügeloffizier mit einem kostbaren Ringe.

Glücklicherweise starb der Plagegeist von Mönch, noch bevor Marchiali (1681) mit seinem Commandanten Saint-Mars in die Veste auf der Insel Ste.-Marguerite hinüberziehen mußte. Elf Jahre brachte er in diesem Kerker zu, ohne alle Freude als die Erholung, welche seine Guitarre ihm gewährte. Hier war es, wo er eines Tages, um irgend einen Mitleidigen oder Freund von seinem Schicksale zu benachrichtigen, mit der Gabel auf einen seiner silbernen Teller Worte einkratzte und diesen dann zum Fenster hinaus in den See warf. Ein armer Fischer fand den Teller und brachte ihn dem Commandanten. „Was steht auf dem Teller geschrieben?" fragte dieser. „Ich weiß es nicht", antwortete der Bauer, „denn ich kann nicht lesen!" „Dies ist dein Glück, denn sonst wärst du augenblicklich des Todes gewesen!" Hier war es auch, wo der berüchtigte Minister Louvois den Gefangenen besuchte und so ehrfurchtsvoll ihn behandelte, daß er sich nicht einmal unterfing, in seiner Gegenwart zu sitzen.

Im Jahre 1698 wurde Saint-Mars als Gouverneur der Bastille in Paris angestellt. Er mußte mit aller Vorsicht gegen jede mögliche Endeckung seinen Gefangenen dahin mitnehmen und dort ebenso streng wie früher bewachen. Nur der Tod sollte ihn aus dem Kerker befreien. Nach 41 Jahren der Gefangenschaft überfiel ihn an einem Sonntage des November 1703 beim Zurückkehren von der Messe eine leichte Übelkeit. Schon am andern Morgen starb er. Man glaubt, er sei vergiftet worden.

Sein Leichnam wurde auf dem Kirchhofe zu St.-Paul unter dem Namen Marchiali begraben. Alle Wände seines Kerkers wurden sorgfältig abgekratzt und frisch geweißt, alles Geschirr, dessen er sich je bedient hatte, von welchem Metall es sein mochte, eingeschmolzen, seine Kleidung und Wäsche den Flammen übergeben, um alle Spur seines Daseins für immer zu vernichten. Bei der Untersuchung sämmtlicher Register der Bastille (1789) fand man auch nicht die mindeste Andeutung zu einiger Aufklärung über den Mann mit der eisernen Maske. Er war der Kaspar Hauser des 17. Jahrhunderts.

Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Herzog zu Sachsen.

(Fortsetzung.)

Den Anlaß zu der unglücklichen Wendung seines Geschicks gab eine dem Herzog ursprünglich ganz fremde Angelegenheit, nämlich die Fehde des fränkischen Ritters Wilhelm von Grumbach mit dem Bisthum Würzburg. Grumbach's Geschichte gehört zwar in ihrer ganzen Ausdehnung nicht hierher, doch muß das Wichtigste aus derselben des Zusammenhanges wegen erwähnt werden. Wilhelm von Grumbach war einer der

letzten Männer, in welchen der fehdelustige Geist einer frühern Zeit gleichsam in seinem letzten Aufflackern noch lebte und in den hin- und herwogenden Kämpfen des Schmalkaldischen Kriegs willkommene Nahrung fand. Seine Güter trug er theils von den fränkischen Markgrafen von Brandenburg, theils von dem Bisthum Würzburg zu Lehen. Der Bischof von Würzburg, Konrad von Bibra, mit dessen Nichte Grumbach verheirathet war, hatte ihn sehr bevorzugt und mit ansehnlichen Geschenken bedacht, die der folgende Bischof, Melchior von Zobel, mit Grumbach persönlich verfeindet, ihm zum Theil ohne rechtlichen Grund wieder entzog. Im Schmalkaldischen Krieg verband er sich mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach und ging wegen fortwährender Mishelligkeiten mit Würzburg 1551 ganz in dessen Dienste über. Als Albrecht die unter dem Namen des markgräflichen Kriegs bekannte Fehde gegen die Bisthümer Würzburg und Bamberg anfing, suchte der Bischof von Würzburg durch Grumbach's Vermittelung diesen Krieg von seinem Stift abzuwenden und brachte durch dessen Hülfe auch einen Vertrag zu Stande; doch vergaß Grumbach, wie leicht zu denken, auch sein eigenes Interesse nicht, und gewann von dem Bischofe mittels eines besondern Vertrags die Herausgabe und Einräumung verschiedener Güter und die Eigenthumserwerbung seiner würzburgischen Lehensgüter. Kaum aber war die Gefahr vorüber und Albrecht wegen fortwährender Verletzung des Landfriedens geächtet, als der Bischof alles an Grumbach Bewilligte wieder zurücknahm. Darüber erbittert veranlaßte Grumbach den Markgrafen im December 1552 zu einem Überfalle des Bisthums Würzburg, welcher Diesem großen Schaden brachte. Als in der Schlacht von Sievershausen Albrecht's Macht vernichtet war, erklärte der Bischof von Würzburg den Ritter Grumbach als einen untreuen Lehensmann aller seiner Güter im Würzburgischen verlustig; dieser klagte zuerst bei dem Reichskammergericht und erhielt ein günstiges Urtheil, das jedoch der Bischof ebenso wenig befolgte wie eine von Grumbach nach damaliger Sitte öffentlich bekannt gemachte Klagschrift und selbst die Verwendung des Kaisers ihn zum Nachgeben vermochte. Nun schritt der erzürnte Grumbach zur Selbsthülfe und schickte Leute ab, die sich bei Gelegenheit der Person des Bischofs bemächtigen sollten; der Bischof wurde aber bei diesem Vorfalle am 15. April 1558 erschossen. Daß Grumbach zu dem Morde Befehl gegeben habe, hat er bis zu seinem Tode selbst unter den Qualen der Folter geleugnet; aber freilich hatte er doch den Überfall befohlen, welcher den Tod des Bischofs, wenn auch nur zufällig, veranlaßte. Grumbach trat nun in französische Dienste, kehrte aber 1559 nach Deutschland zurück, wo die rheinischen Kurfürsten auf dem Reichstage zu Augsburg ihn mit dem Stifte Würzburg auszusöhnen suchten; allein die würzburgischen Gesandten schlugen jeden Vergleich mit dem Mörder ihres Bischofs — wofür sie Grumbach hielten — hartnäckig aus, indem sie erklärten, habe sich Würzburg der großen Vögel — nämlich des Markgrafen Albrecht — erwehrt, so brauche es die kleinen nicht zu fürchten. Hierdurch aufs neue erbittert, dachte Grumbach wieder auf Selbsthülfe. Im Geheimen zog er viele vom Adel, besonders solche, die noch mit ihm unter dem Markgrafen Albrecht gedient hatten, wie Ernst von Mandelsloh, Wilhelm von Stein u. A. m., auf seine Seite. Um aber für jeden Fall wenigstens einen Fürsten zum Rückhalt zu haben, knüpfte er Verbindungen mit dem Herzog Johann Friedrich an. Sich gerade an diesen zu wenden, lagen ihm verschiedene Ursachen nahe. Johann Friedrich hatte, wie er, über erlittenes Unrecht zu klagen und Grumbach kannte Johann Friedrich's Begierde, die Kurwürde wieder zu erlangen, und wußte diese als Lockspeise für ihn zu benutzen. Wie weit das Einverständniß zwischen Beiden gleich anfangs gewesen, ist niemals ganz klar geworden. Indessen warb Grumbach unter dem Titel eines französischen Obersten Truppen an und bestimmte zu ihrem Sammelplatze sein Gut Hellingen im Koburgischen, das er im Juni 1563 vom Herzog Johann Friedrich zu Lehen empfangen hatte; am 16. September 1563 erließ er an das Stift Würzburg einen Fehdebrief, überfiel darauf in der Nacht vom 3. zum 4. October die Stadt Würzburg, drang in dieselbe ein und nöthigte in Abwesenheit des Bischofs das Domcapitel am 7. October zu einem Vertrage, worin er sich und seinen Verbündeten die Zurückgabe aller eingezogenen Güter und Niederschlagung der wegen der Ermordung des Bischofs Melchior von Zobel gegen ihn erhobene Klage ausbedung. Hierauf zog er von Würzburg ab, entließ sein Kriegsvolk und begab sich zu Johann Friedrich, der ihn nun völlig an seinen Hof und in seinen Schutz nahm.

Indeß nahm Grumbach's Sache sofort eine höchst ernsthafte Wendung; denn der Kaiser hatte kaum jenen Überfall der Stadt Würzburg erfahren, als er am 13. October über Grumbach wegen Landfriedesbruch die Reichsacht aussprach und dessen Vertrag mit dem Domcapitel zu Würzburg als erzwungen für nichtig erklärte. Herzog Johann Friedrich wurde wiederholt und endlich mit harten Drohungen aufgefodert, die Geächteten nicht länger zu beherbergen, noch sich ihrer sonst anzunehmen, und auf einem Reichsdeputationstage zu Worms wurde am 18. März 1564 zur Aufrechthaltung des Landfriedens und der Gerechtigkeit die Aufstellung einer Reichsexecutionsarmee unter dem Oberbefehl des Kurfürsten von Sachsen und des Herzogs von Kleve beschlossen.

Grumbach hatte sich mittlerweile bei Johann Friedrich in solches Vertrauen gesetzt, daß dieser, ohne die an ihn ergangenen Warnungen, selbst ohne die ihm drohende Reichsacht zu berücksichtigen, sich seiner und seiner Mitschuldigen beharrlich annahm. Anfangs erklärte er zwar, er beherberge die Geächteten nur deshalb, damit sie bis zu einem künftigen Reichstage, wo ihre Sache untersucht und entschieden werden könnte, sich ruhig verhalten und also der Friede befördert werden möchte; aber bald zeigte sich, daß er mit ganz andern Gedanken umging. Grumbach hatte Johann Friedrich vollständig an sich gefesselt, indem er dessen schwachen Seiten durchschaute und für seine Zwecke benutzte. Der Herzog, der den Verlust der Kurwürde nicht verschmerzen konnte, nach größerer Macht und Herrschaft leidenschaftlich strebte und dabei voll Mistrauen gegen den Kurfürsten August war, ging nur gar zu leicht auf Grumbach's Vorspiegelungen ein, der ihm viel von seinem Anhange unter dem deutschen Adel, ja von seinen Verbindungen in Frankreich, England und Schweden rühmte und ihm, falls er an die Spitze des deutschen Adels treten und diesem zu seinen Rechten verhelfen würde, Hoffnung machte, nicht nur die Kurwürde sammt allen Ländern der Kurfürsten von Sachsen, sondern auch wol gar die Kaiserkrone zu gewinnen. Herzog Johann Friedrich ließ sich durch diese verführerischen Aussichten, die mit seinen längst im Stillen genährten Wünschen nur allzu sehr im Einklang standen, bethören, alle Warnungen des

eigenen Bruders, seines Schwiegervaters, ja selbst des Kurfürsten von Sachsen blieben fruchtlos und er schritt unaufhaltsam fort auf seinem unheilvollen Wege.

Grumbach suchte, man weiß nicht, ob ernstlich oder nur dadurch Zeit zu gewinnen, zu Anfang des Jahres 1564 sich öffentlich über seine Handlungen zu rechtfertigen und bewog auch die Ritterschaft und sogar den Kurfürsten von Brandenburg, eine Fürbitte für ihn bei dem Kaiser einzulegen, die über ihn ausgesprochene Acht zurückzunehmen. Es blieben diese Schritte aber ohne Erfolg, und mittlerweile wurden sowol von Grumbach als von dem Herzog Johann Friedrich die Vorbereitungen zum Kriege mit ziemlichen Ernste betrieben. Der Herzog erließ am 12. März 1564 einen Befehl, worin er seinen Unterthanen alle auswärtigen Kriegsdienste verbot und ihnen befahl, sich in guter Rüstung und Bereitschaft zu halten, er verstärkte die Befestigungen der Stadt Gotha und des Schlosses Grimmenstein und verlegte, um dem Mittelpunkt dieser Kriegsrüstungen näher zu sein, selbst seine Residenz von Weimar nach Gotha und seine Kanzleien nach dem benachbarten Waltershausen. Zugleich ließ er durch Grumbach sowol mit Frankreich als mit Schweden wegen eines Bündnisses unterhandeln, und dieser zog ebenfalls mehre seiner alten Kriegsgefährten aus den Zeiten des Markgrafen Albrecht nach Gotha, welche die Streitkräfte des Herzogs mit Reitern und Fußsöldnern verstärkten. Der am 23. Juli 1564 erfolgte Tod des Kaisers Ferdinand verursachte zwar einigen Aufschub, indem sein Nachfolger Maximilian II. den Herzog Johann Friedrich möglichst zu schonen suchte und wiederholte gütliche Vorstellungen anwendete, ehe er sich entschloß, mit Gewalt einzuschreiten, im Wesentlichen wurde jedoch der Stand der Sache dadurch nicht verändert.

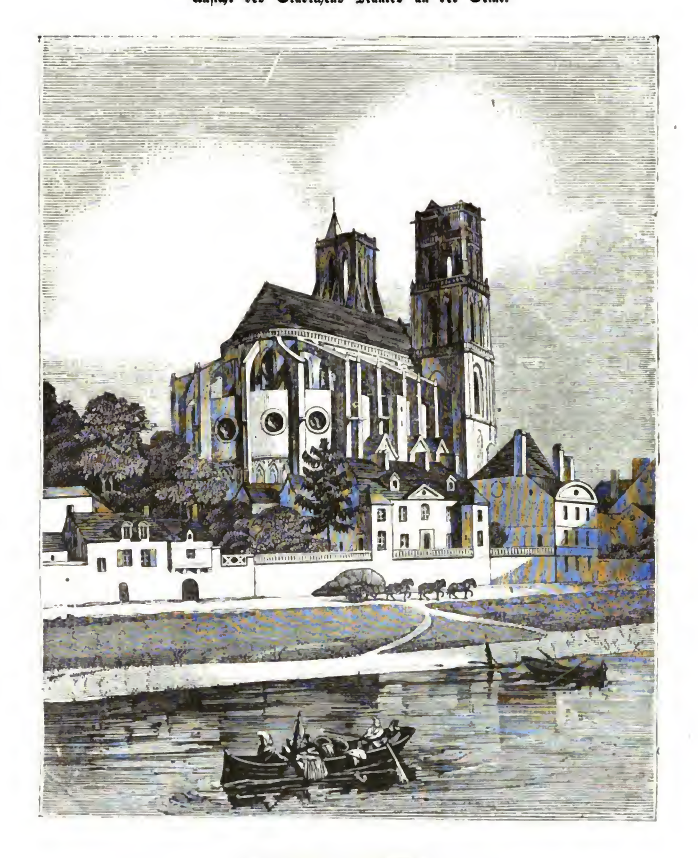
Inzwischen war die Zeit, für welche dem Herzog Johann Friedrich von seinen Brüdern die ausschließliche Landesregierung überlassen worden war, im Jahre 1564 abgelaufen. Letztere, welche mit Johann Friedrich's Betragen durchaus nicht zufrieden waren und in der Verbindung mit Grumbach das Unheil herankommen sahen, bestanden auf eine Änderung und so kam am 20. August 1565 ein Vergleich zu einer gemeinschaftlichen und ungetheilten Landesregierung zu Stande. Dieser Vergleich half jedoch nicht allen Mishelligkeiten ab, denn Johann Friedrich verlangte als der ältere Bruder Manches für sich voraus, und erließ sogar am 14. October ein Abmahnungsschreiben an die sämmtlichen Unterthanen, die Verordnungen seiner beiden Brüder, wodurch ihm die alleinige Aufsicht über die Festungen im Lande verweigert werden sollte, nicht zu befolgen. Auch war die neue Ordnung nur von kurzer Dauer. Denn als der jüngste Bruder, Johann Friedrich III. oder der Jüngere, am 31. October 1565 unvermählt starb, wollte sich der Herzog Johann Wilhelm die gemeinschaftliche Regierung nicht mehr gefallen lassen und drang auf eine Landestheilung. Durch Vermittelung des Schwiegervaters beider Fürsten, des Kurfürsten von der Pfalz — denn Johann Wilhelm war seit dem 16. Juni 1560 mit der pfälzischen Prinzessin Dorothea Susanna, einer Schwester der Gemahlin Johann Friedrich's, verheirathet — wurde zu Weimar am 21. Februar 1566 ein Vertrag vorläufig auf sechs Jahre geschlossen, wodurch die herzoglich sächsischen Länder in zwei gleiche Theile, den weimarischen und den koburgischen, gesondert wurden; den weimarischen Antheil erhielt diesmal Herzog Johann Friedrich, den koburgischen Johann Wilhelm. Nach drei Jahren sollte eine Abwechselung zwischen Beiden erfolgen, indessen aber jeder Landesherr in seinem Antheile seine Verordnungen „für sich und seinen freundlich geliebten Bruder" erlassen. Johann Friedrich machte den Landständen des koburgischen Antheils diesen Vertrag bekannt; Johann Wilhelm nahm seine Residenz in Koburg und trat am 5. April seine Landesregierung daselbst an.

Auf dem Reichstage zu Augsburg wurde am 13. Mai 1566 die Achtserklärung gegen Grumbach mit Beistimmung aller versammelten Reichsstände wiederholt und auf Alle, die ihn beherbergten und beschützten, ausgedehnt. Diese Achtserklärung traf mithin auch schon eventuell den Herzog Johann Friedrich selbst; um jedoch noch das Mögliche zu seiner Schonung und Rettung zu versuchen, schickte der Kaiser einen Kurier an denselben ab, durch welchen er ihn förmlich bitten ließ, seinen unheilvollen Weg zu verlassen und sich von Grumbach zu trennen. Der Herzog gab eine kurze und ausweichende Antwort, daß es ihm, da er nicht gewohnt sei Jemandem Treue und Glauben zu brechen, bei seiner fürstlichen Ehre und seinem Gewissen unverantwortlich sein würde, Grumbach jetzt ohne weiteres unbarmherzig zu verstoßen. Die beiden Männer schlossen sich immer enger aneinander; Grumbach legte sein geächtetes Haupt, Schutz suchend, an Johann Friedrich's Brust. Alle schlafengegangenen Schmerzen, Hoffnungen und ehrgeizigen Plane wußte er mit schmeichlerischer Stimme von neuem darin zu wecken. Noch in bester Manneskraft, thatenlustig und heimlich grollend mit seinem eigenen Schicksal, umfaßte Johann Friedrich das des Geächteten mit glühender Theilnahme, trotzte den Abmahnungen der Verwandten, dem Befehle des Reichsoberhaupts und allen Schrecknissen der ihm selbst drohenden Acht, um Jenem Schutz zu gewähren. Tausend Stimmen von nah und fern wurden laut, die dem Herzog anriethen, umzukehren auf seiner gefährlichen Bahn, sich aus den Netzen des Betrugs und der Arglist loszuwinden, die ihn umstrickten, und durch reuige Unterwerfung die Verzeihung des Reichs zu erwirken, — vergebens und zu spät; Johann Friedrich konnte sein Herz nicht mehr von Wilhelm v. Grumbach losreißen. Inzwischen war noch bekannt worden, daß Grumbach durch seine Anhänger dem Kurfürsten von Sachsen nach dem Leben trachten lasse, und nun blieb es nicht mehr bei der Drohung der Acht gegen Johann Friedrich, sie traf ihn; sie ward am 12. December gegen ihn ausgesprochen, er erhielt die feierliche, schreckliche Verkündigung und den Absagebrief, der alle Bande der Natur und der Gesellschaft für den Unglücklichen löste, an den er gerichtet war. Seinem Bruder Johann Wilhelm wurde sein Land überwiesen und dieser aufgefodert, der brüderlichen Verwandtschaft nicht mehr eingedenk zu sein und die Vollziehung der Acht als treuer Stand des Reichs mit zu übernehmen. Er that es mit seinem Vetter, dem Kurfürsten von Sachsen, der die Würde trug, die Johann Friedrich von seinem Vater hätte erben sollen. Ein zahlreiches Executionsheer führten die Fürsten vor Johann Friedrich's Residenz, die sie belagerten und endlich durch Empörung der Bürger gegen ihren geächteten Herrn einnahmen. Johann Friedrich wurde mit Grumbach und dessen Anhängern gefangen genommen. Dies geschah an demselben Sonntage Misericordias Domini, an welchem vor 20 Jahren des Herzogs Vater in der Schlacht bei Mühlberg gefangen wurde. Über Grumbach und seine Anhänger hielten die Sieger ein grausames Blutgericht und Jo-

hann Friedrich, von allen seinen Hoffnungen mit einemmal in den Abgrund des Elends herabgestürzt, und aufs tiefste vor seinen Feinden gedemüthigt, mußte in die Gefangenschaft gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ansicht des Städtchens Mantes an der Seine.



Der Doge Foscari und sein Sohn.

Venetianisches Nachtstück.

Wir haben schon einmal Gelegenheit gehabt, zu zeigen, wie das Oberhaupt des venetianischen Freistaates, der Doge, wenig mehr als eine glänzende Figur war, die, wenn sie sich gegen die eigentliche Staatsgewalt vergangen, ja nur das Misfallen, den Verdacht derselben sich zugezogen hatte, der ärgsten Kränkung und Demüthigung, dem peinlichsten Proceß und dem Tode selbst verfallen sah. Der Doge Marino Faliero hatte demselben nicht entgehen können, als ihn der Rath der Zehner dazu verurtheilt hatte, und ein ziemlich ebenso schreckliches Schicksal sollte einen seiner Nachfolger, Francesco Foscari, in der Mitte des 15. Jahrhunderts treffen. Zwar tödtete ihn das Schwert des Henkers nicht, desto mehr aber quälte ihn der Jammer über die Leiden des eigenen Sohnes und die Schmach, mit welcher man ihm die höchste Würde raubte, welche er so viele Jahre zur Ehre des Staates wie zu eigenem Ruhme behauptet hatte.

Über 20 Jahre lang war er bereits Doge gewesen; mit Aufopferung eines großen Theiles seines Vermögens hatte er 1423, als sein Vorgänger, Mocenigo, gestorben war, über seine Mitbewerber um diese Würde, den Sieg davongetragen und ihre Bitterkeit so empfunden, daß er selbst, vom hohen Alter belehrt, wie diese höchste Würde in Venedig auch die größte Bürde sei, um die Enthebung derselben zwei mal, allein vergeblich, nachsuchte. Sie sollte ihm bleiben, bis er ihrer in der schrecklichsten Weise beraubt wurde. Im Jahre 1445 ward sein Sohn, Jakob Foscari, beschuldigt von einigen fremden Fürsten, und namentlich vom Herzoge Mailands, Visconti, Geschenke erhalten zu haben. Wir wissen schon aus den Schicksalen Falieri's, wie in Venedig der Umgang eines Patriziers mit angesehenen Fremden ohne Vorwissen der Staatsgewalt ein schreckliches Verbrechen und wenigstens ein Vergehen war, das die ärgsten Folgen nach sich ziehen konnte, selbst wenn nicht die leiseste Andeutung von bösen Absichten vorlag. Was ließ sich nun vollends voraussetzen, sobald in solchem Verkehre Geschenke genommen worden waren! Das schreckliche Gericht der Zehner hatte daher kaum die Anzeige davon erhalten, als es mit seiner gewohnten Strenge gegen den Beschuldigten einschritt. Daß dieser der Sohn des alten, ehrwürdigen Dogen war, wurde von ihm nicht in Betracht gezogen. Es ließ ihn, wie einen gewöhnlichen Verbrecher, vorladen, und der Vater war genöthigt, den Vorsitz zu führen; denn, wie öfters in solchen Fällen, hatte es sich noch eine Giunta, d. h. einen Ausschuß der Signoria, des hohen Rathes, geben lassen, der als Zeuge seines Verfahrens dienen sollte, und als der Unglückliche gefoltert worden war — ein Schicksal, dem in jener Zeit selten ein Verbrecher entging, wenn er auch schon Alles gestanden hatte —, so verurtheilte es ihn zu lebenslänglicher Verbannung nach Napoli di Romania. Der arme Vater selbst war gezwungen, als Doge dem Sohne solchen Ausspruch zu verkünden; die Würde seines Amtes brachte es mit sich. Hätte er sich geweigert, es zu thun, so würde leicht der Verdacht um Mitwissenschaft des Verbrechens oder Vergehens haben entstehen können.

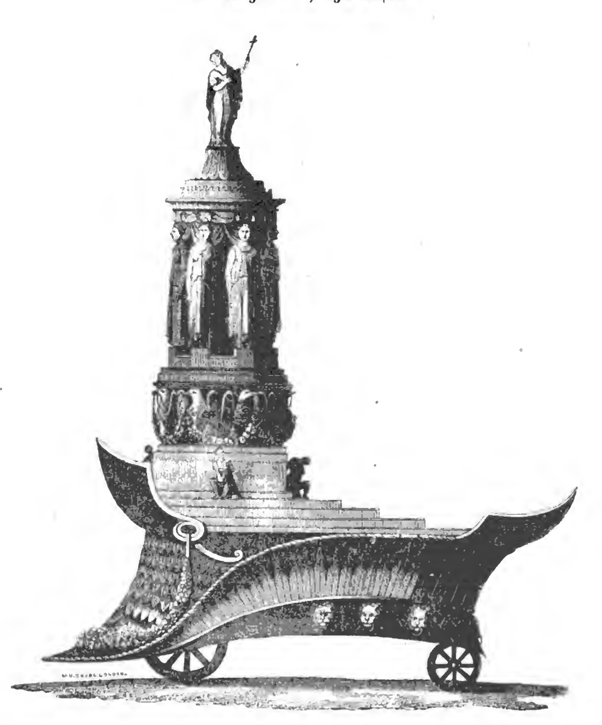
Eine Galeere segelte ab, Foscari nach dem Orte seiner Verbannung in Morea zu bringen; allein in Triest warf ihn der Schmerz über sein Schicksal auf ein gefährliches Krankenlager, und diese Zeit benutzte der Vater, zu bitten, zu flehen, daß man ihm einen andern Ort zur Verbannung anweisen möchte, wo er den Seinigen näher sei. Es glückte ihm auch in der That, daß Treviso dazu bezeichnet wurde, also ein Punkt in Italien selbst, verhältnißmäßig nahe bei Venedig, jedoch allerdings unter Androhung der Todesstrafe, wenn er es verlassen würde, und unter der Verpflichtung, sich alle Tage beim dortigen venetianischen Statthalter zu melden. Bereits waren so fünf Jahre vergangen, als Einer der Vorsitzenden des Zehnercollegiums ermordet wurde. Der Verdacht fiel auf den Verwiesenen; denn man hatte in Venedig einen seiner Diener gesehen, diesen festgenommen und sogleich auf die Folter gelegt. Der Mann war ohne Zweifel so unschuldig wie sein Herr; alle Qualen erpreßten ihm kein Geständniß Dessen, was man zu vernehmen meinte, doch statt in solcher Weise von dem grausamen Beginnen abzustehen, ließ man den Herrn desselben, Jakob Foscari, selbst nach Venedig bringen, und unterwarf ihn gleichermaßen der peinlichen Frage. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ertrug er die Schmerzen; es konnte nichts ihn dahin bringen, sich als Anstifter des Mordes zu bekennen. Doch seine Standhaftigkeit galt nur für Halsstarrigkeit, und diese ward wieder nur für ein Kind der Zauberei gehalten, und „weil gegen ihn", lautete das Urtheil, „Zeugnisse und Schriften vorliegen, welche klar darthun, daß er der Anstifter der Erdolchung und des Todes des Donato sei, wegen Zauberwortes und Zauberformeln aber, die bei ihm gefunden wurden, und seiner hartnäckigen Gemüthsart halber ein Geständniß Dessen, was durch Zeugnisse und Schriften sattsam erwiesen ist, nicht zu erzielen war, da er während der Folter weder einen Ausruf des Schmerzes, noch einen Seufzer, sondern nur bisweilen ein Murmeln zwischen den Zähnen und als ob er mit sich selbst spräche, hören lassen: so verurtheilen wir ihn zur Verbannung nach Kanea." Soweit entfernt schrieb er, wer weiß wie oft, an seinen Vater, an seine Freunde, ihm einige Erleichterung seines Schicksals auszuwirken. Der Arme hatte ja Weib und Kind und war Gefangener in jener damals so wilden Gegend der Insel Kandia. Doch weder die Freunde noch der Vater selbst hörten auf sein Flehen; wen das schreckliche Gericht der Zehner verurtheilt hatte, der sah sich von Allen verlassen.

Auf den Thron von Mailand war ein neuer Herzog gekommen, Sforza. Das Haus der Foscari hatte ihm früher manchen freundlichen Dienst erzeigt, und so wendete Foscari sich an diesen; er bat Foscari, möge sich doch zu Gunsten eines Unschuldigen, des Sohnes vom Doge selbst verwenden. Er vertraute den Brief einem Kaufmanne an, der ihn dem Herzoge zuzustellen versprochen hatte; allein kaum war er in Venedig angekommen, als er, überzeugt, daß er leicht ein Opfer seines Versprechens werden könne, den Brief dem Vorsitzenden des furchtbaren Gerichtshofes übergab. Nach einer andern Angabe wurde die ganze Sache durch einen Spion verrathen, der dem Verbannten als ein Diener beigegeben war. Die Acten des Processes selbst versichern das erstere. Sich um den Schutz, die Verwendung eines fremden Fürsten beworben zu haben, galt dem Zehnertribunale für das unverzeihlichste Verbrechen; sie ließ den armen Jakob Foscari sogleich auf einer dazu abgeordneten Galeere nach Venedig holen, und sein Empfang war die furchtbarste Folter. Dreißig mal ward ihm die Corda gegeben, d. h. man hob ihn bei den auf dem Rücken zusammengebundenen Armen empor und ließ ihn dann schnell herabstürzen, daß die festesten Gelenke aus ihren

Fugen hätten gehen mögen. Und diese Grausamkeit erscheint um so schrecklicher, da sie nicht einmal als Mittel zur Erforschung oder Erörterung eines Verbrechens beschönigt werden konnte; denn die Thatsache lag hell und offen da und es fiel dem Gequälten nicht ein, sie leugnen zu wollen, im Gegentheil bekannte er, wenn die Henker ihm einen Augenblick der Ruhe gestatteten und die Frage vorgelegt wurde, warum er den Brief geschrieben habe, daß es nur in der Absicht geschehen sei, denselben in die Hände des Gerichts zu bringen; daß er fest geglaubt habe, wie sein Schreiben dies Schicksal haben werde, aber überzeugt gewesen wäre, keinen andern Weg finden zu können, seine Klagen und Bitten demselben kundzuthun und so zu dem Glücke gelangen, noch einmal seine Ältern, sein Weib, seine Kinder zu sehen.

(Beschluß folgt.)

Der Wagen der heiligen Rosalie.



Am Haupttage des Festes der heiligen Rosalie, der Schutzpatronin von Palermo in Sicilien, wird auf einem 60 Fuß hohen, von 30—40 Maulthieren gezogenen Wagen ihr Standbild herumgefahren, das hoch oben auf einem kolossalen Unterbau prangt. Den künstlich gebauten Wagen zeigt die überstehende Abbildung.

Mannichfaltiges.

Das erste Exemplar von „Uncle Tom's Cabin“ kam im letzten April bei einem Verlagsbuchhändler in London an. Der kalte, starknervige Geschäftsmann blättert darin herum, überfliegt mitten in seinen Geschäften einige Zeilen und nimmt sich vor, Abends daheim noch einmal mit Muße darin zu blättern. Nach der Abendmahlzeit setzt er sich hin und fängt an zu lesen. Bald findet er, daß er auf dieser Seite herzlich lachen, auf der nächsten beinahe weinen muß. Endlich weint er wirklich — ein Buchhändler weint über den Inhalt eines Buchs!! Er wundert sich über sich selbst, das ist ihm im Leben noch nie vorgekommen; er hält es für Nervenschwäche. Seine Frau ist viel kaltblütiger noch als er; so denkt er, das Buch einmal an ihr zu probiren. Er weckt die auf dem Sopha sanft Eingeschlummerte und liest ihr vor in der Erwartung, daß sie bald wieder einschlafen werde. Aber nein — sie lacht; er liest weiter — sie weint. Endlich schluchzt sie laut und dem Vorleser versagt die Stimme weiter zu lesen. So führte sich der Roman in England ein und seine Verfasserin ist jetzt die intimste Hausfreundin in allen Familien, wo gelesen wird.

Leichter Verdienst. „Ich habe eben acht Groschen verdient“, sagte Heinrich Heine, als er aus einem schlechten Concerte kam. „Das Billet hat 16 Groschen gekostet und ich habe mich für einen Thaler gelangweilt.

Cocarden pflegen in unsern Umgebungen vorzugsweise die Männer zu tragen. In Croatien lassen es sich auch die Mädchen nicht nehmen, cocardirt zu erscheinen; wenn es die Jahreszeit gerade gestattet, hüllen sie ihren Patriotismus in eine weiße Nelke, eine halb offene Rosenknospe und eine Kornblume, die sie nur halb sichtbar in ihr dunkles Haargewinde verflechten.

Aus einer alten Rügenstube. Die unlängst erschienene, vielfach anziehende „Chronik der Stadt Delitzsch“ erzählt aus dem Jahre 1486: „Georg Winter's Eheweib, die aus Unvernunft schlimme Worte von der tugendsamen, ehrbaren Frau, der Hofmeisterin auf dem Schlosse, geredet hatte, mußte 20 Scheffel Hafer Strafe geben.“

Zum europäischen Exodus gehörig. Aus Großbritannien und Irland sind in den 20 Jahren von 1832—51 nicht weniger als 2,640,848 Personen ausgewandert; mehr als die Hälfte kommt auf die letzten fünf Jahre. Im Laufe von zehn Jahren haben 1,289,133 Irländer ihre Heimat verlassen. Im Jahre 1851 belief sich die Gesammtzahl der Emigranten auf 335,960; darunter waren 257,372 Irländer.

Die Eisenbahn über den Isthmus von Panama ist nun über die Hälfte bereits vollendet und zwar auf der bei weitem schwierigsten Strecke. Denn wenigstens über ein Fünftel dieser Linie erstreckt sich ein Morast, auf welchem man in Zwischenräumen von sechs Fuß Pfähle 20—25 Fuß tief einrammen mußte, um festen Grund und Boden zu erhalten. Die ungeheuern Schwierigkeiten, die hier durch Geschicklichkeit und Ausdauer überwunden werden müssen, übertreffen Alles, was sonst in irgend einem Theile der Erde existirt. Nur den ausgezeichneten Eigenschaften des Obersten Totten, unter dessen Leitung die Arbeiten stattfinden, wird es gelingen, ein solches Werk zu Stande zu bringen.

Die Kunst, ein Millionair zu werden, kann man sicher, leicht und schnell von — Shakspeare lernen. In den „Lustigen Weibern von Windsor“ sagt Frau Hurtig: Falstaff habe sie in Bezug auf die unbezahlte Rechnung damit getröstet, daß Prinz Heinz ihm Geld schuldig sei. „Was?“ fragt Dieser. „Ja“, versetzt Jener. „Du bist mir deine Liebe schuldig und die ist mir mehr als eine Million werth.“

Verantwortlicher Redacteur: M. J. E. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 520.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [18. December 1852.

Rhede vor Algier.



Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Herzog zu Sachsen.

(Fortsetzung.)

Unterm 15. April 1567 wurde der Herzog Johann Friedrich auf einem schwarzbekleideten Wagen unter einer starken Bedeckung von Reitern und Fußsoldaten von Gotha abgeführt. Anfangs hatte man ihm keine Bedienung gestatten wollen, doch ward ihm endlich erlaubt, seinen Edelknaben von Birkenfeld, einen Prediger und mehre seiner gewohnten Diener mitzunehmen; auch gab ihm sein Bruder einen Kammerjunker von Germar als Gesellschafter mit. Beim Einsteigen in den Wagen rief der Herzog: „Nun hinauf, in Gottes Namen!" Die Reise ging langsam über Langensalza, Leipzig und Meißen nach Dresden. Auch auf diesem traurigen Wege schien seine Hoffnung ihn noch nicht ganz verlassen zu haben, denn auf der Albrechtsburg zu Meißen, wo er Nachtquartier hielt, schrieb er mit Bleistift an die Wand: „Es geluckt noch wol. J. F. H. z. S." Aber der ihn bewachende Offizier schrieb mit Röthel darunter: „Gnad dir der allmechtig Got." In Dresden, wo er am 27. April ankam, blieb er einige Zeit, uud wurde am 14. Mai von dem kaiserlichen Commissarius Christoph von Carlowitz in Gegenwart der kurfürstlichen Räthe Hans von Ponikau und Dr. Krakow über 15 Artikel vernommen, welche die ihm gemachten Beschuldigungen enthielten, deren er einige leugnete, andere zugestand, sich aber deshalb entschuldigte und wegen Dessen, worin er sich vergan-

gen, den Kaiser und Kurfürsten um Verzeihung bat. Er stieß aber auf unerweichliche Herzen und insbesondere der Kurfürst erschien als sein erbittertster Feind. Wie er schon in Gotha die kaiserlichen Commissarien gebeten hatte, in Sachsen bleiben zu dürfen, so wiederholte er von Dresden aus diese Bitte bei dem Kaiser selbst und bat um ein fürstliches Gefängniß in Dresden. Dies ward ihm aber nicht bewilligt; er mußte am 4. Juni Dresden verlassen und wurde über Prag nach Wien gebracht, wo er am 22. Juni in einem offenen Wagen mit einem Strohkranz auf dem Haupte unter zahlreicher militairischer Begleitung einziehen mußte, und ungeachtet des heftigsten Regens zum Schauspiel des Volks und zu seiner tiefen Demüthigung auf einem großen Umwege durch die Stadt geführt wurde. Zu seinem Aufenthalte wurde ihm das Schloß zu Wienerisch-Neustadt angewiesen, wohin er am 27. Juni abging. Wegen einer Reparatur in diesem Schlosse wurde er im November 1567 nach Preßburg, im April 1572 aber wieder nach Wienerisch-Neustadt zurückgebracht, wo er die ganze noch übrige Zeit seiner trübseligen Gefangenschaft durchlebte.

Johann Friedrich hatte, als er von Land und Herrschaft, Haus und Hof, Weib und Kind scheiden mußte, drei Söhne, von denen der Jüngste noch an der Mutterbrust trank und die mit keinem Erbe als dem der väterlichen Schmach hinausgestoßen wurden. Des Herzogs Gemahlin Elisabeth, die bei seinem Abzuge aus Gotha sich nicht von ihm trennen wollte und nur mit Mühe aus seinen Armen gerissen werden konnte, zog am 16. April mit ihren Kindern ebenfalls ab und nahm ihren Aufenthalt vorläufig in Eisenach und bald darauf in Weimar; erst im August 1568 wurde ihr der sogenannte Zollhof in Eisenach zum Wohnsitz angewiesen, den sie im Frühjahr 1571 mit der Wartburg vertauschte. Ihre Zeit theilte sie zwischen der Pflege ihrer Kinder und unablässigen Bemühungen für die Befreiung ihres Gemahls oder doch wenigstens für einige Erleichterung seiner Lage. Deutschland hatte das ergreifende Beispiel, eine Fürstengattin und Mutter zu sehen, welche Himmel und Erde für Diejenigen beschwor, die ihrem Herzen theuer waren. Ihre Söhne an der Hand wallfahrtete Elisabeth von der Pfalz zu allen Fürsten des Reichs, den weltlichen wie den geistlichen, und netzte die Schwellen ihrer Paläste mit ihren Thränen. Für den unglücklichen Gemahl und die durch ihn unglücklich gewordenen Söhne flehte sie um Hülfe und Vermittelung, die Knie aller Mächtigen umklammernd. Tausend Briefe schrieb ihre zitternde Hand an alle Fürsten, an das Reichsoberhaupt selbst, und rief die Stimme göttlicher und menschlicher Barmherzigkeit an. Keine Abweisung, keine Versagung, kein laues Hinhalten entmuthigte die treue Gattin und Mutter. Nicht nur von ihrem Vater, dem Kurfürsten von der Pfalz, wurde sie in diesem Bemühen treulich unterstützt, sondern sie fand auch bei diesem und jenem Reichsfürsten Theilnahme und kräftige Fürsprache; aber alle diese Verwendungen scheiterten, nicht sowol an dem Willen des Kaisers, als an dessen dem Kurfürsten von Sachsen gegebenem Versprechen, den gefangenen Herzog nicht ohne seine Einwilligung freizugeben, und an dem unbeugsamen Zorne des Kurfürsten, der in der That durch sein Benehmen gegen den unglücklichen Johann Friedrich seinem Charakter einen unauslöschlichen Flecken aufgedrückt hat. Denn wie sehr er auch Ursache haben mochte, sich durch den Herzog beleidigt zu fühlen, so hätte er doch nicht unterlassen sollen zu erwägen, was diesem dabei, wenn auch nicht zur Entschuldigung, doch zu einiger Milderung seiner Schuld gereichte, daß nämlich die unbesonnenen und gefährlichen Unternehmungen des Herzogs im Grunde nur Folgen des an seinem Vater begangenen Unrechts waren. Wahr ist es, daß der Kurfürst nicht unterlassen hatte, ehe es zur Katastrophe kam, den Herzog zu warnen, und daß er die Achtsvollstreckung gegen denselben vermöge seiner Pflichten als Reichsfürst und Kreisoberster übernehmen mußte, auch wenn es ihm wehe gethan hätte, gegen einen Verwandten zu fechten; aber der Kurfürst zeigte nur zu deutlich, wie sehr ihm jener Auftrag willkommen war, und benutzte ihn sofort, sich unter dem Vorwande der Executionskosten mit einem Theile des ohnehin so sehr geschmälerten Landesgebiets seiner Stammesvettern zu bereichern; bei der Eroberung des Grimmensteins behandelte er ihn mit empörendem Hochmuth und nun, da Johann Friedrich aufs tiefste gedemüthigt und aller Mittel, ihm ferner zu schaden, beraubt war, war er es allein, der allen Fürbitten so vieler Reichsfürsten, ja den Wünschen des Kaisers selbst, den demüthigen Bittschreiben des armen Gefangenen und seiner Gemahlin mit starrem und kaltem Eigensinn widerstand und den Herzog einer lebenslänglichen Gefangenschaft überließ. Der aufopfernden Gattin war es selbst lange Zeit versagt, die Gefangenschaft mit ihrem unglücklichen Gatten zu theilen. Endlich drang der Schrei ihrer Verzweiflung durch und konnte nicht mehr überhört werden. Wenn auch alle hinsichtlich des Herzogs selbst angewandten Bemühungen fruchtlos waren, so erreichte die Herzogin doch einen andern, ihr nicht minder wichtigen Vortheil, nämlich die Wiedereinsetzung ihrer Söhne in einen Theil der väterlichen Länder; und hierzu war ihr der Kurfürst von Sachsen selbst behülflich, aber weniger aus Rechtsgefühl, als um den Herzog Johann Wilhelm, mit dem er sich inzwischen veruneinigt hatte, zu kränken. Auf Fürbitten vieler Reichsstände, dem Johann Wilhelm nicht widerstehen konnte, wurden auf dem Reichstage zu Speier im December 1570 die noch lebenden zwei Söhne des Herzogs Johann Friedrich's — der älteste war zwei Monate vorher gestorben — von dem Kaiser zu Gnaden angenommen und ihnen ein Theil der väterlichen Besitzungen zugesprochen. Die wirkliche Landestheilung kam indeß nach langwierigen Unterhandlungen erst am 6. November 1572 zu Stande, und es entstanden daraus in der Folge die Fürstenthümer Koburg und Eisenach.

Nachdem die förmliche Wiedereinsetzung und Verleihung der Prinzen Johann Kasimir und Johann Ernst mit einem Theile ihrer väterlichen Länder vollzogen worden und folglich die Sorge für die Söhne von dem Herzen der treuen Mutter genommen war, gab es für sie nur noch ein Streben, nur noch ein Ziel — die Freiheit ihres Gemahls. Elisabeth gewann es über sich, nach Dresden zu gehen und die Füße des Kurfürsten, ihres Todfeindes, gnadeflehend zu umfassen. Ohne Trost und Erhörung stand sie auf und verfügte sich nach Prag und Wien, wo sie die Vermittelung der Gemahlin Kaiser Maximilian's anrief. Sie erlangte indeß nach mehren ihr gewährten Audienzen von Seiten beider Majestäten und nach vielfach gepflogenen Unterhandlungen nichts als die Erlaubniß, ihren unglücklichen Gatten zu besuchen und endlich seinen Kerker theilen zu dürfen. Schon dies erachtete Elisabeth als eine Gunst und nahm es auf wie ein Glück. Allem entsagend schied sie aus der Welt und begrub sich in Johann Friedrich's Gefängniß, die Hälfte seiner selbstverschuldeten Leiden auf ihre Schultern nehmend, und

gewiß die größere, denn sie war es, die ihn aufrecht erhielt bei allen Prüfungen und bei den widrigsten Launen des Verhängnisses, eine Geduld der Engel und den unerschütterlichen Muth einer großen Seele entfaltete. So treffen wir das unglückliche Fürstenpaar in Wienerisch-Neustadt. Seit 16 Jahren theilte Elisabeth nun Johann Friedrich's Loos und war seine Trösterin in der Bedrängniß, seine Pflegerin in Krankheiten. Dabei ließ sie keine Gelegenheit vorübergehen, ihre Bitte um Vermittelung, Begnadigung und Freiheit nach allen Seiten hin zu erneuen; man antwortete ihr, machte ihr Hoffnungen, aber es blieb Alles beim Alten. Ein unversöhnlicher Fluch schien über Johann Friedrich zu walten. So floß das Leben des unglücklichen Ehepaares still und trüb dahin, nur selten aufgeheitert durch Nachrichten von den fernen Söhnen. Zwei Ereignisse erschütterten im Laufe der Zeit ihre schwer erkämpfte Ruhe; es war die Vermählung des ältesten Prinzen Johann Kasimir mit der Tochter des unversöhnlichen Kurfürsten August und dann dessen Tod, der plötzlich erfolgte. Da wachten noch einmal alle Hoffnungen und alle Sehnsucht nach Erlösung aus der Kerkerhaft in den Herzen der Gefangenen auf. Auch Kaiser Maximilian stieg ins Grab, und sein Nachfolger Rudolf hegte keinen persönlichen Groll gegen den Gefangenen, den er wie ein altes Erbstück der Krone empfing. Elisabeth schrieb und schrieb mit höher geröteten Wangen an ihrem Schreibtische an den neuen Kurfürsten, an den neuen Kaiser, an die Söhne, an die Schwiegertochter, an alle Fürsten von Deutschland — nicht ohne Wirkung blieben ihre Briefe und Suppliken; allgemeines Mitleid, allgemeine Theilnahme ging durch alle Kreise, überall gab es Fürbitten, Vermittelungen; aber des unglücklichen Herzogs Schicksal schien verjährt, zu Stein geworden; es ließ sich nicht mehr aus seinen Fugen lösen, er blieb Gefangener.

Allen seinen Leiden gesellte sich die Noth, der Mangel an Geld mit seinem ganzen schrecklichen Gefolge hinzu. Die Unterhaltungskosten für den gefangenen Johann Friedrich mußten ursprünglich von seinem Bruder Johann Wilhelm jährlich mit 15,000 Thlr. getragen werden. Sie wurden höchst unregelmäßig geleistet und später mit Genehmigung des Reichs auf 12,000 Thlr. herabgesetzt. Sobald aber die Prinzen Kasimir und Ernst mit dem Antheil der väterlichen Länder belehnt worden waren, mußten sie die Zahlung dieser Summe an ihren Vater übernehmen, ein Umstand, der bei den in Unordnung gerathenen Finanzen ihrer Fürstenthümer sehr nachtheilig auf sie einwirkte und sie in eine schwere Schuldenlast stürzte. Daher geschah es, daß auch sie bei dem besten Willen nicht immer pünktlich ihrer heiligen Verpflichtung nachkommen konnten; sie übertrugen die Ableistung derselben des bessern Geschäftsganges wegen nürnberger Kaufherren, aber die Hände des Betrugs und des Wuchers mischten sich hinein, und es war auf solche Weise begreiflich und buchstäblich an dem, daß der arme, tief gedemüthigte Herzog öfters an den nöthigsten Bedürfnissen Mangel litt. Dabei hatte er die ihm beigegebene Wache von 30 Mann aus eigenen Mitteln zu besolden, und befand sich bisweilen in der härtesten Bedrängniß. Die ganze Bedienung für den Herzog bestand jetzt noch aus einem alten Kämmerling, und eine alte Constablerwitwe kam von Zeit zu Zeit und besorgte, was die Fürstin an weiblicher Bedienung und Pflege bedurfte.

Der Herzog beschäftigte sich in seiner Gefangenschaft meistens mit schriftlichen Ausarbeitungen, vorzüglich theologischen Inhalts, und unterhielt einen fleißigen Briefwechsel mit berühmten Theologen und andern Gelehrten. Auch mit den Söhnen blieben Vater und Mutter in ununterbrochenem Briefwechsel. In allen seinen Bedrängnissen nahm der tiefgebeugte Fürst seine Zuflucht zur Religion und fand in dieser, auch wenn er sich zuweilen von Ungeduld und Mismuth übereilen ließ, bald wieder seine Beruhigung. Eines Morgens stand der gefangene Fürst von seinem Schreibpulte auf, um an das Fenster zu gehen. Ein Vogelbauer von Draht, dessen kleiner Bewohner sang, flatterte und schrie, war an dem Fensterstock aufgehangen, damit der Vogel sich an dem Sonnenlicht erquicke. Doch das Vögelchen schien damit nicht zufrieden und ließ von Zeit zu Zeit jenes piepende Geschrei vernehmen, welches ein unbefriedigtes Verlangen auszudrücken pflegt. Der Herzog ergriff seine Krücke, deren er sich der Gicht wegen bedienen mußte, und ging langsam auf den kleinen Schreier zu. „Was hast du denn, mein Mätzchen?" fragte er gegen den Vogel geneigt, „was ist's denn? Wasser ist da, Futter auch noch hinreichend — zwar nicht im Überfluß; nun wir werden neues kaufen. Hört Ihr, liebe Elisabeth", wandte er sich gegen die Herzogin, welche im Hintergrunde des Zimmers bei ihrem Frühstück saß, „noch für heute wird Mätzchens Leinsamen ausreichen, Ihr müßt unserm Haubold — der alte Kämmerling — Geld geben, daß er neuen kauft. Jetzt weiß ich, was ihm fehlt, der Zucker zwischen den Stäben ist aufgenascht und er will andern. Ja, Zucker schmeckt süß. Liebe Elisabeth, bringt mir doch ein Stückchen her."

Die Fürstin hielt soeben ein solches zwischen ihren Fingern, um es in die Tasse Warmbier zu werfen, welche vor ihr dampfte. Sie legte den Zucker neben die Tasse und durchsuchte mit der Hand die leere Schale. Da sie aber hier nichts mehr als einige unbedeutende Krumen fand, nahm sie jenes Stückchen wieder auf und trug es ihrem Gemahl hin. „Hier", sagte sie, „ist, was Ihr begehrt, Zucker für den Vogel." „Recht so, liebe Freundin, Ihr werdet gleich sehen, daß Mätzchen munter danach wird." Mit diesen Worten nahm er das Zuckerstückchen aus der Hand der Gemahlin, klemmte es zwischen die Stäbchen und das Vögelchen pickte sogleich lustig daran. Die Fürstin versuchte zu lächeln, aber es blieb bei dem Versuche, sie mußte das Antlitz wegwenden, um eine Thräne zu verbergen, die unwillkürlich ihr Auge benetzte. Der Herzog bemerkte ihre ungewöhnliche Erregung. „Was ist Euch, liebe Elisabeth", fragte er theilnehmend, „was habt Ihr? Ihr weint —" Da konnte sich Elisabeth nicht mehr halten, sie brach in Thränen aus und neigte das Haupt an seine Brust. „Nichts, theurer Gemahl", betheuerte sie weinend, „scheltet mich einer Schwäche wegen, die man wol dem Weibe verzeihen kann — jenes Stückchen Zucker war unser letzter!"

„Der letzte!" rief der Herzog, „der letzte doch nicht in dieser handeltreibenden Stadt. Sendet Haubold aus und laßt andern vom Kaufmann holen."

„Ach, theurer Gemahl, wir haben kein Geld, die kleinste Quantität zu bezahlen."

„So werden uns die Kaufleute auf Credit liefern, Elisabeth."

„Sie werden es nicht, sie weigern sich — sie haben es zu lange gethan."

„So laßt uns sterben, denn wir haben nichts mehr auf Erden zu thun", sagte der Herzog in heftiger Aufregung. Seine Lippen erblaßten, seine Hand mit der

Krücke flog verrätherisch hin und her, alle seine Glieder zitterten.

„Theurer Gemahl, beruhigt Euch", bat die Herzogin, ihn umfassend, „ich hätte nichts sagen sollen. Beruhigt Euch, es werden bessere Zeiten wieder kommen. Unsere Trübsal und Noth wird ihr Ende finden."

„Im Grabe", sagte der Herzog mit leiser, aber fester Stimme.

„Auch das, wenn es Gottes Wille ist. Doch verzagt nicht."

(Beschluß folgt.)

Die Abteibrücke bei Rockeby.



Rokeby ist ein alter Grafensitz in der Gebirgsgegend der Grafschaft York in England, am Zusammenflusse des Tees und der Greta gelegen. Die Schilderung des pitoresken Rokeby in Walter Scott's gleichnamigen Gedichte wird Vielen unserer Leser erinnerlich sein. Die sogenannte Abteibrücke, deren Ansicht hier gegeben ist, führt über den Fluß Tees, da wo er durch wilde Felsen sich gewaltsam Bahn bricht und in reißendem Falle über Gesteine und Trümmer fortstürzt.

Der Doge Foscari und sein Sohn.

(Beschluß.)

Auf Foscari's Aussagen erfolgte, nach solchem offenen Geständnisse, nach solcher Qual die neue Bestätigung des frühern Urtheiles, aber es ward geschärft; das nächste Jahr der Verbannung in Kanea solle er in einsamen Gefängnisse zubringen. „Fremde Fürsten darf ein Venetianer nicht um Hülfe anrufen!" machte man ihm bemerklich, und so fest hielt man stets hierauf, daß, als der Kaiser Friedrich III. einmal Venedig besuchte und um die Gunst bat, einen Schwiegersohn des Doge aus der Verbannung zurückzurufen, sowie einen Patrizier in die Signoria aufzunehmen, ihm Beides abgeschlagen wurde. Als große Gnade bezeichnete es der Rath der Zehner, daß man dem Gequälten und Verurtheilten erlaubte, vor der Abfahrt sein Weib, seine Kinder, seine Ältern noch einmal zu sehen und von ihnen den letzten Abschied zu nehmen. Allein auch dieser Gunst war bittere Grausamkeit beigemischt; er durfte es nur in Gegenwart von mehren dazu beigegebenen Zeugen, welche jeden vollen Erguß und Austausch der Gefühle unmöglich machten. Nicht im innern Familienkreise, sondern in einem der großen Säle des Dogenpalastes fand die Zusammenkunft statt. Hier mußte die Gattin Jakob Foscari's mit ihren vier Kindern den bleichen Mann umarmen; hier harrte seiner der 80 Jahre alte Vater und die wankende Mutter, ihre letzten Thränen mit denen des Sohnes zu mischen. Er warf sich, von Schmerz ergriffen, zu ihren Füßen, und flehte zum Vater, doch ja Alles zu thun, daß das harte ihm gesprochene Urtheil gemildert werde. Der Vater vergaß jedoch auch hier nicht, daß er Doge sei. Auf seine Krücke sich stützend, sprach er mit strengem Tone: „Geh, Jakob! Gehorche dem Ausspruche der Staatsgewalt und kehre nie zurück!" Zwei Augenblicke darauf nahm ihn die Galeere auf, die am Lido lag und ihn nach Candia bringen sollte. Es ist schwer zu bestimmen, ob man die Strenge des Dogen bewundern, oder solche Härte des Vaters schmähen soll; denn der Fall hat viel Ähnlichkeit mit der Handlungsweise des Römers Brutus, der seine Söhne hinrichten ließ und von dem der alte Plutarch sagt, daß man ihn nicht genug zu rühmen oder nicht genug zu tadeln Anlaß habe, weil entweder die Größe der Tugend alle Leidenschaften aus seiner Seele verbannte, oder das Übermaß des Schmerzes sie in gänzliche Fühllosigkeit versetzt hatte. Das Eine sei so ungewöhnlich wie das Andere; Beides stimme nicht zu der menschlichen Natur. Als Brutus selbst die eigenen Söhne hinrichten ließ, lag ein Verbrechen vor, durch welches die Fortdauer des freien Roms aufs Spiel gesetzt worden war. In diesem Falle hatte der Doge nur höchstens mit der Unbesonnenheit seines Sohnes zu thun, die kaum für ein Vergehen anzusehen war, und drei mal hatte er ihn können foltern sehen und statt den Unglücklichen, der die aus dem Gelenk gerissenen Arme nicht zu ihm erheben konnte, an sein Herz zu drücken, zeigt er ihm beim Abschiede nur das strenge Antlitz des Richters, nicht aber die Theilnahme eines Vaters! Wer vermag solche Herzlosigkeit des Staatsmannes zu würdigen? Jakob Foscari ward ein Opfer solcher — Staatstyrannei; er starb im Gefängnisse, von Gram und Schmerz gar bald erschöpft, fast in dem Augenblicke, wo man den Meuchelmörder entdeckte, dessen That ihm zur Last gelegt worden war!

Und sein Vater, der alte Foscari, erntete er denn die Früchte seiner staatsklugen Selbstbeherrschung? Mit nichten! Die Nemesis sollte auch ihn noch ereilen und seine Härte, mochte sie Schein oder Wirklichkeit sein, an ihm aufs bitterste rächen. So viele Jahre hatte er das Steuerruder der Republik mit Ehren geführt, soweit dies in die Hände eines Doge gegeben war; fast kein Jahr war vergangen, wo Venedig nicht mit nahen oder fernen Feinden zu kämpfen gehabt hätte. Ohne große Anstrengungen waren jedoch freilich nicht die Siege gewonnen worden, durch welche so manche der wichtigsten Städte, Brescia, Bergamo, Verona, Lonato, Peschiera u. s. f. unter Venedigs Herrschaft kamen; und so gab es in der Lagunenstadt gar Viele, welche dem alten Doge übertriebene Ehrsucht oder unersättliche Kriegslust Schuld gaben, ohne zu bedenken, daß er selbst nichts aus eigener Machtvollkommenheit thun, sondern nur ausführen konnte, was der hohe Rath, die Signoria, beschlossen oder genehmigt hatte. Im Schoose dieser selbst hatte er aber ebenfalls manche geheime Feinde, und Einer davon, Jakob Loredano, hat als solcher seinen Namen bis auf den heutigen Tag vererbt. Er gehörte einem Hause an, das dem der Foscari stets feindlich gegenüberstand. Der Doge hatte sich umsonst bemüht, diesen Haß zu ersticken; er trug dem Admiral Pietro Loredano, dem Vater Loredano's an, seine Tochter mit einem seiner Söhne zu vermählen; allein höhnisch wurde dieser Versuch zurückgewiesen und so die Feindschaft noch größer. Stets standen ihm die Loredano's entgegen, wenn er einen Vorschlag that. „Ich werde nicht eher glauben, wahrhaft Doge zu sein, so lange noch ein Loredano lebt!" soll er eines Tages im Unmuth ausgerufen haben. Da starb bald nachher plötzlich der Admiral Pietro Loredano, und die Verleumdung flüsterte von Ohr zu Ohr, daß der Doge wol seinen Tod beschleunigt haben möchte. Nicht lange nachher starb der Bruder des Admirals Marco Loredano ungewöhnlich schnell. Er war einer der Avogadori, der Staatsanwalte Venedigs und eben im Begriff gewesen, als Ankläger des Schwiegersohnes vom Doge aufzutreten, der sich der Veruntreuung von Staatsgeldern schuldig gemacht haben sollte. Die Verleumdung hatte jetzt neuen Stoff gefunden; so wenig Beweise vorhanden waren, so sehr reichte doch schon der Verdacht hin, den alten Familienhaß auf den Erben des Hauses, Jakob Loredano, in noch höherm Grade zu verpflanzen. Er trieb, wie so Viele der vornehmsten Patrizier, bedeutenden Handel, und in seinem großen Buche stand auf einem Folio der Name des Doge als Schuldner eingetragen; „für den Tod meines Vaters und Onkels", hieß es darin. Ihm gegenüber war das Blatt des „Habens" leer und offen; erst als der Doge Foscari gestürzt war, schrieb er hinein: „L'ha pagato", er hat ihn (den Tod meines Vaters und Bruders) bezahlt!

Mit einem solchen Gegner sollte der alte Doge jetzt den letzten Kampf bestehen! Und unter welchen Umständen! Jakob Loredano war nicht allein in die Signoria, sondern selbst in den Rath der Zehner, ja selbst als einer der Vorsitzenden darin aufgenommen worden; und so haben wir schon den Schlüssel zu der Härte, mit welcher des Dogen Sohn behandelt worden war. Sie hatte minder diesem, als dem armen Vater gegolten, an welchem Loredano seine Rache nicht unmittelbar nehmen konnte. Aber gesättigt war sie noch lange nicht. Der Doge hatte sich nach dem entsetzlichen Schlage, der sein häusliches Glück getroffen hatte, ins Innere des Palastes zurückgezogen; er war, von Schmerz und Kummer und Alter überwältigt,

mehre Jahre schon außer Stande, die Staatsgeschäfte mit Kraft zu leiten; allein so natürliche Folge der Umstände es war, so klug wußte es doch Loredano zu benutzen, im Rathe der Zehner darauf zu dringen, daß der Doge „wegen Altersschwäche" abgesetzt würde. Es war bereits mehrmals der Fall gewesen, daß ein Doge, in Folge hohen Alters, bei bedenklichen Umständen nicht mehr thätig genug zu sein vermochte, und unter solchen Umständen bestimmte Sitte wie Gesetz, daß der Älteste der Signoria ihm zur Seite stand. Diesmal wollten Foscari's Feinde sich nicht damit begnügen; die Kränkung wäre nicht bitter genug gewesen. Der Rath der Zehner gesellte sich eine Giunta zu, in ihrer Gegenwart den Gegenstand zu berathen; in voller Versammlung hielt Loredano eine Rede, in welcher er des Dogen Alter und Schwäche, die unglückliche Lage des Staates, der ohne kräftiges Oberhaupt sei, aufs lebendigste schilderte und zum Schlusse darauf antrug, einen neuen Fürsten zu wählen. „Ein Doge", rief er zuletzt, „ist unser Werk; wir haben das Recht, sein Verdienst zu prüfen, wenn wir ihn wählen, und über seine Untauglichkeit zu entscheiden, wenn diese eintritt. Der Fall ist eingetreten; das Wohl des Staates liegt in unsern Händen!" Seine Rede fand nur geringen Widerspruch; indessen zog sich doch die Berathung lange hin; die Absetzung eines Doge war fast noch nie vorgekommen. Besser schien es, wenn man den alten Doge bewegen könne, freiwillig abzutreten. Denn selbst angenommen, daß man ihn seiner Würde aus solchen Gründen berauben dürfe, so hatte doch nicht der Rath der Zehner das Recht dazu; sie sollten ja nur über Staatsverbrechen urtheilen; den Dogen zu wählen und zu beseitigen, konnte nur Sache der ganzen Signoria sein. In Folge dieser Bedenklichkeiten verfügte endlich das furchtbare Collegium, daß sechs Mitglieder der Signoria und seine eigenen Vorsitzenden sich zum Doge begeben sollten, ihm zu sagen, wie man glaube, daß er mit dem Wunsche einkommen werde, des hohen Alters wegen seine Würde aufgeben zu dürfen. Da ermannte sich der Greis. „Ich bin dazu zwei mal bereit gewesen", rief er entrüstet, „ohne aufgefodert zu werden; man hat da meine Bitte nicht gehört, und jetzt will ich nun nicht abtreten! Der Himmel hat meine Tage so lange hingehalten, zu erproben, was ich zu leiden vermag; Niemand aber hat das Recht, mir ein Leben vorzuwerfen, das ich dem Dienste des Staates geopfert habe. Von dem ganzen Staate habe ich die höchste Würde erhalten, und nur, wenn der ganze Staat darüber entscheidet, werde ich abtreten!" Die Abgeordneten hatten ihm Frist zur Erklärung bis zum nächsten Tage gegeben. Stillschweigend verließen sie ihn, zur festgesetzten Zeit zurückzukehren. Er wiederholte ihnen seine erste Antwort, und nun drang Loredano durch. Man fragte den Doge noch einmal, um ihm dann anzukündigen, daß er seines Eides entbunden, seiner Würde enthoben und gehalten sei, binnen acht Tagen den Dogepalast bei Strafe, aller seiner Güter verlustig zu gehen, zu räumen. Loredano war grausam genug, ihm das Pergament zu überbringen. „Ich werde mich fügen!" antwortete er jetzt. Und in demselben Augenblicke legte er den Hermelin, sowie die sonstigen Zeichen ab; er zog den Ring ab, der den Doge schmückte, und welcher sogleich zerbrochen wurde. Am folgenden Tage verließ er den Palast, wo er fast 35 Jahre geglänzt hatte, begleitet von seinem Bruder, seinen Verwandten und Freunden. Als er oben auf dem weiten Raume der großen Riesentreppe stand und noch einmal bitter lächelnd nach den verlassenen Prunkgemächern und Sälen zurückschaute, ladete ihn ein Secretair ein, doch lieber auf einer nach dem Kanale hinten hinabführenden Treppe den Palast zu verlassen, um so dem Volke auszuweichen, das in dicht gedrängten Scharen auf dem St.-Marcusplatze stand, und selbst alle Höfe des Palastes füllte. „Nein!" rief er, „wo ich hinaufgegangen bin, da will ich auch herabsteigen!" Und als er nun vor dem Palaste unten war, sah er noch einmal, sich umdrehend, hinauf und stützte sich auf seine Krücke: „Meine Dienste haben mich hinaufgerufen, die Bosheit meiner Feinde treibt mich heraus!" Das Volk, ihm an sich gar nicht freundlich gesinnt — denn wir erinnern uns, welche Opfer es hatte bringen müssen —, wurde doch von seinem Schicksale jetzt gerührt; Alles machte ihm ehrfurchtsvoll Platz. In seinem Familienpalaste angekommen, der noch heute eine Zierde Venedigs am großen Kanale ist, bat er nur, was geschehen war, zu vergessen. Düsteres Schweigen herrschte in der ganzen Stadt. Der Rath der Zehner hatte bei Todesstrafe verboten, über das Ereigniß zu sprechen. Bald läutete (31. October 1457), zum ersten male wieder, die Glocke des Marcusthurmes. Sie verkündete, daß der hohe Rath einen neuen Doge gewählt habe, und ihr Ton überwältigte vollends die Kräfte des erschöpften Greises. Ihr Schlag war sein letzter Schlag! Betäubt, bewußtlos sank er nieder; am nächsten Morgen athmete er aus. Die Signoria beschloß, ihm noch im Tode die Ehren zu gewähren, welche sie dem Lebenden hatte rauben lassen. Er wurde, so sehr sich auch seine Gemahlin dagegen sträubte, auf Kosten des Staates und mit allem Prunke seines Standes begraben; sein Nachfolger wohnte dem Gepränge nur in der Kleidung eines Senators bei. Loredano jedoch schrieb in sein Schuldbuch: „Er hat bezahlt!"

Whittington und seine Katze.

Das noch jetzt unter dem Namen Whittington-College in London bestehende Hospital, in welchem neben einigen Stiftungsgeistlichen viele arme Männer und Frauen wohnen und stiftungsmäßig mit Wohnung, Holz, Steinkohlen, Tuch und baarem Gelde reichlich versorgt werden, erhält fortwährend das Andenken an Richard Whittington, der aus der dürftigsten Lage zum reichen Manne und einem der ersten Würdenträger der Stadt London sich emporschwang. Die englische Volkssage berichtet Folgendes von ihm:

Whittington kam als hülfloser, armer Knabe nach London. Ein reicher Handelsherr, Fitz Warren, nahm ihn aus Mitleid als Küchenjunge an; er ward der Gehülfe des Kochs, der ihn sehr rauh behandelte. Niemand war ihm hold, als Fitz Warren's Tochter, die reizende Alice. In seiner Schlafkammer tobten Ratten und Mäuse so unwirsch, daß er keine Ruhe fand, bis er sich für einige Pfennige eine Katze kaufte. Bald hernach befrachtete der Kaufherr ein großes Schiff für ferne Welttheile und gestattete allen seinen Leuten, auf ihre eigene Rechnung etwas mitzugeben. Unser Richard brachte sein einziges Besitzthum, die Katze, herbei und übergab sie auf Befehl des Herrn dem Schiffscapitain. Er weinte sehr, weil er nun nicht mehr würde schla-



fen können, und wurde von Allen unbarmherzig ausgelacht. Aber die holde Alice bedauerte ihn sehr und schenkte ihm Geld, eine andere Katze zu kaufen.

Richard hatte schwere Zeiten bei dem groben Koche und mußte Scheltworte und Schläge genug von ihm erdulden. Eines Tages kam es ihm zu dick, er lief davon und rannte bis gegen Halloway, setzte sich dort auf einen Stein und weinte bitterlich. Noch heutzutage heißt der Stein „Whittingtonsstein". Aber der Himmel selbst hieß ihn zurückkehren und seinem Walten anvertrauen. Die Glocken der Nachbarschaft ertönten und sangen ihm deutlich die tröstlichen Worte:

„Kehr' um, kehr' um, Freund Whittington!
Drei mal Lordmajor von London!"

Richard schlich sich wieder in das Haus des Herrn zurück und duldete fortan ruhiger des Kochs Mishandlungen.

Nicht lange darauf warf das Schiff des Kaufherrn wieder Anker an der englischen Küste. Der Capitain brachte viele Schätze mit und erzählte von seinen Reiseabenteuern auch dieses: „An die Küste der Barbarei getrieben, hatte ich dem Könige dieses Landes viele Proben meiner Ladung gesendet. Zum Danke dafür lud der König mich und den Schiffsmeister in sein Schloß, um uns wahrhaft königlich zu bewirthen. Aber kaum war die Tafel reich bestellt, als aus allen Winkeln hervor Ratten und Mäuse sprangen und die Mahlzeit verzehrten. Ergrimmt darüber versprach der König die Hälfte seiner Schätze dem, welcher von dieser greulichen Plage ihn befreien würde. Ich gedachte sogleich der Katze des armen Whittington und versprach dem Könige, ihm die Ratten und Mäuse zu vertreiben. Also holte ich die Katze vom Schiffe und nahm sie unter den Arm. Abermals ließ der König die Tische decken und abermals rannten die unersättlichen Diebe herbei. Da setzte ich die Katze auf den Boden, die Schlacht begann, Leichname bedeckten nach wenigen Minuten das Gemach, was fliehen konnte, floh. Aus Dankbarkeit erkaufte der frohe König nicht nur die ganze Ladung um hohen Preis, sondern auch die Katze Whittington's für schweres Gold. Hier bringe ich Beides und der Küchenjunge kann sich für den Ertrag seiner Katze jetzt andere Dinge kaufen, wohl selbst ein Schiff bemannen und befrachten."

Einige Jahre später wurde die holde Alice Fitz Warren die Gattin des wackern Whittington, und bald darauf klangen die Glocken von London wirklich:

„Gegrüßt sei Richard Whittington
Als Lordmajor von London!"

Was übrigens die Menge Goldes für eine Katze betrifft, so weiß Jedermann, daß nach der ersten Entdeckung von Südamerika geraume Zeit die Katzen ein glänzender Handelsartikel der Europäer waren. Hunderte von Piastern wurden für ein Paar Katzen gern von den Spaniern dort gegeben. Selbst noch zur Zeit der Königin Elisabeth blieben sie im spanischen Amerika eine theure Waare.

Richard Whittington starb im Jahre 1425.

Mannichfaltiges.

Die Bettler in China, von denen es besonders in den großen Städten wimmelt, verstehen sich auf die Menschen, und um den Leuten Herz und Beutel aufzuthun, brauchen sie ganz dieselben Mittel und Mittelchen, Kniffe und Pfiffe, mit denen in unsern großen Städten die Bettler zu Brot kommen. Das Seltsamste aber ist die Art, wie sie in Kaufläden und Häusern Almosen fodern. Sie dringen hinein, bald einzeln, bald in Scharen und fangen an aufs jämmerlichste zu klagen und zu schreien. Wenn in dem Kaufladen gerade ein Käufer oder in dem Hause Besuch ist, so ist es ihnen um so lieber, denn sie wissen, daß der Hausherr sie dann um so schneller wird los sein wollen. Wird ihnen Almosen nicht augenblicklich gegeben oder gar verweigert, so gehen sie nicht etwa ihrer Wege, sondern fahren fort zu bitten, zu winseln, zu schreien, und zuletzt werfen sie sich auf den Boden, verlustiren sich da, so gut es gehen will oder schlafen ein, als wären sie zu Hause. Was soll der arme Hausherr dann thun? Um die Peiniger los zu werden, gibt er ihnen Almosen und läßt sie laufen. Sie aber gehen schweigend davon, ohne auch nur schön Dank zu sagen, und ziehen in ein anderes Haus, wo sie es ebenso machen.

Die Privathäuser in Nordamerika sind in der Regel ziemlich klein und einförmig. Das kommt zum Theil daher, daß der Amerikaner mit Zähigkeit darauf hält und daran hängt, daß jede Familie ihr Haus für sich hat. Der Hausfriede, das Gefühl, daß man im Hause sein eigener Herr sei, wird ihm durch einen Abmiether gestört. Wer miethen muß, hat gleich ein ganzes Haus zu miethen, wozu sich die Gelegenheit findet.

Das Gold spielt bei den Negern auf der afrikanischen Westküste eine große Rolle. Manche Neger haben Töpfe und Flaschen voll Gold; aber sie darben lieber, als daß sie diese Schätze antasten. Der König der Neger ist bei seinen Ausgängen an Armen, Händen und Beinen dermaßen mit goldenen Spangen und großen Stücken gediegenen Goldes geschmückt, daß neben ihm zwei Männer gehen müssen, auf deren Schultern er seine Arme legt, um von der Last nicht zu Boden gedrückt zu werden. Bei solchen Ausgängen umgeben ihn Hunderte von Frauen, mit einer Art Pflanzenbutter eingerieben und dann mit Goldstaub bestreut. So werden auch die Leichen reicher Verstorbener ausgestattet.

Schloß nennt in Kroatien jeder etwas bemittelte Grundbesitzer sein meist in der Mitte seiner Besitzungen gelegenes Wirthschafts- und Wohnhaus; jene nennt er sein „Gut". Das einfachste Wohnhaus, dessen Besitzer seine Felder und Weingärten übersehen kann, heißt ein Schloß und bleibt ein solches, auch wenn auf dem viereckigen Hofraume vor dem Hause in der guten Jahreszeit Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner, Tauben und Menschen ganz friedlich mit- und nebeneinander hausen, auch wenn Pflüge, Eggen, Baumgestrüppe und Strohgewirre in krauser Unordnung untereinander herumliegen, auch wenn man Mühe hat, durch allerhand Ergüsse, die sich in bunten Lachen über den ganzen Hofraum verbreiten, trocknen Fußes hinwegzukommen.

Schmeichelhafte Erklärung. „Sie werden mich heute etwas dumm finden", sagte Heinrich Heine zu einem Freunde. „X. war bei mir; wir haben unsere Ideen ausgetauscht."

Die Farandoule ist der Lieblingstanz der Provençalen. Der beste Tänzer ist der Faradou; als Vortänzer erhält er zur Bezeichnung seiner Würde einen Blumenstrauß und eine Bandschleife; diese befestigt er auf seinem Hute, jenen hält er in der rechten Hand. In der linken hat er eine Schnur, welche seine Tänzerin mit der rechten Hand faßt; das zweite, dritte u. s. w. Paar folgen ihrem Beispiele, und nun gibt der Faradou mit seinem Blumenstrauße die Bewegungen an, welche die Gesellschaft auszuführen hat. Das Wesentliche ist, daß der Kreis sich jeden Augenblick zu öffnen, die Schnur jeden Augenblick zu fallen scheint und daß bei aller Raschheit der Bewegungen, bei dem steten Wechsel der Hände, welche die Schnur fassen und fallen lassen, der Ring geschlossen bleibt.

Ankündigungen.

Verantwortlicher Redacteur: M. J. C. Volbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 521.] Neue Folge. Zehnter Jahrgang. [25. December 1852.

Das Ritterwesen.



Entwürdigung des Ritters.

Als eine ganz eigenthümliche und glänzende Erscheinung tritt im Mittelalter das Ritterwesen in der Geschichte der europäischen Menschheit hervor, und es wird nicht leicht Jemand geben, dem nicht bereits die unzähligen Schriften, welche in jede Einzelheit dieses Gegenstandes eingehende Beschreibungen in allen fast nur denkbaren Formen bieten, eine mehr oder weniger genaue Bekanntschaft mit jener Ritterzeit zugeführt hätten. So werden denn auch die bildlichen Darstellungen dieser Nummer, welche einzelne hervorragende Scenen des ehemaligen Ritterwesens vorführen, ebenso wie ähnliche früher in diesen Blättern (vgl. oben S. 268; Jahrg. 1851, Nr. 455) mitgetheilte auch ohne besondere Texte verständlich zu den Lesern sprechen.

Johann Friedrich II. oder der Mittlere, Herzog zu Sachsen.

(Beschluß.)

Nach einigen Jahren ging Johann Friedrich's zweiter Sohn, Johann Ernst, mit der Absicht um, sich mit der Gräfin Elisabeth von Mansfeld zu vermählen. Ehrerbietig suchte er dazu die Genehmigung seiner Ältern nach, und als der Vater gegen die beabsichtigte Heirath manche Einwendungen zu machen hatte, beschloß er, selbst zu diesem zu reisen. Da nun die Brüder Johann Kasimir und Johann Ernst ohnedies in Beziehung auf ihre Belehnung noch verschiedene Geschäfte bei den Gerichtshöfen in Wien zu erledigen hatten, so faßten sie den Entschluß die Reise zusammen zu machen. Herzog Ernst trug seiner Braut die Bitte vor, ihn nach der Kaiserstadt und nach dem Gefängniß seiner Ältern zu begleiten, um in deren Gegenwart und unter ihrem Segen sich die Hand vor dem Altar zu reichen. Elisabeth von Mansfeld fand diesen Gedanken schön und edel und erglühte dafür. Es hielt ihr nicht schwer, die Zustimmung ihres Vaters zu dieser Reise zu erhalten. Dieselbe ward mit großem Gefolge und standesmäßigem Glanze angetreten. Man ging zuerst nach Prag, wo Kaiser Rudolf in der böhmischen Königsburg mitten unter alchymistischen Laboratorien zu residiren pflegte. Der Kaiser war nach Wien abgereist, als die hohen Herrschaften in Prag ankamen, und sie folgten ihm alsbald dahin. Ohne große Schwierigkeiten gelangten die Prinzen und ihre gräfliche Begleiterin zur Audienz bei dem Kaiser, den Erzherzögen und deren Gemahlinnen, während ihre mitgebrachten Rechtsanwalte ihre Angelegenheiten vor den kaiserlichen Behörden erledigten; die kaiserliche Majestät äußerte sich so huldreich und gnädig gegen die Herzöge, daß diese sowol als Andere die Meinung hatten, es werde jetzt nur geeigneter Fürbitte bedürfen, um dem unglücklichen Gefangenen in Neustadt Vieles, ja vielleicht die Rücknahme der Acht von seinem noch immer geächteten Haupte, wol gar die Freiheit selbst zu erwirken. Nach so mannichfachen verunglückten Versuchen, die bereits früher gemacht worden waren, rieth man jedoch den Söhnen, vorsichtig und leise aufzutreten. Sie thaten es unter Mitwirkung der Gräfin, gegen welche sich der Kaiser besonders huldreich zeigte, und waren mitten in ihren Bestrebungen nicht wenig von der Eröffnung überrascht, die ihnen vertraulicherweise gemacht ward, daß der Kaiser im Begriff stehe, sich soeben selbst nach Neustadt zu begeben, um die Einleitung einer astrologischen Procedur vorzunehmen, die vermöge eigenthümlicher Umstände nur dort stattfinden könne. Rudolf, sonst wenig zuvorkommend gegen Frauen, machte der Gräfin von Mansfeld das Anerbieten, ihr in einer seiner Kutschen zu folgen. Die fürstlichen Brüder folgten am nächsten Tage nach, und das Zusammentreffen derselben mit den unglücklichen Ältern läßt sich wol fühlen, aber nicht beschreiben. Solch einen Freudentag hatte das Fürstenpaar nicht mehr zu erleben geglaubt. Die Söhne, die lang ersehnten, die theuern, stattlichen Söhne, Ernst's holde Braut, die in ihrer Demuth und Schönheit einem Engel glich — sie lagen am Herzen des Älternpaares; es war fast zu viel des Glücks auf ein mal für die des Glücks Entwöhnten!

Kurz wie eine Stunde war der erste Tag ihrer Wiedervereinigung der fürstlichen Familie verflossen; nicht satt sehen konnten sich die Ältern an den Söhnen und an der künftigen Tochter, nicht genug sie herzen und liebkosen, und tausend Fragen gab es gegenseitig zu beantworten und tausend Erlebnisse zu erzählen.

Am folgenden Morgen trat ein Mann in das Gefängniß des Fürstenpaares, der ein Kleid trug, wie es hier seit dem Tode des frühern Seelsorgers des Gefangenen nicht gesehen worden war — den schwarzen Talar eines protestantischen Geistlichen; es war der koburgische Hofprediger aus Prinz Kasimir's Gefolge, und er begann mit Hülfe einiger Diener einen Altar auf evangelische Weise zu errichten und alle Vorbereitungen zu einer feierlichen Kirchenhandlung zu treffen. Der Fürst und die Fürstin wußten, was dies zu bedeuten habe. Bald darauf öffnete sich die Thür und herein trat die Gräfin Elisabeth von Mansfeld im Brautschmucke zwischen dem Bräutigam und dem künftigen Schwager. Das Brautpaar kniete vor den Ältern, um deren Segen bittend, und dann wurde die feierliche Einsegnung vor dem Altar durch den Hofprediger vollzogen. Freude herrschte in den stillen Räumen, aber diese Freude war mit Wehmuth gepaart. Alle Augen weinten beim Hinblick auf die ehrwürdigen und unglücklichen Ältern, deren Schicksal der Hofprediger erwähnte, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, daß so langes Leid seinem Ende nahe sein möge. Nach der kirchlichen Feier sagte der Vater, indem er die Wangen der Neuvermählten streichelte: „So haben denn nun beide Söhne Gattinnen; der deinigen, Kasimir, konnte ich meine segnende Hand nicht auf die Stirn legen, und ich will bekennen, daß ich es mit Widerstreben gethan haben würde. Was der Vater mir that — Kasimir, was dein Schwiegervater deinem Vater gethan — konntest du es vergessen! Er trug den Kurhut, der mein rechtmäßiges Erbe war — sein Nachfolger trägt, was dir nach meinem Tode gebührte. Er belagerte mein Gotha, er führte mich gefangen hinweg, er legte unsern herrlichen Grimmenstein in Trümmer. Er war es, der auf die demüthigsten Bitten deiner Mutter Antworten gab, die uns das Herz zerrissen. Doch genug, verzeihe dieser Regung menschlicher Schwäche, mein Sohn — freuen will ich mich, wenn du glücklich mit seiner Tochter bist."

Die Fürstin unterbrach dieses Zwiegespräch, indem sie aus des Kaisers Umgebung die Andeutung erhalten hatte, den günstigen Augenblick zu benutzen und vor der kaiserlichen Majestät mit den anwesenden Familiengliedern einen Fußfall zu thun, um des Gefangenen Befreiung zu bewirken.

Eine Stunde später kniete der Geächtete und seine Gemahlin zu Kaiser Rudolf's Füßen. Auch die Prinzen und die neuvermählte Prinzessin, noch in Brautschmuck, beugten das Knie hinter den Ältern. Der Kaiser schien auch geneigt, das Gesuch zu bewilligen. Er ließ eine Capitulation aufsetzen, welche der Herzog unterschreiben sollte; allein die Bedingungen dieser Capitulation waren zum Theil so hart, daß der Herzog nach denselben höchstens eine Erweiterung seiner Gefangenschaft und einen Wechsel seines Bewahrungsortes gewonnen, sich aber dabei in eine höchst gezwungene, ängstliche Lage und zu seinen Söhnen in ein beiden Theilen lästiges Abhängigkeitsverhältniß gestellt haben würde. Er machte daher mit möglichster Bescheidenheit seine Einwendungen, und die Mittelspersonen, die sich für ihn verwendet hatten, brachten es dahin, daß neue Vorschläge gemacht wurden, die aber liegen blieben und zu keinem Ziele führten; der Kaiser reiste von Neustadt ab und der Zustand des gefangenen Fürsten blieb unverändert.

Das unglückliche Fürstenpaar war untröstlich, denn

nun schien jede Hoffnung auf Befreiung verloren. Inzwischen mußten die Söhne daran denken, die Heimkehr anzutreten und tiefer Schmerz ergriff sie Alle. Die scheidenden Kinder, zur Abreise fertig, erschienen vor den Ältern. Weinend lagen sie einander am Herzen. „Lebt wohl! lebt wohl!“ das waren die einzigen Laute, die nach und nach mit gebrochener Stimme geflüstert wurden. „Lebe wohl, mein Sohn, mein Ernst, ach, lebe wohl! Kasimir, mein ältstgeborener, komme auch du, daß ich dich noch einmal umarme!“ weinte die Fürstin. Kasimir ließ den Vater und warf sich an der Mutter Brust, während der Jüngere zum Vater eilte. So wechselten sie und immer und immer wieder, und niemals wollte es ein Ende nehmen. Auch die junge Schwiegertochter erhielt ihren Theil an den Liebkosungen der Ältern. Endlich schlägt es ein Uhr, es war Zeit, aufzubrechen. „Theurer Vater!“ sagte Kasimir, „hochverehrte Mutter, habt ihr noch Weisungen und Wünsche außer denen, die wir bereits kennen und heilig zu befolgen geloben? Dann sprecht sie aus, denn nun müssen wir scheiden.“

„Ich habe nichts mehr“, sagte der Vater; „habt Ihr noch etwas, Elisabeth?“ Die Fürstin schüttelte mit dem Haupte. „Nun denn, so scheidet und Gott sei mit euch von nun an und in Ewigkeit. Geht hin mit dem Segen eures Vaters und eurer vortrefflichen Mutter, die ein Muster der Treue dastehen wird für alle Zeiten. Nun, so geht, geht und vergeßt uns nicht. Lebt wohl!“

Der unglücklichen Alten Herz war gebrochen, sie saßen in ihrem Gefängniß stumm nebeneinander. Alles um sie war leer, todt, so still, so traurig! Da nach etwa einer halben Stunde klang es wie rasselnder Hufschlag in der Ferne. Die Thür sprang auf und ein Mann stürzte jählings zu der Fürstin Füßen. Es war Ernst, der jüngere Sohn. „Noch einmal“, rief er, „nur noch einmal! Ich hole sie wieder ein. Mutter, noch einen Kuß — noch einen Druck Eurer Hand!“ Die Lippen der Mutter verschlossen die seinigen. „So, mein Sohn, — habe Dank — gehe hin und kehre nicht wieder, mein Liebling, unser Abschied ist überwunden!“

Auch der Vater umarmte Ernst noch einmal und verschwand dann für immer.

Am 8. Februar 1594 entriß der Tod dem unglücklichen Gefangenen die treue Gattin. Die Söhne sandten eine Deputation fürstlicher Räthe, die theure Leiche in die Gruft ihrer Ahnen abzuholen. So sahen sie die Mutter wieder. Vergebens flehte der Vater, diesen Trauerzug, der ihm die Überreste seiner treuen Leidensgefährtin entführte, bis zu deren Ruhestätte nach Koburg begleiten zu dürfen; es ward ihm abgeschlagen. Gleich darauf mußte er, weil die Türken sich den östreichischen Grenzen näherten, seinen Aufenthalt noch einmal verändern und das Schloß Steyer, tiefer in Östreich, beziehen. Aber er überlebte diesen Wechsel und den Tod seiner frommen Elisabeth nicht lange. Steyer und die ganze Welt war ihm nun einsam, sein Herz war krank und sein Haupt müde geworden; er legte es am 9. Mai 1595 zur Ruhe, ohne daß er sein Vaterland und seine Söhne wieder gesehen — nachdem er 66 Jahre gelebt und 28 davon unter der Acht nnd im Kerker zugebracht hatte. Erst nachdem die Seele seinen Körper verlassen hatte, erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr zu den Seinigen. Er ward ebenfalls nach Koburg gebracht und dort an der Seite seiner Gemahlin beigesetzt.

Der Grabhügel des tapfern Beowulf.

Einer der tapfersten Helden der Angeln und Sachsen, welche Britannien eroberten, war Beowulf, und seine Thaten erzählt ein altes, in angelsächsischer Sprache zum großen Theil noch vorhandenes Gedicht, das auch die Sitten und Gebräuche jener frühern Jahrhunderte darstellt, weshalb es zu den schätzenswerthesten Überresten dieser Zeit gehört. In der Ursprache können es nur wenige Sprachforscher lesen; allein es gibt mehre englische Übersetzungen davon, unter denen eine von 1837 als die beste gelten kann.*) Besonders ist die Schilderung anziehend, wie Beowulf, dem Tode nahe, bestattet sein will. Sein Leichnam, befiehlt er, soll verbrannt und dann, wo dies geschah, „ein großer Hügel aufgeworfen werden, wie er sich für den Ruhm seiner Thaten eignet.“ Und so geschieht es auch. Hoch aufgethürmt wird eine Menge von Holz, den Körper zu verbrennen. Der Scheiterhaufen selbst

Wird rund mit Halmen umhangen,
Mit Schilden des Krieges,
Mit glänzenden Panzerhemden,
Wie er befahl.
Nun legten die Helden weinend
In der Mitte darauf
Den ruhmvollen Führer,
Den theuern Herrn;
Und es begannen alsdann
Die Krieger, zu entzünden
Das mächtigste Feuer.
Der Rauch stieg hoch empor,
Dunkel aus glühenden Flammen,
Prasselnd ertönten diese
Zugleich mit Weinen und Schluchzen.

Der Leichnam ist verbrannt, der Scheiterhaufen zu Asche geworden, Beowulf's Volk geht nun daran, seinen zweiten Befehl zu erfüllen. Es häuft

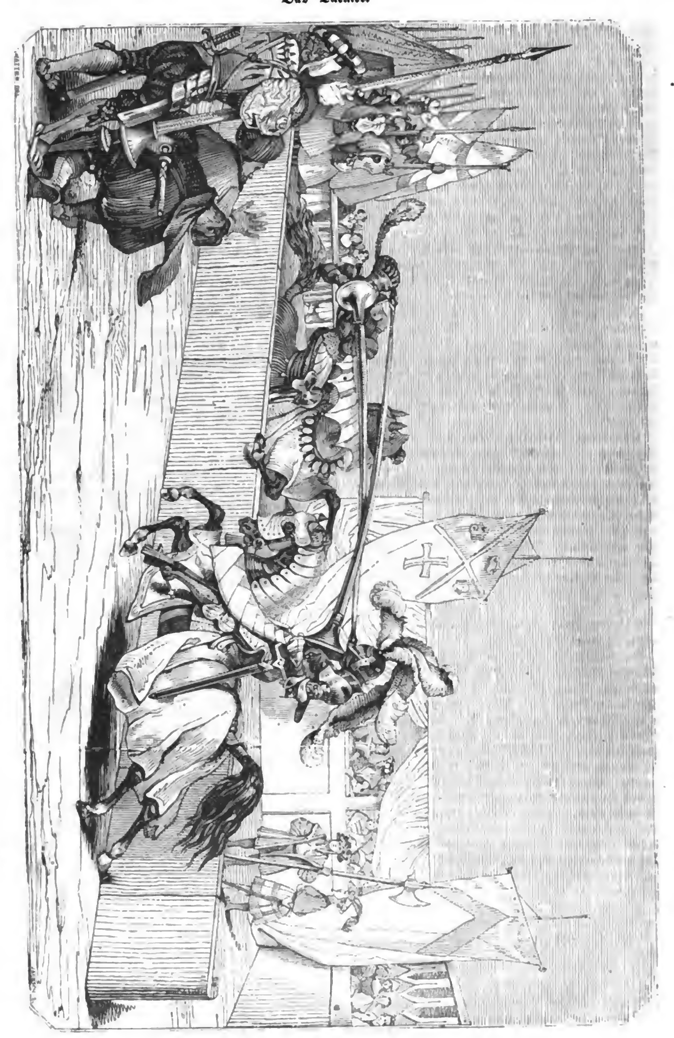
Einen Berg; er ragt über das Meer;
Hoch und breit ist er,
Von fern sehen ihn auf der See
Die Männer des Meeres.
Zehn Tage lang bauten sie
An der Warte des Helden,
Des ruhmvollen Kriegers.
Mit einer Mauer umgaben sie ihn
Ehrenvoll in einer Art,
Wie weise Männer sie wünschen.
Und in den Hügel legten sie
Ringe und glänzend Gestein
Und alle die Zierden,
Welche der wildmuthige Mann
Dem Schatze des Drachen
Abgenommen einst hatte.**)
Die Erde sollte bewahren
Den Schatz der Krieger
Und der Sand das Gold,
Wo es nun nutzlos bleibt
Für den Menschen,
Wie einstens es war vor Alters.

Als nun auch der Hügel so vollendet war, ritten die Krieger rings noch einmal herum und stimmten Lobgesänge für den zu Wodan gegangenen Helden an. Das ganze Bruchstück wirft ein Licht auf die Art, wie nicht blos die Angeln und Sachsen, sondern unsere Vorfahren überhaupt in jener Zeit den Helden im Tode ehrten und wie die sogenannten Hühnengräber entstanden, welche noch jetzt häufig in minder angebauten Gegenden vorkommen, obschon die meisten durch die Pflugschar geebnet oder durch die Nachforschungen der Alterthumsfreunde zerstört worden sind.

*) Von J. Kemble, dem Verfasser einer „Geschichte der Sachsen in England“.

**) Auch hier ein Beleg, wie uralt die Sage vom Drachen ist. Von Jason an geht sie durch das Leben fast aller Helden und Völker.

Das Turnier.



Der Ritterschlag.



Die Weihnachtsfeier in Spanien.

Die Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste finden gewöhnlich schon mehre Tage vorher statt, damit Niemand gehindert werde, sich am Weihnachtsabend völlig der Freude zu überlassen; Madrid aber gewährt bereits in der dem 25. December vorangehenden Woche das schönste Schauspiel.

Die Straßen sind überall dicht mit Buden besetzt, und aus ganz Spanien kommen die Bewohner mit den mannichfaltigsten Erzeugnissen, deren jede Provinz sich rühmt, nach Madrid. Die Puerta de Alcala, de Atocha, de Toledo werden den Karawanen von Kaufleuten eröffnet, welche Waaren aller Art hereinführen. Man sieht ununterbrochen Processionen von Maulthiertreibern und Maulthieren, welche langsamen Schrittes unter eintönigem, aber nicht lästigem Glockengeläute herankommen. Einige führen Wein von Valdepenas, Andere braunes spanisches Tuch zu neuen Mänteln, womit die Majos sich zum neuen großen Kirchenfeste schmücken. Hier ziehen die Valencianer ein; man kennt sie an ihrer Heiterkeit, ihrer halbfranzösischen Haltung und an ihrem ununterbrochenen Geplauder. Sie gehen leicht in ihrer Provinzialkleidung einher, welche, da das Bein bis zum Knie unbedeckt bleibt, der schottischen Tracht nicht unähnlich ist; sie gehen, ihre Mantillas über die Schulter geworfen, stolz auf ihre muskulösen Waden, mit leinenen Sandalen anstatt der Schuhe. Die Valencianer sind zu dieser Zeit sehr willkommen, da ohne sie zwei am Weihnachtsfest unentbehrliche Artikel, die Tourrons (Mandelkuchen) und die Apfelsinen fehlen würden. Hier sieht man — dem Auge ebenso interessant — die Paveros, welche ein zahlreiches Heer gemästeter Truthühner mit bewundernswerther Ordnung herbeiführen. Es sieht wunderlich aus, wenn ein einzelner Mensch mit einer langen dünnen Gerte in der Hand, viele Hundert dieser befiederten Zweifüßler vor sich aufmarschiren läßt, und diese mit ihren kollernden Stimmen die Luft erfüllen, während eine muthwillige Schar von Kindern den Lärm dieses Einzuges durch ihr lautes Zurufen vergrößert. Das Interessanteste der Scene ist jedoch, die außerordentliche Unruhe des Anführers zu beobachten, wenn sein Heer die Thore passirt hat. Durch Erfahrungen weiß er, daß der Feind auf jede seiner Bewegungen Acht gibt, um die kleinste Nachlässigkeit von seiner Seite nicht unbenutzt zu lassen. Es rechnet sich nämlich jeder Einwohner von Madrid zur Ehre an, am Christfeste einen Truthahn zu essen, allein nicht jeder Einwohner hat Geld, sich einen Truthahn zu kaufen, und manche haben ein weites Gewissen. Darum verdoppelt der Pavero seine Wachsamkeit — vergebens! bis zu der Plazuela de la Cebada, dem Orte, wo das Geflügelheer lagert, geht es immer rascher; dann mustert der General seine Truppen, und findet zu seinem Leidwesen, daß ihm zwei bis drei Dutzend seiner Mannschaft entwischt sind. Man kann sich die Verlegenheit des armen Mannes denken; die Diebe rühren sich nicht. Auch sind die weiten Falten ihrer Mäntel nicht in Unordnung, und dennoch könnte man zehn gegen eins wetten, daß, würden diese Hüllen mittels eines Windstoßes oder durch irgend einen Zauber geöffnet, fast unter jeder ein Truthahn hervorschauen würde.

Die Wursthändler aus Estremadura bilden eine andere Art von Lieferanten; bei ihnen ist das Schwein eine Art von Phönix, welches unter den Händen der sogenannten Estramanos sich zu einer zahllosen Mannichfaltigkeit eßbarer Gegenstände gestaltet. Die Estramanos reiten, eingepackt zwischen ihre Vorräthe, unter deren Last sich die Maulthiere krümmen, mit einem unvergleichlichen Ernst auf den braunen Gesichtern, in Madrid ein. Es ist unmöglich, alle Kaufleute von Madrid herzuzählen, welche den Glanz des Christmarktes erhöhen.

Wenn es irgend eine Hauptstadt gibt, die zu diesem Namen vorzugsweise berechtigt ist, weil ihr von jeder Provinz der Tribut entrichtet wird, so ist es Madrid. Dahin muß Alles, was Spanien Kostbares erzeugt. Madrid selbst aber ist mitten unter der Fülle, welche ihm von allen Seiten her zufließt, ein so unfruchtbarer Ort, daß es nur einen einzigen Artikel besitzt, und sich nur des Wassers seiner Brunnen rühmen kann. O! las aguas de Madrid! Wenn die Andalusier ihre Weine und Oliven preisen, die Valencianer ihre Früchte, die Asturier ihre edlen Ahnen, so kommen die Madrilenos mit ihrem Wasser. Doch was liegt ihnen an der Unergiebigkeit ihres Bodens, finden sie ja doch in den beiden letzten Decemberwochen und während des ganzen Januars auf der Plazuela de la Cebada alle Leckerbissen, welche sich der Spanier nur wünschen kann, um die Christnacht zu feiern. Welches malerische und lockende Schauspiel für sie, diese Pyramiden von Apfelsinen, diese Berge von Schinken und diese Läden voll Mandelkuchen! Aber nichts geht dem Madrider über das Gekrächz und Gekoller der weißen Pavos (Truthähne), das ihnen immer zuruft: Schlachtet uns, bratet uns, speist uns!

Unter allen diesen Käufern und Verkäufern machen sich indeß vorzugsweise die Frauen bemerklich. Sie sind es, welche mit Kastanien und Ölkuchen, den eigentlichen Symbolen des Festes, handeln. Denn, wie die Sage erzählt, es bewirtheten die Hirten sich auch gegenseitig mit Ölkuchen in der Nacht, in welcher der Heiland geboren wurde. Darauf stützen die Ölkuchenhändlerinnen ihre Wichtigkeit, und man gewahrt sie mit ihrem tragbaren Apparat an allen Straßenecken und Schenkläden. Wie gewandt sind sie in Handhabung ihrer Bratpfanne. Wie anmuthig reichen sie die gebackenen Kuchen aus derselben, und backen wieder frische hinein! Alle ihre Gliedmaßen sind voller Feuer und Leben, Hände, Zungen, Augen — die schwarzen, spanischen Augen, welche man unaufhörlich durch den Dampf der Pfanne funkeln sieht.

Eine andere Gruppe tritt auf; es sind artige Jungfrauen, welche sich einen neuen Schmuck anschaffen, um am Christabend so schön als möglich zu erscheinen. Es ist auch ein Kinderfest. Da kommt ein Großpapa mit einem Dutzend kleiner Wildfänge, welche er in einen Spielkramladen führt und dort glücklich macht. Dann blicken wir wieder auf diese Schwärme von schwarzen, weißen, rothen, grauen, blauen, rothbäckigen, gutgenährten Mönchen; die blässern Gesichter gehören den Karthäusern. Den Franciscaner mit seiner dürftigen Miene und seinen nackten Füßen dürft ihr nicht bedauern; die spanische Gutmüthigkeit und Frömmigkeit wird ihm den Sack wol füllen, und sein Weihnachtsmahl wird nicht minder reich sein, als das seiner wohlthätigen Geber selbst.

Endlich begegnet man einer nicht weniger zahlreichen Classe, den Bettlern und Landstreichern, welche hier von Morgens bis Abends ihre geheimnißvollen „Villancicos“ feilbieten, die in geistlichen Liedern bestehen, welche sie zugleich in ihrem näselnden Tone absingen. Manche begleiten diesen Act mit furchtbaren Handbewegungen und Geberden; andere fügen noch alberne Possen hinzu. Empören darf man sich hierüber nicht; es gibt unter diesen ruppigen Bänkelsängern manchen Schelm, welcher sich kein Gewissen daraus machen würde, euch seinen Hund auf den Leib zu hetzen, der seinen Herrn an Bosheit noch übertrifft. Übrigens zeigt Niemand mehr Nachsicht als die Klosterbrüder, und sie lassen in dieser Woche der Fröhlichkeit und selbst der Zügellosigkeit des Volkes freies Spiel. Auf sinnlichen Genuß gehen da alle Gedanken.

Die Palastschule Kaiser Karl's des Großen.

Ein großer Mann war Karl der Große, wenn die Größe eines Fürsten darin besteht, sein Volk mächtig zu machen, ihm Sicherheit nach außen zu schaffen, aber auch seinen Geist zu bilden und es zu veredeln. Die Zeit, in welcher er lebte, war noch außerordentlich roh. Von Wissenschaft und Kunst wußte man kaum den Namen, und dies Wenige war nur innerhalb der dunkeln Mauern von Klöstern zu suchen. Selbst dem Kaiser fehlte es an Allem, was jetzt Jedem fast bekannt ist; aber er fühlte, was ihm fehlte, und mitten auf seinen Feldzügen, die ihn von Spanien nach Italien, von Frankreich bis nach der Elbe hin fast jedes Jahr führten, suchte er doch dem ihn drückenden Mangel abzuhelfen und sich im Umgange mit gelehrten Männern zu unterrichten, seiner Familie, seinen nächsten Umgebungen Gelegenheit zu geben, sich besser auszubilden, als es ihm in seiner Jugend geboten worden war. Zu dem Zwecke hatte er selbst in seinem Palaste eine Schule organisirt. Man würde sich freilich irren, wenn man diese „Schola Palatii", wie sie hieß, mit irgend einem Bildungsinstitute unserer Zeit vergleichen wollte. Eher könnte man sie mit einer gelehrten Akademie auf gleiche Linie stellen, bei welcher der Kaiser, man weiß nicht, ob als Präsident oder als erster Schüler erschien; denn der eigentliche Vorsitzende und Leiter war der berühmteste Gelehrte jener Zeit, sein vieljähriger Rathgeber und Vertrauter, Alcuin. Allein so viel Werth legte Karl auf diese Schule — und dadurch ist sie wieder von jeder Akademie unserer Zeit verschieden —, daß sie ihn auf allen seinen Reisen und Feldzügen begleiten mußte, um die wenigen Stunden der Muße, die ihm da blieben, im Kreise der Seinigen nützlich anzuwenden und auszufüllen. Alcuin hatte dann fast stets die ansehnlichsten Zuhörer oder Schüler, wie man sie nennen will. Zuerst also den Kaiser selbst, dann die drei Söhne desselben, Karl, Pipin und Ludwig. Nicht minder vier Geheimräthe Karl's, unter denen besonders Eginhard allgemein bekannt ist, ein paar Bischöfe, die Schwester und die Tochter des Kaisers. Hielt er ihnen Vorträge? Vielleicht; ein Mann, wie ein Alcuin, der in allen Zweigen des Wissens jener Zeit den Meisten überlegen war, konnte auch leicht über Dinge sprechen, welche ihnen mehr oder weniger unbekannt waren, oder von ihm unter neuen Gesichtspunkten vorgetragen wurden. Allein die Zuhörer waren doch theils viel zu bejahrt, theils zu hoch gestellt, als daß dies oft und lange hätte geschehen können. Höchstens konnte es der Fall sein, wenn er etwa die Söhne des Kaisers vor sich hatte. In der That haben wir in Alcuin's Schriften eine Probe, wie er diese unterrichtete. Es ist eine Unterhaltung zwischen ihm und dem Prinzen Pipin, der etwa 15 oder 16 Jahre alt war; allein weit entfernt, daß hier trockener Unterricht oder Vortrag gewesen wäre, besteht sie blos aus Fragen, welche der kaiserliche Sohn thut, um aus dem Munde des Meisters belehrende Antworten zu empfangen, die nicht selten den Schüler wieder zu neuen Fragen veranlassen. Manchmal dreht sich auch die Sache um; Alcuin fragt, sodaß er halbe Räthsel aufgibt, den Scharfsinn seiner Eleven auf die Probe zu stellen. So fragt er ihn z. B.: „Was ist und was ist zu gleicher Zeit nicht?" Der Prinz antwortet: „Das Nichts." „Das Nichts? Wie kann es sein und auch nicht sein?" „Nun, es ist dem Worte nach, allein an sich selbst nichts!" Eine andere Frage lautet: „Welcher Bote ist stumm?" Der Prinz antwortet: „Der, den ich in der Hand habe." Was hast du denn in der Hand?" „Einen Brief." Vielleicht war das ganze in solcher Art sehr lang gedehnte Gespräch nur eine Art Prüfung; allein auf ähnliche Weise mag auch gar manche Stunde überhaupt zwischen den allerhöchsten und höchsten Herrschaften hingebracht worden sein. Man legte sich, eine geistreiche, belehrende Unterhaltung zu haben, gegenseitig Fragen vor, wie sie Dem oder Jenem einfielen, und die Antworten gaben dann immer neuen Stoff, wo wol Alcuin am Ende vermittelnd eintrat. Von wissenschaftlicher, strenger Methode konnte sicher nicht die Rede sein; es sollte nur geistreiche Unterhaltung über Gegenstände bleiben, die uns häufig als läppisch und selbst albern vorkommen würden, weil sie fast jedem Schulknaben geläufig sind, damals jedoch ganz neu und unbekannt waren. Man fragte z. B.: „Was ist die Erde?" Und die Antwort war: „Die Mutter von Allem, was auf ihr wächst; die Ernährerin von Allem, was auf ihr ist, der Speicher des Lebens und der Schlund, welcher Alles verschlingt." Nun, die Antwort läßt sich auch heute noch hören, zeigt indessen nur, daß hier freies Spiel der Gedanken mehr, als strenger Unterricht obwaltete. Zu solchem Spiele gab schon die ganze Form dieser sogenannten „Schule" Anlaß. Alle Theilnehmer hatten einen besondern Namen darin, vielleicht um jede Etikette zu verbannen. Der Kaiser trat als König David, Alcuin als Flaccus Horatius, die eine Dame als Eulalie („die schöne Redende"), der eine Geheimrath des Kaisers als Homer auf u. s. w., und auch so war Veranlassung da, manchen Stoff in einer freien Form zu besprechen, zu einer Zeit, wo die Kunst und Wissenschaft sich eben aus der dunkelsten Finsterniß und Barbarei oft mitten unter den wildesten Scenen des Krieges und der Verheerung zu erheben bemüht war. Wir haben wenigstens einen achtungswerthen Beweis darin, wie der große Kaiser sich bemühte, an seinem Hofe selbst das Licht anzuzünden, das er so gern über alle von ihm beherrschte Länder verbreitet gesehen hätte. Wie rasch würde dies geschehen sein, wenn seine Nachfolger ihm nachzuahmen im Stande gewesen wären. Allein Karl und Pipin starben schon vor ihm, und sein Erbe, Ludwig, der jüngste Sohn, war ein frommer, aber schwacher Mann.

Der Kurde und der Arzt.

Nach dem Persischen des Saadi.

Zu einem Kurden, der ob Leibweh klagte,
Kam einst ein Arzt, griff ihm den Puls und sagte:
„Der Mann aß Speise, die er nicht verdaut,
Und todt sein wird er, eh' der Morgen graut;
Denn besser ist, in wunder Seite tragen
Des Feindes Speer, als schlechte Kost im Magen!"
Sprach's und lag selbst am Morgen auf der Bahre,
Der Kurde aber aß noch vierzig Jahre.

Oft stirbt der Arzt, der Heilung kommt zu geben,
Und Unheibare, die er aufgab, leben.

Mannichfaltiges.

Druckerei bei den spanischen Arabern. Eine Stelle aus einem alten spanisch-arabischen Werke, welche der berühmte Orientalist Hammer-Purgstall in ein französisches Journal hat einrücken lassen, beweist, daß, wenn auch kein eigentlicher Bücherdruck bei den spanischen Arabern bestand, doch kurze, sich oft wiederholende Sätze und namentlich amtliche Schreiben, in denen stets dieselben Ausdrücke gebraucht wurden, in Holz ausgemeißelt und gedruckt wurden.

Die sogenannte Caricaturpflanze im Garten zu Kew in England hat schöne grüne Blätter, in der Mitte durch kleine gelbe Flecken gezeichnet, die im Ensemble mehr oder weniger einem menschlichen Angesicht gleichen. Freilich muß man der Phantasie einen gewissen Einfluß gestatten, um Wellington, Pitt, Brougham nahe beieinander herauszuerkennen. Es gibt fast kein Portrait, das diese wunderbare Caricaturfabrik nicht aufzuweisen hätte.

Der gute Rath. Auf der göttinger Bibliothek war eine Silberstufe gestohlen worden. „Was machen wir nun mit dem Futteral?" sagte Heyne. Kästner antwortete: „Stecken Sie die Nase hinein, die Sie von dem Curatorium in Hannover bekommen werden."

Noch nicht! Der Kaplan, welcher an der Seite des hochbejahrten Pfarrers schon fast ein Menschenalter hindurch fungirt hat und sehnlichst in die bessere Pfründe einzurücken hofft, hört eines Morgens, der vorgesetzte College sei krank. Er findet den angehenden Neunziger nur kränklich. „Sie Glücklicher", ruft er im Laufe des Gesprächs aus, „bald werden Sie unsern Heiland von Angesicht zu Angesicht schauen!" „Ne, Herr College", antwortete der Pfarrer, „ein paar Jarel könnt' ich's schon noch abwarten."

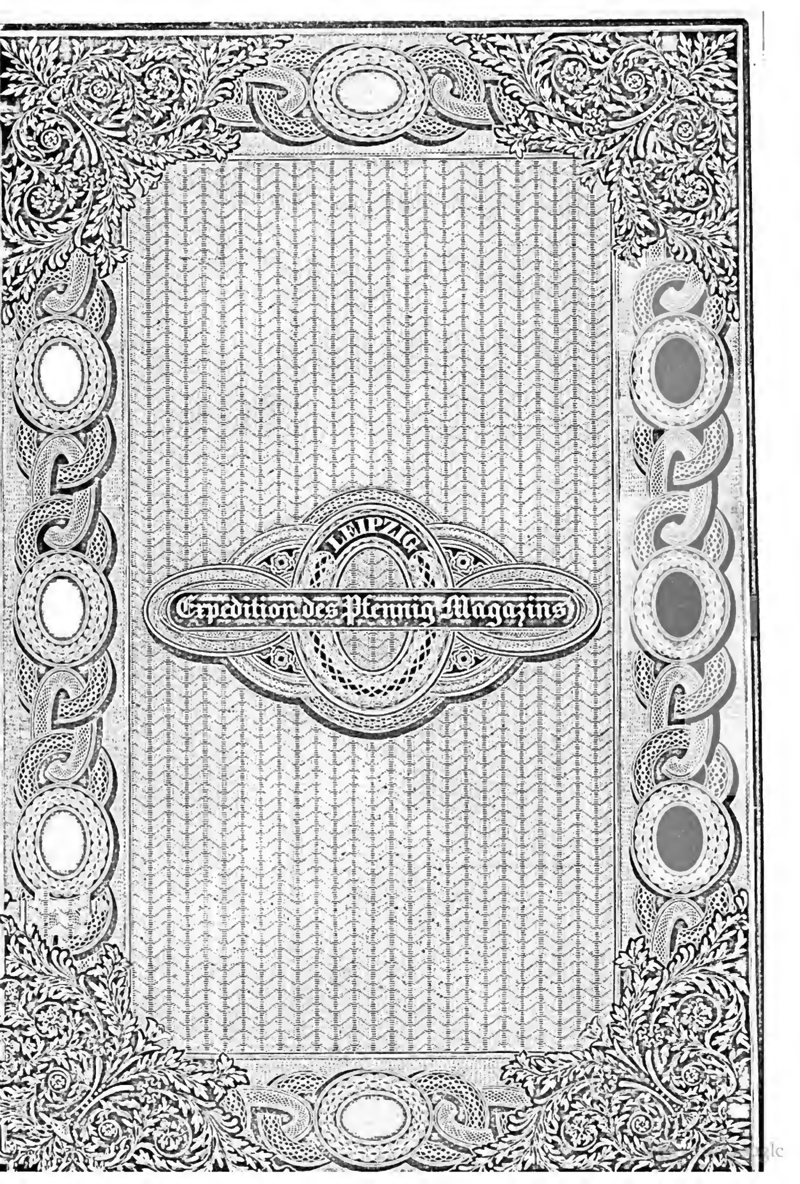
Die durch Kunst verunstalteten Füße der Chinesinnen beruhen auf einer über Jahrtausende alten Mode. Die schon in den Kinderjahren vorzunehmende Mishandlung besteht darin, daß man die vier Zehen unter die Fußsohle beugt und den Fuß mit dem Aenkel in eine Linie bringt, sodaß die Hacke verschwindet; das ganze Glied wird darauf, natürlich unter den unerträglichsten Schmerzen, mit starken Bandagen umschnürt, bis Fuß und Wade vollständig hinwelken. Alsdann wird der neue Fuß, d. h. die große Zehe, in den kaum zwei Zoll langen Schuh hineingesteckt. Keine Chinesin vornehmen Standes kann folglich ohne Hülfe stehen und gehen; ihr Gang ist höchst genirt und widerwärtig häßlich, indem sie dahinwatschelt, als hätte sie wunde Füße.

Der St.-Lorenzstrom in Canada ist unstreitig einer der schönsten Ströme auf der Erde. Er unterscheidet sich allerwege zu seinem Vortheile von seinen nordamerikanischen Brüdern. Er hat klares, frisches Wasser, große langgezogene Wellen, häufig auch sehr malerische Ufer. Das Gewirr von treibenden oder im Flußbett festgehaltenen Baumstämmen, die kurzen, hochflutigen Wellen, die vielen rohrbuschigen Inseln, gelben Schlammbänke und Untiefen, was Alles man auf den übrigen amerikanischen Flüssen unaufhörlich zu sehen bekommt, fehlen dem St.-Lorenzstrom. Er strömt immer ruhig, stolz, unhemmbar; seine Gestade verlieren niemals den wilden Reiz, er selbst verliert nie das Helle und Majestätische.

Heuschrecken in den Schneeregionen. Dem mit den kältern Regionen des Himalaja wenig Vertrauten wird es auffällig erscheinen, die Heuschrecken als Nahrungsmittel der Bären daselbst aufführen zu hören, was sie auf jenen schönen Schneefeldern in der That sind. Diese Heuschrecken werden durch die großen Stürme dahingeführt; die Kälte dieser hohen Regionen läßt sie aber erstarrt herabstürzen, ihre Flügel, die ihnen bis dahin dienten, um sich schwebend zu erhalten, versagen ihren Dienst; so fallen sie herunter und liegen, wenn nicht in Haufen, doch in ziemlicher Menge auf dem Schnee, erstarrt, wo die Sonne nicht sehr wirkt, um sie zum Leben zurückzurufen. So bald die Sonne aber ihre starren Glieder so weit wieder erwärmt, um ihnen eine Bewegung zuzulassen, so springen und flattern sie wieder ein Stückchen. Doch ist ihre Thätigkeit nicht groß und währet nur kurze Zeit, bis die Kälte des Abends oder Morgens und das Scheiden der Sonne sie wieder in ihren Todesschlaf versetzt, in welchem Zustande sie den Bären als Nahrung dienen.

Der Name Marionette stammt von Mariola her; mit diesem mönchslateinischen Worte bezeichnete man die Puppe, welche die Jungfrau Maria darstellte; durch Vermittelung des Französischen ging dieser Ausdruck in Marionette über.

Verantwortlicher Redacteur: H. J. C. Wolbeding. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.


LEIPZIG
Expedition des Pfennig-Magazins





